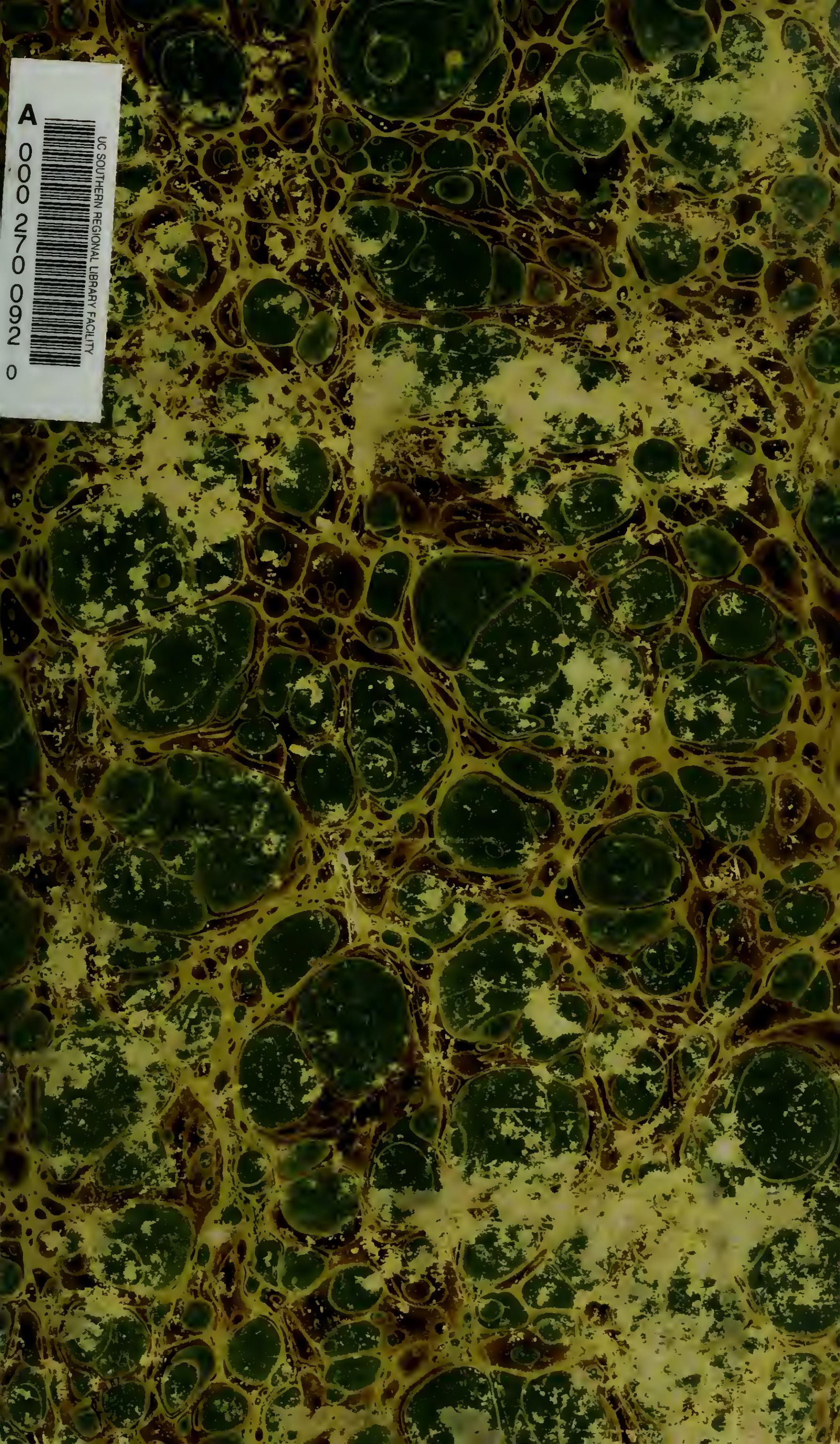
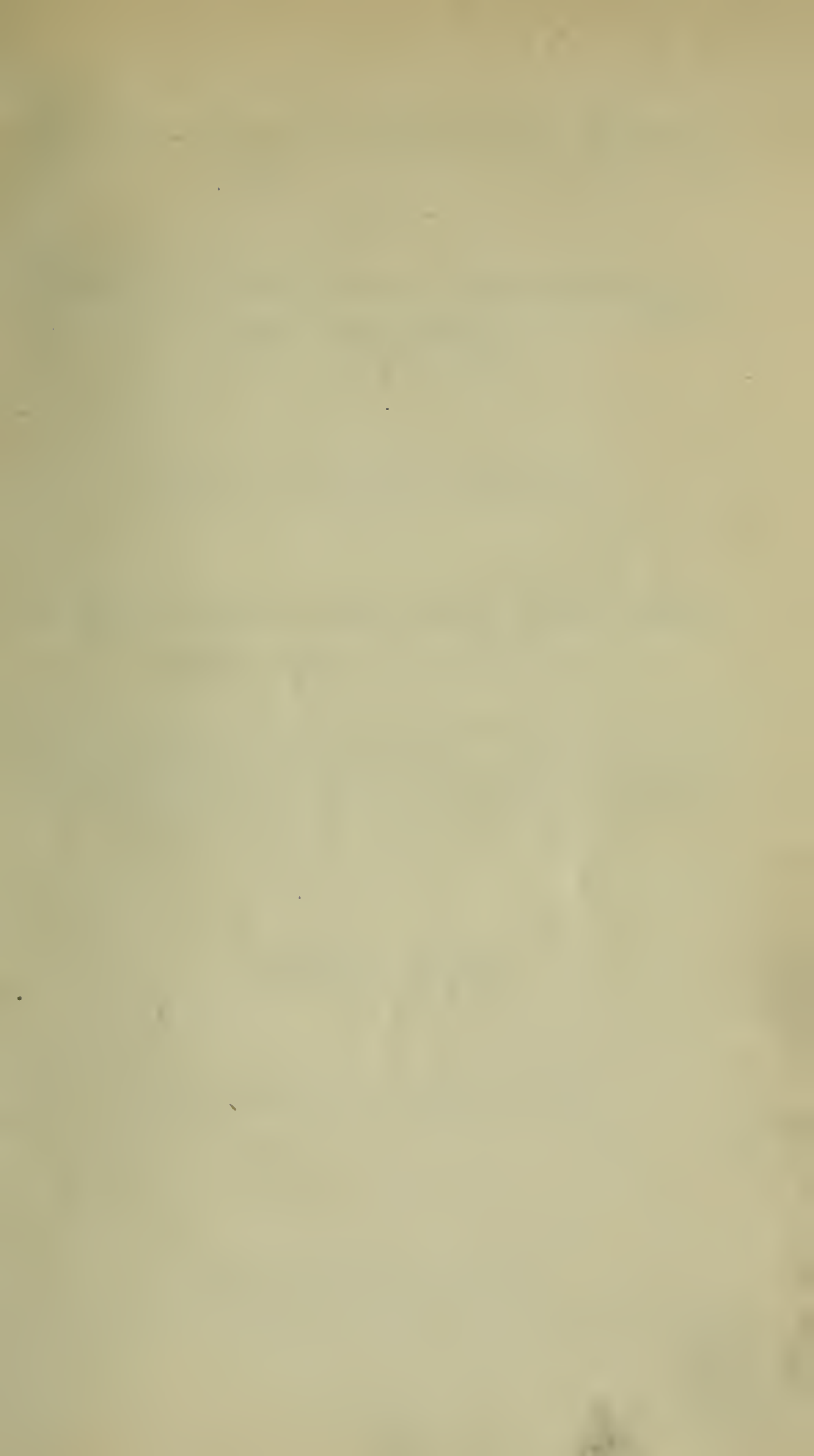

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 270 092 0


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Suplement-Band,

oder

des ganzen Werkes achter Band.

Sondershausen, 1844.
Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.



Vorwort.

Nachdem das Werk Thüringen und der Harz mit dem siebenten Bande vorläufig geschlossen werden mußte, behielt sich der Herr Verleger (wie im Schlußworte des erwähnten Bandes bemerkt wurde) vor, die Beschreibungen der noch zurückgebliebenen beachtenswerthen Gegenstände, in Suplementen nachzuliefern. Der Wunsch, daß dieses geschehen möchte, ist von vielen Seiten ausgesprochen worden, und dessen Erfüllung erfolgt daher in nachfolgenden Blättern, theils mittelst Benutzung des noch vorräthig gewesenen Materials, theils durch neue Bearbeitungen. Leider ist es nicht möglich gewesen, für alle noch erwähnenswerthe Punkte geeignete und genügende Beschreibungen zu erlangen; ja es sind uns sogar manche für das Werk übernommene Verpflichtungen gar nicht erfüllt worden, was wir zu unserer Entschuldigung anzuführen genöthiget sind, wenn vielleicht, bei unserem besten Willen, noch Lücken unausgefüllt bleiben sollten. Uebrigens tritt wohl häufig der Fall ein, daß Einzelne sich für manche Punkte besonders interessiren und deß=

halb die Aufnahme derselben in unserem Werke für unerläßlich ansehen, während Andere dieselben keineswegs vermissen; indem sich die Merkwürdigkeiten mancher dieser Punkte meist auf Lokalinteressen beziehen, welche in einer Chronik allerdings nicht fehlen dürfen, in der mehr auf das Allgemeine gerichteten Tendenz unseres Werkes aber nicht an ihrem Platze sein würden. — Abbildungen auch für diese Suplemente zu liefern, würde nur mit bedeutender Preiserhöhung statt finden können, welche die Erfahrung zu vermeiden lehrt. Wir übergeben diese Suplemente dem Publikum mit dem Wunsche, daß sie sich einer gleich freundlichen Aufnahme, als das ganze Werk zu erfreuen haben mögen.

Sondershausen, im October 1844.

Friedrich von Sydow,
als Redacteur.

Kreuzburg
an der Werra.

Wie ferner Glockenton am stillen Sonntagsmorgen klingt in meiner Brust dein Name, altes Cruciburgum! Denn wo süße, heilige Erinnerungen haften, da bedarf es nicht der Wunder der Natur und Kunst, ein dankbares, begeistrungvolles Herz zu fesseln. — Und habe ich nicht, ein fröhlicher Bube, den die Mutter gern auf deine Frühlingsmärkte führte, an deinen sonnenbestrahlten Höh'n so oft die ersten Veilchen gepflückt? Und sind nicht die mehr und mehr ersterbenden Winzerfreuden auf deinen spärlich gewordenen Rebenbergen Jahre lang das Eldorado meiner kindlichen Wünsche gewesen? Und als der Knabe zum Jünglinge gereift, wie oft ist er an deiner Liboriuskirche gestanden und hat dem Werrastrom, der unter seinen Füßen die murmelnden Wellen dahin trug, seines Herzens heiße Sehnsucht, die noch keinen Halt und keine Grenze hatte, mitgesendet! Wie oft hat er sich in der Freunde fröhlichem Kreise, den dein wirthliches Rathhaus unter seinem Dach versammelt, ach, so wohl gefühlt! Nun aber ist der Jüngling zum Manne geworden — und — ja, und auch dem Manne ist das schlichte Kreuzburg lieb und werth geblieben. Und wenn mich die Weihestunden eines höheren, geistigen Lebens, die ein allgeliebter Ephorus uns dort geschaffen *), auch noch jetzt in's nahe Städtlein rufen; wenn mich des Amtes Pflicht und des Herzens Drang den steilen Schloßberg hinaufführt, bald das entzückte Auge an dem freundlichen Thale zu weiden, das wie ein lachender Garten den Silberfaden der Werra umgrünt, bald eines hochver-

---

*) Der würdige Herr Superintendent Wollenhaupt zu Kreuzburg hat in dem Fürstenthume Eisenach die ersten Prediger-Conferenzen in das Leben geführt.

dienten Ehrenmannes weisem Richterwort zu lauschen *); wenn ich sinnigen Gemüthes in den alten Chroniken blättere, die, gleich einem plaudernden Mütterlein, von den wundersamen Geschichten erzählen, deren Kreuzburg's zerfallende Mauern stumme Zeugen gewesen; wenn die geheimnißvolle Sage, die, eine schillernde Libelle, die Ufer der Werra umflattert, ihr buntfarbiges Spiel vor meinen Blicken entfaltet: — da freue ich mich wohl der Gegenwart, die mit dem nimmer welken Kranze stillen Zaubers und mit dem frisch erblühten jungen Glücks und schmeichelnder Hoffnung über dem lieblichen Thale schwebt; aber aus des Herzens Tiefen drängt sich unwillkührlich doch das Wort der Wehmuth: O du arme Stadt, wie bist du von der sonnumstrahlten Höhe deines Ruhmes und deines Glückes so herabgesunken! Wie sind deine Rebenhügel zu Steinhaufen geworden und deiner Bürger viele durch der Zeiten Ungunst zu der bittern Frage gezwungen: „Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?!" Wie ziehen die Wanderer durch deine Gassen und rasten kaum mit einem flüchtigen Blick an deines Schlosses Zinnen und denken nicht daran, daß einst des Landes Fürsten sich in deinen Mauern heimisch fühlten, daß einst ein edler Herzog dich zur hohen Schule hat erkiesen wollen **)!

Dennoch soll es nicht so sein. Der Deutsche soll die Stätten seines alten Ruhmes kennen und beachten. Denn auch die unscheinbare Blüthe birgt oft eine köstliche Frucht. Und wenn die arme Gegenwart des Wanderers Fuß und Blick nicht fesseln mögte, o so soll der Zauber der Vergangenheit „wie Orgelton und Glockenklang" zu seinem Herzen sprechen, und, ein lustiger Elfenreigen, soll die Sage ihn umgaukeln, daß er auch an Kreuzburg's Thoren rastet und mit theilnehmender Liebe das Bild, das bald in trüben, bald in lichten Farben sich in seiner Seele spiegelt, mit von hinnen nimmt.

Und wer denn nun einmal von Eisenach nach Cassel reis't, der halte, wie des Wagens, so die Fenster seiner Seele frei und offen! Denn etwa eine Stunde hinter erstgenannter Stadt, sobald der letzte Hügel, der von dieser Seite aus das Werrathal begrenzt, nicht mehr die Fernsicht hemmt: siehe, da breitet ein entzückendes Panorama vor den staunenden Blicken sich aus. Ein weites, lustiges Thal, im Vordergrunde von dem ländlichen Edelhofe eines Herrn von Buttlar-Brandenfels, zur rechten Hand von waldumkränzten Höh'n geschlossen, grünt und blüht zu seinen Füßen. Aber

---

*) Der Herr Justizrath Zwez, der, alt an Jahren, aber jung an Kraft, die Zügel amtlicher Verwaltung von der hohen Burg herab mit starker Hand und edlem Eifer führt, hat sich in Kreuzburgs Annalen einen dauernden, wohlklingenden Namen gesichert.

**) In Wahrheit wollte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Kreuzburg zu einer Universitätsstadt erheben. Als jedoch dieser Gedanke nicht zur Wirklichkeit gedieh, so begründeten später seine erlauchten Söhne die Hochschule zu Jena.

des Thales Krone ist — Kreuzburg (Creutzburg, Creuzberg). Denn wo der Werra rauschende Fluth im gewaltigen Kampfe mit den Bergkolossen, die ihr dort entgegenstarren durch die steilen, öden Kalksteinfelsen, welche sonst im grünen Schmuck der Reben prangten, einen mühsamen Weg sich gebahnt, da reihen sich des Städtleins Ziegeldächer zu der engen, baumdurchblühten Schlucht hinein. Und von der Felsenstirne herab, die zur Linken das Städtlein begrenzt, blickt die Perle jener Krone, blickt die altehrwürdige Burg gar wundersam dich an. Aber in dem Hintergrunde steigen die Berge, hier von der Pflugschar durchfurcht und dort im grünen Laubgewande prangend, höher und höher, während aus weiter Ferne, wie das Haupt eines riesigen Wächters, des Hellersteines kahler Scheitel stumm und starr herüberschaut. — Wer aber noch eines schöneren Blickes auf die Stadt und auf des Thales Reize sich erfreuen will, der klimme hinauf, wo gen Mitternacht der Weg nach Büchenau ihn führt. Und wenn er von dem Amphitheater jener Bergeshöh' herabschaut in die wunderreiche Scene, die sich wie ein liebliches Phantasiebild vor ihm entfaltet, da wird die Brust ihm weit und die Lippe stumm, denn in schweigenden Gefühlen schwelgt und feiert die Seele. —

Kaum aber hast du Herz und Auge an dem reichen Fruchtmeer, das zu beiden Seiten der Straße wogt, und weiter hinaus an dem blumendurchwirkten Wiesenteppich geweidet; — noch klinget dir das Glockengeläute der grasenden Heerden wie ein idyllisches Zaubermährchen in die Seele; noch wendest du den Blick dem nahen Salzwerke Wilhelmsbrunnen zu, das zur Linken des Weges mit seinen langen Gradirhäusern und seinen künstlichen Wasserleitungen, eine unvergleichliche Zierde des reizenden Thales, dich lockend hinüberwinkt: — siehe, da hast du schon die stattliche Brücke erreicht, die mit ihren sieben steinernen Schwibbogen seit länger denn 40 Jahren über die Werra sich wölbt und doch bis auf den heutigen Tag vergebens der Vollendung harrt.

Aber was ist das für ein wundersames Kirchlein, das vor dieser Brücke, dicht an der Straße, die wir gekommen, wie ein altes Madonnenbild uns anschaut? Schon sind wir im träumerischen Sinnen vorüber gegangen, denn die Vorderseite, eine schmuck- und fensterlose Steinwand, die mit ihrem schlichten Kreuz gen Himmel deutet, weiß das Auge nicht zu fesseln *). Da wenden wir unwillkührlich den Blick, und siehe! ein wahrhaft künstlicher Bau im reinsten gothischen Geschmack grüßt ernst zu uns herüber. Und wir wandeln eine kurze Strecke auf dem schwellenden Wiesenteppiche dem buschumgrünten Fluß entlang und kehren uns dann wiederum

---

*) Dieß erklärt sich daher, weil in früheren Tagen sich an diese Seite ein Thurm gelehnt, der später unverzeihlicher Weise abgetragen und zum Bau der Brücke verwendet wurde.

der Brücke zu: — welch' ein überraschendes Bild, als ob's urplötzlich eine freundliche Fee vor unsere Blicke gezaubert! welch' ein romantisches Gemälde, das sich mit dem Schmelze des lieblichen Thals, mit dem Wellentanz des Stromes, mit dem wechselnden Leben der Straße, mit dem starren Schweigen der Felsenwände und, mit dem sinnigen Ernst der alterthümlichen Kapelle in dem Blüthenkranze einer reizenden Baum-Staffage vor uns entfaltet! — Und dennoch zieht es uns bald zu dem Kirchlein zurück und wir staunen ob der abenteuerlichen Verzierungen, die überall und insbesondere aus den künstlich gearbeiteten Fensterbrüstungen herab uns wundersam entgegenschauen. Ueber dem Portale aber lesen wir die Inschrift: „Anno Dom. MCCCCIC quinta feria post festum Sancti Bartholomäi inchoatum et praesens opus.“ — (Im J. 1499, am fünften Sonntage nach Bartholomäus, ist dieser Bau begonnen worden). Und während wir lesen, hat sich ein Fischer, der den heiligen Hallen gegenüber wohnt, zu uns gesellt und nennt selbige die Liboriuskirche und erzählt, daß nur dann in ihren alten Räumen Gottes Wort erschalle, wenn zur Erntezeit der kaum erwachte Sonnenstrahl die Bergeshäupter küßt und die Schnitter mit der neuen Woche in die reifen Aehrenfelder ziehen und Gottes Diener in dem Kirchlein harret, daß sie Sicheln und Sensen an die Pforte stellen und mit dankbarem Gemüthe Dem zuerst die Ehre geben, der des Tages Last und Hitze mit dem süßen Lohn der Ernte segnet. —

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du Ihn auf dem Weg'!“

So denken auch wir. Und alsobald ist der Kirchner bereit, die knarrende Pforte uns zu erschließen. Der innere Raum ist beschränkt und durch die später angefügten Emporkirchen verunstaltet. Dennoch zeugen die Kreuzgewölbe der Decke und die schlanken zierlich gearbeiteten Säulen, welche diese Decke tragen, unabweislich für den gothischen Styl, der in seinem reinsten Gewande an dieser unscheinbaren Stätte zur Schau tritt. Aber der Zahn der Zeit, der auch des Heiligen nicht schont, hat an dem schönen Baue so unbarmherzig genagt, daß wir die sorgliche Aufmerksamkeit des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, der sich neuerdings diesem ehrwürdigen Denkmale einer alterthümlichen Kunst, welche die vielgestaltige Mode gerade in unsern Tagen wieder auf den ihr gebührenden Thron zu erheben beflissen, mit lebendigem Interesse zugewendet, nur zu rühmen und zu segnen wissen *).

Aber unsere Wißbegierde ist noch nicht befriedigt. Auch von

*) In der That haben auf Höchsten Befehl die Arbeiten an der Liboriuskirche bereits im Jahre 1840 begonnen und schon jetzt manchen späteren Anbau, der das Auge störte und verletzte, weislich entfernt.

den alten Zeiten möchten wir hören, die ernst und freundlich über die Liboriuskapelle dahinzogen. Darum lauschen wir in stiller Andacht jedem Worte, das uns die Geschichte an der heiligen Stätte in die Seele flüstert. Und sie erzählt uns also:

Bald nach Erbauung der Stadt war dem heiligen Liborius an der Straße, die gen Eisenach führt, eine Kapelle errichtet worden. Und weil dieselbe von dem Papste zu Rom mit reichem Ablasse beschenkt und überdieß der Wahn, daß jener heilige Liborius ein vielbewährter Helfer sei in allen Leibesnöthen, die wundersüchtigen und wundergläubigen Gemüther jener Zeit gewonnen hatte: so walleten, namentlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zahllose Schaaren zu der weitberühmten Stätte, also daß noch heutigen Tags der steile Pfad, der unmittelbar neben dem Kirchlein vorbei auf den Gipfel des nahen Berges führt, wo einst ein wunderthätiges Kreuz die frommen Beter fesselte, der „Wallsteig" heißt. Aber die Hand der Zeit rüttelte allgemach an der alten Kapelle. — Weil jedoch die häufigen Wallfahrten für Kreuzburgs Bewohner eine reiche Geldquelle geworden, so wollte man [illegible] Quelle nicht versiegen lassen und begann im Jahr 1499 einen neuen Bau.

Siehe, da verkündete des Papstes Wort mit dem beginnenden [illegible]hundert, das — er ahnte es nicht! — den Boden untergrub, [illegible] den sein heil'ger Stuhl bisher gestanden, ein goldnes Ablaßjahr. Alles Volk wallte gen Rom, seiner Sünden im schnöden Wucher ledig zu werden. Da machten sich auch gute Bürger Kreuzburgs: Titzel Buttenhorn und Berlt Löber auf den Weg. Und [illegible]e heimkehrten, brachten sie ein großes Programm zurück, von Kardinälen besiegelt und unterschrieben, des Inhalts: „Wer [illegible] St. Liborio auf der Brücke wallfahrten würde, der solle Gnade [illegible] Ablaß erlangen." Und wie zuvor strömte von Fern und Nah' das Volk zu der heiligen Stätte und brachte in dem neu erbauten Kirchlein Dem, der nur im Geist und in der Wahrheit will verehrt sein, die eitlen Gaben seiner Opfer und — Lippen.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn horch! wie himml[illegible] Posaunenton durchhallt Luther's gewaltige Stimme das Thüringerland. Dem Fürsten folgt der Unterthan und begrüßt mit jubelnder Freude den lang ersehnten Tag der Freiheit. In wenigen Jahren hat das Licht, das, in Wittenberg angezündet, mit wunderbarem Glanze durch die Länder strahlte, den Weg — selbst in die schwermüthigen Schatten der Karthäuserzellen gefunden. Und ein Mönch aus dem Karthäuserkloster zu Eisenach, Albert von Kempen, eilt am 1. September des Jahres 1523 nach Kreuzburg, um das Wort der Wahrheit mit begeistrungvollem Herzen zu verkünden. Aber die Pforten der Pfarrkirche St. Nicolai sind [illegible]m unerbittlich verschlossen. Da gehet er hinaus in die Liborius[illegible]e — und die engen Räume fassen kaum die Menge, die ihm nachgezogen — und prediget mit solcher Kraft das Evangelium,

daß Alle, die ihn hören, seinen Worten glauben und der neuen Lehre ihre Seelen öffnen. So hatte denn des Himmels Huld die kleine Stätte zu dem Heerde auserſehen, von dem der Funke der christlichen Freiheit, zur lichten Flamme angefacht, in die Häuser und Herzen der Kreuzburger zündend hineinschlug.

Nun aber war der wunderbare Heiligenschein, der bis daher die Liboriuskirche umleuchtet, von einem reineren, schöneren Glanze überstrahlt, und ihre Bedeutung sank von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis endlich ihre Pforten von den Bürgern selbst geschlossen wurden. Und erst seit dem Jahre 1715, wo das saubere Kirchlein bessernder Hände sich freute, lockt es in der Erntezeit, wie schon erzählt, die frommen Schnitter in die heil'gen Hallen.

Aber allnächtlich um die zwölfte Stunde — fiel der Fischer ein, der unserer Betrachtungen still gelauscht — eilt von dem Wallsteige, „gleich einem brüllenden Löwen, der da sucht, wen er verschlinge," ein schwarzer, zottiger Hund und umkreiset mit rollenden Feueraugen dreimal das Kirchlein und verschwindet heulend vor dessen Pforte. —

Wir aber, nachdem wir länger, als wir selbst gewollt, an der freundlichen Stätte gesäumt, wandeln lächelnd und doch ernst dem nahen Städtchen zu. Keine Mauer, die nur hie und da in einzelnen Trümmern noch zu Tage steht, kein Thor hemmt unsern Eingang. Ein gewöhnliches Landstädtchen ist es, das uns umfängt. Aber der Flammen verheerende Wuth, die öfter in dasselbe eingebrochen (in den Jahren 1259, 1296, 1634, 1765, 1782), hat es freundlicher gestaltet, als so manche seiner Schwestern. Dennoch fesselt von den 360 Häusern, die es zählt — außer der geräumigen Hauptkirche zu St. Nikolaus *), die im Jahr 1785, neben dem verstümmelten Thurme, der seit 1428 über die Wohnungen der Menschen emporragt, auf den Gräbern edler Fürsten **), und dem geschmackvollen Rathhause, das im Jahre 1819 erbaut und vollendet worden — kaum ein einziges des Wandrers Fuß und Blick. Ja, und wenn wir auch am neuen, schönen Brunnen weilen wollten, der auf dem freundlichen Markt den Silberstrahl einer fernen Quelle zu Tage sprudelt: treten nicht die vielen dürftigen und meist verkrüppelten Gestalten, die daselbst ihr Wasser schöpfen, wie unheimliche Kobolde in die Fata morgana unserer wachenden Träume? Denn die meisten der 2000 Bewohner, die in dem gewerblosen Städtlein, dem der freilich reiche, aber auch mühsam zu befruchtende Schooß der Erde fast die einzige Nahrungsquelle öffnet, ein zum Theil recht kümmerliches Dasein fristen, tra=

---

*) Kanzel und Altar dieser Kirche sind aus schönem, dunkelgrauem Marmor gearbeitet, der in dortiger Gegend gebrochen wird.

**) Herzog Johann Ernst ließ im Jahre 1596 seinen Prinzen Johann Friedrich und seine Gattin Elisabeth geb. von Mannsfeld in den heiligen Hallen beisetzen.

gen — sei es eine Folge ihrer ärmlichen Existenz oder der eigenthümlichen Lage der Stadt — bald dieses und bald jenes Gebrechen, das sich oft von ihrer zarten Kindheit an gleich einem tückischen Gespenste ihnen aufgebürdet, bis zum Grabe mit sich. Und wir wundern uns dessen nicht, wenn wir erfahren, daß die Stadt des „Kreuzes" zwischen „Noth" und „Sorge" mitten inne liegt *).

So flüchten wir denn hurtig auf die nahe luftige Burg. Der Weg ist kurz und steil. Und siehe, schon nach wenigen Minuten steh'n wir in dem rings umbauten Schloßhof, dessen Länge von dem einen Thore bis zum andern 120 Schritte mißt. Die Gebäude, sämmtlich wohl erhalten und zum Theil modernisirt, sind für die Mitglieder des Justiz- und Rentamtes, dem auf solcher Höhe Sitz und Stimme angewiesen, um sich einen immer freien Blick zu sichern, wohnlich eingerichtet. Alterthümliche Merkwürdigkeiten aber — es müßte denn das Corpus juris sein, das dort geübt — sucht man vergebens. Ja, die ganze Veste, in späteren Zeiten vielfach umgestaltet, trägt nur in den Ringmauern, welche in das Thal herniederdrohn, ihr altergraues Antlitz noch zur Schau. Desto erquicklicher und jugendfrischer ist der Blick von dem, wenn auch nicht hohen, doch isolirt emporragenden Hügel, auf dem die alte Kreuzburg thront. Und ob er auch nicht weitumfassend in die Ferne schweift, so ist die Nähe desto lieblicher und desto traulicher und legt sich wie ein idyllisches Bild um unser offenes Herz. Gen Osten ruht die Stadt zu unsern Füßen, von den grauen Felsenwänden, wo sich bald der Haselstrauch und bald die Rebe angeschmiegt, romantisch überragt. Siehst du, wie die Werra mit gewaltiger Kraft siegreiche Bahn sich gebrochen? Siehst du, wie gen Mitternacht, nicht fern von ihrem Ufer, jene alten Mauern dir entgegen starren? Das sind die spärlichen Reste eines Augustinerklosters, in dessen düstern Hallen manches arme Menschenherz die Erde ach! vergessen wollte — und nicht konnte. Und die schmucke Liboriuskirche an der lebendigen Straße („Salve sancta domus! vere tu regia coeli!"), und die stattliche Brücke, zu deren Füßen der stille Werraspiegel glänzt, — o du erkennest es wieder, das liebe, unvergeßliche Bild! —

Und nach Mittag hinaus schweift unser Blick. Wie abenteuerliche Arabesken, auf grünem Sammetgrund gestickt, schauen die freundlichen Wohnungen und die weithin gedehnten, düstern Gradirhäuser der nahen Saline zu uns herauf. Von dem edlen Herzoge Johann Wilhelm **) im Jahre 1726 erbauet — und darum Wilhelmsglücksbrunnen benamt ***) — hat dieselbe Jahre

*) Wunderbarer Weise wird im Hof auf der östlichen Seite der Stadt die „Sorge" und ein Wassergraben gen Westen die „Noth" genannt.

**) Derselbe, dem das Lustschloß Wilhelmsthal bei Eisenach seine Entstehung verdankt.

***) Die Salzquelle soll schon im Jahre 1452 entdeckt worden sein.

lang der umliegenden Gegend ihren Salzbedarf gespendet und dabei einen großen Theil der armen Kreuzburger ausreichend genährt. Nachdem aber die reiche Quelle zu Bufleben im Herzogthume Gotha ihre unerschöpflichen Schätze aufgethan, so vermogte unsere Saline wegen ihrer schwachen Soole *) und der stets ergebnißleeren Bohrversuche um so weniger mit ihr zu concurriren, als in Folge des Anschlusses an den Preußischen Zollverband ein Salzpreis festgesetzt worden war, der in den Vereinsstaaten nicht überschritten werden durfte. Da ist es nun, und zwar im Jahre 1839 geschehen, daß die Großherzogl. Cammer, weil die spärliche Ausbeute die Kosten des Betriebes nicht zu decken wußte, das Salzwerk veräußerte. Dennoch wird selbiges von seinen jetzigen Privatbesitzern emsig fortgeführt und liefert nicht nur jährlich 50,000 Körbe feines Salz, sondern vermag sogar in Folge seines zweckmäßigeren und weniger kostspieligen Betriebes hinsichtlich der Preise mit Bufleben zu wetteifern. — Darum scheue nicht den kurzen Weg, hinauszuwandern durch den Schmelz der Wiesen und an den rauschenden Wasserkünsten dich zu ergötzen und von den hohen Gradirhäusern herab das wunderliebliche, stromdurchrauschte Thal mit wonnevollen Blicken zu beherrschen und dich von dem schwankenden Nachen schaukeln zu lassen, der in einem niederen Gebäude, das die Soole hält und sammelt („Reservoir"), in den oberen, wie in den unteren Räumen, die kein Lichtstrahl durchdringt, so lind als leis' die salz'ge Fluth durchschneidet. O wie oft, als vor des Knaben träumerischen Blicken, als in der Camera obscura seiner leicht erregten Phantasie die wunderbaren Bilder einer reichen Mythenwelt noch Leben und Gestaltung hatten, o wie oft stieg ich mit süßen Schauern in den schwankenden Kahn hinab und reichte, zitternd schier, dem alten Charon meinen Obolus und träumte nun, er führe mich auf stygischer Fluth in das geheimnißvolle Schattenreich des Orkus!

Nun aber hat zu diesem trüben Acheron der glückliche Gedanke eines allverehrten Arztes **) einen klaren Lethestrom gesellt, in dessen wunderthätigem Wellengrabe mancher Sieche seinen alten Schmerz vergessen wird und schon — vergessen hat. Denn als im Frühling 1840 sich das milde Werrathal mit neuen Reizen schmückte, horch! da rief aus Wilhelmsglücksbrunn eine Stimme: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquik-

---

*) Das Wasser der gewöhnlichen Soolquelle ist, nach den Ergebnissen einer vom Prof. Döbereiner zu Jena kürzlich vorgenommenen chemischen Untersuchung, von 500940 specif. Gewicht — das des destillirten Wassers = 500,000 gesetzt, und verhält sich gegen Reagention wie eine Auflösung von Kochsalz oder Steinsalz in Gypswasser, welches außer Gyps noch kleine Mengen schwefelsaurer Bittererde (Magnesia) und doppelkohlensaurem Kalk aufgelöst enthält. Sonach gehört dieses Wasser zu den sehr armen Soolen, indem es in 1000 Theilen und $12,_{5459}$ Theile oder $5\frac{1}{4}$ p. C. trockene Salzmasse liefert.

**) Des kunsterfahrenen Amtsphysikus Dr. Göring zu Krenzburg.

ken"! Und es kamen der Preßhaften viele — also daß die Badeliste schon im ersten Jahre 150 Namen zählte — und erquickten und verjüngten sich gleichsam in den feuchten Umarmungen der heilkräftigen Najade. Denn es war daselbst von dem belobten Dr. Göring eine Wasserheilanstalt in das Leben gerufen worden, über die sich bereits nach der ersten Saison ein benachbarter Arzt *) in brieflichen Mittheilungen dahin ausspricht: „Man findet in der Badeanstalt zu Wilhelmsglücksbrunn die zweckmäßigsten Vorrichtungen zu kalten Regen-, Tropf- und Sturzbädern, gebraucht aber zu selbigen, statt des reinen Wassers, eine schwache Salzsoole, die, vermöge ihres größeren specifischen Gewichtes und ihres Salzgehaltes, eine weit kräftigere Reizung der Haut hervorbringt und dadurch in vielen Fällen dem Salinenbade nicht nur einen unbestreitbaren Vorzug vor den gewöhnlichen Kaltwasserheilanstalten sichert, sondern dasselbe gewissermaßen zu einem Seebade gestaltet, dessen Wirkung hauptsächlich durch den Wellenschlag und durch den Salzgehalt des Seewassers bedingt ist. Außerdem kann man daselbst auch warme Soolbäder gebrauchen, die nach Erforderniß der Umstände mit mehr oder weniger Mutterlauche versetzt werden, so wie sich denn auch in der Nähe der Saline eine Quelle findet, die vermöge des in ihr enthaltenen Glauber- und Bittersalzes, wenn man 4 — 6 Unzen davon trinkt, gelinde abführt." **) —

Wird nun überdieß, wozu die Badedirection sich anschickt, in einem der Arme der nahen Werra ein Wellenbad eingerichtet; werden Vorkehrungen getroffen, die es ermöglichen, die Kübel zu den Sturzbädern, je nachdem es die Umstände erheischen, entweder mit reinem Flußwasser oder mit einer stärkeren Soole zu füllen, als die ist, welche man jetzt gebraucht; wird die vielbeseufzte, aber auch vielgepriesene Schwitzmethode, die in Gräfenberg und anderwärts

---

*) Der als medicinischer Schriftsteller bekannte Dr. Reinhard zu Eisenach.

**) Das Wasser der Glaubersalzquelle verhält sich chemisch wie das der Soolquelle, schmeckt aber nicht rein, sondern bittersalzig. Sein specifisches Gewicht ist 100958. — Schwerer ist das Wasser einer dritten, der sogenannten Schwefelquelle in der chemischen Fabrik. Es ist klar und schmeckt scharf bittersalzig. Nach Döbereiner's Untersuchungen verhält es sich gegen Reagention wie Meerwasser, dessen Hauptbestandtheile in Natrium- und Magniumsalzen, gepaart mit kleinen Mengen Kalium- und Kalciumsalzen, bestehen. Von Brom, Jod, Lithion, welche in mehren Salzsoolen vorkommen, zeigt dieses Wasser keine Spur; aber dafür eine kleine, nicht leicht bestimmbare Menge Mangan, welches darin entweder als Manganoxydalsalz oder als Manganchlorör enthalten ist. Uebrigens eignet sich dieses sogenannte Schwefelwasser wegen seines reichen Gehaltes an wirksamen salinischen Bestandtheilen vortrefflich zu Soolbädern und kann zu diesem Behufe noch mit dem Wasser von der gewöhnlichen Soolquelle verdünnt werden. — Das Salzwasser zu Theodorshall bei Creuznach verdankt seine heilkräftige Wirksamkeit als Badewasser einem großen Gehalte von Brommagnium. Dieses Salz aber ist leicht darzustellen und kann in Fällen, wo seine Anwendung indicirt ist, der Wilhelmsglücksbrunner Soole beigemischt werden.

so glückliche Resultate liefert, auch hier in das Leben gerufen; werden Vorrichtungen hergestellt, um bei dem Kochen des Salzes die aufsteigenden Dämpfe einathmen zu können; so dürfte wol die Badeanstalt zu Wilhelmsglücksbrunnen sicherer und kräftiger, denn irgend eine andere, über Scropheln, Gicht und Rheumatismen, über Hautausschläge und Lähmungen, über Hysterie und Asthma, über Schwerhörigkeit und Augenschwäche (gegen beide Uebel bestehet schon jetzt eine besondere Vorrichtung, um die leidenden Theile zu baden,) und über viele andere Feinde, die den Frieden des Organismus stören, den Sieg gewinnen. Und beachten wir überdieß, wie die reizende Lage der Saline auch dem Naturfreunde gar süße Genüsse bietet; wie die nahe Kunststraße, die von Eisenach nach Cassel führt, den Verkehr belebt und erleichtert; wie die freundlichen Gebäude einer beträchtlichen Anzahl von Badegästen geräumige und bequeme Wohnungen sichern; wie die Promenaden selbst bei anhaltendem Regenwetter trockene Pfade und die Gradirhäuser gegen die streichenden Winde wohlthätigen Schutz gewähren; wie die Geselligkeit der nahen Kreuzburger das Gespenst der Langenweile sich nicht einnisten läßt und wie die Wohlfeilheit aller Bedürfnisse und die Ungebundenheit des ländlichen Lebens die freundliche Saline so recht eigentlich zu einer Stätte stempelt,

„wo der Gesundheit reine Quellen sprudeln
„wo frisch und kräftig die Natur das eigene Heilwerk übernimmt,
„wo nicht, mit gift'ger Medicin die Kranken zu besudeln,
„die falsche Kunst, sich brüstend, daß der Heilkunst Höhe sie erklimmt
„ächt jesuitisch nisten darf; wo Wasser nur, Diät und wärmende Bewegung
„in reiner Gottesluft beseit'gen jeder Krankheit Regung;" —

beachten wir das Alles, o so mögen wol die Quellen Wilhelmsglücksbrunns sich für Tausende zu einem Teiche Bethesda gestalten, dessen heilkräftiges Wasser von dem wunderthätigen Geiste der Natur bewegt, für manche Sorge und für manchen Schmerz zu einem tiefen Letheströme wird, an dessen Ufer die Genesung jenem Geiste ihre Dank- und Freudenfeste feiert. — —

Aber wir vergessen, daß wir nicht in Jerusalem's Hallen und nicht in den' Zaubergärten der Hoffnung wandeln, sondern auf der Kreuzburg festem Grund und Boden stehn. Kehren wir denn zurück in das nüchterne Leben der Gegenwart und wenden unsern Blick dem nördlichen Gebirge zu, das schmucklosen Gewandes weit hinausgedehnt des Schlosses Zinnen überragt! Weil aber sonst ein drohendes Memento mori dort gestanden, heißt ein Theil desselben bis auf diesen Tag: „der Galgenberg." Und weiter nach der Stadt hinab schaut „eine Hütte Gottes bei den Menschen" sinnig zu uns auf. Es ist die Gottesackerkirche, die bereits im Jahre 1252 erbauet und von dem Bischof Heinrich von Hildesheim der jungfräulichen Maria und dem heiligen Bonifacius geweiht

worden war. Aber von den Stürmen der Zeit und des Schicksals in ihren Grundvesten erschüttert, wurde sie erst dann in der zwar schlichten, aber würdigen Gestalt, wie sie sich heute zeigt, errichtet, als ein ehrenwerther Bürger Kreuzburg's, Stephan Nortmann, 1621 eine schöne Summe zu dem neuen Bau verwilligt und sich dadurch ein dauerndes Denkmal in dem Herzen der dankbaren Nachwelt begründet hatte. Heutiges Tages sehen ihre heiligen Hallen nur die Thränen eines frommen Schmerzes, hören nur das ernste Wort von Tod und Ewigkeit; denn obwohl der Friedhof, in dessen Mitte das kleine Gotteshaus, gleich einem Wegweiser in das Paradies der Hoffnung und des Friedens, nach dem Himmel deutet, nicht mehr „die Saat, von Gott gesä't am Tage der Garben zu reifen," in seinem Schooße birgt; so kehren doch die Schmerzgebeugten von dem Grabe ihrer Lieben gern in diese stillen Räume, um sich an dem Stab des Trostes, den das Wort des Lebens ihnen darreicht, wieder aufzurichten.

Nun aber haben wir der Gegenwart ihr Recht gethan und sehnen uns, den Vorhang aufzurollen, hinter welchem sich die bunte Scenerie vergangener Zeiten birgt. Und wie auch ein trüber Nebelkreis das Schauspiel der Vergangenheit umschleiert, die Sonne der Geschichte wird uns diesen Nebel lichten.

Bonifacius, der begeisterte und begeisternde Herold einer neuen Zeit und eines neuen Glaubens, der allüberall dem Thüringerlande seine Fußtapfen eingedrückt, hatte 724 bei Altenberga das erste Christenkirchlein gegründet. Und er zog mit seinem frommen, muthigen Herzen und mit seinen päpstlichen Bullen und Siegeln weiter und weiter und kam auch in das Thal der Werra. Wo er aber eine freie, lustige Gegend sah, da wollte er auch Clausen und Kapellen haben. Und weil ihm die fruchtbare Aue und der fischreiche Strom und die waldgekrönten Berge wohl behagten, so pflanzte er auch auf dem Hügel, welcher jetzt die Kreuzburg trägt, mit kräftiger Hand das heilige Zeichen seines Glaubens und rastete nicht, bis auf derselben Stelle eine christliche Kapelle erbaut und dem Apostelfürsten Petrus geweiht worden war. So hatte denn der junge Glaube ein Asyl gefunden, in dem sich bald des Herzens Sehnsucht heimisch fühlte. Und schon im achten Jahrhundert war aus der schlechten Kapelle ein stattliches Kloster gewachsen, von Benedictinermönchen des Clunizenser-Ordens aus Fritzlar und Erfurt bevölkert.

Wo aber in der alten Zeit der fromme Sinn ein Kirchlein sich erbaut, da reihten sich allgemach um dasselbe, wie um ein schützendes Zelt, die Wohnungen der Menschen. Erst mußte dem Himmel eine Stätte gegründet sein, eh' die Erde ihre Kinder zu fesseln vermogte. So wollte es der Väter gläubiger Sinn. Gottgeweihte Kapellen wurden die Pflanzstätten der Dörfer, aus den Dörfern wuchsen die Städte; denn wo die Gottheit gleichsam sich angesie-

delt, da fühlten sich auch die Menschen heimischer, und immer mehr und mehr der schützenden Hütten reihten sich im Laufe der Jahrhunderte, wie die Diener um des Fürsten Thron sich sammeln, an einander.

So geschah es auch, daß die Bewohner der Umgegend, die, wie der Name eines nahen Dorfes, Frankenrode, bezeugt, schon unter den fränkischen Königen bebaut und bevölkert war, an dem Fuße des Berges, auf welchem die Kirche des heiligen Kreuzes die Glaubigen sammelte, Hütt' an Hütte fügten und, von der geweihten Stätte überwacht, sich in dem liebgewordnen Thale gleichsam heimischer und sich'rer fühlten: Und die Hütten schaarten sich zu einem Dorfe und das Dorf erwuchs zum Flecken und der Flekken nannte sich, dem Hügel gleich, an dem er angesiedelt worden: Kreuzberg. *)

Und bald, obwol noch klein und unbekannt, erlangte Kreuzburg (Kreuzberg) schon geschichtliche Bedeutung. Denn es war im Jahre 1069, als Kaiser Heinrich IV., ein Sclave ungezügelter Leidenschaft, den mächtigen Erzbischof von Maniz zu einem traulichen Gespräch nach Kreuzburg lud **). Der Kaiser aber hatte eine italienische Gräfin, die schöne, tugendreiche Bertha, als Gemahlin heimgeführt. Weil er jedoch zu solcher Ehe schon als Kind von seinem Vater war gezwungen worden — wie denn jeder Zwang die Rosenfesseln der Liebe zu drückenden Sclavenketten schmiedet — so wollte er des aufgedrungenen Weibes wieder ledig werden und erbat dazu den Beistand jenes einflußreichen Kirchenfürsten, unter dem Versprechen, das Thüringerland zu zwingen, den Zehnten aller jährlichen Erzeugnisse als einen bleibenden Tribut dem mainzer Bischofstuhle zu entrichten. Als aber die Thüringer der Gefahren, welche ihren heiligen Gerechtsamen und ihrer Freiheit drohten kundig wurden, da schaarten sie sich, mit den Sachsen vereint, an 60,000 Mann bei Kreuzburg zusammen und schwuren, für die Ehre ihres Volks mit Gut und Leben einzusteh'n. Und was sie geschworen, haben sie treulich gehalten und im redlichen Kampfe die alten Rechte gewahrt.

Und es war noch kein halbes Jahrhundert über dem Kreuzberge dahingezogen, als derselbe abermals eine große Versammlung gefürsteter Herren mit ihren Reisigen und Knechten zu seinen Füßen sah. Denn es waren in dem bittern Kampfe, welcher um das Erbe der Grafschaft Weimar zwischen dem Letzten der Salier Heinrich V. und einem entfernten Sprößlinge des verblichenen Grafengeschlechtes, Siegfried, Pfalzgraf am Rhein, entbrannte, die Verbündeten des Grafen vor der Macht des Kaisers unterlegen. Da fanden sich

---

*) Der Rhapsodist Lazius leitet den Namen von den alten Völkern Cheruseis, ein Anderer von dem Kreuzholze ab, das in der Charwoche herumgetragen wurde.

**) Andere verlegen dieses Gespräch nach Worms.

im Jahre 1114 die Fürsten der Sachsen und Thüringer, Bischof Reichard von Halberstadt, Markgraf Rudolf von Nordsachsen, Pfalzgraf Friedrich von Sommerseburg und Wigbrecht und Ludwig, Grafen von Groitsch, und Alle, die auf Siegfrieds Seite gestanden und für das Erbe Weimar's gestritten, in Kreuzberg zusammen und gelobten sich mit Hand und Mund, des Kaisers selbstsüchtige Eingriffe in die Gerechtsame des Thüringer Volkes in ihre Schranken zu weisen. Und abermals, was sie gelobt, das haben sie treulich gehalten und an dem heißen Tag am Welfesholz, wo „Graf Hoyer, ungeboren, dennoch eine Schlacht verloren," *) die Scharte, die der Kaiser ihrem heiligen Recht geschlagen, blutig ausgewetzt.

Während deß hatte der Erzbischof Adalbert von Mainz den Zankapfel des Zehntenstreites wieder in das Thüringerland geworfen und sogar den mißlichen Versuch gewagt, den vielbestritt'nen Zins mit trotziger Geberde einzutreiben. Das aber fachte den Funken des Hasses, der fort und fort in der Asche geglüht, zur hellen Flamme, und es versammelten sich im Jahre 1123 die Thüringer aus allen Gauen, bei 20,000 Mann, und lagerten sich abermals bei Kreuzberg. Der Erzbischof aber lauerte in Erfurt. Und als er hörte, daß die zornesmuthigen Thüringer, ihren ritterlichen Heinrich Raspe an der Spitze, ihn daselbst zu züchtigen gedachten, sendete er ihnen, statt eines streitfertigen Heeres, sein feierliches Wort entgegen, von der zweifelhaften Forderung künftig abzustehen. Und die Thüringer zogen wieder, ein Jeglicher an seinen Heerd.

Wenige Jahre darauf sahen die Kreuzburger abermals ihr Städtlein zu einem Feldlager umgeschaffen. Denn in dem Kampfe, welchen Heinrich der Stolze mit dem Frankenherzog Konrad um die deutsche Königskrone kämpften, hatte Jener das Heer der Sachsen daselbst gelagert. Aber eine höhere Macht rief den Geächteten aus dem Felde, ehe noch die erste Schlacht geschlagen und der Hohenstaufe stand als Sieger auf dem Kaiserthron.

Wichtiger jedoch für die Geschichte Kreuzburgs ward das Jahr 1160 (1170?). Ludwig der Eiserne war Landgraf in Thüringen. Und obwohl die Zeit, in welcher er lebte und herrschte, ein gedeihlicher Boden für das Klosterleben war, so keimte doch ein anderer Gedanke in des wackern Fürsten Seele fast noch kräftiger empor. Und die Frucht dieses Keimes war die Befestigung seines Landes und die Verstärkung seiner Macht. Da geschah es denn auch, daß er auf dem Kreuzberge, den er käuflich von dem Kloster Fulda an sich gebracht **), das Benedictiner-Kloster zu ei-

---

*) Dieser mannliche Graf, den seine Feinde gleich einem ganzen Heere fürchteten, pflegte — weil man sich erzählte, seine Mutter sei vor der Geburt des Knäbleins gestorben und es habe sich dasselbe ohne fremde Hülfe ihrem Schooße entwunden — von sich selbst zu sagen: „Ich Graf Hoyer ungeboren, hab' noch keine Schlacht verloren."

**) Fulda hatte seit dem Jahre 974 in Folge eines Tausches mit dem Erzstift Magdeburg das Eigenthumsrecht über Kreuzburg ausgeübt.

ner stolzen Veste umschaffen ließ. Und nun war aus dem Kreuzberge eine Kreuzburg geworden. Aber der Erzbischof Christian von Mainz, obschon des Landgrafen dankbarer Freund, murrete über Ludwigs eigenmächtige Verfügung, und konnte nicht einmal beschwichtigt werden, als derselbe die St. Martins-Zelle, unweit Frankenroda's, gleichsam als Ersatz des säcularisirten Klosters, dem Abt zu Erfurt überließ, und rastete nicht, bis er den Landgrafen vermogt hatte, in dem Jahre 1172 (1173?) ein Nonnenkloster Augustinerordens, dem St. Jakob geheiligt, unterhalb des Berges, nahe an dem Werraufer, zu erbauen und demselben alle Güter und alle Zinsen zu übermachen, die dem St. Peter auf dem Kreuzberge bisher zu eigen gewesen *).

Aber das Dorf am Fuße des Berges war gewachsen und gewachsen. Und Landgraf Hermann I., der sich in dem freundlichen Thale gefiel, rief Adelige und Knechte zusammen, daß sie daselbst sich ansiedeln mögten: — und es geschah also. Und 4 Dörfer, so in der Nähe gelegen (Meilung, Kolbendorf, Rümfereyn und Hetschberg), waren bald an dem Ufer der Werra zu einem Städtchen verschmolzen, das im Jahre 1216 (1213) — wie denn wunderbarer Weise der Name CrVClbVrgVM dieses Jahr in seinem Schooße trägt — von dem Landgrafen mit Mauern **) und Wällen umschirmet ward, also daß es, einer alten Chronik zufolge, „unter die feinsten und vornehmsten Städte des Thüringerlandes" zu zählen war.

Dieß begreift sich um so leichter, da nicht einmal der Wartburg stolze Zinnen des Landes Fürsten fesseln konnten, und nicht selten Grafen und Ritter gen Kreuzburg zogen, um dort Wochen und Monden lang heimisch zu sein. Auch der heilige Ludwig und seine engelfromme, schwärmerische Elisabeth — zwei Lieblingskinder der freundlichen Sage, die sie mit ihren duftigsten Blüthen geschmückt — gefielen sich oft in dem reizenden Thale und erkies'ten die Burg zu ihrem wechselsweisen Fürstensitze; und Elisabeth gebar daselbst am 28. März des Jahres 1223 — eine unaussprechlich glückliche Mutter! — ihren ersten und letzten Sohn Hermann II. Und als Ludwig 1225 (1222?) über die Werra, die bisher nur eine hölzerne Brücke getragen, eine steinerne gewölbt, um den lebendigen Verkehr zwischen dem Thüringer- und Hessenland zu sichern und zu fördern ***); und als er frommen,

*) Der einzelnen Mauerüberreste dieses Klosters haben wir bereits gedacht. Denn nachdem es in dem Bauernkrieg von seinen Bewohnerinnen verlassen worden, ist es nach und nach verfallen, also daß des Wanderers Auge kaum noch dessen Stätte findet.

**) Der Umfang dieser Mauern soll so viele Ruthen messen, wie das Jahr Tage zählt.

***) Die stattliche Brücke, welche heutiges Tages über die Werra führt, ist unter der glorreichen Regierung des unvergeßlichen Karl August begonnen worden.

ritterlichen Sinnes das heilige Kreuz genommen, um auf der verhängnißvollen Heerfahrt ins gelobte Land den theuern Kaiser zu geleiten: da berief er, voll schmerzlicher Ahnung, daß er die geliebte Heimath nimmer wiedersehe, 1227 die getreuen Ritter auf die Kreuzburg, und ermahnte sie fürstväterlich, in Lieb' und Eintracht seiner zu gedenken und des Landes Wohl zu sichern *). Ach, und die trübe Ahnung hatte ihn nicht getäuscht! Elisabeth — ein Weib, desgleichen Deutschland kaum ein zweites kennt! — mit einer neuen Hoffnung unter ihrem Herzen, wurde Wittwe: — so mild, so jung, so schön, so gut, und — Wittwe! Als sie ein zartes Töchterlein geboren, ward die Schreckensbotschaft ihr vertraut. Und ob sie auch ein immer frisches Kraut für manchen herben Kummer kannte, das ihr aus seinem geheimnißvollen Blüthenkelche schon oft entgegen geduftet: „Glücklich machen ist auch glücklich sein!" — und ob sie auf dem steilen Pfade der Ergebung in den Willen eines höheren Waltens schon so oft gewandelt, so konnte sie sich doch der thränenreichen Klage nicht erwehren: „Ach, mit meinem Ludwig ist mir die Welt gestorben und alle Freude in ihr!"

Kaum aber waren 18 Jahre seit jenem trüben Tage vorübergegangen, da hauchte auch jener Hermann da, wo seine erste Wiege gestanden, in dem vierten Jahre seiner landgräflichen Regierung (1240 oder 1242) sein junges Leben aus. Die verruchte Hand einer Bertha von Seebach (oder Seeberg), der Gattin eines Edelen an seinem Hofe, der aber seinen Adel nur im Namen tragen mogte, hatte dem wackern Fürsten tödtliches Gift gereicht. Die Quelle des Verbrechens aber hat sich in die Wüste jener altergrauen Zeit spurlos verloren.

Als aber auch der sogenannte „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe, nachdem er seiner dritten Gattin, der allgeliebten Beatrix von Brabant, ihr künftiges Witthum auf dem Schlosse zu Kreuzburg urkundlich ausgesetzt, zu seinen erlauchten Vätern versammelt war, ohne seinen Namen in ersehnten Leibeserben fortzupflanzen; da entspann sich um den Besitz der Landgrafschaft Thüringen zwischen Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, und seiner Base Sophia, einer Gemahlin des Herzogs von Brabant, ein langer Erbstreit. Die Kreuzburger hatten dem Markgrafen gehuldigt. Da zog im Jahr 1259 Herzog Albrecht von Braunschweig, den Sophie als Verbündeten gewonnen, mit seinen Kriegsvölkern vor die Stadt, und rastete nicht, bis er, ungeachtet tapferer Gegenwehr, dieselbe genommen. Aber die Bewohner flüchteten hinauf auf die Burg und vertheidigten deren Zinnen so muthig und treu, daß der Herzog tief erbittert abzog, nachdem er nach der rohen Sitte jener Zeit die arme Stadt geplündert und in Brand gesteckt.

---

*) Andere Chroniken verlegen diesen Landtag nach Tretenburg.

Und ein neues Ungewitter zog über Kreuzburg, das kaum aus seiner Asche wieder aufgeblüht, als Landgraf Albrecht der Entartete aus schnöder Tücke gegen die verhaßten Söhne erster Ehe auf dem Reichstage zu Nürnberg (1293) alle seine Länder an den Kaiser Adolf von Nassau für einen schmachvollen Sold von 12,000 Mark Silbers verwucherte. Ein zwanzigjähriger, verheerender Krieg war die blutige Frucht solch selbstsüchtiger Saat. Die Thüringer aber, die den kostbaren Edelstein ihrer oft bewährten Liebe und Ergebenheit von fremder Hand sich nicht aus ihrer Krone wollten reißen lassen, blieben ihrem angestammten Fürstenhause, das in Friedrich dem Gebissenen einen der edelsten Zweige getrieben, hold und treu. Da überzog Adolf mit einem Heere beutelustiger Söldner ihre Gauen und lagerte sich im Jahre 1295 auch vor Kreuzburg. Als er nun mit seiner großen Macht zu Roß und Fuß die Werra überschritten — und jene Stelle heißt noch jetzt die „Königsfurth" —, da begann er mit hartnäckigem Trotze die Bestürmung der Stadt. Aber siehe, an dem Muthe treuer Bürger brachen seine Pfeile fruchtlos. Vier Wochen lang, so Tag als Nacht, vertheidigten die Belagerten ihre Mauern mit beharrlicher Kraft. Da ward Adolf zornig und ließ brennende Pechkränze auf die wehr- und schutzlosen Dächer schleudern. Und die Flamme zündete — und in wenigen Stunden gaben nur noch rauchende Trümmer und das von höherer Hand umschützte Gotteshaus ein stummes Zeugniß, daß die öde Stätte dereinst ein lustiges Städtlein getragen. Aber die Bürger waren mit ihrer kostbarsten Habe auf das Schloß geflüchtet, das von tapfern Rittern, einem Edeln von Kreuzburg, von Buttlar, von Nesselrodt, von Striegen, von Steuben und Andern fort und fort mit ungebrochenem Muthe vertheidigt ward. Und Adolf schlug auf dem heutigen Galgenberge eine Schanze, deren Wälle, obwohl nun verschüttet und verras't, doch noch zu Tage liegen und in dem Munde des Volkes Ailsburg (Adolfsburg) oder Adolfskoppe genannt sind, und befehdeten mit immer gesteigertem Grimm die hart Bedrängten *). Siehe, da versiegten auf der Veste die Wasserquellen; aber die Belagerten ließen sich mit kühner Todesverachtung unter dem Mantel der schützenden Nacht an schwanken Stricken aus den Burgfenstern hinab und schöpften aus der Werra. Adolf ahnte die List und stellte Wachen aus. Da wurden die Bier- und Weinfässer in den geräumigen Schloßkellern aus ihrem trägen Schlummer geweckt, also daß nicht nur die Speisen mit dem edlen Gersten- und Rebensafte bereitet wurden, sondern auch die Rosse zu der ungewohnten Labung sich bequemen mußten. Aber Mangel und Noth, die doch am Ende auch den Weg in diese Räume fanden, waren grim-

*) Eine Burgstätte gleiches Namens findet sich oberhalb Treffurt's. Joh. Bang in s. Thür. Chronik (S. 114) scheint beide mit einander zu verwechseln.

migere Feinde, denn Adolfs Söldner. Da konnten sich die Tapfern nicht länger halten und unterhandelten mit dem grimmigen König. Und als sie ihm gehuldigt, siehe! da gestand er ihnen, ihren Muth und ihre Treue achtend, freien Abzug. Aber in die Stadt, die sie allgemach wieder zu erbauen begannen, setzte er den Feldhauptmann von Bruberg als Schirmvogt über das Thüringer Land, bis selbiges im Jahre 1308 dem angestammten Fürstenhause wieder eigen ward.

Wenn wir aber in den Zeitbüchern, die uns von Kreuzburg Kunde geben, weiter forschen, so führen sie uns in die Tage, wo Landgraf Friedrich der Ernsthafte, nachdem er die Fehde, die unter dem Namen des „Grafenkrieges" bekannt, glücklich beendigt hatte, zwischen seinem Sohne Friedrich III. und der Gräfin Katharine von Henneberg ein eheliches Bündniß knüpft. Als jedoch der Vater die Pflege Koburg, die er seiner Tochter als Mitgift versprochen, trotz der geschlossenen Heirath dem Landgrafen abzutreten sich weigert, da wird die junge Gattin schmachvoll ihm zurückgeschickt. So war es denn auch damals schon, wie heutiges Tag's: das Geld war das Schifflein, das man in den häuslichen Hafen zu bugsiren wünschte, und das Mädchen der Ballast; wenn das Schiff zu sinken droht, wirft man den Ballast über Bord. Darob mit Recht ergrimmt, wollte der Graf Heinrich von Henneberg solch' erlittenen Schimpf zu rächen suchen und gedachte (1345) die landgräfliche Stadt Kreuzburg zu überlisten. Aber die Kreuzburger waren nicht blos tapfer,*) sie waren auch schlau. Als nun Heinrich insgeheim die Mauern und den Wallgraben ausgemessen und Sturmleitern angefertigt hatte, um die Stadt zu überrumpeln: da waren die Bürger dessen kundig geworden und hatten schleunigst den Graben vertieft. Henneberger aber rückten unter dem Schutze der Nacht heran und legten leise ihre Leitern an die Mauern; aber — o, des Wunders! — sie reichten nicht an deren Berüstung. Und indem sie noch darüber staunten, da empfingen sie die Kreuzburger mit einem so unfreundlichen Gruße, daß sie alsobald wieder von dannen zogen und um so weniger zu einem zweiten Angriff sich erkühnten, als bald darauf der Graf von Henneberg zur Mitgift sich entschloß, um nur der Tochter Sehnsucht nach dem jungen Gatten zu genügen.

Von dieser Zeit bis zu dem Jahre 1445 suchen wir in den Blättern der Geschichte Kreuzburgs Namen vergebens — es müßte denn sein, daß sie uns erzählen, wie fast hundert Jahre zuvor die furchtbare Seuche, die unter dem Schreckensnamen des „schwarzen Todes" verheerend das Thüringerland durchzogen, auch in Kreuz=

---

*) Fabricius in origin Saxon. rühmt von ihnen: Laudem fortitudinis Cruciburgensis cum nobilitate prae caeteris Thuringis consecutos esse. (Daß die Kreuzburger den Ruhm der Tapferkeit vor allen Thüringern mit ausgezeichneter Ehre sich erworben haben.)

burg zahllose Opfer gefordert. In dem schon genannten Jahre aber theilten die beiden Brüder Wilhelm und Friedrich der Sanftmüthige die Besitzungen, welche ihnen nach dem Tode ihres kinderlosen Vetters, Friedrichs des Friedfertigen, zugefallen. Kreuzburg kam mit der ganzen Landgrafschaft Thüringen (1445) in Wilhelm's Hände, der zu Weimar seinen Sitz erkor.*) Und von dorther ist bis auf den heut'gen Tag das Schicksal unseres Städtchens in dem milden Herzen eines theuern Fürstenhauses wohl berathen.

Nun aber zog durch das Triumphthor einer vielversprechenden Morgenröthe das verhängnißvolle sechzehnte Jahrhundert und leuchtete wie mit Sonnenbliken in die Herzen der Menschen. Aber es warf auch einen Feuerbrand hinein, der Städte und Länder entzündete und bis auf diesen Tag in leisen Funken glimmt und knistert.

Der Karthäusermönch Albert von Kempen hatte in der Liboriuskirche das Wort der Freiheit gepredigt. Und es hatte in den Herzen vieler Bürger Anklang und Eingang gefunden. Da wälzten sich im Jahre 1525 die Schrecken des Bauernkrieges auch nach Kreuzburg. Denn „das Lastthier des Adels und der Klerisei" war drohend aufgestanden, das alte drückende Joch von seinem wunden Nacken zu schütteln. Und zu den Bauern gesellten sich die Bürger. Da überkam die Nonnen zu St. Jakob eine grause Furcht — vielleicht auch, ob der Stunde der Erlösung, eine süße Freude? — und als der Rath der Stadt sie nicht mehr schützen konnte, schlüpften die verscheuchten Vöglein aus den düstern Zellen und bargen sich an dem friedlichen Herde zagender Glaubensgenossen.**)

---

*) Daß der tapfere Herzog, von dem das Sprichwort sagte: schon der Klang seiner Sporen jage die benachbarten Herren in Furcht, zuweilen auch in Kreuzburg geweilt, erzählt Gallus (in Msto. Chron. Cruciburg.), mit dem Bemerken, daß er einen der gezähmten Wölfe, die er gleich treuen Hunden hielt und liebte, mit sich geführt.

**) Vielleicht mag es in jener Schreckenszeit geschehen sein, daß die bedrängten Nonnen ihre kostbarsten Schätze in einem dem Kloster zugehörigen Hause geborgen, das in späteren Tagen dem Stadt-Diaconus als Wohnung angewiesen worden. Denn als nach einem der verheerenden Brände, welche Kreuzburg öfter heimgesucht, ein armer Bürger bis gen Erfurt zog, im dortigen Kloster milde Gaben zu sammeln, da vertraute ihm ein greiser Mönch das schüchterne Geheimniß, daß sich in alten Klosterurkunden das Bekenntniß eines sterbenden Mönchs, der einst von Kreuzburg nach Erfurt geflüchtet, aufgezeichnet finde, — ein Bekenntniß, das vermögend wäre, nicht allein ihn selbst zu einem reichen Manne zu erheben, sondern auch die ganze Stadt aus ihrer Asche wieder aufzubauen. Und als der staunende Bürger forschte und bat, entdeckte ihm der Klosterbruder, daß der Keller des Diaconats geheimnißvolle, reiche Schätze berge. Goldene Schlösser träumend, flog der Bürger mit der Freudenkunde zu dem Rathe seiner Stadt. Alsobald wurden sorgliche Nachgrabungen verordnet und angestellt. Aber — die goldenen Schlösser waren in die Luft gebaut; denn der ersehnte Platz verbarg sich den spähenden Blicken. — Indessen wurde doch das lockende Geheimniß in den jüngsten Jahren wieder aufgewärmt und selbst von höchster Staatsbehörde der Beachtung werth gehalten. Aber auch die neuesten Nachforschungen öffneten wohl eine brunnen-

Und es rotteten sich etliche Bürger zusammen, die sich „christliche Brüder" nannten und schwenkten in wildem Jubel ein seidenes Fähnlein und zogen trommelnd durch die Straßen der Stadt. Und als sie die umwohnenden Bauern aufgewiegelt, wem es Ernst, das Evangelium zu beschützen, der solle sich zu ihnen halten, da zogen selbige in großer Zahl mit Wehr und Waffen vor die Stadt. Die Thore wurden geschlossen, aber die Wüthenden drohten Gewalt. Da öffnete der Rath. Nachdem sie nun im blinden Frevel die Glocken gezogen und Straßen und Häuser durchras't, so schickten sie sich an, sich mit der Hauptmacht ihrer Brüder, die bei Wasungen gelagert, zu vereinen. Ehe sie aber Kreuzburg verließen, trat Matthäus Hisolit, ein evangelischer Diener des göttlichen Wortes, vor das Rathhaus und ermahnte und beschwor die Wüthenden, zu bleiben. Aber ihre Ohren waren verschlossen und ihre Herzen bethört. Und sie zogen über den Thüringer Wald und kehrten gen Eisenach zurück und rasteten daselbst im Katharinenkloster und übten tollkühn alle Gräu'l und alle Frevel.

Aber ihre Stunde hatte geschlagen. Und als bei Frankenhausen „die christlichen Brüder" schmachvoll geendet, wie sie schmachvoll begonnen, da berief der Churfürst Johann der Beständige, der zur Tilgung des Brandes eifrig mitgewirkt mit vielen andern auch die Bürger Kreuzberg's vor seinen Richterstuhl. Und ohne Wehr und Waffen zogen sie in demüthiger Prozession mit einem weißen Stabe in der Hand gen Eisenach. Nur vier Greise waren daheimgeblieben. In dem Barfüßerkloster gelobten sie dem Kurfürsten mit bußfertiger Reue, Frieden und Gehorsam. Dennoch wurden vier der Rädelsführer nach Urthel und Recht und Jedermänniglich zur Warnung auf dem Markte zu Kreuzburg enthauptet. Da kam eine heilsame Furcht unter das freche Volk, daß es immer wieder vergesse, was es heiße: „So seid nun der Obrigkeit unterthan!" Und die Stadt belegte der Kurfürst mit 800 Gulden Strafe und gebot, daß keiner der Bürger fortan eine andere Waffe in seinem Hause berge, denn eine Axt und eine Barte. Die Kreuzburger aber ließen, wie ein alter Historiograph berichtet *), als Merkmal ihrer Buße, sich die Bärte bis zum Gürtel wachsen und das Haupt zur Glatze scheeren.

ähnliche Kloake, die aber, statt der klingenden Ausbeute, einen so unerträglichen Geruch entsendete, daß die Arbeiter, wie von einem Gespenste verjagt, entsetzt von hinnen floh'n. Da hat man denn nun hie und da einen Gedanken laut werden lassen, der eine neue Art des Glücksspiels in das Leben rufen würde, nämlich: die Kosten weiterer Nachgrabungen durch freiwillige Actien aufzubringen und zu decken. Weil indessen die Kreuzburger im freundschaftlichen Skaat wohl gern um ihre Silbergroschen, aber nicht um ungewisse Klosterschätze spielen, so ist der Gedanke bis jetzt — nur Gedanke geblieben, bis vielleicht die glückliche Hand eines Sonntagskindes berufen ist, den reichen Schatz zu heben.

*) **Calvus in Chron. Msto. Crucib.**

Kaum aber war das wuchernde Unkraut des Aufruhrs von dem scharfen Schwerdte der Gerechtigkeit getilgt, da schlichen sich Wiedertäufer, Strigelianer und Flavianer in die Stadt und beunruhigten sie weidlich. Und ein Steinmetz, Georg Schuchart, wurde von dem ketzerischen Gifte so bethört, daß er, des Himmels und der Erde spottend, nicht einmal im Kerker zur Besinnung kam. Da wurde er denn ungeachtet seines drohenden Anhanges auf den Scheiterhaufen geführt und wartete umsonst des prophezeihten Wunders, das ihn aus der Flammen feuriger Umarmung retten sollte.

Je näher wir nun an der Hand der Geschichte den freundlichern Gestalten der Gegenwart treten, desto genügender wird es sein, nur in flüchtigen Zügen die Farben anzudeuten, womit die Zeit das Schicksalsgemälde Kreuzburg's gezeichnet.

Daß jener verheerende Krieg, der dreißig Jahre lang durch Deutschlands Gauen wüthete, auch an Kreuzburg nicht spurlos vorüber gegangen, würde kaum der Rede bedürfen, wenn wir nicht berichten wollten, daß Pappenheim's Schaaren, von den Bürgern Eisenach's zurückgeschlagen, im October 1632 unser armes Städtlein geplündert; ja, daß 1640 sich fünf große Heereshaufen mit ihren Fürsten und Marschällen innerhalb und außerhalb Kreuzburg's gelagert und von den armen Bürgern fast drei Wochen füttern ließen. Darf es uns da Wunder nehmen, wenn sich zu den argen Gästen auch der ärgste noch, der Hunger, gesellte und Menschen und Rosse fielen, und die Seuche, wie ein grinsendes Gespenst, in die Wohnungen brach? Der Mangel und die Pest trieben endlich die Kriegerschaaren von hinnen, aber die zahllosen Opfer, welche gefallen, wurden in einer Grube geborgen, deren bemoos'ter Hügel unfern der Friedhofskirche heute noch von jenen trüben Tagen Zeugniß gibt. Und schon im folgenden Jahre nahm der bairische General Wahl das arme Städtchen mit Gewalt und ließ, nachdem er sich darinnen festgesetzt, die schönsten Häuser schleifen und das Material derselben zu Verschanzungen verwenden.

Aber auch die großen Drangsale, die Kreuzburg während des siebenjährigen Krieges erlitten, mögen wir nicht verschweigen. Denn es lagerten nicht nur im Jahre 1757 volkreiche Armeen in und außer der Stadt und plünderten und frevelten nach Herzenslust, sondern auch der zahlreichen Durchmärsche bald flüchtiger, bald siegreicher Truppen und der Winterquartiere, in den sich während der Jahre 1760 bis 62 einzelne Heeresabtheilungen daselbst gefallen, gedenken Kreuzburg's Annalen mit bitterem Unmuth.

Die Trauerscenen aber, die der letzte Krieg vor unsern Blicken entfaltet, sind mit zu blutigem Griffel in die Tafeln unseres Gedächtnisses geschrieben, als daß wir ihrer schon vergessen hätten oder je vergessen könnten. Und wie diese Scenen, wenn auch mit abwechselnden Decorationen, sich in all' den Städten wiederholt, an deren Weichbild der Heerstraßen bewegliches Leben berührt: so male sich der sinnige Leser mit den Farben seiner Phantasie und jener Zeiten

selbst das Bild, in dem sich Kreuzburg's jüngstes Schicksal wiederspiegelt.

Und so stehet denn das Städtlein, ein bescheidenes Besitzthum des Großherzogs von S. Weimar-Eisenach, bis auf den heutigen Tag und schauet gleich einem Grenzwächter aus Thüringens Gauen in das nahe Hessenland hinüber und ladet jeden Wanderer zu stiller Rast und sinniger Betrachtung. Und noch immer murmeln die Nixen der Werra ihr geheimnißvolles Lied, und noch immer nicken die greisen Bergeshäupter, gleich mächtigen Palisaden, herab in das liebliche Thal. Und du siehst es nicht, welche Stürme über dasselbe dahingezogen, und du ahnest es nicht, — ob auch „Sorge" und „Noth" noch immer vor den Thoren lauern — wie der Jammer und das Elend so oft die Straßen durchseufzt, in denen du jetzt rüstigen Fußes wandelst; und die Bürger haben sich die Haare wieder wachsen lassen und den Bart geschoren, und das Bild der alten Zeiten haben nur die Chroniken in ihrem sichern Schrein bewahrt. — Und so stehe denn noch lange, du alterthümliches Kreuzburg, geschützt und gesegnet von Dem, Den einst der fromme König meinte, als er sang: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst" (Ps. 127, 1)! Stehe noch lange, ungefährdet von des Wassers verheerenden Strömen, ungefährdet von des Feuers entfesselter Wuth! Und wenn unsere späten Enkel nach dir fragen, o so magst du, von den frischen Blüthen eines lang entbehrten, lang ersehnten Glück's umkränzet, triumphirend rühmen: Da bin ich!

Ehe wir aber, rastlose Wanderer, aus den Marken unseres liebgewonnenen Städtchens scheiden, wollen wir in unsere Reisemappe einige der Curiositäten sammeln, die wir in den Antiquitätenkammern der alten Zeitbücher gefunden, und bieten sie unsern Reisegefährten zu beliebiger Kurzweil:

„Der gelehrte und berühmte M. A. Wilke, weiland Rector zu Gotha, rühmt sonderlich, daß die gute Stadt Kreuzburg je und allewege den wahren Gottesdienst gehegt und erhalten, auch genauen Fleiß und sorgfältige Mühe in guter Kinderzucht treulich angewendet, also wohl nicht nur in Thüringen, sondern auch in Deutschland ein Ort hätte thun mögen. Dannenhero das gute Städtlein so viele herrliche Theologos, Juriconsultos, Medicos und sonst geschickte Leute angezogen, wie kaum eine andere Stadt des Thüringer Landes."

Eine andere Chronik erzählt: „wie dem weitberühmten Theologo, Dr. Aegid. Hunnio dem Aeltern, als er durch Kreuzburg gereis't, Etwas von Wein zum Ehrengeschenke, als einen durchpassirenden vornehmen Manne, von dem Rath desselben Ortes präsentirt worden, welche Ehre er so hoch empfunden, daß er auch nachgehends die Kinder aus solcher Stadt, so zu Wittenberg studiret, dieser Liberalität reichlich wieder genießen lassen. Demnach sind die Thüringer nicht alle von Rassenburg, sondern haben noch Reputation und Freigebigkeit bei sich." —

„An der Kirche zu Kreuzburg war eine Halle in der Ecke nach dem Thurme, bemauert und verwahrt auf allen Seiten, die hatte nur zwei Fenster und ein Loch, das durch die Mauer in die Kirche ging und wodurch einer nährlich gucken konnte. In dieser Clause ward eine Frau zur allgemeinen Pönitenz allein gethan und beschlossen. Niemand konnte zu ihr, noch sie zu Jemand kommen, sondern mußte ihr Leben so hinbringen und ihre und der Stadt Sünde mit Fasten und Beten büßen; hatte auch Nichts zu essen, als was ihr gute Freunde brachten und durchs Loch reichten. Starb nun Eine, ward eine Andere an ihre Stelle hineingesteckt; denn aber, in aller vermeinten Heiligkeit, mit Kerzen und anderem Gepränge begraben. Anno 1464 hat die Letzte, so hierin gewesen, große Anfechtung vom Satan gehabt, dannenhero man Keine mehr zu solch' verdienstlicher Einöde bereden können." —

„Die Barben in der Werra hat zum ersten Mal Anno 1480 Marten Bech, ein Gothaischer Fuhrmann, hierher gebracht. Denn wie er an drei Stützchen voll, in der Saale gefangen, hier verkaufte, wurden etliche davon oben unter das Wehr gesetzt, die sich dermaßen vermehrt haben, daß kein Mangel davon vorhanden ist. Anno 1529 waren keine Fische in der Werra, darob sich Jedermann verwunderte." —

„Auf dem jetzt noch stehenden Thurme zu Kreuzburg war der erste Thürmer, der mit einer Clarinette blies und mußte der Stadt hüten, Hans Hellermann. Der erste Fürst, so in der Stadt angeblasen wurde, war Herzog Hans von Sachsen, der andere Landgraf Philipp von Hessen. Diese kamen anher Anno 1522 und machten sich drei Tage mit einander lustig auf dem Rathhaus. — Derselbe Thürmer wollte einst zu Eisenach bei den Barfüßern beichten und Ablaß holen, konnte aber nicht absolviret werden, bis er dem Mönch die Pauken brachte, womit er auf Hochzeiten um's Geld zu pauken pflegte, und dergleichen Spiel sich hinfort zu begeben angelobte." —

Nun aber scheiden wir. — Doch horch! da flüstert es wie Aeolsharfenton: „Scheiden wollt ihr, ohne mich zu hören?" — Und sieh', wir wenden uns der leisen Stimme zu. Und vor uns steht ein wunderbares Bild, das bald zum alten ernsten Mütterlein und bald zum freundlich lieben Kinde sich gestaltet. Es ist die Sage. Und wir rasten gern und horchen den geheimnißvollen Mährlein, die sie, von den Lippen des Volkes erlauscht, mit sinniger Geschwätzigkeit uns in die Seele plaudert:

Es war im Jahre 1343 — so beginnt sie ihre seltsamen Geschichten — als die Fluthen der Werra zu einer grausenerregenden Höhe stiegen und nicht nur mit schäumender Gewalt die Mauern der Stadt überwogten, sondern auch in entfesselter Wuth die nächsten

Häuser zerschellten und Alles, was ihrer feuchten Umarmung nicht zu entfliehen vermogte, auf ihren brausenden Wellen von hinnen führten. So waren denn auch die zagenden Nonnen des nahen Augustiner Klosters von den wilden Wogen bis in die obersten Räume ihres festen Obdaches getrieben und lugten zitternd in die Gräuel der Verwüstung, die sich rings den scheuen Blicken boten. Siehe, da tanzt auf den schäumenden Wellen ein Bettlein heran, in dem zwei zarte Kinder, von den Engeln des Himmels bewacht, in süßem Schlummer ruh'n. Und nah' und immer näher trägt der Strom die Wiege, bis sie an des Klosters Mauern, wie in einem sichern Hafen, landet. Da erwachen die Kleinen und strecken weinend ihre Händchen nach der Mutter aus, die sie in Schlaf gelullt. Doch ach! die Mutterhand ist fern und die Gefahr so nah'! Die Nonnen jammern, rufen, weinen; aber ihr Geschrei verhallt im brausenden Getös' der Wellen. Da ergreift die Schwester Clara eine schöne heilige Begeisterung. Mit einem frommen Blick zu Dem, „Dem Wind und Meer gehorsam sind", eilt sie hinab und lenkt den Kahn, den die wachsende Fluth an die Pforte getrieben, kühn in die wirbelnde Brandung. — Schon hat sie die Wiege erreicht; schon hat sie eines der Kinder in den Kahn gerettet und schon beugt sie sich hinüber, auch das zweite, das durch Thränen ihr entgegen lächelt, an ihr Herz zu bergen: — ach! da faßt ein Wirbel das schwankende Fahrzeug und die Arme, über Bord gelehnt, das Kindlein seinem Bettchen zu entnehmen, strauchelt — und versinkt, den Säugling, den sie schnell erfaßt, in ihre Arme schließend, lautlos in das feuchte Grab. Der Nachen aber schwankt mit seiner Beute, wie von einem unsichtbaren Fährmann getrieben, in des Klosterhofes stillen Port. — So ist die fromme, schöne Clara ihres menschlichen Gefühls und ihres hehren Christenmuthes unrettbares Opfer geworden? — O nein! Die Heiligen wachen ob ihren Getreuen. Und Augustin, des Klosters wunderthätiger Patron, umhüllt mit einem weiten Mantel seinen Schützling und die wild empörten Wogen tragen, wie von höhrer Macht besänftigt, ihre leichte Beute in die Arme der mit Freudenthränen sie begrüßenden Schwestern. Und Clara wurde fortan als eine Heilige geliebt und verehrt und noch nach langen Jahren, als sie altersmüde eingegangen in das Reich des Friedens, beteten die gläubigen Seelen vor ihrem wunderthätigen Bildniß und erflehten, wenn der Werra wild empörte Fluth Gefahr und Unheil drohte, ihren Schutz und ihre Hülfe. Und sie versagte diesen Schutz und diese Hilfe nimmer, also daß seit jenem Jahre (1343) eine gleiche Ueberschwemmung Kreuzburgs Bürger nicht geschreckt und nicht gefährdet *).

Im Jahre 1355 aber **), — also spinnt die Sage, wie ein

*) Dennoch wuchs im Januar 1841 der Werrastrom zu einer solchen Höhe, daß seine Fluthen abermals des Städtchens Mauern überwogten.

**) Ander Chroniken nennen das Jahr 1445.

emsiges Mütterlein, den Faden ihrer wunderbaren Erzählungen fort —, da schaarten sich eines Tages viele hundert Störche in dem freundlichen Werrathale und senkten sich in weiten Kreisen auf die nahen Berge und auf die Dächer der Stadt. Woher und wohin? — so fragten sich die staunenden Bürger. Die Störche aber schwangen sich alsbald empor und sammelten sich auf einer Wiese im Hetzthal. Dort sonderten sie sich — um mit unsern Landtagsabgeordneten zu reden — in zwei Kammern oder Parlamente, und der Aeltesten und Größten einer stelzte, wie ein Marschal, gravitätisch zwischen ihnen auf und ab. Aber die Gefährten schnatterten und klapperten mit ihren langen Schnäbeln, wie in eifriger Berathung. Und als sie lang' genug geschnattert und geklappert, da einten sich die streitenden Partheien und wetzten ihre Schnäbel und stürmten wüthend gegen einige der Brüder, die sich etwa, frevelnde Majestätsverbrecher, demagogischer Umtriebe schuldig gemacht, und — stachen sie zu Boden. Und als das hochnothpeinliche Halsgericht geendet, flogen sie in wilder Freude von dannen. Die armen Sünder aber wurden auf dem Wahlplatz todt gefunden. — Und das ist die wunderbare Sage von dem Landtage der Störche zu Kreuzburg („Pulchrum, at formitabile, si vidisses, spelaculum, omni memoria dignum!“) *)

Dort aber, wo die Werra unsern Kreuzburg's durch das Riesenthor, zu dem die Felsen sich gewölbt, gewaltsam Bahn gebrochen und noch jetzt im tiefen Grimme ob des Widerstandes, welchen sie gefunden, schäumt und wirbelt, soll es bis auf diesen Tag noch nicht geheuer sein. Und fragest du: warum? so flüstert dir manch' altes Mütterlein geheimnißvoll die ernste Sage zu:

Es kehrte einst ein junges Ehepaar aus Kreuzburg's Kirche, wo der Herzen und der Hände Bund durch Priesterwort geweihet war, nach Buchenau zurück. Der schmale Felsenpfad führt an dem steilen Werraufer keck vorüber. Und als nun die Braut in die geheimnißvolle, bodenlose Tiefe sah, da sprach sie scherzend zu dem Angetrauten: „Würdest du mir folgen, wenn ich, deine Treue zu erproben, in die Fluthen spränge?" — Und der junge Gatte schlang den Arm um ihren Leib und lispelte, wie innig auch, doch vorwurfsvoll: „Und kannst Du zweifeln?" — Aber im frevelnden Spiel entriß die Kecke sich seiner Umarmung und trat, gleich als rüste sie sich zu dem grausen Sprunge, an den schmalen, steilen Rand des Ufers. Mit süßem Flehn rief sie der Zagende zurück, sie aber höhnte seine Angst und seine Liebe. Da wogt und wallt der Strom, gleichwie von einem Zorn durchwühlt, und aus dem schäumenden Wirbel taucht der Wassernixe drohendes Antlitz. Die Braut erstarrt, die Wogen schwellen und die Nixe winkt. Nun will die Arme sich zu dem Geliebten ret-

*) Die Nachkommen jener Landtagsabgeordneten haben bis zum J. 1837 auf einem Mauerthurme zu Kreuzburg genistet.

ten und an dem Geliebten halten; aber, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, reißt auch ihn sie mit sich in das nasse Brautbett. — Und so zischt „der Brautstrudel bei Ebenau" bis auf den heut'gen Tag den Liebenden in's Ohr und in die Seele, daß sie ihre Treue nicht auf allzukecke, allzuschwere Proben stellen.

Uns aber spricht aus diesen und aus allen wundersamen Mährchen und Geschichten ein gar tiefer Sinn an, wer nur die edle Perle aus der unscheinbaren Muschel stets zu finden weiß. —

Heinrich Schwerdt.

Veßra.

Von Ludwig Bechstein.

Nahe der Stelle, wo die Flüsse Schleusse und Werra sich vereinigen, doch im Thale des ersteren, ragt die ehemalige Kirche der alten Prämonstratenser-Abtei Veßra in malerischer Umgebung von Wiesen, Wald- und Felsenbergen und friedlicher Gehöfte empor, geschmückt von zwei stattlichen Thürmen. Am reizvollsten, imposant und pittoresk nimmt sich Veßra aus, wenn man es sieht, von Schleusingen den anmuthigen Thalweg herabkommend, in warmer Beleuchtung eines sonnigen Lenz-Morgens oder Sommer-Abends. Da weht noch ein Hauch aus der Vorzeit patriarchalischem Frieden zu uns herüber, da mag eine lebhafte Phantasie, wenn sie es liebt, sich in Erinnerungsträumen zu ergehen, sich die Züge wandelnder Mönche, den Hall der Klosterglocken vergegenwärtigen, und mit der Glorie der Andacht und frommer Beschaulichkeit das einst heilige Haus umweben.

Im Bereich der ehemaligen Grafschaft Henneberg lagen viele und zum Theil bedeutende Abteien und Klöster, die durch den Frommsinn der Landesgebieter und ihrer Vasallen reichlich bedacht waren, und von denen viele in eine sehr frühe Zeit ihren Ursprung zurückführen konnten, so Rora, Breitungen, Bildhausen und auch Veßra. Die Geschichte aller dieser Klöster läßt sich auf wenigen Seiten abhandeln, wenn ein Tourist nach einer oder der andern Verlangen trägt, und ebenso ließe sie sich zum Folianten ausdehnen, wenn der Historiker Einzelnes eingehen und die zahlreichen alten Urkunden und Diplomatarien, welche noch darüber vorhanden sind, ausbeuten wollte *). Wir haben uns hier auf eine kürzeste Ueber-

---

*) Ueber Veßra schrieben, zum Theil Urkunden mittheilend: Grurer in seiner Opusculis, A. v. Schultes in seiner diplomatischen Geschichte der Grafen von Henneberg, seiner historisch-statistischen Beschreibung der Grafschaft Henneberg und seinen neuen diplomatischen Beiträgen zu der fränkischen und sächsischen Geschichte; Oesterreicher in den neuen Mitthei-

sicht zu beschränken. Ein Dörfchen am rechten Ufer der Schleuse, die vielleicht früher bis zu ihrer Vereinigung mit der Werra Vesser hieß, wie noch heute ein die Schleuse mit drei andern bildender Waldbach, schien dem Grafen Gottwald I. von Henneberg und seiner Gemahlin Liutgard, zur Gründung eines Klosters wegen seiner günstigen Lage geeignet. Beide Gatten begründeten es, und 1131 erscheint schon die erste Schenkungsurkunde. Das junge Kloster wurde unter den Schutz des Bisthums Bamberg gestellt, und erhielt 1139 und 1141 Schutzbriefe vom Papst Innocenz. Anfangs ward es mit Mönchen und Nonnen zugleich besetzt, die nach der Prämonstratenserordensregel lebten, da aber um das Jahr 1175 eine Feuersbrunst zu Veßra entstand, so wurde in deren Folge, wie ein alter Chronist sich ausdrückt: „das Feuer von dem Stroh gesondert," und die Veßraer Nonnen erhielten in einem, ¾ Stunden von Veßra im Werrathale gelegenen Dorfe, Trostadt, ein Kloster eingerichtet. Nun war Veßra ein Prämonstratenser Mönchskloster, wurde von Pröbsten überwacht, und sah von Jahr zu Jahr seine Einkünfte und Besitzungen durch fromme Stiftungen gemehrt, wie die zahlreichen noch vorhandenen Urkunden bezeugen. Im vierzehnten Jahrhundert, 1333, legte sich Propst Siegfried zuerst den Titel eines Abtes bei. In demselben Jahr eigneten Graf Heinrich und seine Gemahlin Jutta von Henneberg der Küsterei zu Veßra einen neuen Altar, welcher mit besonderen Einkünften versehen wurde, von denen der Unterhalt der Küster bestritten ward. Großartig und prachtvoll war der Bau der dem heiligen Johannes geweihten Kirche, die im streng byzantinischen Styl aufgeführt wurde. Das Portal zeigt im schönen Rundbogen mancherlei Zier an Säulen und Wölbungen, die Mauersimse sind mit einer Reihe hieroglyphischer Schildlein geschmückt, auf denen Köpfe, Lilien, das Pentalpha 2c. mancherlei Deutung zulassen. Die Kirche ist durch zwei Säulenreihen, (die Säulen viereckig, von starken Quadern aufgeführt,) in das Hauptschiff und zwei Nebenschiffe getheilt, und endet da, wo wahrscheinlich früher das Kreuz und das hohe Chor begann, welche nicht mehr vorhanden sind. Ein mächtiger zugemauerter Bogen an der Ostseite verkündet, daß hier noch ein stattlicher Anbau sich anschloß. Die Umfangmauer, fast noch ganz vorhanden, auch der Thorbogen noch der ursprünglich alte, byzantinische, beurkundet die Größe des Klosters; sie schloß zugleich die wenigen Häuser des Dorfes in ihren Bereich. Das Klostergebäude steht zum Theil noch, aber manche alterthümliche Zier desselben verschwand unter Reparaturen und Erneuungen. Vom Kreuzgang ist keine Spur mehr sichtbar, doch ein von Gebäuden umschlossener

---

lungen historisch antiquar. Forschungen, Wippert ebendaselbst und Andere. Auch Schöppachs Henneb. Urkundenbuch enthält Veßraer Urkunden, und dessen Fortsetzung, deren Herausgabe ich mich mit einem Freund unterziehen werde, wird ihrer noch viele bringen.

Hof zeigt noch, wo er war und seine Größe. Auch der Raum des Refectoriums ist noch vorhanden, darin zeigen sich einige verblichene Wandmalereien, Wappen in Arabeskenwindungen und unter Andern St. Augustin im Bischofgewand, mit seinem Attribut, einem vom Pfeil durchbohrten Herzen. Der eine Thurm, mit einer Uhr und Schlag-Glocken versehen, ist zugänglich; er umschließt ein Gemach, das früher vielleicht als Sanctuarium diente. An der Wand wird noch jener mystische Kreis, der bei der Tempelweihe angemalt zu werden pflegte, wie z. B. im Kloster Walkenried, erblickt.

Eine Seitenkapelle, die mit der Kirche in Verbindung stand, vielleicht den rechten Arm des Kreuzes bildete, ist jetzt als Kirchlein für die kleine Filial-Gemeinde eingerichtet; sie soll die Denkmäler der Henneberger enthalten haben, welche 1566 nach Schleusingen gebracht wurden. Ein Gewölbe links, welches die Fürstengruft genannt wird, (Veßra war das Erbbegräbniß der Grafen von Henneberg) ist leer, und dient als Kartoffelkeller. Kirche und Thürme sind noch gut überdacht, und dadurch vor dem Verfall bewahrt worden. Dieses danken sie jedoch keineswegs der Ehrfurcht vor ihrem Alter, sondern dem Nützlichkeitsprinzip, das aus alten Kirchen Scheuern, Stadel und Ställe zu schaffen verstand.

Nach einer Zeit langjährigen Bestehens, reicher Begabung hohen Rufes bis in das ferne Ausland, so daß sogar den Veßraer Aebten Aufsicht und Visitation des im Herzogthum Kärnthen gelegenen Klosters Griventhal anvertraut wurde, nachdem dort auch vom Fürst-Grafen Wilhelm V. von Henneberg in die Ehre St. Christophs und der vierzehn Nothhelfer ein geistlicher Ritterorden gestiftet worden, den Papst Sixtus bestätigte, welcher Orden auch beitrug, des Klosters Einkünfte zu vermehren, ward es von einem harten Geschick betroffen. Der im Henneberger Lande sich sehr verwüstend zeigende Bauernkrieg traf mit seiner Flammenruthe auch Veßra; es wurden mehrere Gebäude in Brand gesteckt, die Denkmäler zertrümmert, die Kirche geplündert, und nur einen Theil des Kirchenschatzes gelang den Conventualen nach Schleusingen in die Hofburg des Landesherrn zu flüchten. Zwar stellte dieser nach Kräften das Zertrümmerte 1532 wieder her, aber das Geraubte ward nicht ersetzt. Nach der Reformation, als ein Kloster nach dem andern im Lande Henneberg aufgehoben wurde, theilte auch Veßra dieses Loos. 1560 starb der letzte alte Abt, Johann Grau. Er war nicht arm, dieser Prälat. Zwar hinterließ er 470 Gulden Schulden, aber an baarem Gelde fanden sich in seinem Nachlaß:

122½ Rheinische Goldgulden,
201½ Gulden an Cruciaten,
76 Thaler an doppelten und einfachen Ducaten,
111½ Gulden an andern Münzsorten, und
150 Thaler, nebst
317 Gulden an Schuldbriefen.

Nach dem Aussterben der Fürstgrafen von Henneberg legte, nachdem Schleusingen und sein Bezirk an Herzog Moritz Wilhelm zu S. Naumburg gefallen war, dieser eine Stuterei an. Er war es, der die Kirche mit neuer Dachung versah, damit sie als Heu und Strohmagazin diene. Diesen nützlichen Zweck erfüllt sie bis auf diesen Tag, obschon dermalen auch die dort befindlich gewesene K. Preußische Stuterei nicht mehr in Veßra vorhanden ist. Diese wurde 1842 aufgehoben. Die Barbarei früherer Architekten hat halb vor das schöne Kirchenportal ein Haus hingebaut, doch geht die Rede von dessen Entfernung nach dem Willen des erleuchteten K. Preußischen Gouvernements. Vielleicht geschieht in der Folge noch etwas mehr für den altehrwürdigen Kirchenbau, der wie eine Pforte zu einem der Eingänge in den Thüringerwald dasteht, und wäre Veßra ganz Ruine geworden, so würde diese an Reiz und Schönheit mit Paulinzelle und Walkenried wetteifern.

Das Klostergut ist nun Königl. Preuß. Domaine, der Ort zählt 15 Wohnungen nebst vielen Ställen und Scheuern, und hatte, als das Königl. Gestüt daselbst noch vorhanden war, 234 Einwohner, darunter ist auch ein Schenkwirth. Die Flur dieser Domaine hält 1605⅔ Morgen. Preußen erweiterte das von Herzog Moritz begründete Gestüt ungemein, es wurden 1 Reitbahn, Stuten- und Laufställe, Wohnungen für den Inspector, den Stutenmeister und 7 Gestütsknechte ꝛc. neu eingerichtet. Im Sommer kamen die Pferde auf die Waldweide in die Nähe des Dorfes Vesser, an den Woldsberg und an das Godes- oder Gottesfeld, wo zwei geräumige Stutenhäuser sie des Nachts oder bei schlechter Witterung aufnahmen. Die Veßraer Gestütspferde waren sehr geschätzt, und nur das kostspielige des Transports der fehlerfreien vierjährigen Pferde nach Berlin soll die Aufhebung des Gestüts veranlaßt haben.

Wie allen ehemaligen Klosterstätten mangelt auch Kloster Veßra nicht der Nimbus der Volkssagen; von einem großen Schatz in einem nicht mehr gebrauchten, verdeckten Brunnen ist immer die Rede, nicht minder von einem wandelnden Mönch, der bei Tag und bei Nacht sich sehen lasse. Ebenso von einem unterirdischen Gang nach Kloster Trostadt.

In der Nähe der Einfahrt durch die Klostermauer ist über die Eingangspforte das Hennebergische Wappen angebracht. Eins der Helmkleinodien dieses Wappens ist eine Jungfrau ohne Arm mit einer starken Haarflechte. Dieses Gebilde ist Träger einer vielfach variirten Volkssage geworden, die durch das ganze Werrathal, so weit die Hennebergischen Wappen hinabreichen, wiederklingt. Ich theile diese Sagen mit, wie ich dieselben in meinem Thüringischen Sagenschatz, Bd. 3., traulich nacherzählt habe. Auch eine andere oft sich wiederholende Sage lebt dort von den beiden Thürmen. Den einen anscheinend ältern Thurm, auf dem die Uhr befindlich ist, habe der Meister gebaut, den andern schöneren, der innen und

außen platt ist, der Geselle. Aus Neid habe dann der Meister den Gesellen vom Thurm gestürzt.

Der Mönchsstein.

Wenn man von Veßra das Thal aufwärts geht, findet man in der Nähe der Zollbrücke unterhalb Tappelsdorf auf einer Wiese einen mächtig großen Stein, den heißt das Volk den Mönchsstein, und erzählt, daß ein Veßraer Mönch solchen zur Buße bis an diese Stelle fast eine halbe Meile Wegs auf seinen Achseln getragen, wodurch zugleich das Klostergebiet bis zum Stein erweitert worden.

Der Henneberger Geschichtschreiber Juncker führt in seiner handschriftlichen „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg" an, daß der Mönch sich bei der Erbauung des Klosters erboten, den großen Stein eine merkliche Weite zu tragen, mit der Bedingung, daß Graf Goteboldus dem Kloster so viele Wiesen, als weit er den Stein trage, schenken sollte. Da er denn den Stein vom Kloster an eine gute Stunde Weges, bis auf die Wiesen unterm Dorfe Tappelsdorf getragen, und dabei todt niedergefallen.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Ein Graf von Henneberg zog nach Italien und in das heilige Land. Dort lernte er die Tochter eines Königs von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, jedoch mußte er sie verlassen, schied sich mit Schmerz von ihr und reiste nach seiner Heimath zurück. Die arabische Prinzessin wurde darauf von der heftigsten Sehnsucht ergriffen, die sie eine Zeit lang zu überwältigen suchte, allein ihre Liebe war allzu mächtig und vermochte nicht länger zu widerstehen, zog deshalb mit vielen Schätzen aus ihrem Vaterlande und dem Geliebten nach. Als sie in die Gegend des Klosters Veßra kam, hörte sie von den beiden Thürmen der Kirche sowohl, als auch von den umliegenden Ortschaften lange anhaltendes feierliches Geläute. Nun forschte sie, was das zu bedeuten habe? Da wurde ihr zur Antwort: sie müsse wohl sehr weit herkommen, daß sie nicht wisse, daß heute der Landesherr seine Hochzeit feiere, und man nannte ihr dessen Namen. Das war nun aber leider ihr Geliebter; die arme Prinzessin wurde fast unsinnig vor Schmerz. In ihrer Verzweiflung riß sie sich ihren starken Zopf ganz aus, dann nahm sie den Schleier und verwandte all' ihr Geld und Gut und reichen Schatz zu frommen Werken, von diesen nennt man noch die Klostermauer um Veßra, und die Brücken von Ober- und Untermaßfeld, in welchen Orten man auch diese Sage ganz so, wie um Veßra, erzählt, nur daß die Sarazenin über Henneberg gekommen sei. Den Grafen aber rührte tief die Liebe und der Schmerz der fremdländischen Jungfrau, er ließ ihr Bildniß als Helmzier auf sein Wappen setzen und allenthalben anbringen, daher kommt auf dem Hennebergischen Wappen die Jungfrau mit dem Zopf, wie es in Veßra, an der Brücke zu

Themar, an der Kapelle neben der Obermaßfelder Brücke und anderwärts häufig noch heute zu ersehen ist. In Veßra wurde die Araberin begraben, dort war ein Monument im obern Chor der Kirche, eine Jungfrau mit schwebenden oder zu Feld geschlagenen Haaren, in Stein gehauen, auf sechs Säulchen, welche Jungfrau, wie eine alte Nachricht aussagt, soll eine Königstochter gewesen sein und durch Heereszüge mit in dieses Land gekommen. Sie hat ihr Leben allda beschlossen, und etliche Kleinod, so sie bei sich gehabt, ins Kloster gegeben. Sie hatte einen langen Mantel, über dem untern innern Kleide oder Rocke, einen schmalen Gürtel, ein edel Gespang vorn unter dem Halse auf der Brust hangen und einen Leidschleier oder Binde von dem Haupt bis auf die Füße hangen. An dem Kissen unter dem Haupt zu beiden Seiten zwei Engel, so dieß Kissen halten. Also war der Sarazenin Denkmal beschaffen.

Die Jungfrau mit dem Zopf (eine andere Sage).

Ein junger, etwas leichtfertiger Graf von Henneberg wurde von seinem Vater sehr streng gehalten, und weil ihm das nicht in die Länge gefiel, so machte er sich auf und ging davon, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. Er war aber nach Würzburg zu einem sehr reichen Kaufmann gekommen, hatte vorgegeben, er sei eines Bürgers Sohn, und war als ein Diener bei dem Kaufmann geblieben. Dieser hatte eine sehr schöne Tochter, und es währte gar nicht lange, so hatte der junge Graf mit ihr ein heimliches Liebesverständniß. Auf einmal erscholl die Nachricht, daß der Graf von Henneberg, Burggraf von Würzburg, gestorben sei; das hörte der Sohn und weinte bitterlich. Der Kaufmann befragte ihn um die Ursache seines heftigen Weinens, und er sprach: „Wißt ihr denn nicht, daß der Graf von Henneberg gestorben ist? Dieser ist mein Vater gewesen!" — Darüber erschrak der Kaufmann über alle Maßen, daß er den Sohn des mächtigen Grafen und den Erben eines großen Landes wie einen Knecht gehalten und oft auch hart und streng angelassen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der junge Graf hob ihn auf und dankte ihm für alles Liebes und Gutes, das er in seinem Hause genossen, und da der Kaufmann in ihn drang, er möge sich irgend etwas von ihm zum Andenken erbitten, so bat der Graf um die holde Tochter zur Gemahlin. Freudig wurde diese ihm zugesagt, und nach einer festgesetzten Frist sollte sie dem Grafen, ihrem künftigen Herrn und Gemahl, zugesendet werden. Der Graf letzte sich mit ihr und fuhr gen Henneberg, die reiche Grafschaft in Besitz zu nehmen. Als aber seine Vettern und Anverwandten in Römhild, Schwarza und anderwärts von seinem Verlöbniß hörten, sagten sie ihm, daß er eine ebenbürtige Gemahlin heimführen müsse, außerdem er an der Grafschaft Henneberg nichts zu suchen habe, und beredeten ihn dadurch, eine andere Wahl zu treffen. Zur festgesetzten Frist, oder einige Zeit darnach, kam die Kaufmannstochter mit großen Schätzen, und nun erging es ihr, wie die vorhergehende Sage von der Königstochter erzählt. Sie riß ihren Zopf aus, baute die

Brücken bei Themar, Untermaßfeld, Obermaßfeld und bei Veßra über die Schleuße, und kam in ein Dorf, wo man sie tröstete. Dort hat sie ein Nonnenkloster gestiftet und es Troststatt geheißen.

Noch eine dritte Variante dieser Sage läßt zwei Brüder, Grafen von Henneberg, mit einander Kegel schieben, uneins werden, und einer den andern auf den Tod verwunden. Der Thäter flieht, kommt zu einem Fuhrmann, der nimmt ihn mit nach Frankfurt, von wo ein Kaufherr aus Moskau ihn mit nach Rußland nimmt. Dort verliebt er sich in des Kaufmanns Tochter, und nun geht die Sage weiter, wie die von Würzburg.

Ueberhaupt ist diese Gegend reich an Sagen; Themar bietet Manche dar, wie die Umgegend, und ich habe eine gute Zahl noch ungedruckter noch nach dem Erscheinen des dritten Bandes meines Thüringischen Sagenschatzes, der die Sagen des thüringischen Henneberg enthält, gesammelt, die in einer neuen Auflage oder in einem Nachtrag mitgetheilt werden können.

Die Arnsburg

bei Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt.

Der Arnsburg hohe Hallen,
Benagt vom Zahn der Zeit,
Sind längst in Schutt zerfallen.
Und bange Einsamkeit,
Melancholie und Trauern
Herrscht jetzt in ihren Mauern.

Anonymus.

Auf einem waldigen Berge, der hoch und steil im Gebirge der Hainleite emporsteigt, liegt, zwischen Sondershausen und Sachsenburg, dicht über dem Dorfe Seega, die Ruine der uralten Arnsburg, welche ihren Namen vom größten Raubvogel, dem Aar, führt. Wenn man den hohen Burgberg erstiegen hat, blickt man tief unter sich in ein kleines von einem Arme der Wipper durchflossenes Thal, über welches hinaus man südlich in die Gegend von Cölleda und Jena blicken und mit bewaffneten Augen oder bei besonders hellem Wetter die Ruinen der Kunitzburg erkennen kann. Nach den andern drei Seiten hin verschließen Gebirge und Waldungen jegliche Aussicht, und man fühlt sich in dieser Waldeinsamkeit von einem Hauche tiefer Melancholie angeweht. Aus der abgeschiedenen Lage zu urtheilen, war der Erbauer der Arnsburg ein Raubritter, der sich in diese Einsamkeit versteckte, um hier auf seinem Adlerhorste in Sicherheit verzehren zu können, was er in der Ebene geraubt hatte. Wie er hieß oder in welcher Zeit die Veste erbaut wurde, läßt sich auch nicht einmal mit einiger Gewißheit behaupten, denn abgesehen von der Meinung Spangenberg's, welcher in der Querfurtischen Chronik sagt, daß die Burg von den Römern unter Claudius Drusus angelegt sei, verdient auch die Angabe mehrerer alter Chronisten, daß sie im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt erbaut worden sei, nicht den geringsten Glauben. Nach ihnen sollen nämlich die Sachsen und Franken, nachdem sie das Königreich Thüringen vernichtet und unter sich getheilt gehabt, nachher aber mit einander uneins geworden, — Schlösser und Festungen gegen einander angelegt, und auch die Arnsburg errichtet haben; — sie haben jedoch den Beweis verges-

sen, der ihnen schwer genug geworden sein möchte. Dagegen erzählt das zuverlässigere Chronicon Gotwicense, daß im J. 1197 viele Fürsten auf unserer Arnsburg, oder vielmehr in dem darunter gelegenen Closter Capelle (apud villam Arnisperg in partibus Thuringiae) zusammengekommen seien, um sich wegen des zum Kaiser zu erwählenden Philipp von Schwaben mit einander zu berathschlagen, und die Burg kann sich daher eines sehr alten Ursprungs rühmen, ohne auf die oben angeführten fabelhaften Behauptungen Anspruch zu machen.

Die ersten Besitzer der Arnsburg, die man mit Gewißheit nennen kann, sind Herren von Arnsburg selbst, welche sehr begütert und angesehen und wahrscheinlich auch die Stifter des am Burgberge gelegenen Cisterciensernonnenklosters Capelle waren, von welchem sich noch im Thale bei der Capellmühle einige Spuren finden. Die Herren von Arnsburg kommen in Urkunden häufig vor, so im J. 1230 ein Friedrich von Arnsburg, 1261 ein Albert von Arnsburg, u. s. w. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts starb aber das ganze Geschlecht aus, nachdem noch bei ihren Lebzeiten, und zwar im J. 1319, die Grafen von Hohnstein mit der Veste belehnt worden waren. Wahrscheinlich wurde es den letzten Herren von Arnsburg genommen, weil sie es mit Friedrich und Diezmann, den Söhnen des alten Landgrafen von Thüringen, gehalten, während die Grafen von Hohenstein, Heinrich und Dietrich, in dieser Fehde auf Albrechts Seite gestanden hatten, wobei sie auch ihre Rechnung fanden, da sie manchen schönen Ort, und wahrscheinlich auch unsere Arnsburg, zur Belohnung für ihre Hilfsleistung und für die aufgewendeten Kosten erhielten. Den Grafen von Hohenstein kam das Schloß sehr gelegen, denn sie wurden dadurch vollends Herren der Hainleite, auf der ihnen schon die Schlösser Sachsenburg, Spatenberg, Kirchberg, Strausberg und andere, gehörten. Arnsburg blieb aber, als die schöne Grafschaft Hohenstein durch Erbschaftstheilungen immer mehr zerstückelt wurde, nicht lange bei Hohenstein, sondern kam an die Grafen von Beichlingen, und schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die Grafen von Swwarzburg.

Im J. 1417, den Donnerstag nach Jakobi, theilte Graf Heinrich XXI. von Schwarzburg mit seinem Bruder, dem Grafen Günther, die väterlichen Herrschaften, in welcher Theilung Graf Heinrich: Arnstadt, Plauen, Könitz, Clingen, Greußen, Sömmern, Schallenburg, Aroldshausen, und auch unsere Arnsburg mit dem Seeteiche zu Göllingen sammt allen dazu gehörenden Ortschaften, Gerichten, Einkünften und Rechten erhielt. Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg wurde im J. 1440, am Montage nach Lätare, von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, mit Schloß Arnsburg und Zubehör feierlichst zu Gotha beliehen. Nachher kam das Schloß an den Grafen Günther XXXVIII. und nach seinem Tode an dessen Sohn Heinrich XXXVI., der im J. 1493 nebst Sonders=

hausen, Strausberg, Frankenhausen, Heringen, Kelbra, Ichstedt, Keula, Gerterode und Urbach, auch Schloß und Amt Arnsburg erhielt. Er machte das Schloß zu einem Amthause, zu welchem Amte die Dörfer Seega und Günzerode gehörten. Es hatten schon in den letzten Jahren die schwarzburg'schen Amtleute auf der Burg gehaust, und hieß z. B. im J. 1492 der Amtmann: Burchard Marschalk, welcher aber nicht besonders beliebt gewesen zu sein scheint!

„Es trug sich nämlich den Sonnabend vor Exaudi des genannten Jahres zu, daß in dem unter dem Schlosse gelegenen Dorfe Seega an drei verschiedenen Orten Feuer aufging, wodurch der größte Theil des Dorfes eingeäschert wurde. Ob nun gleich der Amtmann zeitig genug vom Schlosse hinabeilte und alle Anstalten zur Rettung traf, auch die Leute mit beweglichen Worten zur Hilfsleistung ersuchte, konnte er sie doch zu nichts bewegen, vielmehr machte sich ihm ein böser Bube, Vogelsberg genannt, an den Hals, schimpfte und schmähete ihn, hieß ihn einen Schalk und Bösewicht, griff dem Amtmann in seinen Spieß und als er sich dessen nicht bemächtigen konnte, hub er Steine auf, denselben zu werfen, mit der Bedrohung, wo er nicht gehen würde, ihn in Stücken zu zerhauen und in's Feuer zu werfen. Der Amtmann wurde hierdurch genöthigt, sich auf das Schloß Arnsburg zu retiriren, allein auch hier war er kaum sicher, denn Vogelsberg kam gegen Abend mit einem großen Haufen Bauern von Seega und einem Anhange von Frankenhausen, funfzig bis sechzig Mann stark vor die Arnsburg gelaufen, umringeten dieselbe und wollten den Amtmann haschen und noch in's Feuer werfen; allein sie konnten seiner nicht habhaft werden und mußten wieder leer abziehen. Der Amtmann schickte hierauf eiligst an seinen Herrn, Graf Günthern von Schwarzburg, und bat sich Hilfe und Schutz aus, daß er vor den Einwohnern sicher auf und abziehen könnte; worauf Graf Günther von Schwarzburg seinen Marschall Lutzen Wormen nach der Arnsburg absendete, der die Sache behörig untersuchen und beiden Theilen Friede gebieten mußte.

Dieser Auftritt war nur ein Vorspiel eines nicht lange nachher erfolgten noch größeren Unglücks. Die Amtmänner auf der Arnsburg müssen eben nicht säuberlich mit den Unterthanen umgegangen sein, denn die Landleute waren im Bauernkriege 1525 gegen die Arnsburg ganz besonders aufgebracht. Sie griffen dieselbe mit stürmender Hand an, überstiegen die Mauern, plünderten das ganze Schloß rein aus, schmissen Alles in Stücken und verjagten den Amtmann, der nur mit genauer Noth noch mit dem Leben davon kam. Obwohl sie das Schloß auf alle mögliche Weise zu verwüsten suchten, so fehlte es ihnen doch an Zeit und an den nöthigen Werkzeugen, da sie größtentheils nur mit Spießen, Stangen und Knitteln bewaffnet waren, mit denen sie den gewaltigen Steinmassen wenig Schaden zu thun vermochten. Die Burg wurde daher ohne große Kosten wieder hergestellt und bewohnbar gemacht,

und im J. 1544 besaß sie sammt den Dörfern Seega und Güntzerode wiederkäuflich der Ritter Franz von Vippach, der es aber schon 1547 wieder abgeben mußte, da Schwarzburg in jenem Jahre das Schloß nebst Zubehör wiederum einlöste.

Nach dieser Zeit ist das Schloß noch viele Jahre in baulichem Stande erhalten worden, denn Graf Günther und Hanns Günther von Schwarzburg melden in ihrem Lehnbriefe vom J. 1559, daß die Einwohner von Etzleben Handdienste auf der Arnsburg thun müßten. Bei der zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts vorgefallenen Theilung zwischen den Grafen von Schwarzburg fiel Schloß und Amt Arnsburg an die Rudolstädtische Linie, und ist auch bis heute dabei geblieben; das Amt wurde aber nun von der Arnsburg nach Frankenhausen verlegt, die alte Veste stand unbewohnt, es wurde auf ihre Erhaltung nicht das Geringste mehr verwendet, es verfiel und die Bewohner der benachbarten Ortschaften holten fleißig Steine von der Burg, und trugen dadurch zur völligen Zerstörung der Veste wesentlich bei. Ein besonders großer Theil der Ruine verschwand, als in Seega das fürstliche Vorwerk abgebrannt war, und zum Aufbau eines neuen die Steine der Arnsburg benutzt wurden. Jetzt stehen nur noch wenige Reste, von einem Thurme sieht man keine Spur, dagegen noch einige Gewölbe und Mauerstücken, darunter aber ein sehr malerisches Gemäuer mit hohen, schönen Bögen, eine Zierde des Berges, dem eine noch recht lange Erhaltung zu wünschen ist.

Wenn man die beiden Wallgräben betrachtet; so überzeugt man sich leicht, daß die Arnsburg keinen bedeutenden Raum einnahm. Nach einem Brunnen späht man vergebens, doch soll ein solcher vorhanden sein und zwar einer von solcher Tiefe, daß man, der Sage nach, schneller mit einem Esel Wasser aus dem Thale habe heraufholen, als es mit dem Eimer aus dem Brunnen heraufwinden können. In der Tiefe dieses jetzt verschütteten Brunnens liegt aber so viel Geld, daß der Glückliche, welchem die Hebung des Schatzes bestimmt ist, ein Königreich dafür kaufen kann. Eine Gräfinn von Schwarzburg, welche von dem Schatze hörte, und einen Berghauptmann hatte, der die Kunst besaß, in das Innere der Erde zu blicken, und edle Metalle und vergrabene Schätze zu entdecken, schickte diesen Mann auf die Arnsburg. Er sah auch ganz deutlich die Kisten stehen und erzählte der Gräfinn Alles ganz genau, fügte aber hinzu, daß, wenn der Schatz gehoben werden solle, es sehr viele Seelen kosten würde. Die Gräfinn, eine fromme Frau, wollte so viele unschuldige Seelen nicht opfern, und der Schatz wurde daher von ihr nicht gehoben.

Nun lebte aber viele Jahre nachher in Seega ein Mann, Namens Weishaupt, ein armer Drescher von einigen achtzig Jahren, welcher zu verschiedenen Malen träumte: er solle auf die Arnsburg gehen, und dort einen Schatz heben, der ihm bestimmt sei. Als ein armer, alter Mann glaubte er, könne er das Wagstück nicht allein voll-

bringen, ging daher zum Schulzen, erzählte seinen Traum und bat ihn, mit zu gehen, sie wollten auch Alles, was sie fänden, redlich miteinander theilen. Der Schulze lachte bei diesem Vorschlage laut auf, nannte den Weishaupt einen Träumer, und schickte ihn fort, ging aber, da er oft von dem Eintreffen solcher Träume gehört hatte, sofort zu seinem Schwager, dem Papiermüller, und begab sich mit diesem, sobald es Nacht geworden, auf die Arnsburg. — Und siehe, kaum waren sie auf der Höhe angelangt und hatten das Innere der Ruine betreten; so stiegen zwei große Kasten, angefüllt mit Gold und Kleinodien, aus der Tiefe heraus. In demselben Augenblicke, als der Schulze und der Papiermüller mit leichter Mühe das Gold und die Edelsteine erbeuteten, träumte Weishaupt: jetzt eben werde der Schatz gehoben, wenn er noch einigen Theil daran haben wolle, solle er geschwind auf die Arnsburg eilen; — er hatte aber nicht den Muth, nachzusehen, und so blieb er denn ein armer Mann, während der Schulze und der Papiermüller die reichsten Leute in der Gegend wurden.

Lange Zeit hindurch hat man in einem der Gewölbe der Burg einen viereckigen Eindruck in den Kalk, womit die Wand überzogen war, gezeigt, und dem Beschauer erzählt, daß dies die Stelle sei, an welcher der eine Kasten gefunden worden.

Ueberhaupt soll es auf der Arnsburg nicht recht geheuer sein, denn schon Mancher, der die Burg besuchte, sah etwas Wunderbares oder Gespenstisches. So kam einmal ein Mädchen aus Seega auf den Berg, und suchte zwischen dem alten Gemäuer für den Apotheker in Frankenhausen allerlei Kräuter. Als sie sich nun eben zu einer Pflanze niederbeugte, hörte sie plötzlich über sich ein sonderbares Geräusch; — sie blickte empor, und sah hoch oben auf den alten Mauern eine vollständige Schmiede, in welcher zwei Männer arbeiteten. Mit einem lauten Schrei und tödtlich erschrocken, lief sie, den Korb mit den bereits gesammelten Kräutern im Stich lassend, so schnell sie konnte, den Berg hinab, und erzählte das, was sie gesehen, ihrem Vater, welcher zufällig ein Schmied war. Der wollte nun Anfangs nichts glauben, da aber seine Tochter die Sache mit den heiligsten Eiden beschwur, eilte er doch mit ihr auf den Berg, aber als sie bei der Ruine ankamen, waren die gespenstigen Gestalten sammt der Schmiede verschwunden und es herrschte zwischen den alten Mauern wieder die tiefste Stille.

Noch ist zu bemerken, daß die umwohnenden Landleute die Arnsburg immer „die Bonifaciusburg“ zu nennen pflegen, und viel davon zu erzählen wissen. Es werden nämlich auf ihr, sowie auch auf der benachbarten Sachsenburg, die sogenannten Bonifaciuspfennige, kleine, runde und flache Steinchen, gefunden, die auf folgende Art entstanden sein sollen:

Als in alten Zeiten der heilige Bonifacius vom Eichsfelde weiter zog, das Heidenthum auszurotten, und die christliche Lehre zu begründen, kam er auch in diese Gegend Thüringens,

„Und sprach hier mit frommem Gruß
Zu den blinden Heidenvölkern:
Sit vobiscum Dominus.

Und er sprach noch mehr: Sie sollten
Meiden Wodan's Hainaltar;
Sollten jenen Gott erkennen,
Der da sein wird, ist und war;
Einen Gott, der unbegreiflich,
Eine Jungfrau=Mutter gar.

Doch die blöden, blinden Heiden
Mißverstanden, was er sprach,
Sie verhöhnten seinen Eifer,
Ueberhäuften ihn mit Schmach,
Warfen ihm und seinen Treuen
Mäßig große Steine nach.

Zornig bleibend der Bekehrer
Stand, und rief ein fluchend Wort:
Weil so hart sind eure Herzen,
Sei der Gnadenbaum verdorrt!
Euer Geld und Gut verwandle
Sich in harten Stein sofort!

An der Arnsburg dort gefunden
Wird solch steinern Geld noch heut,
Sagenzeuge jener Härte,
Welche Winfried einst bedräut,
Als der Christuslehre Samen
Rings im Land er ausgestreut."

C. Duval.

Das Rittergut Walbeck im Mannsfeldischen *).

Wenn der Mensch, in seinem Gewissen von keiner schweren Sünde belastet, zwischen seinen eigenen gelungenen Schöpfungen wandelt, wie ist es ihm da so heimlich wohl, und wie entsagt er darüber so gern dem eiteln Tand und Glanz der Welt, und trägt selbst manchen Schmerz viel leichter. — Auch du, liebes Walbeck, auf das ich diese Aeußerung mit Hinblick auf deine edeln Besitzer und Pfleger beziehe, gehörst zu den vielen wundersüßen Bildern meines Lebensmorgens, die mir jetzt am schwülen Mittag im ernsten Lebenskampfe Erholung und Ersatz für manche bittere Täuschung darbieten müssen. So sei mir nach langer Trennung denn mit meinem innigsten Herzensgruße tausend Mal begrüßt. Aber nicht mir allein wirst du im freundlichen Lichtglanze einer schönen Vergangenheit dich zeigen, nein, auch allen denen, die einst in deinem Schmuck dich noch sahen, als deine edeln Herrn und Gebieter ihre ganze Thätigkeit dir allein zugewendet und dich, obgleich ewig jung und frisch, wie eine Braut, mit Myrthen und Rosen in dem Haare, herrlich und sogar kostbar geschmückt hatten. Auch alle die werden es mir Dank wissen, wenn ich dein erinnerndes reizendes Bild ihnen wieder vorhalte.

Das Rittergut Walbeck, an welches das kleine aus 52 Häusern bestehende Dorf gleiches Namens bescheiden wie eine treue Magd sich anschließt, liegt auf einem der letzten sich immermehr verflachenden Bergzüge des östlichen Harzes, die selten nur noch hier und dort mit wenigem Holze bedeckt sind, und vielleicht dürfte man es als die letzte östliche Spitze dieses Gebirges bezeichnen.

*) Dieses Walbeck ist oft von den ältern Historikern und Compilatorib. docum. mit dem bei Helmstedt gelegenen Kloster Walbeck verwechselt worden, und man weiß deßhalb auch in Spangenbergs Chronik nicht immer, welches Kloster Walbeck von ihm gemeint sei. So geht es auch beim Dithmar von Merseburg in der Uebersetzung des Ursinus.

Der Familie von dem Bußsche gehörig, beweist das große in einem einfachen aber edeln Style gebaute Schloß bald, daß es seine jetzige Schönheit nur einem spätern Zeitalter zu danken habe. Auf einem hohen auf zwei Seiten steil abfallenden Vorsprunge eines Bergzuges erhebt es durch einen kleinen Kirchthurm und durch hohe Dächer seine Zinnen über die Baumwipfel des angrenzenden Parkes hinaus, und die schönen Gärten, die das Schloß und die daneben liegende Oeconomie auf drei Seiten umschließen, geben dem Ganzen ein solch stolzes und doch freundliches, ein solch edeles und auch liebliches, mildes Gepräge, daß ich mich nicht entsinnen könnte, je einen schöneren Edelsitz, wie er so ganz zu unserm Zeitalter paßt, gesehen zu haben. Die Schöpfer von dem Allen waren der Minister und dessen Sohn, der Amtshauptmann von dem Bußsche, von denen letzterer, aus dem Gewühle des Lebens zurückgetreten, alle seine geistigen und finanziellen Kräfte diesem seinem Schooßkinde zuwendete. Alles was er sein nannte, wurde gewiß einer Verbesserung unterworfen. Jede Stelle seines Grundbesitzes, wohin sein Auge fiel, konnte auf Verschönerung rechnen. Da war kein Weg, den er nicht mit Ersparung von Raum gerade gelegt, verbessert und mit Obst- oder Zierbäumen bepflanzt, kein Anger, den er nicht fruchtbarer und einträglicher durch Obstpflanzungen gemacht hatte. Vorzüglich aber war der Park der Mittelpunkt aller seiner Verschönerungen, und mit seinem geschmackvollen Schönheitsgefühle, mit Wissenschaftlichkeit gepaart, wußte er in einem nur mäßigen Raume wirklich des Mannichfaltigen, Schönen und Seltenen so viel zu vereinigen, daß namentlich der Botaniker gewiß mit hohem Interesse diese Fluren durchwandelte. Der eigentliche Park umfaßt nur den Schloßberg und das darunter liegende kleine, von einem Waldbache durchlaufene enge Wiesenthal. Eine der schönsten Parthieen darin ist eine Anlage des Ministers, ein tief in den Felsen gesprengter Weg, der von dunkeln Laubschatten überwölbt, vom Schlosse in das Thal hinabführt. Durch diesen Weg, durch Bosquets, Brücken, schattige Ruheplätzchen, Blumenanlagen, Baumgruppen 2c. wußten die Herren von der Bußsche nun Alles, was die schlichte Natur in einem Buchen- und Eichenwalde darbot, mit verschönernder Hand zu einem so herrlichen Ganzen zu vereinigen, daß damaliger Zeit der Park viele Fremde selbst zum Besuche anzog, und einer Meldung in dem noch erst neu erbauten Planteurhause im Thale bedurfte es nur, um von dem herrschaftl. Planteur selbst nach des Besitzers Willen überall hingeführt und auf Alles aufmerksam gemacht zu werden. Weil nach dem Tode des Amthauptmanns aus ökonomischen Gründen kleinere Summen auf die Erhaltung vieler Anlagen nur verwendet werden konnten, so ist manche davon wieder eingegangen, und die ewig umschaffende Natur hat nach ihren Urformen hier wieder gestrebt; allein kräftige Blutbuchen, herrliche Platanen und andere seltene Baum- und Strauchgewächse ziehen noch

immer mit erinnernder Hinweisung auf die frühere Herrlichkeit den Blick jedes aufmerksamen Wanderers auf sich, und auch die in ihrer ersten Anlage sehr kostbare Chaussee nach Hettstedt erinnert gleichfalls noch an die großen Opfer, die hier dem Schönheitssinne gebracht sind. Weil aber die Natur von jeher, der Wald vielleicht durch sein üppiges Grün, viel Anziehendes für das menschliche Gemüth in diese Gegend gelegt hatte, so daß frühe schon dem Walde ein Raum zum Wohnplatze für Menschen hier abgerungen wurde, so wollen wir jetzt auch das Alter und die Geschichte dieses Edelsitzes bestimmt ins Auge fassen.

Walbeck, Walbizi oder Walbisci, Walbechi, Walbich, Wolbig, Walbach, auch Walweck genannt, im Suwengau*), ist eine der ältesten sächsischen Ansiedelungen in der Grafschaft Mannsfeld, und ihre Entstehung mag immer in das 9te oder 10te Jahrhundert zurückversetzt werden, wenigstens wird es im 10. Jahrhundert als zu Sachsen gehörig schon sehr häufig angeführt. Nach Bischof Dithmars von Merseburg uralter Chronik, pag. 161, gab es nämlich zu seiner Zeit zu Merseburg, Walbizi und Frasu **) drei kaiserliche Hofburgen (curtes regiae), und dieses Walbizi lag, nach einer kaiserlichen Urkunde v. J. 993, in der Grafschaft des Grafen Karl, hinterlassenen Sohnes des Markgrafen Rigdas zu Meißen; ja Leuckfeld in seinen Antiquital. Halberst. sagt pag. 664 ff. ausdrücklich, daß es das in der Grafschaft Mannsfeld zwischen Aschersleben und Mannsfeld gelegene zum Amte Arnstein gehörige Walbeck gewesen sei. Daraus, daß es ursprünglich eine kaiserliche Hofburg gewesen, läßt sich nun auch der Name Walbeck erklären, weil dieß nichts anderes, als einen an einem Bache aufgeworfenen Wall, d. i. Vestung, bezeichnet, weshalb der Name auch eigentlich mit einem Doppel L geschrieben werden mußte ***). Weil damals der Harz aber bis hieher vollkommen sich ausgedehnt hat, welches reiche Vergnügen bot hier ein anmuthiger Sitz im frischen Waldgrün daher den jagdlustigen Kaisern nicht dar? Gar manchmal mogten sie hier von der Last und den Sorgen der Regierung und von den ewig sich erneuernden Kämpfen mit den Großen des Reiches Ruhe und Erholung suchen, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß der im Walde Ketil 980 geborene Kaiser Otto III. hier selbst das Licht der Welt zuerst erblickt haben mag! †) Da Bütken nämlich in dem Archive des Servatius-Klosters ††) zu Mastricht ein vom Kaiser Heinrich IV. 1062 zu Ketela ausgestelltes Diplom aufgefunden hat, in welchem des Ketilwaldes auch besonders noch

---

*) S. Leuckfelds Halberst. Chronik und Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker, Artikel Quenstedt, v. Rimord.

**) Frose bei Magdeburg, s. Beckm. Anh. Gesch. III. p. 184.

***) Neue Zeitschrift für die Gesch. germanischer Völker, B. I. Heft II. p. 7.

†) In der Gundlingiena XLII. Stück p. 185.

††) S. Tropheés de Brabant p. 27.

gedacht wird, so muß Ketela auch ein Wohnort gewesen sein. Unter dem Ketilwalde wollen nun Töllner *) den Harzwald, Ursinus, der Uebersetzer des Dithmar, aber geradezu das Welphsholz sylva Catulana verstanden wissen, das als ein Theil des großen Harzwaldes damals nicht unwahrscheinlich sich bis über diese Gegenden hinaus wohl ausgedehnt haben mag. Walbeck dürfte hiernach das alte Ketela vielleicht selbst gewesen sein. Südlich von Walbeck, dem Holze Wolfshagen gegenüber, auf dem sogenannten Teichfelde ist nun eine Feldmark, der Schloßberg genannt, wo jene Hofburg wahrscheinlich gestanden haben mag, wenigstens möchten der dabei liegende Schützenplatz, eine Wiese, und der Kaisergrund, auch eine Feldmark, diese Vermuthung nur wahrscheinlicher machen. Man sieht nun zwar von dem Schlosse nichts mehr, weil aber zuweilen daselbst noch einiges Grundgemäuer ausgepflügt wird, so müssen einst doch Gebäude hier gestanden haben.

Nun erzählt Kettner in seinen Antiquit. Quedlinb. u. A. über Walbeck: **) Dieser Ort sei auf der alten Kaiserin Adelheid, Kaiser Otto I. Gemahlin, Verlangen ihr von ihrem Enkel Otto III. 985 (wo Otto also erst 5 Jahre alt war) geschenkt worden, und diese Adelheid, die das Stift Quedlinburg gegründet und darin ihre Tochter Mechtild zur ersten Aebtissin gesetzt gehabt, habe diesen ihren Hof zu Walbeck 989 gedachter ihrer Tochter gegeben, welche besage das von Kaiser Otto III. 993 ausgestellten Donationsbriefes, zu Ehren des heiligen Apostels Andreas, ein Frauenkloster, Benedictiner Ordensregel, daraus gestiftet habe. Diese Erzählung begleitet Kettner auch mit dem von 985 datirten Schenkungsbriefe; die Stiftungs-Originalurkunde von Kaiser Otto III. befand sich aber ehedem in dem Mannsfelder Archive, von welcher eine getreue Abschrift Ahrens benutzt haben will. Demnach ließ die Aebtissin Mathilde 997 die Kirche zu Walbeck einweihen, und viele Jahrhunderte hindurch mag es ununterbrochen in dieser Gestalt ein Kloster geblieben sein. Daß es aber vielleicht wegen seiner romantischen Lage und seiner Jagdbelustigungen lange noch ein Lieblingsaufenthaltsort der Kaiser und anderer Großen gewesen sein mag, beweist Folgendes: „Spangenberg in seiner Mannsfeldischen Chronik erzählt Fol. 164 b.: Als Kaiser Heinrich II. aus Italien kam, hat er 1015 den Palmensonntag zu Quedlinburg, die Ostern aber zu Walbich gehalten, dahin etliche Welsche Legaten zu ihm kommen, von denen er wegen ihrer Herren die Huldung genommen und ist darnach gen Merseburg gezogen.“ Ferner Fol. 165 b.

---

*) Lib. 9. histor. Palatinae p. 244.

**) S. Antiq. Quedl. int. Dipl. Seo X. sub. nr. 19. pag. 24 u. 25. und Eccardi histor. geneal. Sax p. 187. Desgl. Ahrens historische Nachrichten über die Städte ꝛc. Mannsfelds p. 21, der jedoch die Schenkung nicht an die Großmutter, sondern an die Mutter machen läßt, was offenbar falsch ist.

fährt er fort: „1019 ist Kaiser Heinrich mit seiner Gemahlin gen Walbich kommen und neben ihm Frau Adelheid die Aebtissin zu Quedlinburg und etliche Bischöfe, hat den Palmensonntag allda gehalten, ist sehr fröhlich gewesen und hat das Osterfest zu Merseburg begangen," und Fol. 166 a. heißt es wiederum: „1021 hat Kaiser Heinrich den Palmtag zu Walbich im Kloster, die Ostern aber zu Magdeburg gehalten." Daß Kaiser Heinrich IV. hier gewesen ist, beweist das schon citirte zu Ketela von ihm ausgestellte Diplom, wenn nämlich Ketela und Walbizi für ein und denselben Ort angenommen werden darf. Als die sächsischen Fürsten, des Druckes der kaiserlichen Uebermacht müde, in Verbindung mit den päpstlichen Bannbullen sich gegen Kaiser Heinrich V. auflehnten, sie aber deshalb 1114 von ihm nach Goslar beschieden, dort nicht erschienen, so traten sie in Walbeck, im Mannsfeldischen, zu einem engen Vereine und sammelten hier ihre Heerhaufen. *) Heinrich zog zwar bald mit drohender Gewalt über Braunschweig und Halberstadt ihnen entgegen, und Graf Hoier von Mannsfeld, des Kaisers General, bot von Wahlhausen her mit dem kaiserlichen Heere ihnen die kühne Stirn; allein die Schlacht am Welphsholze, den 11. Febr. 1115, die kaiserliche Wagschaale in die Luft schnellend, sollte durch der Sachsen und ihres Anführers, des Bischofs Reinhard von Halberstadt, Sieg es wiederum darthun, daß die weltliche Macht den Gegendruck der geistlichen auszuhalten damals nicht im Stande war.

Die Abhängigkeit in geistlichen Dingen betreffend, ist dieß Kloster nun lange unmittelbar dem Stifte Quedlinburg untergeordnet gewesen. Dieß erhellt namentlich aus einem 1259 zwischen genanntem Stifte und dem Bischofe zu Halberstadt aufgerichteten Vergleiche, worin Letzterer zugleich mit resignirt, daß er in das alte Kloster Walbeck und in Setzung dessen Probstes nichts zu sagen habe, auch der Probst auf dem Synodum nicht zu kommen verbunden sein solle, sondern daß Walbeck allein nach Quedlinburg gehöre und der Walbeckische Probst den Priester daselbst setzen und dieser ob Archidiacono-loco eingeführt werden solle. Auch aus folgendem Vorfalle wird dieß klar: „Anno 1263 entstand nämlich zwischen den Klosterfrauen zu Walbeck und dem dasigen Probste darüber Streit, ob sie bei selbigem beichten müßten, wo das Sigill aufzubewahren sei, und wie die Thüren des Klosters verschlossen gehalten werden müßten und wer einzulassen sei. Darüber entschied die Aebtissin Gertrud zu Quedlinburg, daß sie, die Aebtissin, mit Genehmigung des Probstes gewisse Geistliche setzen wolle, und daß den Klosterfrauen die Wahl, ob sie bei dem Probste oder diesen Geistlichen beichten wollen, gelassen werde."

In weltlicher Hinsicht mag Walbeck aber immer zu der von dem Bischofe zu Halberstadt abhängigen Lehnsherrschaft Arnstein

*) S. v. Zittwitz Chronik von Aschersleben p. 10.

gehört und deren Schicksal getheilt haben, weshalb Manches aus dem Artikel „Arnstein" auch auf Walbeck zu beziehen sein dürfte. Durch diese Lehnsabhängigkeit trafen Walbeck im 14. Jahrhundert schwere Verwüstungen. Als nämlich die Grafen von Falkenstein, die auch Inhaber des Arnsteins, mit Burchard 1334 erloschen waren und die Erzbischöfe von Halberstadt durch Schenkung die Grafschaft Falkenstein in Besitz genommen hatten, verwüsteten die Grafen von Reinstein, Heimburger Linie, diese Gegenden mit Feuer und Schwerdt, weil Graf Albrecht, mit den Falkensteinern verschwägert, diese Schenkung durchaus nicht anerkennen, sondern sein Erbrecht geltend machen wollte. Nach einem Klage-Schreiben des Bischof Albert II. wird unter den Ortschaften, welche die Reinsteiner an sich gerissen und verwüstet hätten, auch Walbeck genannt, und eine gleiche Klage wegen Zerstörung vieler Orte, worunter Walbeck mit erwähnt wird, erhebt auch das Stift Quedlinburg. Die Reinsteiner besaßen es aber nicht lange, denn schon im Jahre 1380 verkauften sie Hettstedt mit Zubehör, wozu auch Walbeck zu rechnen, an den Bischof Albert III. von Halberstadt. Nun fehlen alle Nachrichten bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Da erst, als die Reformation auch in das Mannsfeldische gedrungen war, und die aufrührerischen Bauern mit der Brandfackel und mit Raub von Dorf zu Dorf, von Kloster zu Kloster zogen, da, erzählt uns von Zittwitz in seiner Aschersleber Chronik pag. 103, sei 1525 auch Mehringen und Walbeck von ihnen geplündert worden. Der Katholisch gebliebene Graf Hoyer von Mannsfeld, Vorderörterschen Linie, widersetzte sich als Lehnsherr und Patron zwar diesen Gewaltthätigkeiten, und es wurde in der unter den Grafen 1533 zu Eisleben gemachten sogenannten Abrede auch festgestellt, daß die Klostergüter den Klöstern verbleiben sollten. Weil sich auch der unruhige Graf Albrecht, Hinterörterscher Linie, des dem Kloster Walbeck gehörigen und in seinem Districte belegenen Holzes bemächtigt hatte, so wurde in der vorerwähnten Abrede ausgemacht, daß auch er dieses Holz dem Kloster zurückgeben sollte. Nachdem aber Graf Hoyer 1540 verstorben und die übrigen damals lebenden und regierenden Grafen vorderörterscher Linie sämmtlich die lutherische Lehre angenommen, so ist unter denselben wegen Säcularisation der Klostergüter unterhandelt worden und 1544 wurde auch unter Autorität des Bischofs Albert von Magdeburg ein Vergleich unter den Grafen gemacht, wornach auch die Klosterhölzer in den gemeinen Kohlenhandel gehören sollten. Nach dem Kaufbriefe des Grafen Hans Albrecht von 1561 über Walbeck, worin der im Jahre 1548 gefundenen Vorräthe Erwähnung geschieht, muß demnach 1548 das Kloster schon eingezogen gewesen sein.

Als 1501 die Grafen sich in ihr Land theilten und das Kloster Walbeck, unter dem vorderörterschen Antheile, an Graf Ernst II. gefallen war, so haben nach ihres Vaters Tode dessen Söhne ihr Erbtheil 1546 gemeinschaftlich besessen. Diese Brüder erborgten

nun 1555 von Philipp Dido, Amtmann zu Bischhofen und Fladungen, 5000 Thaler oder Güldengroschen und verpfändeten dafür Walbeck, und als Bürge dieser Schuldforderung wird, außer mehreren Anderen, Jacob von Thaal zu Walbeck genannt, der daselbst vielleicht gräfl. Schösser oder Amtmann sein mogte. Bei dem gemeinschaftlichen Besitz der Brüder führten aber die zwei Aeltesten die Regierung und bewohnten, nebst den übrigen, die Aemter ihres Landestheiles, wobei, laut Vergleich von 1557, der Graf Hans Albrecht das Amt Arnstein, mit Inbegriff von Walbeck, inne hatte. Dieser Graf kaufte nun von seinen Brüdern Hans Georg, Philipp Ernst, Hans Hoyer und Hans Ernst, auch von seinem Vetter Graf Bruno das Gut Walbeck, nebst dem Vorwerke Eisberg *), am 18. April 1561 für 16,000 fl., mit der Bedingung, daß, wenn dieses Gut bei bevorstehender Theilung auf einen andern Bruder fallen sollte, derselbe dieses Gut gegen Erstattung des Kaufpreises wieder herausgeben und in die Theilung kommen lassen sollte. Wegen dieser Theilung ließen die Grafen ein jedes Amt und Gut taxiren, wobei das Gut Walbeck an Capitalwerth zu 23,399 fl. 1 gr. 7½ Pf. geschätzt wurde. In der hierauf den 21. Juni 1563 wirklich erfolgten Theilung ist aber dem Grafen Hans Albrecht das Amt Arnstein, mit Einschluß des Gutes Walbeck, wirklich zugefallen. In demselben Jahre noch aber zahlten Ludolph von Bortfeld auf Oelber und dessen Frau, Margarethe von Marenholz, für den Grafen Hans Albrecht 10,000 fl. an Otto von Bothenhausen, und außerdem noch 4000 ganze Joachimsthaler an den Graf Hans Albrecht selbst; auch verwendeten sie überdieß noch mit des Grafen Einwilligung 500 fl. zum nöthigen Bau des Gutes Walbeck. Für diese Geldsumme überließ Graf Hans Albrecht nun den von Bortfeldschen Eheleuten das Gut Walbeck sammt den drei Dörfern Rüdigerode, Meisberg und Waldeck wiederkäuflich zunächst auf 9 Jahre. Nach dem Absterben des Ludolph von Bortfeld blieb aber auch dessen Wittwe, Margarethe von Marenholz, Besitzerin von Walbeck, verheirathete sich wieder mit Christoph von Quitzow, und machte, wie ihre beiden Männer, stets noch bedeutende Geldvorschüsse an die Grafen, so daß dadurch eine stillschweigende Prolongation des Wiederkaufs eingetreten war. Weil nun aber auch Wolf von Thaal eine auf Walbeck ruhende Forderung an die Grafen hatte, so wurde jener Wiederkauf deshalb in Anspruch genommen und gegen Bortfeld, dessen Wittwe und deren zweiten Mann ein Prozeß geführt, der damit endigte, daß denen von Thaal zu Dresden 1598 der Vorzug zuerkannt wurde. Weil nun aber durch das zerrüttete Credit- und Schuldenwesen der Grafen von Mannsfeld, vorderörterscher Linie, deren Antheil an der Grafschaft schon 1570 unter Sequester des Churfürsten von Sachsen als Oberlehnsherrn gestellt, demnach eine Taxe aller Güter vorgenommen, auch den zeitigen

*) Soll wohl Meisberg heißen.

Inhabern freigestellt wurde, ihre Güter wiederkaufsweise an sich zu bringen, so wurde 1603 zur Auseinandersetzung der Thaalschen und Bortfeldschen oder Quitzowschen Gläubiger von Dresden aus auch eine Taxation des Gutes Walbeck angeordnet, und durch die Taxatoren Heinrich von der Tannen zu Arnstadt, Heinrich von Campen auf dem Kupferberge bei Hettstedt, Georg Wagner, Amtmann zu Walbeck, Johann Pryller, Verwalter zu Endorf und durch die geschworenen Richter und Schöppen von Hettstedt und aus dem Amte Arnstein auf 36,684 fl. 4 gr. 6 Pf. festgesetzt. Vom Hofe zu Dresden ist damals auch resolvirt, das Gut Walbeck meistbietend zu verkaufen, bis dahin aber in solches einen Sequester zu setzen. Da aber auf das Gut kein annehmbares Gebot geschah, insofern Christoph Johann von Asseburg nur 28,000 fl. geboten hatte, so ist, weil auch Graf Wilhelm von Mannsfeld in diesen Verkauf nicht willigen wollte, solcher unterblieben. 1604 den 19. Mai ist demnach Johann von Hosen durch den Verwalter Pryller zu Endorf zum Sequester eingesetzt und die v. Bortfeld und Quitzowsche Wittwe abgezogen, nachdem diese Erben das Gut seit 1563 in Besitz gehabt hatten. Die Creditoren konnten aber von dem Sequester wenig oder gar nichts erhalten. Weil sie deshalb bei Hofe Beschwerde geführt und vorgeschlagen hatten, das Gut lieber zu verpachten, so ist Walbeck von 1606 an zuerst an den Sequester Johann von Hosen, dann aber bis 1660 an Andere verpachtet gewesen. In diesem Jahre traten nämlich die Bortfeld- und Quitzow-, nachher von Einsiedelschen Erben ihre an dem Gute Walbeck habenden Rechte für 17,000 Thlr. an Johann Albrecht von Ronoff ab, und dieser, weil er nach und nach auch die übrigen Schuldposten auf Walbeck tilgte, nahm nun davon Besitz. Weil der Graf von Ronoff alle Creditoren befriedigt und daher eine höchst bedeutende Summe bezahlt hatte, so verlangte er von dem Grafen Hans George zu Mannsfeld darauf die Befriedigung dieser Schuld. Letzterer vermogte dieß nicht, und so ward zwischen beiden den 24. Jan. 1663 ein Wiederkauf über Walbeck auf 20 Jahre und die Summe von 39,317 Thlr. 6 gr. 10 Pf. abgeschlossen, auch wurden dem von Ronoff das jus patronatus und die Obergerichte über Walbeck übergeben. Dieser Wiederkauf wurde 1667 den 31. Decbr. durch den Consens des Churfürsten Georg II. bestätigt. Durch den Ankauf vieler andern Besitzungen mogte sich aber der Graf von Ronoff so in Schulden gesteckt haben, daß, um ein anderes Gut, Oppurg, zu behaupten, er sich genöthigt sah, den 22. Decbr. 1677 der Frau Barbara Margarethe von Eltz, gebornen Pfuhl, gegen Bezahlung der Wiederkaufssumme von 39,317 Thlr. sein Wiederkaufsrecht zu überlassen, und so wurde 1678 den 15. Mai das Gut Walbeck feierlich der Frau von Eltz übergeben. Nachdem sie von dem damaligen Besitzer des Amtes Arnstein, dem Obrist Freiherrn von Knigge, in demselben Jahre auch die Obergerichte erkauft und mit dem Grafen Johann Georg von Manns-

feld 1684 einen anderweitigen Wiederkauf auf unbestimmte Zeit geschlossen hatte, erfolgten in demselben Jahre zu Allem der Churfürstliche und Gräfliche Consens. Nach ihrem Tode erbte das Gut nach einander auf ihre beiden Söhne Hans Christoph und Philipp Adam von Eltz fort, und da beide ohne Nachkommenschaft starben, so ernannte Philipp Adam 1727 in seinem Testamente den ältesten Sohn seiner einen Schwester, Philipp Adam von Hardenberg, zum Universalerben, den beiden Söhnen aber seiner andern Schwester Eleonore, die an Philipp Johann von dem Bußsche verheirathet war, Philipp Wilhelm und Johann Clamer August v. d. Bußsche, vermachte er das Gut Walbeck als ein Legat, welche beiden Brüder es auch bis 1741 in Gemeinschaft besessen haben. Von da ab ist Walbeck immer in den Händen derer von dem Bußsche geblieben. Der Wiederkauf wurde aber 1742 in Erbkauf der Art verwandelt, daß dem Gute die Natur und Eigenschaft des Lehns gänzlich genommen und dasselbe in ein reines Allodium und Erbe verwandelt ward. Weil die jetzigen Besitzer nun aller Verbindlichkeiten gegen die Grafen von Mannsfeld enthoben und in deren Stelle getreten waren, so wünschten sie selbigen nun auch gleich geachtet zu werden, mithin Altschriftsässigkeit und Erscheinung auf dem Landtage zu erlangen. Auch dieß wurde ihnen 1745 von Sachsen durch eine Königl. Resolution bewilligt, und nachdem somit Walbeck ganz in die Rechte von Rammelburg und anderer independenten Alt-Kanzleischriftsässigen Güter eingetreten war und unter unmittelbarer Lehnspflicht zu Sachsen stand, ist es bei den letzten Veränderungen von Sachsen nach 1813 auch unter Preußische Hoheit gekommen.

Außer den Kreuzgängen, die in dem einen Theile der Schloßgebäude noch zu sehen sind bemerkt man nichts mehr von dem frühern Kloster. Mag das Kloster aber je seine erhabene Bestimmung erreicht haben oder nicht, (es wird uns wenigstens, wie von so vielen andern Klöstern, nicht das Gegentheil berichtet) so müssen wir doch jetzt davon rühmen, daß es, so wie das Aeußere von Walbeck, höchst freundlich und ansprechend ist, auch drinnen jetzt noch ein höchst edeler, humaner Geist waltet, der, wenn auch nicht geräuschvoll, doch im Stillen viel Segen verbreitet.

Die Dorfstätten, deren es in der Umgegend mehrere giebt, wird der Leser aber bei „Arnstein" aufgeführt finden, so wie alles Andere, was in der Umgegend an das Alterthum erinnert und alle Sitte in sich schließt. Besonders wichtig hierin ist die Stiftungsurkunde des Klosters Walbeck von Kaiser Otto III., weil sie alle in der Grafschaft des Grafen Carl zu Meißen gelegenen Ortschaften aufführt, wie wir solche gleichfalls bei „Arnstein" werden kennen lernen.

W. Schönichen.

Anmerkung. Indem sehr viele dieser Nachrichten aus dem schon erwähnten Werke: Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker, Bd. I. Heft II. und aus Ascan dem Wanderer, Jahrg. 1833, pag. 177 rc., die beide aus einer Quelle geschöpft haben, entlehnt sind, können wir die edele Humanität nur dankend anerkennen, mit welcher die verwittwete Frau Amtshauptmannin Sophie von dem Bußsche, geborene Gräfin von Görz, die Einsicht in die Acten ihres Hausarchives gestattet hat.

Der Obige.

Kloster Gerode.

An einem Herbstmorgen, an welchem Nebel und Sonne noch um des Tages Herrschaft kämpften, bis die Strahlen der Letzteren, plötzlich und siegreich die graue Hülle durchbrechend, auf Millionen Thautropfen, wie ein unermeßlicher Diamantenschmuck, dem Auge erglänzten, begleiten mich meine freundlichen Leser von meinem jetzigen Wohnorte zu dem drei Stunden entlegenen vormaligen Kloster Gerode.

An dem Fuße des Lindenberg's hin zieht sich der Weg, auf welchem die zur Rechten liegende Wehnder Warte, der Zeuge einer längst entschwundenen Zeit, wir verlassen, und dem friedlichen Handwerke mit Sense und Sichel fremd, auf den Wanderer herabsieht. Wir haben bald Wehnde erreicht, dürfen aber dieses Mal der stillen Einladung, dem Ohme entlang, nach dem idyllischen Wildungen zu ziehen, nicht folgen, vielmehr schlagen wir den Pfad ein, der sich links absondert, um uns nach dem eine kleine Stunde entlegenen Dorfe Brehme hinzugeleiten. Das unfreundliche Dorf, zwischen Bergen hingebreitet, in welchem das von der Anhöhe fließende Wasser kaum den schmalsten Fußweg gönnt, um weiter zu schreiten, haben wir kaum hinter uns, als das „Gaudeamus igitur", welchem man sich darüber aus vollem Herzen hingeben möchte, wieder verbittert wird, durch eine unsanfte Anhöhe, welche den ermüdeten Wanderer nicht eben freundlich, sie zu besteigen einladet. Lassen wir uns aber deshalb nicht abschrecken, und setzen den allmälig sich immer weiter erhebenden Fußweg bis auf den Punkt fort, womit dem hervorbrechenden Walde, an den sich einige friedliche Wohnungen reihen, und über ihnen ein schroff sich emporthürmender weißer Felsenabhang, die eben durchwanderte Gegend als abgeschlossen sich zeigt, und wir deshalb nicht minder, als weil die eben gehabte Anstrengung es verlangt, zu einer kleinen Ruhe aufgefordert werden.

Wir befinden uns hier unmittelbar in der Nähe des Sonnensteins, jener Feste, die sich einst auf jenem weißlichen Felsenabhange erhob, und die vor Zeiten, wie eine Beherrscherin der Gegend, stattlich genug in die vor ihr ausgebreiteten Fluren hinabgeschaut haben mag. Jetzt ist sie gänzlich verfallen, vergebens forscht man nach ihren Schicksalen, nur heimlich flüstern sich die Waldbäume beim Säuseln des Abendwindes davon zu, und die Stille des Ortes, die einst von Waffenklang und Kriegersang weithin wiederhallte, wird nur von den Bewohnern der Umgegend zuweilen unterbrochen, wenn sie an der geheimnißvollen Stelle mit ihrer Phantasie in das Land der Träume hinübersteigen, von dem richtigen Lande alles Irdischen einen nachhaltigen Eindruck erhalten, oder von den Reizen einer lieblichen Fernsicht sich umstricken lassen wollen.

Gewiß finden wir uns für den mühsam zurückgelegten Fußweg an diesem Orte reichlich entschädigt, wenn wir im Begriffe denselben noch ein Mal zu verfolgen, von einem malerischen Gesichtskreise überrascht werden, der weithin dem Auge genußreiche Nahrung beut. — Die amphitheatralische Gruppirung der in blauer Ferne sich erhebenden Berge, die wetteifernd Einer den Andern zu überragen suchen, die Ruinen der Burgen „Gleichen", die wie eine große Ueberschrift des Ganzen sich kund geben, die zahlreichen Ortschaften, die wie große Ruhepunkte den herumirrenden Blick bald hier, bald da zu fesseln suchen, die verschiedensten und mannigfachsten Nüancen der Gegend selbst, die überall neues Leben herausströmen, Alles dieses beschäftigt auf das Angenehmste unser Auge, und würde uns noch länger zurückzuhalten im Stande sein, wäre nicht dieses Mal unsere Absicht, der Wanderung Ziel baldigst zu erreichen.

Ein anmuthiger Weg in Waldes-Schatten führt uns dahin, und nach kurzer Wanderung sehen wir uns von ansehnlichen Gebäuden überrascht, die wir sofort für diejenigen des vormaligen Klosters Gerode wieder erkennen.

Die Gegend war für ein contemplatives Leben besonders glücklich gewählt; wie in einen Bergkessel gedrängt liegt der friedliche Ort, eine feierliche Stille hat sich ringsum ausgebreitet, und Alles vereint, scheint zur stillen Einkehr in sich selbst eine beredte Anforderung zu sein. Steigen wir aber jetzt die sanfte Anhöhe weiter hinab, und treten ohne Verzug durch das Thor ein, das mit einigen in Stein gehauenen Wappen verziert ist, in deren Mitte das Bild des heiligen Michael mit der Umschrift sich befindet:

Ora Pro Nobis
Pugna pro nobis Sancte Michael.

Die umfangreichen Gebäude des Klosters sind alle neueren Ursprungs, und machen, ihrer regelmäßigen Bauart wegen, einen angenehmen Eindruck auf den Eintretenden. Besonders aber ist es die Kirche, die gerade an diesem Orte so sinnig uns entgegen tritt. Als ob sie sich nicht begnügen wolle mit des unwiderstehlichen Gei-

stes Gewalt, der in ihr weht, die Menschen zu ziehen in ihre Gemeinschaft, scheint sie hier die Reize der Natur noch zur Hilfe rufen zu wollen, um dieses um so sicherer und lodernder zu bewirken. In dem grünen Schmucke üppig rankender Weintrauben, welche die weiße Mauer bis an die Fenster hinauf überragen, scheint sie täglich würdig verziert zu christlichen Festtagen, während doch der Festgesang schon lange in ihren Mauern verstummte. Der Platz vor der Kirche mit schattigen Lauben, wucherndem Gesträuche und bunten Blumen reich besäet, winkt freundlich dem Wanderer zum Eintritt und zum Bleiben in dem Hause des Herrn. Folgen auch wir dahin, schreiten wir deshalb durch die Thür des Haupteinganges, über welchem die einfachen Worte zu lesen sind:

Gott dem Herrn
aufgebauet
1795.

Aber wie sehr werden wir Alle von dem Gefühle plötzlicher Täuschung überfallen werden, wenn wir in der Hoffnung, ein der so sehr ansprechenden Formen des Aeußern entsprechendes Innere zu finden, von mächtigen Schutthaufen uns überrascht sehen, welche die leeren Räume des seines ganzen kirchlichen Schmuckes beraubten Gotteshauses füllen. Mehrere große Risse, welche das Mauerwerk vor einigen Jahren erhielt, und welche die Fortsetzung des Gottesdienstes leicht Gefahr bringend hätten machen können, schienen die Einstellung desselben, der nach Aufhebung des Klosters für diesen Ort überdieß weniger Bedeutung hatte, nothwendig zu machen. Sie erfolgte deshalb auch, und die meisten kirchlichen Geräthschaften wurden den anliegenden Orten Weissenborn und Lüderode zum Gebrauche überwiesen.

Wenden wir uns jetzt, nach diesen die Oertlichkeit des Klosters betreffenden Bemerkungen, zu dessen Geschichte, um die wesentlichsten Beziehungen derselben in der Kürze kennen zu lernen.

Das Jahr der Stiftung des Klosters Gerode ist bis jetzt in ein gewisses Dunkel gehüllt, ein Dunkel, welches in den verschieden aufgestellten Genealogieen der Stifter desselben freien Grund hat. Unwahrscheinlich ist es, die Stiftung schon vor das Jahr 981 zu setzen, wie es von Einigen geschehen ist, dagegen sie mit Wahrscheinlichkeit in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts erfolgte. Die Grundlage desselben geschah von dem Grafen Widelo und dessen Sohne Rüdiger, welche das Dorf Gerode, einige Güter in Fuhrbach, Widelenrode, Kitzenrode, ansehnliche Zehnten ꝛc. an verschiedenen Orten zu diesem Zwecke hergaben; dagegen Richardis, Gemahlin des Markgrafen von Stade, das Verdienst hat, mit ihren Söhnen nach dem Jahre 1118 das Werk vollendet zu haben. Das älteste jetzt vorhandene Dokument über Gerode besteht in dem Bestätigungsbriefe desselben durch den Erzbischof Adelbert I. aus dem Jahre 1121, aus welchem zugleich erhellt, daß mit diesem

Jahre Gerode, mit den dazu gehörigen Besitzungen, Eigenthum der erwähnten Markgräfin Richardis geworden war. Richardis schenkte jedoch später das Kloster an den Erzbischof von Mainz, mit der Bedingung, daß es Benediktinern zum Wohnsitze dienen sollte, wie es auch in der Folge geschah. Schon von den frühesten Zeiten an scheint das Kloster unter allen übrigen des Eichsfeldes in einem ganz besonderen Ansehen gestanden zu haben, ein Ansehen, welches auch in späteren Zeiten demselben zu Theil ward, und sich namentlich darin zeigte, daß nach der Bildung einer Art ständischer Verfassung, es entweder der Abt von Gerode oder von Reifenstein war, welcher als Primas der Geistlichkeit figurirte. Nicht wenig zu solchem Ansehen mochte die schon anfangs reichlich erfolgte. Dotirung des Klosters, das im Laufe der Zeit mit noch beträchtlicheren Schenkungen bedacht wurde, und einen gleich großen Reichthum an liegenden Gründen, wie auch an Zehnten und anderen Rechten besaß, beigetragen haben.

Als Herzog Albert von Braunschweig, der ein ungestümer, aufbrausender, aber auch gutmüthig bereuender Mann gewesen zu sein scheint, den unter dem Berge Graseforst liegenden Klosterhof Wende hatte abbrennen lassen, fürchtete er dann den göttlichen Zorn, und vermachte dem Kloster zum Schadenersatze, sich selbst aber zur Sicherung seines Seelenheiles im Jahre 1257 eine Hofstätte mit zwei Hufen Land bei Ecklingerode. Solche und ähnliche Unfälle scheinen überhaupt in damaliger Zeit das Kloster nicht selten betroffen zu haben. Namentlich waren mehrere der in der Nähe wohnenden Ritter eifrig bedacht, die Klostergenossen der Sorge zu überheben, wie sie ihre reichen Einkünfte alljährlich auf angemessene Weise verzehren könnten. Sie scheuten sich nicht, den Gott geweihten Ort zum Schauplatze ihrer frechen Habsucht zu machen, und Raub und Plünderung daselbst zu verüben; ja ihre kecke Zudringlichkeit ging sogar so weit, daß die Klostergenossen, außer Stande, den Gewappneten und Geharnischten erfolgreichen Widerstand entgegen zu setzen, sich gedrungen fühlten, den Papst Martin V. unmittelbar selbst mit der Bitte anzugehen, Schutz gegen die Feinde zu verleihen. Ob dieser Schritt erfolgreich war oder nicht, davon lesen wir nichts Näheres; wünschen wollen wir aber den unlängst entschlafenen Klosterbrüdern, daß sie dadurch die innig ersehnte Ruhe gefunden haben mögen.

Größere Verdienste, als die eben gedachten Ritter, erwarb sich dagegen Nicolaus Zengeler um das glückliche Gedeihen des Klosters, ein Mann, der auf Veranlassung des Abtes Günter zu Erfurt im Jahre 1464 nach Gerode kam, später daselbst zum Abte erwählt wurde, und die Einführung der Bursfelder Reformation mit Nachdruck und Kraft durchzusetzen wußte. Diese Bursfelder Reformation, so genannt nach Johann von Münden, der zuletzt als Abt dem Kloster von Bursfeld vorgestanden, hatte schon an manchen andern Orten einen wohlthätigen Geist in die mit innerer Auflösung

bedrohten Klosterkörper verpflanzt, und vermöge derselben die ursprüngliche Ordnung herzustellen und viele eingerissene Mißbräuche aufzuheben, mußte sich der feurige Zengeler um so mehr in Gerode berufen fühlen, als man sich hier immer mehr von der Ordensregel zu entfernen gesucht, und zuletzt in ein sehr zweideutiges Leben verfallen war. Gewiß würde auch nach dem Entschlafen des achtungswerthen Mannes sein Geist noch länger in seinem Werke fortgelebt haben, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das alles Bestehende gewaltsam aufgelöst, nämlich der Bauernkrieg.

Von diesem unheilbringenden Sturm sollte auch Gerode recht empfindliche Erfahrungen machen. Schon hatte das Bauernheer seinen Weg schrecklich genug bezeichnet, manches Kloster war vor seinem Grimme in Asche gesunken, und die Nachricht, daß es sich jetzt Gerode nähere, dünkte den Klostergenossen weniger eine Weissagung, als unmittelbarer Vorbote für den Tag des Schreckens. Man beschloß deshalb einmüthig, diesen verhängnißvollen Augenblick nicht abzuwarten, das Kloster zu verlassen, um wenigstens das Leben zu retten, und so geschah es auch. — Der Abt an der Spitze der Klosterbrüder zog von dannen; Alle mit zerrissenem Herzen zogen trauernd dahin, hinter sich zurücklassend den theuern Wohnsitz, auf den sie von dem Berge herab mit Wehmuth den letzten Blick des Scheidens warfen. Die wilde Horde aber ließ nicht lange auf sich warten; — kaum daß sie ihre Raubgierde gesättigt hatte und emporstieg in Flammen der Klosterbau, und grause Verwüstung, von der auch die Trümmern nicht verschont blieben, verkündete den Abzug der Bauern. — Einige Tage nachher kehrte auch das verbannte Häuflein wieder zurück, um an Ort und Stelle sich zu überzeugen, ob an dem weit verbreiteten Gerüchte über das Schicksal des Klosters sich nichts mildern lasse. Leider wurde in diesem Falle seine Wahrheit nur allzusehr bestätigt. Von Allen, was man verlassen hatte, fand man nichts weiter vor, als ein Muttergottesbild, das man noch lange zum Beweise der wunderthätigen Einwirkung der heiligen Jungfrau aufbewahrte, und außerdem ein Pult und 3 Glocken.

Bei den reichen, dem Kloster zu Gebote stehenden Mitteln, fand der Klosterbau keine Schwierigkeiten, und schon nach wenigen Jahren hatte er sich aus den Trümmern des alten neu emporgehoben. Diese Veränderung blieb aber auch auf das innere Leben nicht ohne Einfluß, denn es war nicht zu verkennen, daß man jetzt die Grundsätze der Bursfelder Reformation gewaltsam zu vergessen suchte, und daß noch weit weniger von einer Befolgung derselben im Klosterleben die Rede war. Daran hatten unleugbar die Vorsteher des Klosters die Schuld, die ihre Stellung durchaus nicht erkannten, und von denen sogar Einer, Johann Schmal, weil er zu großes Aergerniß in seinem Lebenswandel gegeben hatte, von den Conventualen förmlich verklagt, demgemäß seines Amtes entsetzt, und auf das feste Schloß Rusteberg in gefängliche Haft gebracht

wurde, woselbst er auch im Jahre 1555 starb. Ein würdiges Seitenstück war Christoph von Tastungen, dem nach Schmal's Ableben die Verwaltung des Klosters von dem Erzbischofe von Mainz übertragen war, und der gar trefflich mit den Klostergütern umzugehen wußte, wenn es galt, sich das Leben im Kloster recht behaglich zu machen. Dieser „Blutigel", wie ihn die Chronik von Gerode nennt, wäre nun zwar zu jeder Zeit eine wahre Bürde für die Klosterbrüder gewesen, aber zu Zeiten, wie die damaligen waren, wo von Außen so viele Gelegenheit zur Besorgniß und Furcht sich darbot, mußte die Unzufriedenheit sich noch weit höher steigern, wenn man noch im innern Leben des Klosters so viele Veranlassung zum Mißbehagen vorfand.

Seit dem Jahre 1555 fing nämlich die Pest an, das arme Eichsfeld heimzusuchen, und ihr weiteres Umsichgreifen zeigte keineswegs, daß sie mit wenigen Opfern sich zu begnügen willens sei. Die Furcht, von ihr als Beute hinweggerafft zu werden, ergriff namentlich die Klostergenossen sehr stark, und zu verwundern war es allerdings nicht, wenn sie bei ihrem zahlreichen Zusammenleben um so mehr einer Ansteckung ausgesetzt zu sein fürchteten. Diese Gedankenfolge, verbunden mit der Unzufriedenheit über die schlechte Amtsführung des Christoph von Tastungen, gab den Ausschlag, und plötzlich sehen wir die Klostergenossen sich nach allen Seiten zerstreuen und das Kloster abermals einsam zurücklassen. — Nur Christoph von Tastungen und ein Laienbruder hatten es dieses Mal für besser erachtet, im Kloster festen Fuß zu behalten, da namentlich der Erstere mit der Entfernung der übrigen Klostergenossen auch die Gefahr größtentheils entfernt zu sehen glaubte. Er schuf sich nun den Thurm des Klosters zu einem freiwilligen Gefängnisse, verriegelte ihn sorgfältig, damit Niemand zu ihm gelangen könnte, und erlaubte sich selbst, niemals diese Behausung zu verlassen. An einen Strick, der vom Thurme herabhing, zog er die nothwendigen Lebensmittel zu sich herauf, ließ sich zwar bei sehr dringenden Fällen zu einer Unterredung bereit finden, führte diese aber niemals anders, als von seinem Thurme herab mit den auf dem Hofraume stehenden Audienz Suchenden.

Durch dieses Benehmen fühlte sich namentlich der erwähnte Laienbruder, welcher ebenfalls in Gerode zurückgeblieben war, sehr unangenehm berührt, und mit dem Unwillen, den er täglich mehr über den Thurmgenossen empfand, steigerte sich auch das Verlangen, den unangenehmen Gesellschafter gänzlich los zu werden. Er ließ nicht nach mit seinen Bitten, die er auf das dringendste den Vorstehern der Bursfelder Reformation an das Herz zu legen wußte, sich doch des armen unglücklichen Klosters hülfreich anzunehmen, und neue Ordnung darin zu schaffen, bis er es endlich im Jahre 1558 dahinbrachte, daß, mit Bewilligung des Erzbischofs, Rombold Collard von Linden aus dem Kloster Gladenach nach Gerode abgeschickt, und daselbst zum Vorsteher des Klosters erwählt wurde.

Die Wahl war nicht unglücklich gewesen, denn bis zum Jahre 1583 stand Rombold Collard dem ihm übertragenen Amte mit Treue und Gewissenhaftigkeit vor.

Von dieser Zeit bis zu dem furchtbar verheerenden 30jährigen Kriege, bietet weder die innere, noch die äußere Geschichte des Klosters irgend etwas Bedeutendes dar; desto mehr beschäftigt sie aber unser Interesse während dieses Krieges, da das Kloster in dessen Wirren tief und unglücklich genug verwickelt wurde. Herzog Christian von Braunschweig, als er aus dem Halberstädtischen nach der Weser zog, ließ im Jahre 1622 Gerode die Gräuel der Verwüstung in ihrer ganzen Größe erfahren. Hören wir darüber den damaligen Abt in einem an den Suffragan zu Erfurt gerichteten Schreiben, welches uns die bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Vorfälle lebhaft genug vergegenwärtigen wird *).

„„Wie weit der Uebermuth des wilden Rebellenheeres im vorigen Frühjahre, nicht bloß in unserm Kloster, sondern auch auf dem ganzen Eichsfelde gediehen sei, so daß nichts so ehrwürdig, so unverletzlich und heilig war, was nicht zu Grunde gerichtet und zerstört wurde, das habt Ihr rc. nicht allein aus Botschaft und schriftlicher Mittheilung vernommen, sondern auch aus dem mündlichen Berichte unsers Bruders Wolfgang erfahren. Obgleich ich nur unsers Klosters beklagenswerthen Zustand in den Berichten, welche ich dem eben erwähnten Klosterbruder zur Besorgung übergab, hinlänglich beschrieben habe, so kann ich dennoch nicht umhin, da diese durch einige Nachlässigkeit während seiner Reise verloren gingen, in einem zweiten Schreiben dieselben Unfälle trauernd zu schildern. —

Damit nämlich Nichts von jenen Ungeheuern und abscheulichen Harpyen unversehrt und unverletzt zurückgelassen würde, so drangen sie auch in die verborgensten und von der Hauptstraße, auf welcher das Heer geführt zu werden pflegte, entlegensten Gegenden. Bei der Lage, welche unser Kloster Gerode einnimmt, versahen wir uns nichts weniger, als daß man dort von der Hauptstraße abgehen würde. Als daher der Heerführer die entsetzlichen Drohungen, welche er ausgestoßen, bei seinem Uebergange über die Weser durch unverkennbare, auch unsere Besitzungen eingeprägte Zeichen verwirklichen zu wollen schien, so unterließen wir in der Aussicht so großer Drangsale keineswegs, einzupacken, und nach Kräften, wie es uns wenigstens schien, in Sicherheit zu bringen. Aber leider geschah dieses unglücklich genug! —

Denn als ein Theil des marschirenden Heeres, wegen zu großer Anzahl von Mannschaft, um Lebensmittel zu gewinnen, auch in das uns beinahe begränzende Grubenhagen'sche Gebiet geführt

*) Das Schreiben ist aus dem Lateinischen nach einer nicht ganz vollständigen Urkunde übersetzt.

wurde, und daselbst wegen regnerigen Himmels drei ganze Tage verweilte, so drangen die Soldaten, nachdem sie mittlerweile Alles, was wir anderswohin, um es zu retten, hatten bringen lassen, geraubt und geplündert hatten, gelockt durch ihre häufigen Streifereien und reiche Beute, auch in unsere Thore ein, vorgebend, daselbst Quartier zu machen. Nachdem sie nun Thüren und Schlösser erbrochen und alle Diener ergriffen hatten, führten sie zuerst die Kostbarkeiten jeder Art, dann Küchen- und Stallgeräthe und Betten, Fischer- und Jäger-Netze mit den Hunden, nicht weniger die Geräthschaften der Kirche und des Refektoriums, ingleichen unsere ganzen Kleidungsstücke auf drei Wagen mit unsern Pferden hinweg; und da auf gleiche Weise immer Andere in unser Kloster drangen, so dauerte dieses drei ganze Tage, Angesichts der weinenden und zur Hülfe ohnmächtigen Diener. Zuletzt wurde das Kloster durch einen großen Schwarm über den Harz ziehender ungeordneter Krieger angefüllt, welche Alles, was noch unversehrt oder unerbrochen ihm entgegenstieß, umwendete, plünderte und zerstörte, aber dadurch noch unbefriedigt, eine Wuth ohne Gleichen in den Zellen, in dem Kapitularhause und in der Kirche ausließ, die verruchten Hände zu den heiligen Altären wendete, alles Geweihte durch unerhörte Gräuel nicht bloß schändete, sondern Einiges auch zugleich verwüstete, und die Kapseln, die das Heiligste bargen, raubte. Die Thüren der Kirche brachen die verruchten Räuber mit Beilen und Brecheisen auf, und das Gebälk und Getäfel des Inneren zerstörten sie."

Dieses war aber noch nicht Alles, was Gerode durch diesen Krieg erleiden mußte. Als Herzog Wilhelm von Weimar im Februar 1632 Duderstadt eingenommen hatte, berief er die Eichsfeldischen Landstände dahin, theils um die Verhältnisse dieser Provinz für die Krone Schweden zu ordnen, theils um dem schon ganz ausgesogenen Lande neue Kriegs-Contributionen aufzulegen. Bei dieser Gelegenheit und bei einer spätern Besitznahme der Stadt durch Herzog Georg von Lüneburg erging es namentlich dem Geröder Abte sehr übel. In seinem im Jahre 1635 abgefaßten Testamente spricht er sich über beide Erlebnisse aus, und es mag dieses deshalb hier, wenigstens theilweise, eine Stelle finden:

Testament des Abtes von Gerode im Jahre 1635.
Im Namen Jesu Christi Amen.

„Ich Fr. Johann Brauer von Erfurt, unwürdiger Abt des St. Michael Klosters zu Gerode, Benediktiner-Ordens, von der Bursfelder Congregation im Erzbisthume Mainz, bei reifer Ueberlegung, daß ich hier keine bleibende Stätte habe, und daß ich vielleicht jeden Augenblick wegen Schwachheit und Alter von 68 Jahren dem Tode unterworfen werde, habe ich für nöthig befunden, ehe ich aus diesem jammervollen Leben scheide, dieses Zeugniß von meinem und des Klosters Zustande abzulegen und es mei-

nen Nachfolgern und Mitbrüdern in Christo, nämlich Johann Probst, Wolfgang Stadeler, Johann Wachtel, Heinrich Henken, Nicolaus Dildenius, Johann Fabricius, Lambert Brauer, Heinrich Scharrenberg, wie auch Johann Stichenbach meinem Kaplan, der um viele Sachen des Klosters weiß, welche hoffentlich noch am Leben sein werden, zur Nachricht und Beruhigung meines Gewissens zu hinterlassen, ihrer Treu und Gottesfurcht zu übergeben und bestens zu empfehlen.

Zuvörderst will, wünsche und bitte ich, daß meine Seele, wenn sie aus dem sterblichen Leibe ausfährt, in dem wahren Katholischen Glauben meinem Heilande Jesu Christo, der seligsten Jungfrau, meinem Schutzengel und allen Heiligen empfohlen sei, der Leib aber der Erde, von welcher er genommen ist, am gewöhnlichen Orte neben meinen Mitbrüdern übergeben werde, bitte zugleich Gott demüthig um Verzeihung meiner Sünden, wodurch ich seine Majestät mein ganzes Leben hindurch schwer beleidigt habe, und meine Mitbrüder und Bekannte zur Erquickung meiner Seele um die gewöhnlichen Gebete und Meßopfer.

Weil ich vor 3 Jahren um Michaelis aus unserm Kloster wegen der Feinde der Katholiken leider nach Duderstadt habe flüchten müssen, so bin ich daselbst in der größten Armseligkeit mit dem P. Prior Adam Monike und dem Oberschreiber Jodocus Nagel geblieben, von denen jener am 19. April, dieser am 17. September 1632 gestorben ist. Da aber der Herzog Wilhelm von Weimar Duderstadt einnahm, hat mich ein großes Unglück getroffen. Denn ich und andere Klöster haben die Kirchenkleinodien, aus Mangel an Gelde, das man von uns forderte, hergeben müssen, doch dies war nur der Anfang der Leiden und Schmerzen. Denn als der Herzog Georg von Lüneburg gedachte Stadt eingenommen hatte, ward ich aller meiner Sachen beraubt und heftig geschlagen, hierauf erst nach Scharzfeld, von da nach 8 Wochen nach Goslar, von Goslar nach Braunschweig mit 5 andern, theils Räthen, theils Beamten, nämlich mit dem Stadtschultheißen Heinrich Hesse, Michael Sponsail, Stadtschultheißen zu Duderstadt, Kilian Drippel, Amtmann zu Gieboldehausen, Johann Grobecker, Amtmann zu Lindau und Johann Schott, Amtmann zu Scharfenstein als Gefangener gebracht. Daselbst habe ich viel Ungemach und Widerwärtigkeiten ausgestanden, und bin von einer schweren Krankheit befallen worden, worin mir die große Zehe am rechten Fuße nicht ohne empfindliche Schmerzen mußte abgeschnitten werden. Vier von den mitgefangenen Herren wurden nach Eimbeck abgeführt, ich aber, in Rücksicht meiner allzugroßen Schwachheit, blieb mit dem Herrn Hesse, welchen Herzog Georg von Lüneburg an den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig ausgeliefert hatte, zu Braunschweig, und konnte mich aus der harten Gefangenschaft auf keine andere Art befreien, als daß ich eine Handschrift des Herrn von Winzingerode, über 2000 Thaler, die sie dem Kloster schuldig wa-

ren, aushändigte, und obige vier Herren mit einem andern Schuldbriefe, welche die Stadt Nordhausen von dem Kloster erborgt hatte, frei machte rc. rc."

Billig können wir hier die Schilderung der Scenen, welche dieser Krieg über Gerode brachte, abbrechen, da das Gesagte hinreichen wird, um eine Anschauung zu gewinnen, wie gerade dieses Kloster die Härte des Kriegs auf die bitterste Art erfahren mußte, und um zu ahnen, wie die vielen Stürme, welche von Außen wütheten, die gewohnten Banden lös'ten, das Bestehende umstürzten und zertrümmerten, auch auf das innere klösterliche Leben vom nachtheiligsten Einflusse sein mußten. Denn der Rohheit und Barbarei, welche das wüste Leben und die freche Sittenlosigkeit entmenschter Krieger, überall wo sich dieser Krieg mit seinen Schrecken gelagert hatte, als ein furchtbares Vermächtniß hinterließ, konnten sich die Klöster um so weniger entziehen, als sie ebenfalls dem Zeitgeiste unterworfen, und um so mehr von demselben abhängig waren, als ihr wahrer Wohlstand und ihr inneres Gedeihen nur eine erhöhte geistige und sittliche Bildung zur Basis haben konnte. Was demnach der Erzbischof Johann Philipp that, um von dieser Seite dem Lande aufzuhelfen, verdient um so mehr dankenswerth anerkannt zu werden, als er die Klöster hierbei ganz besonders im Auge behielt. So schien ihm auch eine durchgreifende Visitation des Geröder Klosters nöthig zu sein, und als sie bewirkt worden war, blieb sie nicht ohne gute Folgen. Zwar wollte der Geist des Widerspruchs, der sich der dasigen Klosterbrüder bemächtigt hatte, von einer solchen nichts wissen, indem man nicht ohne Grund fürchtete, daß sie auf Kosten der bisher bestandenen Unordnung geschehen würde, doch es war zuletzt vergebens, daß man sich auf das Recht, von den Ordensobern und von dem Bischofe nur in dem Falle visitirt zu werden, wenn Erstere ihre Pflicht nicht genügten, berief, — die innere Umgestaltung trat ein, und Franz Klieff, damaliger Lektor in Gerode, wurde als Urheber des Widerspruchs zur Strafe aus dem Kloster verwiesen.

Hiermit kann der Bericht über Gerode geschlossen werden, denn geräuschlos und still zog die Folgezeit an den Klostermauern vorüber, als ob sie nicht mehr stören dürfte die Ruhe des einst vielfach und heftig bewegten Klosters. Im Jahre 1802 erfur auch Gerode das Schicksal vieler ähnlicher Anstalten und die Wirkung eines rastlos zum Besseren fortstrebenden Zeitgeistes, indem das Kloster in diesem Jahre aufgelöst wurde.

Solltest Du aber, freundlicher Leser, irgend ein Mal an dem friedlichen Orte vorüberziehen, und Dich in seiner Nähe von lauter Thätigkeit und vielen geschäftigen Händen überrascht sehen, so laß Dich dieses nicht irren, denn seit Auflösung des Klosters ist Gerode eine königliche Domaine und zugleich Sitz einer blühenden Landwirthschaft geworden.

Adolf Regel.

Der Reinstein
am Harz.

Es klagt ein tiefes Trauern
Um den erloschnen Glanz;
Von ernsten, frommen Schauern
Erbebt die Seele ganz:
Doch sieht man unverwittert
Den Fels dort oben stehn,
Und ob der Fels zersplittert,
Sein Ruhm wird nie vergehn.
J. Krais.

Wacht haltend an einem der Eingänge in das Harzgebirge ragt ein nackter, wilder Fels schroff und riesig gen Himmel. Das Auge des vorüberziehenden Wandrers hängt mit Verwunderung an der schwindelnden Höhe, wer aber dieselbe ersteigt, wird von Grausen und Entsetzen ergriffen, wenn er von der höchsten Spitze des Felsens in den dicht vor seinen Füßen gähnenden Abgrund blickt, in welchem die riesigsten Bäume wie niedere Gebüsche, und erwachsene Menschen wie winzige Zwerge erscheinen. Sehen wir aber über die nächsten Umgebungen hinweg, hinaus in die Ferne; so bietet sich uns ein Gemälde dar, das nicht schöner, nicht lachender gedacht werden kann. Das Auge schweift wie berauscht umher, bleibt bald an schimmernden Schlössern, thurmreichen Städten und friedlichen Dörfern, bald an wundersam gestalteten Felsen, an waldigen Bergen, duftenden Wiesen oder grünenden Saaten hängen; die hohen Berge des Harzes blicken uns mit ihrem Könige, dem stolzen Brocken, ernst und schweigend an, Blankenburg schaut freundlich herüber, aus weiterer Ferne leuchtet das Schloß zu Ballenstedt hervor, die Georgshöhe, die Gegensteine, Quedlinburg mit seinen vielen Warten und Zinnen, die Domthürme von Halberstadt und viele andere mehr oder weniger beachtungswerthe Punkte werden sichtbar, so daß man Mühe hat, sich von dem zauberischen Bilde loszureißen

und zur Betrachtung der Ruinen der alten Burg Reinstein selbst zu schreiten.

Diese ehemals starke Veste liegt nahe an der braunschweigischen Grenze und nur eine gute halbe Stunde von Blankenburg entfernt. Sie wird von Vielen „der Regenstein" genannt, und selbst einige Historiker nennen sie so, „weil diese Festung auf einem Stein, der stets und oft beregnet worden, angeleget;" es ist aber jedenfalls richtiger, die Burg „Reinstein" zu nennen, weil sie rein aus Stein gehauen war.*) Der Platz, auf dem sie liegt, war zur Erbauung eines Schlosses vortrefflich gewählt, denn der Felsen, dem sich Niemand unbemerkt nahen kann, steht ringsum frei, ist auf der Nord- und Westseite fast senkrecht abgeschnitten und „so jäh und glatt, als wenn er mit Menschenhänden also mit größtem Fleiß gehauen, und daß, so zu reden, keine Katze hinaufklettern könnte", auf der Süd- und Ostseite war die Burg durch Mauern und Gräben geschützt, die theilweise noch vorhanden sind, und durch welche der einzige Zugang gegen Westen leicht zu vertheidigen war.

Was die Erbauung des Schlosses anbetrifft, so erzählt eine alte niedersächsische Chronik: daß, als im J. 479 König Melyerich zu Thüringen mit großer Heeresmacht über den Harz gezogen, um die Sachsen zu vertreiben, von seinen Gegnern aber geschlagen worden sei, ein gewisser Hatebold, ein streitbarer, edler Sachse, die Erlaubniß erhalten habe, sich am Harze eine ihm beliebige Stelle zum Eigenthum auszusuchen und sich auf derselben anzubauen; wie er nun auf diesen Steinfels getroffen, habe er gesagt: „dieser Stein ist geregent oder beregent, er soll meine Wohnung sein!" — habe darauf eine Burg erbaut und sei nachher „der Graf von Regenstein" genannt worden. — Da nun aber diese Erzählung durch nichts beglaubigt werden kann, so verdient die Ansicht, daß Heinrich I. gegen das J. 919 die Burg zur Beschützung des Landes gegen die verheerenden Einfälle der Ungarn erbaut habe, mehr Berücksichtigung; wenigstens ist soviel gewiß, daß erweislich Kaiser Heinrich der erste ist, welchen wir im Besitze der Burg finden. Nach seinem Tod fiel Reinstein mit den dazu gehörigen Besitzungen an seine Nachfolger in der herzoglichen Würde, nämlich an die Herzöge von Braunschweig und Sachsen. Die nächste Aufsicht darüber führten Anfangs die Grafen von Blankenburg, welche auch endlich damit

*) Zudem sind die Worte: „rein" und „regen" gleichbedeutend. In der niedersächsischen Mundart sagte man nämlich statt „rein" — „regen," indem nach diesem Dialecte i, u und y vor n in ge verwandelt wurden; so sagte man z. B. Reinbodo und Regenbodo, Rein und Regen (Fluß bei Regensburg) und auch wir sagen noch: Hain und Hagen, Hainburg und Hagenburg, Hainleite und Hageleite ꝛc. Es kann aber auch der Name von Reihe herkommen, denn die Felsen, auf denen die Burg liegt, bilden eine lange Reihe oder Riege, wie das Volk spricht, und die Burg hieß deshalb „der Reihenstein, der Riegenstein."

beliehen wurden. Diese Grafen theilten sich im Anfange des 13. Jahrhunderts in zwei Linien, und Heinrich, Graf von Blankenburg, welcher zu seinem Antheile die Grafschaft Reinstein bekam, nahm nun den Titel „Graf von Reinstein" an, und ward der Stammvater eines vier Jahrhunderte hindurch blühenden Geschlechts.

Da Graf Heinrich seinen Sitz auf dem Reinstein nahm, so befestigte er die Burg auf das Beste, und auch seine Nachkommen unterließen nicht, ihren Sitz immer unangreifbarer zu machen.

Im J. 1367 starben die Grafen von Blankenburg aus, die Grafen von Reinstein beerbten sie, zogen auf das Schloß zu Blankenburg, und nannten sich nun Grafen von Blankenburg und Reinstein.

Ziemlich zu gleicher Zeit bildete sich auch eine Reinstein'sche Nebenlinie, deren Stifter Ulrich von Reinstein war, welcher die dem Reinstein nahe gelegene Veste Heimburg zu seinem Sitze erwählte. Als die Hauptlinie ausstarb, succedirte die Heimburger Linie in Reinstein und später auch in Blankenburg; um das J. 1599 erlosch aber das ganze Geschlecht.

Die Reinsteiner waren tapfer, edel, begütert und sehr angesehen, waren Schirmvögte der Stifter Quedlinburg und Huysburg, aber nach der Sitte damaliger Zeit nicht frei von allen den Fehlern, welche den Adel früherer Jahrhunderte charakterisiren. So geriethen z. B. Albert und Bernhard von Reinstein, Schirmvögte des Stiftes Quedlinburg, im J. 1336 mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt in Streit, den gütlich beizulegen Herzog Otto von Braunschweig sich vergeblich bemühete. Die Aebtissinn Jutta von Quedlinburg beschloß nun, die Grafen nicht länger als Schutzvögte anzuerkennen, nahm ihnen die Neustadt in Quedlinburg weg, und verkaufte sie an den Rath der Altstadt, weshalb die Grafen dieselbe zu belagern begannen. Die Bürger jedoch, von den Mannen des Bischofs unterstützt, brachen eines Tages plötzlich hervor, verjagten den Grafen Albert nicht nur aus der Neustadt, sondern auch aus der Gersdorfsburg, wohin er sich zurückziehen wollte, und fingen ihn sogar bei einem Moore, dem sogenannten Hakelteiche, als er es versuchte, in das befestigte Wipertikloster zu Quedlinburg zurückzukehren. — Sofort des Landfriedensbruchs angeklagt, sprachen ihm die Hansestädte das Leben ab, doch wollten die Quedlinburger so weit nicht gehen, sondern begnügten sich, ihn in einen großen, mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern versehenen Kasten, den man heute noch in Quedlinburg beschauen kann, zu sperren, und ihn nicht eher loszulassen, bis er sammt seinem Bruder Bernhard jeden Anspruch auf die Quedlinburger Schutzgerechtigkeit entsagte, die Neustadt Quedlinburg abtrat, und versprach, die Stadtmauern und sieben Thürme auf der Abendseite der Stadt in guten Stand zu setzen, das Schloß und Amt Gersdorf und den Ramberg mit seinen Holzungen abzutreten, sich auch an dem Quedlinburger Stifte nicht wieder zu vergreifen.

So froh Graf Albrecht war, als er sich den Händen der zornigen Bürger entronnen sah, so furchtbar wuchs auch sein Haß gegen die Stifter Quedlinburg und Halberstadt. Er dachte auf blutige Rache, und als Halberstadt mit Anhalt in Krieg verwickelt wurde, benutzte er mit seinem Bruder Bernhard die Gelegenheit, verband sich mit den Grafen von Mannsfeld, brach durch die Ringmauer Halberstadts, wüthete mit Feuer und Schwert, nahm viele Gefangene mit sich, steckte mehrere Ortschaften in Brand, und bemächtigte sich verschiedener Stiftsgüter, bis im J. 1343 eine Aussöhnung erfolgte. Der Friede dauerte aber leider nicht lange, denn schon im J. 1349 fiel der Bischof wiederum in das Gebiet der Grafen, die sich nun schnell mit der Stadt Nordhausen und mehreren Harzgrafen verbanden, während der Christmesse in Halberstadt einbrachen, Alles, was sich ihnen widersetzte, niederschlugen, Gefangene fortschlepten und in mehreren Stiftsdörfern Feuer anlegten. Der Bischof war darüber sehr ergrimmt und stieß fürchterliche Drohungen aus, allein der Graf verlachte ihn, und ließ dem bischöflichen Hauptmanne, Rudolf von Dorstädt, sagen: er werde ihn, sobald er ihn treffe, an einen Baum hängen lassen. Dieser erwiederte ganz kaltblütig: „wie er wohl ehender gesehen, daß Einer dem Andern eine Wiede gedrehet und darnach selbst daran wäre behangen blieben", vermaß sich aber zu gleicher Zeit mit einem fürchterlichen Eide gegen den Bischof, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er wirklich den Grafen aufgehangen habe. Es dauerte auch nicht lange, so trafen sie im Felde auf einander, und Graf Albrecht wurde gefangen. Weil nun kein Baum in der Nähe war, an den der Hauptmann den Grafen hängen konnte, und doch sein Gelübde halten wollte, so durchstach er ihn, steckte seinen Spieß in die Erde und band den Leichnam daran.

Die „Söhne des erstochenen Grafen Albrechts, dem Gott gnädig sei",*) führten die Fehde gegen das Stift Halberstadt auf das Erbittertste fort, und der Bischof erklärte endlich, um den Streit zu beendigen, in Gegenwart vieler Fürsten und Herren eidlich, daß solche schimpfliche Ermordung ohne sein Wissen geschehen sei, erbot sich auch, die jungen Grafen, so gut als möglich, zufrieden zu stellen.

Unter den letzten Grafen von der Reinstein'schen Hauptlinie, welche um das J. 1370 ausstarb, soll die Burg ein gefürchtetes Raubnest gewesen sein, und die Sage erzählt uns darüber Folgendes:

Graf Friedrich von Reinstein war ein tapferer, biederer Mann, der eine Gattinn besaß, die er zärtlich liebte, und von der er auch auf das Herzlichste wieder geliebt wurde; aber die Ehe blieb viele Jahre kinderlos, und das machte den Grafen sehr oft recht schwermüthig und sein Weib bemühete sich dann vergeblich, die düstren Falten von seiner Stirn zu verjagen.

---

*) Mit diesen Worten werden die jungen Grafen von Reinstein in allen Urkunden aus dem J. 1351 genannt.

Nun hauste tief unten im Brunnen des Schlosses ein Geist, von dem die Rede ging, daß es der des Ahnherrn der Reinsteiner sei, und daß derselbe jedesmal, wenn der Familie etwas Wichtiges begegnen solle, aus der Tiefe heraufsteige, und oben am Rande des Brunnens sichtbar werde.

Diesen Geist um das Schicksal des Reinstein'schen Geschlechts zu befragen, entschloß sich der Graf auf Anrathen seiner Gattinn und führte sein Vorhaben auch in der Nacht nach dem Tage der Empfängniß Mariä aus. Als Alles in der Burg schlief und das Horn des Thurmwächters Mitternacht verkündete, schritt er nicht ohne Bangigkeit zu dem Brunnen, und alsbald stieg auch das Gespenst, eine lange, weiße Gestalt, aus der Tiefe empor, und sprach: „Ich weiß, was Dich zu mir führt, kenne Dein Begehren und Deine Wünsche. Gehe getrost zurück; in kurzer Zeit wird Dir Dein Weib einen Knaben schenken, der Dein Geschlecht fortpflanzen wird bis auf ferne Zeiten!"

Frohen Herzens kehrte der Graf nach seinem Gemache zurück, und harrte von der Zeit an mit froher Ungeduld auf die Erfüllung der Verheißung. Wirklich beschenkte ihn auch sein Weib nach Jahresfrist mit einem schönen Knaben, der den Namen „Conrad" erhielt, und dessen Erscheinen auf der Burg großen Jubel hervorbrachte.

Und wiederum nach einem Jahre gebar die Gräfinn einen zweiten Sohn, und der erfreute Graf begab sich des Nachts zu dem Brunnen, um dem Geiste seine Freude zu verkündigen und seinen Dank abzustatten; aber derselbe saß mit Trauermienen auf dem Rande des Brunnens und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Freue Dich nicht zu sehr über den frischen Sproß Deines Geschlechts, denn der Knabe, der heute geboren ist, wird einst der Vernichter seines Stammes sein; er wird meinen Namen tragen, und durch ihn werde ich endlich die langersehnte Ruhe finden. Die Stunde meiner Befreiung ist nun nicht mehr fern!"

Er verschwand. Der Graf schlich langsam zurück, erzählte seinem Weibe, was er vernommen, und Beide verfielen in große Trauer. Ohne besondere Absicht ward der Knabe Helmold genannt, und erst später erfuhr man, daß das Wesen im Brunnen der Geist des wilden Helmold von Reinstein gewesen, den das Schicksal bis zu Reinstein's Fall in den Brunnen der Burg gebannt habe.

Es war nicht anders möglich, als daß die Aeltern Conrad vorzogen, und den kleinen Helmold wo nicht haßten, doch wenigstens nicht besonders liebten. Wenig beachtet, lebte er beständig unter dem Gesinde und zwischen den Knappen, nahm deren Manieren an, wurde rauh und sittenlos, und als ihn der Graf einmal wegen eines besonders bösen Streiches recht scharf züchtigte, verließ er heimlich das Schloß mit dem Vorsatze, nie wieder dahin zurückzukehren.

Lange Zeit irrte er in den Wäldern umher, und gelangte endlich unter eine Räuberbande, die ihn mit Freuden unter sich aufnahm. Ueberall beherzt, furchtlos, tapfer und verwegen, erwarb er

sich bald die Achtung seiner Gefährten, die ihn, nach einer besonders tapfern That, zu ihrem Hauptmann erwählten. Er herrschte über die Bande mit Ernst und Strenge, und verbreitete Furcht und Schrecken weit um sich her.

Einige Jahre waren vergangen, als die Nachricht, sein Vater, der alte Graf Friedrich, sei gestorben, auch in des Waldes düstere Gründe, zu den Ohren des Räuberhauptmann's drang. Wenig gerührt durch den Tod eines Vaters, den er nie geliebt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als einige seiner Leute an seinen Bruder Conrad mit der Aufforderung zu schicken, ihm unverzüglich sein Erbtheil zu überantworten. Als Conrad sich dessen weigerte, überfiel er die Veste, nahm sie ein, versöhnte sich aber mit seinem Bruder, und Beide kamen dahin überein, daß sie das väterliche Erbe gemeinschaftlich besitzen wollten. Die Räuber blieben als Knappen auf der Burg, priesen Anfangs ihr glückliches Loos, hatten aber bald, an ein umherschweifendes Leben gewöhnt, lange Weile, und fingen an, Wegelagerung zu treiben. Graf Conrad wollte es zwar anfänglich nicht leiden, mußte aber doch endlich schweigen, und Reinstein wurde, besonders als Graf Conrad endlich mit Tode abging, und Helmold alleiniger Herr des Reinstein's wurde, ein sehr gefürchtetes Raubnest.

Einst hatte Helmold eine schöne Dirne geraubt, die von ihm, da sie alle seine Anträge verächtlich zurückwies, in ein fürchterliches Verließ geworfen wurde. Lange Zeit saß sie trostlos in der finstern Steinkammer, bis einst draußen ein Sturm wüthete, den die Jungfrau so deutlich vernahm, daß sie daraus den Schluß zog, es brauche nur eine schmale Felsenwand durchbrochen zu werden, um in's Freie zu gelangen. Wo aber sollte sie Werkzeuge hernehmen, um sich den Weg zur Freiheit zu bahnen? Unablässig sann sie hin und her, bis sie einst mit einer kleinen Silbermünze, die sie am Boden des Verließes gefunden hatte, fast gedankenlos an dem Felsen schabte, den sie zu ihrer Freude überall weich fand. Seit dieser Zeit arbeitete sie unverdrossen Tag und Nacht; aber ein volles Jahr schwand dahin, ehe der erste Schimmer von Licht in das fürchterliche Dunkel, in dem sie so lange hatte leben müssen, eindrang. Freudig begrüßte sie den lichten Hoffnungsstrahl, arbeitete eifrig weiter, aber als die Oeffnung so groß war, um hindurchblicken zu können, schauderte sie verzweiflungsvoll zurück, denn der Fels fiel noch sehr bedeutend und schroff ab, und nur die Verzweiflung konnte es wagen, hinabzuklimmen. Dennnoch beschloß sie nach einigen Tagen, entweder zu sterben oder die Freiheit zu gewinnen, und kletterte, nachdem sie ein inbrünstiges Gebet gesprochen, langsam und vorsichtig abwärts. — Und Gott war der Unschuld hold, denn die Jungfrau gelangte glücklich in das Thal, eilte nach dem Orte, in welchem ihre Angehörigen wohnten, von denen sie schon längst als todt betrauert worden war, und erzählte, wie es ihr ergangen sei. Racheschnaubend versammelten diese ihre Freunde und Verbündeten und zogen vor die Veste; aber Helmold lachte ihrer auf seiner Felsenburg, und als

der Winter herannahete, sahen sich die Belagerer auch wirklich genöthigt, das Lager abzubrechen und unverrichteter Sache nach Hause zu ziehen.

Kaum sah Helmold die Gegend von Feinden gereinigt, so gestattete er seinen Leuten zwar einen Freudentag, schickte aber doch schon am andern Morgen Befehle an die benachbarten Landleute, ihm Lebensmittel aller Art auf die Burg zu bringen, da er wohl ahnte, daß die Feinde bald zurückkehren und eine anhaltendere Belagerung unternehmen würden.

Gehorsam den Befehlen des Grafen, nahete sich auch bald eine große Schaar von Bäuerinnen, mit Butter, Käse, Eiern, und andern Bedürfnissen des Lebens beladen, der Veste. Die Zugbrücke fiel nieder, das Thor wurde geöffnet, die Bäuerinnen traten ein; — aber kaum durch das Thor gelangt, warfen sie, die verkleidete Krieger waren, ihre Waaren von sich, zogen Waffen hervor, stießen die bestürzten Wachen nieder, ließen eine noch bedeutendere Schaar, die sich draußen verborgen gehalten hatte, ebenfalls ein, und es entstand ein furchtbares Gemetzel, in welchem die Burgleute sämmtlich niedergehauen wurden.

Der Graf, welcher sich durch einen Blick auf das Getümmel überzeugte, daß er überlistet und Alles verloren sei, ließ sich, da eine andere Art zu entrinnen nicht möglich war, von seinen Mägden dicht mit Betten umhüllen, einnähen, und an langen Tauen auf der steilsten Seite der Felsen, welche die Feinde nicht besetzt hielten, in die Tiefe lassen. Unten angelangt, schnitt er die Betten durch und entrann glücklich der drohenden Gefahr. Die Oeffnung, durch welche der Graf entkommen sein soll, wird in einem der Felsgemächer noch jetzt gezeigt.

Nach einer Sage soll er später die Burg wieder hergestellt und das alte Handwerk von Neuem betrieben haben, da aber sei die Prophezeihung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen, denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert, und die Räuber theils niedergehauen, theils verjagt; Graf Helmold aber habe im Handgemenge das Leben verloren.

Als auch der letzte Sproß der Reinstein'schen Grafen von den andern Linien, nämlich der Graf Johann Ernst, starb, nahm Herzog Julius von Braunschweig die Grafschaft als ein erledigtes Lehn zurück, und behielt sie auch bis zum J. 1628, wo in den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs die Grafschaft Reinstein vom Kaiser unterpfändlich an Wallenstein, welcher der kaiserlichen Kriegscasse 50,000 Gulden vorgeschossen hatte, gegeben wurde. Braunschweig mochte gegen diesen Gewaltschritt protestiren, so viel es wollte, Wallenstein gab die Grafschaft nicht heraus, verkaufte sie jedoch gegen Erlegung der oben genannten Summe an den kaiserlichen Generalmajor, Grafen von Merode, der aber schon im J. 1631, als Tilly die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, und die Flüchtlinge bis ins Halberstädtische verfolgt wurden, die Flucht er-

greifen mußte. Diesen günstigen Augenblick benutzte Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, nahm sein früheres Eigenthum wieder in Besitz, zahlte auch dem Grafen von Merode die 50,000 Gulden zurück, und der Reinstein blieb nun vor der Hand bei Braunschweig, wechselte aber oft in den Linien, indem er im J. 1634 an die Celle'sche, 1635 an die Haarburg'sche und 1642 wieder an die Celle'sche und Wolfenbüttel'sche Linie kam, bis im J. 1643 plötzlich der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich, welcher die Grafschaft Reinstein als ein vom Bisthume Halberstadt relevirendes Lehn betrachtete und sich als Bischof von Halberstadt berechtigt glaubte, damit nach Willkühr schalten zu können, Reinstein wegnahm, und seinen Oberkammerherrn, Grafen von Tettenbach, damit belieh, welche Belehnung nicht nur das Domcapitel, sondern auch Kaiser Ferdinand III. genehmigte.

Im westphälischen Frieden, in welchem Brandenburg das eingezogene Bisthum Halberstadt erhielt, bekam es auch als Zubehör Reinstein mit, doch wurde festgesetzt, daß Tettenbach vorläufig noch im Besitz von Reinstein bleiben und Braunschweig sein Recht auf das Schloß Westerburg behalten solle. Als Tettenbach starb, fiel Reinstein an seinen Brudersssohn, den Grafen Hanns Erasmus von Tettenbach, der zugleich mit seinem Oheime damit beliehen gewesen war. Dieser Graf wurde aber bekanntlich, weil er sich mit den Grafen Nadasti, Serini und Frangipani gegen Kaiser Leopold den Großen verschworen hatte, im J. 1671 enthauptet, und Brandenburg hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Grafschaft Reinstein als eröffnetes Lehn einzuziehen.

Kaum waren preußische Truppen in alle Dörfer gelegt, als auch Braunschweig Besitz nehmen wollte. Sogleich wurde die preußische Besatzung verstärkt und besonders der Regenstein sehr befestigt. Braunschweig widersetzte sich zwar auf das Heftigste und verlangte seine Lehnstücke zurück, es kam auch in Wernigerode zu Unterhandlungen, bei denen Sachsen den Vermittler machte; allein sie zerschlugen sich wieder, und Braunschweig war zu schwach, sein Recht mit Gewalt der Waffen geltend zu machen. Es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als Brandenburg mit der Feder zu bekriegen, und die Sache beim Reichskammergerichte anhängig zu machen, wo sie, wie so viel tausend andere Prozesse, hängen geblieben ist.

Später hätte Braunschweig auf sehr leichte Weise wieder zum Besitze gelangen können, aber der zwar gerechte, jedoch sehr übel angewendete Stolz des Herzogs von Braunschweig verscherzte den günstigen Augenblick für immer.

Als nämlich König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zum Pathen des im J. 1806 verstorbenen Herzogs von Braunschweig gewählt worden war, sagte der König nach der Taufhandlung zum alten Herzoge: er wolle seinem Pathchen die Grafschaft Reinstein zum Pathengeschenk geben. — Der alte Herzog aber, anstatt sich zu freuen, auf so leichte Weise wieder in den Besitz der Grafschaft

zu gelangen, anstatt einige dankende Worte zu sagen, womit die ganze Sache abgethan gewesen wäre, erwiederte: „Ich kann nicht geschenkt nehmen, was meinem Hause von Rechts wegen gehört!" — Diese stolze Aeußerung nahm der König sehr übel auf; — er schwieg, behielt die Grafschaft, und der Herzog mag später seine Aeußerung oft genug bereut haben.

Friedrich Wilhelm I. richtete die Burg Reinstein zu einer starken Bergfestung ein, ließ Bollwerke, Brustwehren und Schanzen anlegen, und Zeughaus, Munitionshaus, Commandantenhaus, Kirche und den über hundert Klaftern tiefen Brunnen ausbessern. In den acht sehr großen in den Felsen gehauenen Casematten lag die Garnison, welche aus dreizehn Offiziren, hundert und vier und zwanzig Soldaten, und aus mehreren unentbehrlichen Leuten, als Gastwirthen, Bäckern, Metzgern u. s. w. bestand. Im J. 1736 zerstörte zwar ein durch den Blitz gesprengter Pulverthurm viele befestigte Theile, man hielt aber den Reinstein für nicht unwichtig, und deshalb wurde sogleich alles Zerstörte wieder ausgebessert und hergestellt. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Festung im besten Zustande, und im siebenjährigen Kriege rückten die Franzosen, als sie im Herbst 1757 unter den Befehlen des Herzogs von Richelieu das Fürstenthum Halberstadt eingenommen hatten, vor den Regenstein, der sich noch in preußischen Händen befand. Der französische Commandant von Halberstadt, Herzog d'Ayen, leitete die Belagerung, und die alte Veste mußte sich, wahrscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln, bereits am 12. September ergeben, doch erhielt die unter dem Obersten von Ahlimb stehende, zwei und siebzig Mann starke Besatzung freien Abzug, und die ganze Beute der Franzosen bestand nur in siebzehn Kanonen.

Als die Franzosen das Halberstädtische schon wieder verlassen hatten, hielten sie noch den Reinstein besetzt, dessen Besatzung Halberstadt und der Umgegend durch Contributionen und Erpressungen aller Art bedeutenden Schaden zufügte. Der Prinz Heinrich von Preußen zog deshalb im J. 1758 vor die Festung, aber die kleine Garnison von einigen achtzig Köpfen wehrte sich sehr tapfer, und man würde vielleicht lange Zeit vor dem Reinstein zugebracht haben, wenn nicht ein preußischer Artillerist durch einen glücklichen Kanonenschuß das Rad des Brunnens zerschmettert hätte. Hierdurch ward die Besatzung gezwungen, sich am zwölften Februar zu ergeben, und Prinz Heinrich von Preußen ließ sogleich, auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs des Großen, mit Schleifung der Festungswerke anfangen, und namentlich auch den Brunnen verschütten.

Seit dieser Zeit ist der Reinstein unbeachtet in seinen Ruinen liegen geblieben, die Gebäude zerfielen, Wetter und Sturm zerstörten nach und nach das wankende Gemäuer, und auch die Um-

wohner versäumten hier, wie anderwärts, nicht, zum gänzlichen Verfall der Burg beizutragen, indem sie die von schönen Quadern aufgeführten Mauern, welche die natürlichen Felsenmauern und Felsenzinnen mit einander verbanden, fast gänzlich abbrachen und wegführten, so daß jetzt fast nur noch das übrig geblieben ist, was durch Bearbeiten und Aushöhlen des Felsens geschaffen wurde. Diese Felsruinen sind aber noch sehr bedeutend und werden noch viele Jahrhunderte hindurch sichtbar bleiben, denn Wetter, Sturm und Regen vermögen nur wenig gegen dieselben auszurichten. Man sieht da noch Kammern, Behältnisse, lange gewölbte Gänge, große Weitungen mit Fensteröffnungen, von denen die größte, in der Nähe eines Thurmrestes, die Kirche gewesen sein soll, Pferdeställe, Küche, Verließ und viele andere Räume.

Wie die Burg im J. 1702 aussah, berichtet uns ein Schriftsteller damaliger Zeit, welcher sagt: „Sobald man durch den sehr engen Paß oder Aufgang hindurchpassirt, findet sich ein tiefer Graben, und an des Schlosses Ecke ein hoher, steiler, runder Thurm, der den ganzen Eingang wohl defendiret. Von diesem Thurm streichet eine starke, dicke Mauer an der Seite des Felsens hinunter gegen Abend, bis an die Ecke, da der Felsen am höchsten und jähesten ist, unter welcher Mauer sich ein sehr tiefes Thal aufthut und das Schloß inaccessibel und unüberwindlich gemacht hat. Inwendig sind Kirchen, Hofstuben, Küchen, Keller, Pferdeställe, ja sogar die Krippen darin, und in vielen Gemächern die Bettsponden aus Steinfelsen gehauen."

Wenige alte Burgen werden so häufig besucht, als der Reinstein, denn er ist der Sammelplatz aller lebensfrohen Menschen der Umgegend, besonders der Bewohner von Blankenburg, Quedlinburg, Weringerode, Ballenstedt und Halberstadt. An Sonn- und Festtagen trifft man, wenn das Wetter günstig ist, überall auf fröhliche Gruppen, welche sich hier und da in den Ruinen gelagert haben. In den Casematten werden Getränke und Lebensmittel aller Art ausgeboten, hier und da ertönt fröhlicher Gesang, aus der ehemaligen Kirche schallen die Töne von Geigen und Clarinetten, und Jung und Alt dreht sich an der Stätte, wo sonst nur Gebete und fromme Gesänge gehört wurden.

Wer Freude an dergleichen Scenen hat der wähle zum Besuche des Reinstein's einen Sonntag, wer aber ungestört die Ruine beschauen und die herrliche Umsicht genießen will, der komme an irgend einem Wochentage.

Der Fels, auf dem die Burg liegt, besteht aus starken Bänken eines feinkörnigen Sandsteins, der mit vielen Versteinerungen angefüllt ist, wie man von dem sogenannten Generalssitze am Besten beobachten kann. Dieser Generalssitz oder „der verlorene Posten", wie er auch genannt wird, ist eine ganz runde, in den Felsen, der hier

einige Fuß vorspringt und so gleichsam in der Luft schwebt, eingehauene Bank, auf welche der General oder Commandeur seinen Sitz genommen haben soll, wenn er die Umgegend oder die anrückenden Feinde beobachten wollte. Nicht ohne einen Anflug von Grauen blickt man von dieser 256 Fuß über der Ebene hängenden Bank in die Tiefe, und kann es kaum glauben, daß schon einige Menschen von dieser Höhe herabgefallen und dennoch lebend, ja sogar ohne bedeutende Verletzungen unten angelangt sind.

In früheren Zeiten stand an dieser Stelle beständig ein Wachtposten. Einstmals in der Nacht, als das Wetter besonders unangenehm war, der Sturm brauste und der Regen in Strömen herabfiel, ging der wachthaltende Soldat, um Schutz vor dem Unwetter zu suchen, in das Schilderhaus, war aber kaum in dasselbe getreten, als ein furchtbarer Wirbelwind das Häuschen ergriff, vom Boden, an dem es befestigt war, losriß und mit dem Soldaten in die Tiefe schleuderte. Als er abgelöst werden sollte, und man weder ihn, noch das Schilderhaus fand, zogen seine Cameraden hinab, um die Gebeine des nach ihrer Meinung gräßlich Zerschellten in ein ehrliches Soldatengrab zu legen; aber wie erstaunten sie, als sie den Todtgeglaubten ganz munter und gesund am Felsen sitzend und seiner Gefährten harrend fanden, denn er hatte sich nur etwas den einen Fuß verstaucht.

So unglaublich diese Erzählung auch scheinen mag und so geneigt man sein möchte, sie in das Reich der Sagen zu versetzen; so hat doch ein Fall in neuerer Zeit bewiesen, daß ein Ereigniß, wie das eben erzählte, nicht unter die Unmöglichkeiten gehört.

Vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren kam ein Jäger auf den Reinstein und bat die noch heute auf der Burg lebende Wirthinn, ihn nach dem verlorenen Posten zu führen. Dieselbe führte ihren Gast bereitwillig dahin, doch kaum hatten sie den Platz betreten, als der Jäger seiner Führerinn ein Lebewohl zurief und in die schauerliche Tiefe hinabsprang.

Die Frau hatte sich kaum von ihrem Entsetzen erholt, als sie den Vorfall den Behörden anzeigte, worauf sogleich eine Commission erschien die nach dem Jäger suchte und auch ihn, nur etwas verletzt, lebend antraf. Diese wunderbare Erhaltung scheint aber wenig Eindruck auf den Jäger gemacht zu haben, denn man fand ihn nicht lange nachher im Huywalde erhängt.

In der Umgegend des Reinsteins, welche dem Geologen und Botaniker viel Interessantes darbietet, besuchen wir noch den Osterstein, der eine Höhe von 18 Fuß und 40 F. im Durchschnitt hat und behauen ist und den sogenannten Luchsternis, eine große Sandsteinmasse von auffallender Form, bei der sich eine Grotte befindet, in welcher man vielen losen, feinen Sand mit bunten, farbigen Kieseln findet.

„Wenn Jemand von den Steinen in der Höhle viel oder wenig mit hinwegnimmt, führt oder trägt, so kommen sie doch wieder an denselben Ort, da sie sind weggenommen worden, so daß die Höhle immer voll von Steinen bleibet. Es soll aber noch Keinem gefrommt haben, dergleichen Steine wegzubringen. Auf dem Fels, sonderlich um die Gegend der Höhle, hört man zur Mittagsstunde oft Schellen läuten, zuweilen auch ein Gehämmer wie von vielen Schmieden."

C. Duval.

Callenberg bei Coburg.

1. Lage und Ansicht.

Etwa eine halbe Stunde nördwärts von Coburg erhebt sich eine alte Bergveste von malerischer Schönheit auf der bedeutenden Höhe eines Berges, welcher aus der Gebirgskette hervorspringt, an deren Fuß die Landstraße von Rodach bis Coburg sich hinzieht.

Das ist die noch wohlerhaltene Callenberg, die im 12. und 13. Jahrhunderte der Stammsitz einer angesehenen Dynastenfamilie dieses Namens war und jetzt noch als herzogl. Cammergut bewohnt und benutzt wird.

Von dem Dorfe Beinesdorf aus ersteigt man auf einer gebahnten Straße den Callenberg. Jenes Dorf liegt am Fuße dieses Berges. Der Burgplatz, von Ringmauern umgeben, ist nur mäßig groß. An der hintern Seite der Burg sind die Außenwerke fester und haben sich noch bis auf einige abgebrochene Thürme vollständig erhalten.

Der Burgplatz enthält noch zwei wohlerhaltene Gebäude, das Schloß mit den Nebengebäuden und der Kirche. Ersteres dient zur Wohnung des herrschaftlichen Forstbeamten.

Aus den obern Zimmern des Schlosses genießt man die reizendste Aussicht. Unten am Fuße des Berges geht die Landstraße vorüber und zieht ihren weißen Faden über das reiche Landschaftsgemälde, das sich dort vor unsern Blicken so herrlich entfaltet. Gerade gegenüber erhebt sich die Veste Coburg, in der Ferne erblickt man die Ruinen der Ludwigsburg. Den Horizont bildet ein Rundgemälde von entzückender Schönheit. — Dort die blaue Ringmauer des Thüringerwaldes auf der einen Seite und das Frankengebirge mit den daraus hervorragenden Gleichberge, gegenüber die

Ruinen der alten vesten Burg Strauf, auf einem hohen Bergwipfel, umkränzen eine Ebene, die von mehr als vierzig anmuthig gruppirten Dorfschaften belebt wird.

Neben dem Schlosse erhebt sich ein noch gut erhaltener achteckiger Thurm, der wahrscheinlich erst in neuern Zeiten erbaut ist. Man ersteigt ihn bis zur Hälfte auf einer schönen steinernen Wendeltreppe. Die oben befindlichen Glocken sind erst später — nach ihrer Inschrift — im Jahr 1732 von Johann Meyer in Coburg gegossen.

Die im gothischen Styl aufgeführte Kirche steht mit dem Schlosse in Verbindung. Sie ist besonders sehenswerth. Vom Burgplatze aus steigt man auf einer steinernen Treppe zum Eingange der Kirche herab. Von besonderer Zierlichkeit und Schönheit des alten Baustyls sind das Kreuzgewölbe, von sechs Säulen getragen, und die Balüstrade der Emporkirche, welche aus durchbrochenen, fein gearbeiteten Steinen mit jener Zartheit und Solidität im gothischen Geschmack gearbeitet ist, die wir noch an den Ornamenten des Cölner Doms, am Münsterthurm und an andern herrlichen Bauwerken der alten Zeit zu bewundern Gelegenheit haben. Allein wahre Kunstwerke der Sculptur sind der aus Sandstein gehauene Taufstein, von drei Löwen getragen, und die ganz von Stein errichtete mit Bilderwerk verzierte Kanzel, die als eins der ausgezeichnetsten Werke deutscher Sculptur von Kennern bewundert wird.

Unter den Figuren, die am Fuße der Kanzel sich befinden, fällt die eines Schäfers auf, der mit einem gefüllten Ränzel, seinen Hund zur Seite habend, eine Schaufel hält. Es geht darüber eine Sage im Volke, es sei das Bild des Schäfers, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt, mit der Bedingung begnadigt worden, den Bau der Kirche vollenden zu helfen. Und dieser Bedingung habe er dadurch genügt, daß er jeden Sonnabend sein Ränzlein mit Geld gefüllt zur Baustelle gebracht habe, wovon denn die Werkleute gelohnt seien und so sei denn das Werk vollendet. — Wie das bei solchen alten Sagen und Legenden geht, die Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mann von solchen Zauberkräften sich nicht unmittelbar vom Todesbann habe befreien können, fiel den kindlichen Gemüthern der alten Zeit nicht besonders auf, so wie auch kein Zweifel an der Wunderkraft aufkam. Indeß ist es bekannt, daß Herzog Johann Casannio von Sachsen-Coburg, ohne der Hülfe solcher Teufelskünste zu bedürfen, die Kirche auf dem Callenberge hat erbauen lassen.

Diese Kirche ist ein Filial der Kirche von Neusaß, deren Prediger alle vierzehn Tage dort Gottesdienst halten muß.

Der Ziehbrunnen welcher die Bewohner des Callenbergs mit gutem Trinkwasser versieht, befindet sich, merkwürdig genug, auf dem höchsten Platze des Burgraums.

Die Oekonomiegebäude des Cammerguts liegen außerhalb des Bezirks der Veste, am Abhange des Berges.

2. Geschichte und Sagen.

Die alte Bergveste Callenberg gehörte im 12. und 13. Jahrhunderte der Reichsdynastenfamilie von Calvenberg, woraus später Callenberg entstand. Daß diese Familie zum hohen Adel gehörte, leidet um so weniger Zweifel, als dieselbe in alten Urkunden als Freie und Edle genannt wurden und einen eigenen Lehnhof hatten, der aus vielen Vasallen des niederen Adels bestand.

Ihr herrschaftlicher Besitz erstreckte sich über die in der Nähe von Callenberg belegenen Orte: Breitenau, Wiesenfeld, Bersdorf, Weitramsdorf und den Harzwald, ingleichen über verschiedene Güter und Einkünfte mit der Gerichtsbarkeit zu Altenhof, Neudorf und Witzmannsberg, die jetzt zu der gräflich Ortenburgischen Herrschaft Tambach gehören.

Die Geschichte dieser Dynastenfamilie gewährt nur wenige Züge von allgemeinem Interesse. Indeß charakterisirt es den damaligen Zeitgeist, wenn Ulrich von Callenberg im Jahre 1177 mit Einwilligung seiner beiden Söhne, Peppo und Conrad, seine Güter zu Weitramsdorf für Dreißig Mark Silber dem Kloster Langenheim übergab; wenn darauf dieser Conrad von Calvenberg im Jahre 1200 die Stelle eines Schirmvoigts über diese Güter das Kloster Langenheim verwaltete, dabei jedoch die Hintersassen des Klosters und Langenheimschen Unterthanen durch willkührlich ihnen auferlegte Abgaben und Erpressungen aller Art so drückte, daß der Abt sich dadurch genöthigt sah, beim König Philipp darüber Beschwerde zu führen.

Der stolze Edelmann mußte sich darüber vor dem Könige und mehreren Fürsten verantworten und sich im Jahre 1206 verbindlich machen, den Klosterhof Tambach nicht mehr zu drücken, widrigenfalls ihm seine eignen, in dortiger Gegend belegenen Lehne entzogen werden sollten.

Im Jahre 1226 erscheint in alten Urkunden ein Ulrich von Calvenberg, den man für den Sohn und Nachfolger jenes Conrad halten muß, als Schirmvoigt der Langheimschen Klostergüter zu Tambach. Dieses Amt mißbrauchte er aber eben so sehr als sein Vater. Dieser Druck währte so lange, bis der Bischof Herrmann zu Würzburg sich der Sache annahm und im Jahre 1227 den Streit dahin entschied, daß Ulrich allen seinen Rechten an den Klostergütern gegen eine Abfindung von 30 Pfund Hellern entsagen mußte. Das Kloster erhielt das Recht, sich für die Zukunft seine Schirmherrn selbst zu wählen.

Aus einer Urkunde vom Jahre 1231 erhellt, daß Ulrich, unter Zustimmung seines Bruders Conrad, so wie seiner Schwestern Lugard und Adelheid, das Schloß und die Herrschaft Callenberg mit

den dazu gehörigen Rittern und Bauern um 388 Mark Silbers an das Stift Würzburg verkauft hat, um, da er unvermählt war, einen Kreuzzug ins gelobte Land zu übernehmen. — Dort mag er seinen Tod gefunden haben und mit ihm scheint seine Dynastie im Mannsstamme erloschen zu sein, wenigstens finden sich keine urkundliche Nachrichten weiter darüber.

Nach jenem Kaufcontract hätte eigentlich der Calvenberg an das Stift Würzburg übergehen sollen, indeß in jenen rechtlosen Zeiten wußte Graf Peppo VII. von Henneberg Ansprüche darauf geltend zu machen und brachte das Schloß mit den dazu gehörigen Dörfern an sein Haus.

Seitdem finden sich in allen Urkunden mehrere Hennebergische Grafen als Besitzer von Callenberg und mehrere Umstände lassen vermuthen, daß es in dem Kriege zerstört wurde, welchen Markgraf Heinrich der Erlauchte im Jahre 1260 mit der Wittwe des Herzogs von Brabant führte; wenigstens wurden damals die Schlösser Schawenburg (Schaumberg) Lichtenwalde und Rudolphstein zerstört.

Damals war nämlich Graf Herrmann von Henneberg Besitzer von Callenberg, derselbe, der auch Schirmvoigt des Schlosses Schawenburg war — ein Umstand, der jene Vermuthung bedeutend unterstützt.

Von der Gemahlin dieses Grafen Herrmann hat sich die höchst seltsame Sage von den 365 Kindlein erhalten, die unten erzählt werden wird.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne darauf hinzudeuten, in welchem rechtlosen Zustande Deutschland sich damals befand, wie jeder zugriff, der das Recht des Stärkeren für sich hatte, wie die wehrlosen Klöster eines mächtigen Schutz- und Schirmherrn bedurften, der aber sein oft gefahrvolles Amt nur gegen Einräumung großer Rechte, über die Hintersassen des Klosters, namentlich des landesherrlichen Besteuerungsrechts, verwalteten und so die Schirmvoigtei mehr zu einem einträglichen Erbamte (wie damals fast alle Reichsämter z. B. Markgrafen, Gaugrafen, u. s. w. waren) machten, als darin eine ritterliche Ehrenpflicht erkannten; wie es überhaupt im 12. und 13. Jahrhunderte mit der alten gerühmten deutschen Treue und Redlichkeit, so wie mit der Anordnung kirchlicher Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Clerus nichts war, und dennoch die höhere Geistlichkeit, theils durch die Macht der Intelligenz, theils als mächtige und kriegsgerüstete Landesherrn ein starkes schiedsrichterliches Amt ausübten, welches neben den oft wenig befolgten kaiserlichen Befehlen als Rechtsnorm galt.

Den kindlichen zum Mährchenglauben sich hinneigenden Volkssinn der Deutschen bezeugt dagegen die nachstehende Sage, welche zugleich die tiefe Moral enthält, daß Niemand ungestraft hochmüthig sein dürfe.

Die zuvor erwähnte Sage ist Folgende:

Die Gräfin Margaretha von Schawenburg, des Grafen Herrmann erste Gemahlin, hatte im Jahre 1276 eine Reise nach Holland gemacht, um ihre Verwandten zu besuchen. Dort begegnete ihr einst in Gräfenhaag ein armes Weib, welches Zwillinge auf ihren Armen trug und von noch mehreren kleinen Kindern begleitet, um Almosen bettelte. Die Gräfin sah hochmüthig auf sie herab.

„Sind denn beide Zwillingskinder" — fragte sie — „die Ihr auf den Armen tragt, die Eurigen?"

„Gewiß — beide an einem Tage geboren," entgegnete die Frau.

„Nun dann" — rief die Gräfin — „so wenig es möglich ist, daß ein Weib so viel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre sind, so wenig ist es möglich, daß eine Frau von einem Manne zwei Kinder auf einmal erhalten haben könne. Geht — Ihr seid Ehebrecherin — Ihr müßt mit zwei Männern zu schaffen gehabt haben, und eins dieser Kinder muß also ein Uneheliches gewesen sein."

In den Spott der Herrin fiel das Hofgesinde ein und die arme Frau rief Gott an mit einem Blick zum Himmel, er möge seine gerechte Macht an dieser Gräfin beweisen und es geschehen lassen, daß sie, nach ihren eigenen Worten, so viel Kinder auf einmal erhalte, als Tage im Jahre seien, damit sie erkenne, daß kein Ding seiner göttlichen Allmacht unmöglich sei; auf daß sie nicht wieder ein eheliches Weib, das Gott mit zwei Kindern auf einmal segnete, in schimpflichen Verdacht bringe.

Diese Verwünschung wurde erhört. Am Charfreitage desselben Jahres gebar die Gräfin drei hundert fünf und sechzig Kindlein auf einmal, so groß als „kleine Krabben" sind, und alle wurden sie noch lebend in ein Becken gelegt und vom Bischof Otto von Utrecht, dem Bruder der Gräfin, mit Weihwasser besprengt. Die Knäblein wurden alle Johannes, die Mägdlein Elisabeth getauft. Indeß verstarben diese Kleinen bald und die Mutter folgte ihnen nach und diese mit ihren 365 todten Kindern wurde in dem Bernhardinerkloster Latum bei Haag, beigesetzt, welches die Mutter dieser Gräfin, um Gott zu versöhnen durch gute Werke, gestiftet hatte.

Merkwürdig genug gründet sich diese Geschichte nicht blos auf eine Volkssage, sondern auch auf die Ueberlieferung eines Grabsteines, dessen Inschrift in mehreren ältern Geschichtswerken, namentlich von Spangenberg in seiner Hennebergschen Chronik, mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt steht. Sie lautet wörtlich:

„Illustris Domina Margaretha, Herrmanni Comitis de Henneberg conjux: Illustris Domini Florentii Comitis Hollandiae Filia, cujus mater fuit Mathildis F. Henrici Ducis Brabantiae, fratrem quoque habuit Wilhelmum Alimanniae Regem: Anno salutis M.C.C.L.XXVI. aetatis suae XVII ipso die Parasceves hora IX ante meridiem, peperit infantes vivos promiscui sexus numero trecenta sexaginta quatuor qui postquam per venerabilem episcopum, Dominum Guidonem suffraganeum, praesentibus

multis proceribus et magnatibus in pelvi quadam Baptismi Sacramentum percipissent, et masculis Joannis, femellis vero nomen Helisabethae impositum fuisset, ipsorum omnium simul cum Matris, animae ad Deum aeternaliter victurae, redierunt, corpora autem sub hoc Saxo requiescunt." *)

Dadurch mußte diese Sage in den Augen Unkundiger allerdings den Schein einer historischen Beglaubigung gewinnen, und Geschichtschreiber erschöpften sich in der Bemühung, diese unglaubliche Angabe durch verschiedene Lesarten zu erklären; allein näher liegt die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Grabstein erst in einem spätern Jahrhunderte gesetzt ist, und daß dessen Inschrift auf keinem andern historischen Grunde beruhet, als auf der damals schon zum allgemeinen Volksmährchen gewordenen und für wahr gehaltenen Sage.

Nach der Zeit jener fruchtbaren Gräfin hatte die Familie von Sternberg die Burg Callenberg im Besitz als ein Hennebergsches Lehn. Das war namentlich der Fall unter der Regierung des Grafen Berthold VII. von Henneberg.

Ein Markgraf, Friedrich von Thüringen, bedung sich 1350 aus, daß Gottschalck und Fritz von Sternberg ihm solches jederzeit, wenn er es verlangen würde, öffnen sollte und daß sie es nach Absterben der Gräfin Jutta von Henneberg, gegen Erlegung von 400 Pfund Heller, von ihm zu Lehn nehmen sollten.

Noch später, im Jahre 1380, entstanden, wegen eines drittels Antheil an der Veste, so heftige Streitigkeiten zwischen dem Landgrafen Friedrich und seiner Gemahlin einerseits, und denen von Sternberg auf der andern Seite, daß blutige Fehden zu besorgen waren; jedoch entschied der Burggraf Friedrich von Nürnberg die Sache dahin, daß auch die Sternbergschen Töchter mit diesem dritten Antheile an der Veste Callenberg beliehen werden sollten.

Im Jahre 1391 mußten die Markgrafen zu Meißen für das Oeffnungsrecht zu Callenberg an die Gebrüder von Sternberg 500 Pfund Heller zahlen, und im Jahre 1592 soll das Sternbergsche

---

*) „Die erlauchte Frau Margaretha, Gemahlin des Grafen Herrmann von Henneberg; eine erlauchte Tochter des Herrn Florentin, Grafen von Holland, deren Mutter war, Mathilde, Tochter Heinrichs, Herzogs von Brabant, die auch einen Bruder hatte, Wilhelm König von Alemannien, gebar im Jahre des Heils 1276 in ihrem siebzehnten Lebensjahre, am Charfreitage um 11 Uhr Mittags, lebende Kinder von beiden Geschlechtern 365 an der Zahl, die darauf durch den hochwürdigen Sufraganbischof, Herrn Gideon, in Gegenwart vieler Angehöriger und Magnaten, in einem Becken das Sacrament der heiligen Taufe empfingen, wobei denn die männlichen Geschlechts waren: Johannes, und die weiblichen: Elisabeth genannt wurden. Ihre Seelen waren mit der ihrer Mutter zu Gott in die Ewigkeit gegangen; ihre Leiber aber liegen unter diesem Steine."

Geschlecht erloschen sein, mit dem letzten dieses Hauses Namens: Hans. Er starb ohne männliche Leibeserben und durch Heimfall des damit eröffneten Lehns fiel Callenberg an Coburg zurück. Im Besitz des Lehnguts folgte jedoch der Herzog Johann Casimir von Sachsen.

Später besaß diese Veste der vierte Sohn Herzog Heinrich des Frommen. Dieser überließ Callenberg im Jahre 1677 seinem ältern Bruder, Herzog Friedrich I. zu Sachsen-Gotha, welcher es noch in demselben Jahre an den Geheimrath von Born verkaufte. Derselbe trat die Veste Callenberg einige Jahre später an den Herzog Albrecht ab. Durch die Landestheilung nach dessen Ableben kam es an das Herzogl. Meiningische Haus, welches diese Burg noch jetzt als Cammergut besitzt. Sein Werth wurde bei der Theilung der Cammergüter im Jahre 1723 auf 31,974 fl. 8 gr. $\frac{1}{3}$ Pf. abgeschätzt.

Viele Callenbergsche Urkunden sind angeblich durch die Fahrlässigkeit eines Verwalters verbrannt, und ist dadurch die Quelle tieferer Nachforschungen in der Geschichte des Callenberges versiegt.

H. E. R. Belani.

Der Weisner und Eschwege.

Groß und majestätisch, als ein König thronend, auf einer weiten Hügelverkettung, erhebt sich der Weisner *), der Vater der hessischen Berge, der alte Grenzwächter zwischen Thüringen und Hessen und schaut mit klarem, verständigem Blicke hin in weite Ferne und grüßt euch freundlich auf eueren Hochgebirgen, ihr Thüringer und ihr Harzer. Wenn du stehst auf seiner Stirn, die Kalbe genannt, gerunzelt von mächtigen Basaltblöcken, welche schwellendes Moos von Jahrhunderten deckt, dann blickst du weithin in alte Gauen des Thüringerlandes, dann übersiehst du fast ganz die Germarmark, die alte thüringische Grenzprovinz, mit ihren Bezirken Germarmark, Hunethergau, Netergau, Eichsfeld, Wertgau, Altgau, und Winedun, über die zum größten Theil die Grafen von Bilstein von ihrer Veste im Höllenthal, an des Weisners Fuße, das Gaugrafenamt übten. Im fünften Jahrhunderte scheinen die Catten von den Thüringern bis über den Weisner zurückgedrängt worden zu sein und obgleich König Dagobert durch die Befestigung von Frankershausen, am nordöstlichen Fuße dieses Berges, die fränkische Macht zu stürzen suchte, so blieb doch, da im Jahre 528 ganz Thüringen die fränkische Herrschaft anerkennen mußte, dieser Landstrich mit Thüringen verbunden. Es war aber später die Landschaft an der Werra, als deren Hauptort Eschwege erscheint, lange Zeit ein Tummelplatz wilder Fehden und räuberischer Streifzüge und ein Zankapfel zwischen Braunschweig, Hessen, Mainz und Thü-

*) Die Schreibart „Weisner" ist verunstaltet. Die Umwohner nennen ihn in der Volkssprache „Wissener", weil er auf seinen Höhen und in seinen Gründen noch Schnee zeigt, wenn derselbe in weiter Umgegend längst dem Strahle der Sonne gewichen ist.

ringen, bis endlich im Jahre 1265 unter Landgraf Heinrich I., genannt das Kind von Brabant, zur Entschädigung für seine Ansprüche an Thüringen das an Hessen fiel, was Hessen jetzt noch in dieser Gegend besitzt.

Doch zurück zu unserm Weisner, der so reich ist an allerlei Wundern und den Gäste von nah und fern so häufig besuchen. Auf seiner kahlen Glatze, die 1823 Acker groß ist, treiben in der Nähe des Viehhauses auf trefflicher Weide treffliche Heerden, deren helle Glöcklein harmonisch klingen, 2528 Cassler Fuß über dem Meere. Und unmittelbar unter der grünen Glatze hat sich gebildet der gewaltige Knochenschädel des Berges, an manchen Stellen 350 bis 600 Fuß dick. Er ist von Basalt, der in der Urwelt aus dem tiefen Sandsteingebirge emporstieg. Und unter diesem Basaltschädel liegt ein ganzer großer Nadelwald der Urwelt begraben, der in das reichste Kohlenflötz, 3 bis 14 Lachtern tief, verwandelt ward. Erst im sechszehnten Jahrhunderte wurde man aufmerksam auf diesen Reichthum des Berges, begann im Jahre 1571 den Bergbau und förderte seitdem eine unglaubliche Menge von Kohlen zu Tage *). Siehst du auf der östlichen Seite des Berges die weißen Häuser im Glanze der Morgensonne blinken? Das ist das Schwalbenthal, das Bergamt; dort findest du auch eine gute Herberge. Der Botaniker durchschweift das Gebirge und füllt seine Kapsel mit seltenen Pflanzen, der Bergmann fährt durch die dunkeln Stollen in die Eingeweide des Berges, der Gebirgsforscher bewundert seinen Bau und sein Gestein und versäumt nicht, die Kitzkammer an der Abendseite des Berges, mit ihren merkwürdigen Basaltsäulen, zu besuchen. Wir stehen auf der Kalbe und athmen, hoch in freier Luft, den reinen Aether; und die Brust wird weiter und das Herz wallet vor Entzücken ob des unvergleichlichen Landschaftsgemäldes, in das wir hinblicken. Zu den Füßen des Berges und auf den Höhen der östlichen Vorberge, auf welche der Weisner sich lagert, sehen wir eine große Schaar von zum Theil beträchtlichen Dörfern, darunter Frankershausen — das alte Francwarteshusen — vom Fränkisch-Austrasischen Könige Dieterich im Anfange des sechsten Jahrhunderts angelegt, Abterode, wo im Jahre 1070 Abt Ruthard von Fulda dem heiligen Vincent zu Ehren ein Benedictiner-Mönchskloster stiftete, dessen Reste aber gänzlich verschwunden sind, und Germerode. Am letztern Orte baute Graf Rücker II. von Bilstein ein Kloster für Chorherren und Chorfrauen von der Prämonstratenser-Regel, zu Ehren der Jungfrau Maria, welches Papst Lucius III. (1181 — 1185) bestätigte; die Chorherren wurden später entfernt und es blieben nur noch Nonnen, bis auch diese verschwanden. Von den Klostergebäuden ist aber noch vieles übrig, namentlich die alte Klosterkirche mit ihrem hohen viereckigen Thurme. Hinter diesen Dörfern liegt groß und weit die liebliche Werralandschaft von

*) Vgl. Schaub, Beschreibung des Weisners.

Eschwege, in der um die Stadt, als ihrem Brennpunkte, in einem Halbkreise acht Dörfer mit ihren Markungen sich gelagert haben. Bezaubernd ist dieser Anblick. Nur drei Stunden sind's bis Eschwege; wir treten die Wanderung an dorthin.

Bei der Kalbe steigen wir den Berg hinab. Denkmäler weisen uns hier zurück in die graue Vorzeit des Heidenthums. Da liegt unter steilen Klippenabhängen der Altarstein, ein großer Basaltblock, sonderbar hohl gebildet. Nicht weit davon sind die Teufelslöcher, in einer Wüste von zertrümmertem Basaltgestein, in deren Nähe, nach dem Schwalbenthale hin, ein schöner ebener Rasen sich ausbreitet, genannt der Schlachtrasen. Dabei, in einer Ecke der Moorwiese, erblickt man den Frau-Hollen-Teich, der seit einem halben Jahrhunderte um vieles kleiner geworden ist. Vormals galt er für unergründlich und man behauptete, mit einem Senkblei bei 65 Lachtern noch keinen Grund gefunden zu haben. Er ist höchst wahrscheinlich der Crater des ehemaligen Vulkans. Früher scheint die ganze Moorwiese Teich gewesen zu sein. Sie ist mit einem Ringe von Steinen eingefaßt, einem Walle, der uralt ist und gewiß das ehemalige Ufer einschloß. Aus dem Frau-Hollen-Teiche, der eigene Quellen hat, zieht sich ein durch Menschenhand gemachter Ausfluß an der Seite des Schlachtrasens entlang auf den über den Teufelslöchern befindlichen Felsrücken, der den Schlachtrasen beschützt; hier verliert sich der Bach und kommt über den Teufelslöchern wieder zum Vorschein. Wer wollte zweifeln, daß hier ein Heiligthum der Frau Holle (Hulda, Hertha) war? Ihr waren die höchsten Berge, die heimlichsten Oerter heilig und ihr Cultus war sehr mysteriös. Er verlangte einen geheimen entlegenen See oder heiligen Brunnen. In diesem See wurde die Göttin nach einer alljährlichen feierlichen Procession, welche sie in die Gefilde der Sterblichen hielt, gebadet und ihr Wagen gewaschen und nach dem Bade verschlang der See alle der Gottheit geweihten Knechte, welche das Bad besorgt hatten. Zwei Rinder zogen den Wagen und die Rinder wurden von Druiden aufgezogen. Erhält so nicht die Kalbe eine Bedeutung, da man ohnehin in deren Nähe Trümmer von einem Tempel oder einer Priesterwohnung finden will und könnte der Schlachtrasen nicht der Opferplatz gewesen sein? *) Frau Holle ist mit ihrem Cultus vom Weisner verschwunden, aber die Sagen von ihr leben noch im Munde des Volkes, als: sie bestrafe die faulen und unordentlichen Weibsleute, besonders träge Spinnerinnen, sie ziehe die Kinder in's Wasser, sie habe schöne Gärten, gebe Früchte, Blumen und Kuchen, bringe schöne Kinder und Wechselbälge, man höre zuweilen Flüstern und Glockengeläute im Teiche. Auch bei Bereitung des Flachses wurde ihrer in Liedern gedacht.

---

*) Vgl. v. Münchhausen in Justi's hessischen Denkwürdigkeiten II.

Durch des Weisners östliche Vorberge schneidet tief ein Thal ein, welches zur Werra führt; schauerlich ists und wild romantisch und erinnert an's Selkethal im Harze. Es heißt das Höllenthal. Des Thales schmale Sohle ist ein grüner Wiesengrund, den der vom Weisner kommende Kupferbach wässert; links und rechts sind des Thales Wände jäh und zuweilen unzugänglich; bald sieht man sich in der Tiefe ringsum von diesen Wänden eingeschlossen, denn überraschend sind einigemale des Thales Windungen. Wenig Leben ist in dieser Einsamkeit; das dumpfe Geklapper der Höllmühle verhallt bald. Vorzeiten aber wars lauter und lebhafter hier, als noch die Kupfer- und Silberbergwerke, die der Sage nach schon im fünfzehnten Jahrhunderte von Augsburger und Nürnberger Kaufleuten angelegt worden sein sollen, noch im Gange waren und die Oefen der Schmelzhütte noch dampften, und als noch früher auf dem fast senkrecht aus dem Thale aufsteigenden hohen Felsen die Herrscher der weiten Umgegend thronten, die Grafen von Bilstein. Nur wenige Trümmer sind von dem alten Grafenschlosse noch vorhanden; aber der Freund des Alterthums unterläßt es nicht, die steile Höhe zu erklimmen, auf der sie noch stehen, freilich als geringe Zeugen ehemaliger Größe. Schon im elften Jahrhunderte war die Burg Bilstein der Sitz mächtiger Grafen, deren Geschichte dunkle Parthieen hat und deren Erlöschen (um 1301) sich ins Sagenhafte verliert. Bei einer harten Belagerung und nachdem der Feind einen unterirdischen Gang entdeckt hatte, durch welchen den Burgleuten die Nahrungsmittel zugeführt wurden, soll der Graf mit seiner Gemahlin in einem mit Rossen bespannten Wagen in die Tiefen des Höllenthales sich gestürzt haben. Nachher kamen die Herren von Treffurt in den Besitz der Burg, die vielleicht kurz vor oder gar im dreißigjährigen Kriege in Verfall gerieth *).

Eine Viertelstunde unterhalb des Bilstein, auf dem der Botaniker nicht vergeblich nach Mohrensalbei sucht, mündet das Höllenthal im Werrathal des Dörfleins Albungen. Zwischen der Landstraße und der Werra, welche beide Leben in die Landschaft bringen, liegt das Dorf selbst still und friedlich, wie in einem Garten, rings von Gebirg umschlossen. Südlich und nördlich hat der Fluß die engen Thalpforten gewaltsam durchbrochen. Einen eigenen Zauber gießt über das wunderschöne Thälchen der Fürstenstein, der jenseits der Werra von einem jähen Berge herab im Flusse sich spiegelt. Auf der Spitze jenes Berges, verwachsen mit dem Felsenfundamente, ragt mächtig empor das alte viereckige thurmartige Gebäude der alten Veste, mit einem Seitenflügel noch ganz erhalten; im letztern sind noch bewohnbare Zimmer und die Burgcapelle. Die andern alten Burggebäude sind verschwunden, darunter die Burghäuser der von Eschwege und von Keudel und die Ring-

---

*) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen I.

mauern liegen in Trümmern. Unmittelbar unter dem alten Schlosse liegen die Gebäude der Staatsdomäne Fürstenstein. Wann die Burg erbaut worden, ist unbekannt; aber im J. 1265 befand sie sich unter den acht Orten, mit denen Landgraf Heinrich I. von Hessen für seine thüringischen Erbansprüche abgefunden worden. Zuletzt waren in ihrem Besitze die von Diede, genannt zum Fürstenstein, welche im Jahre 1808 im Mannsstamme erloschen *).

Dem Fürstensteine ganz nahe liegen die Jostädter Weinberge, die wegen ihrer ausgezeichneten Flora häufig von Botanikern besucht werden und wo der Freund der Natur die grotesken Felsengebilde bewundert. Hier in dem felsigen Geklüfte hauste, der Sage nach, vorzeiten ein Wichtelvölklein, das zuweilen im nahen Dorfe Jostädt sich blicken ließ, vornemlich in der adeligen Burg daselbst, wo diese kleinen Geschöpfe in der sogenannten Wichtelstube aus den Ritzen der Fußbodendielen emporstiegen. Zuweilen machten sie auch weitere Excursionen. Bei einer derselben in's Honer Feld mußte der Jostädter Fährmann sie in seinem Nachen über die Werra setzen und erhielt als Fährlohn einen Knäuel Garn ohne Ende; als er aber beim Abweifen desselben ermüdete und den Knäuel verwünschte, da war plötzlich alles Garn verschwunden. Auch religiös waren diese Wichtel, denn man zeigt hier noch die Wichtelkirche in einer Felsenhöhle und auf dem Wichtelanger mögen sie sich herumgetummelt haben. Reizend ist von diesen Weinbergen die Aussicht in die Eschweger Landschaft und in's Thal der Were, das hier mit dem Werrathale sich vereinigt. Die Fluthen des Werrastroms mögen in grauer Vorzeit die Felsen der Weinberge zu Tage gespült haben, als sie gewaltsam die Ausgangspforte hier erzwangen. Das liebliche Eschweger Thal betreten wir hier und wandeln am rechten Ufer des Flusses auf einem schönen Fußpfade nach Eschwege, das wir in einer Stunde erreichen.

Prangend mit ihren hohen Thürmen, gothischen Kirchen und stattlichen Gebäuden blinkt sie freundlich dir entgegen, die alte Stadt, in ihre Ringmauer eingeschlossen, am linken Werraufer liegend und rechts mit einem Seitenarme des Flusses die Vorstadt fest an sich drückend. Freundlicher sind jetzt die Eingänge zur Stadt, da die alten Thorgebäude abgebrochen sind. Eschwege ist außer Cassel die größte Stadt Niederhessens, liegt auf einer Fläche von 420 Acker hingestreckt und zählt 811 Häuser und 5774 Einwohner **). Ueber eine steinerne Brücke, vor der das Sonder-Siechenhaus mit der Capelle zum heiligen Geiste liegt, gelangen wir in die Vorstadt, und über eine zweite Brücke in die Stadt selbst. Hier an der Werra schlagen die gewerblichen Pulse der Stadt; hier ist das meiste Leben, hier blühen Handel, Schifffahrt und Ge-

---

*) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen.

**) Vgl. Kurhessisches Hof- und Staatshandbuch 1841. S. 122.

werbe. Von hier führt die lange Hauptstraße, der Staat (zum Gestade des Flusses), weithin in das Innere der Stadt.

Wir ersteigen aber zunächst links den Cyriacusberg, der schroff am linken Werraufer emporstrebt und sein Haupt über die ganze Stadt hin erhebt. Sieben Zugänge führen auf seine Höhe, wo für Eschwege das Leben aufging und wo in den Stadtschulen noch heute die Brunnen des geistigen Lebens sprudeln. Hier soll, der Sage nach, Bonifacius, der in Thüringen und Hessen die Fackel des Evangeliums anzündete, in einem Eschenhaine eine Capelle und der große Kaiser Carl im J. 812 nach einem in hiesiger Gegend über die Sachsen erfochtenen Siege dem heiligen Cyriacus zu Ehren ein Nonnenkloster errichtet haben, dem sein Sohn, Kaiser Ludwig, die Rechte einer Abtei verlieh. Der Platz, auf dem die Klosterkirche stand, heißt noch jetzt die Carlskirche. Vom Kaiser begünstigt, blühte rasch bei diesem Kloster eine Stadt auf, die von dem Eschenwalde und den hindurch führenden Wegen den Namen erhielt und daher in ihrem Wappen ein Eschenblatt über den beiden Klosterthürmen zeigt. An dieses Nonnenkloster knüpft sich die älteste Geschichte der Stadt. Es war ein freiweltliches kaiserliches Stift und die Nonnen durften sich, mit Ausnahme der Aebtissin, verheirathen. Im J. 1073 kam es an Speier und später an Mainz, bis im J. 1526 Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen dasselbe unter der letzten Aebtissin Anna von Boyneburg aufhob und im J. 1558 die Gebäude der Stadt zur Schule überwieß, weil die Schule bei St. Dionys verfallen war. Das Kloster besaß das Patronatrecht über die Kirchen der Stadt, bedeutende Gefälle und Passivlehen: die von Eschwege trugen Elfershausen *), die von Tafta und von Wihers im J. 1411 Güter zu Hone, Cappel, Allendorf, Wanfried, die Pfarre zu Virbach u. s. w. **) von ihm zu Lehn. Im 12. Jahrhunderte gerieth es in Streit ***) mit seinem Schirmvogte Ludwig von Lara, der im J. 1188 auf dem Schlosse Boyneburg durch Kaiser Friedrich Rothbart dahin verglichen wurde, daß der Aebtissin der Markt †), der davon fallende Zoll und die Münze allein zustehen solle, so wie das Recht über ihre ministri und officiales, daß aber, wenn diese sich in der Stadt etwas zu Schulden kommen ließen, so wie auch, wenn wegen falscher Münze geklagt werde, solches zur Kenntniß und Bestrafung des Schirmvogts kommen solle. In vielen alten gedruckten und ungedruckten Urkunden geschieht der Eschweger Währung Erwähnung. An der westlichen Thüre der Klosterkirche waren zwei Figuren ausgehauen, von denen die eine einen Hundekopf, schuppigen Leib und Seehundsschwanz, die andere ein längliches Men-

---

*) Jetzt eine Wüstung bei Wanfried.
**) Nach einer ungedruckten Urkunde.
***) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen
†) Auf Cyriacustag wurde vor dem Kloster ein Markt gehalten.

schengesicht und vier Füße hatte. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fand man, als ein Stück der Kirchenmauer eingefallen war, ein Menschengerippe in vollem Harnische mit einem Luftloche vor sich, etwas später unter dem Kloster ein Gewölbe mit Särgen und im J. 1718 beim Abbrechen einer Mauer drei dünne zinnerne Kannen. Was in dem unterirdischen Gange, der dieses Jungfrauenkloster mit dem Augustiner-Mönchskloster verband, vorgegangen sein mag, das ist in ewige Nacht begraben. Im J. 1735 wurde die Kirche abgebrochen, aber noch steht als Zeuge der schwarze Thurm derselben, auf dem ein Wächter seine Wohnung hat. Als im J. 1822 die Schule aus den Klostergebäuden in das dabei liegende große, massive, im J. 1576 erbaute Hochzeitshaus, unter dem der mächtige Stadtkeller sich wölbt, verlegt wurde, da wurden jene in eine Gensd'armeriekaserne umgewandelt, im J. 1828 aber abgebrochen und aus den Trümmern derselben erhob sich die stattliche Töchterschule der Stadt, so daß die geheiligte Stätte wieder eher eine Beziehung zu der ursprünglichen Bedeutung erhalten hat. Seitdem auch auf dem höchsten Plateau des Cyriacusberges ein altes Lazarethgebäude weggeschafft worden ist, erstand hier eine schöne Lindenesplanade, von der man eine entzückende Aussicht ins Thal genießt. Wenn man von dieser Terrasse hinabschaut in die lachende Landschaft, bespült vom Gewässer der Werra und umgeben von einem in schönen Formen prangenden Gebirgskranze, so fühlt man sich hingerissen von der Lieblichkeit der schönen Gegend. Vor sich sieht man himmelanstrebend das gewaltige Riesengrab, an das sich zu beiden Seiten anschließen die hohen, zum Theil schroffen und felsigen Gebirge, welche gleich einer, von der Natur geschaffenen, Riesengrenzmauer Hessen vom Eichsfelde scheiden. Dort lugt aus einer Ecke die Veste Fürstenstein hervor; dort schaut von seiner waldigen Höhe die Trümmer des Greifenstein, dort winkt das Gotteshaus des Hülfschenberges. Im Osten ragt die steile Grenzmauer der Plesse über der östlichen Pforte des Thales; im Westen begrenzt der Weisner den Horizont, wie ein mächtiger Wall; im Süden zieht der Hundsrück hin, vor welchem der Stauffenbühl aufsteigt und höher noch die blaue Koppe, deren Crater in der Urzeit Flammen spie; und hinter dem Hundsrück streben auf die felsigen Höhen des Hellersteins und der Kraburg; und vom Ringgaugebirge blicken herab die Reste der Boyneburg, einst ein Lieblingssitz Friedrich Barbarossa's. Und welche gesegneten Fluren da unten im Thale und wie reich belohnen sie den, der sie bebaut und pflegt! Wahrlich eine Krone des Landes! *) Eine reiche Cultur des Bodens erblickt man und wenn man zur Sommerszeit die wallenden Saaten übersieht, dann wallet das Herz auch im Busen.

---

*) So nennt Landgraf Hermann Eschwege wegen der Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Umgegend.

Auf der schönen Kunststraße seufzen unter ihrer schweren Last langsam sich fortbewegende Frachtwagen und lärmend rasseln schöne Carossen dahin und schweigend ziehen auf der Werra schwerbeladene Lastschiffe. Alles lebt und webt — Natur und Menschen — in der schönen Gegend. In grauer Vorzeit war's nicht so, da war der Anblick vom Cyriacusberge in's Thal hinab nicht so entzückend; da mag das Ganze ein so großer weiter See gewesen sein, dessen Fluthen bei den vulkanischen Evolutionen des Weisners, der blauen Koppe und des Rosenbühls tosend an die hohen, das Thal begrenzenden Gebirge schlugen und deren ihm zugekehrte Felsen blosspülten. Und als durchs nordwestliche Thor der See sich verlief, da war noch lange die Gegend öde und wüst und rauh und unwirthlich. Der Fluß beherrschte übermüthig das Thal und war noch nicht fix in sein Bette gewiesen. Moräste und Sümpfe bedeckten die Landschaft, in der nur Weiden, Erlen und Eschen wucherten. Davon zeugen heute noch außer dem Namen der Stadt sehr viele Benennungen der Gemarkung. Eine Menge von Dörfern, die auf den Höhen und in den waldigen Gründen des Gebirgskranzes lagen, sind verschwunden, als Dörrenhain, Braunrode, Elfershausen, Ober- und Unterschlierbach, Stauffenbühl, Hermbsdorf, Laudenbach, Bettelsdorf, Stedewashausen, Strahlshausen, Dudenhausen, Erdhausen u. s. w. und zu den Füßen desselben zieht sich am äußersten Thalrande eine ganze Reihe von Ortschaften hin. So wie in vielen Gauen des Vaterlandes die Cultur des Bodens begann unter der angezündeten Fackel des Evangeliums, von der die Götzenhaine verzehrt wurden, so auch hauptsächlich in dieser Gegend. Eben auf dem Cyriacusberge zündete der heilige Winfried diese Fackel an, die weithin in die Gegend leuchtete. Die Heiligthümer der Hertha, des Stuffo *) und des Credo **) wurden verlassen und zerfielen und man baute sich an in den Eschenwegen des Klosters zum heiligen Cyriacus; der Strom ward in sein Bette gebannt, die Sümpfe und Haine verschwanden und wurden verwandelt in lachende Fluren.

Wir verlassen den Cyriacusberg, wo auch vor einigen Jahren auf Grund und Boden eines adeligen Burgsitzes ein Tempel der Israëliten erstand, und steigen hinab auf den Marktplatz, das eigentliche Centrum der Stadt, wo 13 Straßen und Gassen zusammentreffen. Unten an einer Einbiegung steht die Altstädter Pfarrkirche zum heiligen Dionys, die innig in die Geschichte der Stadt verwebt ist. Im J. 1010 wurde hier eine kleine Kirche erbaut, deren Thurm noch steht. So wie aber die Gemeide wuchs, so wur-

---

*) In der Nähe von Eschwege liegt ein Hügel, Stauffenbühl genannt, auf dem vormals eine Capelle stand; auch der benachbarte Hülfchensberg hieß ehemals Stauffenberg.

**) In der Gemarkung liegt der Crodopfuhl, ehemals ein See, nahe dabei die Jupiter- oder Jeppenhaide; der Heidenrain.

den ihr auch die Räume der Kirche zu enge. 70 Jahre (1451 — 1521) rollten dahin, bis der neue Bau vollendet war. Im Jahre 1637 im großen Stadtbrande stürzte derselbe in Trümmer zusammen, aus denen er im J. 1650 wieder aufstieg. Dieß alles ist an dem Baue der Kirche zu lesen. Die Gruft in derselben birgt mehrere Glieder der hessischen Fürstenfamilie.

Gehst du den Markt hinauf, dann siehst du vor dir das alte Rathhaus mit der Stadtwage, dem Kaufhause und der Fleischerschirne, die nach dem dreißigjährigen Kriege, erst 10 Jahre später als die Dionysienkirche aus ihrer Asche sich wieder erhoben. Auf den westlichen Zinnen stehen zwei steinerne Löwen und eine Rolandsstatüe.

Auf einer Erhöhung am linken Werraufer, an der Westseite der Stadt, steht das fürstliche Schloß, zu dem höchstwahrscheinlich Landgraf Balthasar von Thüringen im J. 1386 den Grund legte. Landgraf Wilhelm IV. erneuerte es im J. 1581 und Landgraf Moritz der Gelehrte, der im J. 1592 den neuen Bau vollendete und den Lustgarten dabei unter andern durch eine Wasserkunst verschönerte, beschloß hier im J. 1632 sein vielbewegtes Leben. Sein Sohn Friedrich stellte nach dem dreißigjährigen Kriege die Gebäude wieder her zu seiner Residenz, baute den Pavillon und legte darin den goldenen Saal an. Er schläft in der Altstädter Kirche. Hier vollendete auch der Landgraf Christian, der in der Kirche auf dem Hübschensberge seine Ruhestätte fand. Das Schloß ist jetzt der Sitz mehrerer Staatsbehörden und in der Capelle hält die katholische Gemeinde der Stadt ihren Gottesdienst.

Südlich vom Schlosse betrittst du einen Stadttheil, der die Wendische Mark genannt wird. Sehr zahlreich waren die Niederlassungen der Wenden in der Nachbarschaft, besonders auf dem Eichsfelde und es erinnern daran noch viele Benennungen von Landstrichen, Dörfern und Wüstungen. *) Da diese Colonisten Ackerbau trieben, so mag ihr Erscheinen zu Eschwege hier nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Cultur des Bodens gewesen sein. Sie bildeten hier eine besondere Kirchengemeinde und bauten den Tempel St. Jodoci et Godohardi, in dem, als weit später, im J. 1455, Landgraf Ludwig der Friedsame an der Westseite desselben einen stattlichen Thurm errichten ließ, im J. 1482 noch dem heiligen Nicolaus zu Ehren ein Altar gesetzt wurde. Im J. 1681 standen noch die Trümmer dieser Kirche, bei der der besuchte Clausmarkt gehalten wurde. Der hohe Clausthurm aber, der im J. 1637 wie ein Licht brannte, stieg im J. 1733 wie ein Phönix aus der Asche empor und ist jetzt eine Zierde und Feuerwarte der Stadt.

---

*) Die Windische Mark auf dem Eichsfelde (Ershausen und Geismar), Pfaffenschwende, Schierschwende, Wendehausen, Thalwenden, Groß- und Kleinwenden, Wende, Wendenberg, Wendelnrode, die Wendische Mark bei Burghofen u. s. w.

Wir wenden uns nach Mittag hin, der Neustadt zu, und begegnen den Resten des ehemaligen Augustiner-Eremiten-Mönchsklosters, in dem einst Johannes Zachariä lebte. Jetzt ist dort die fürstliche Hofrenterei; ein Theil des Klosters und der Klostergüter ward aber nach der Reformation zu dem dabei liegenden, im J. 1343 von Hermann von Vach gestifteten Stadthospitale geschlagen. Ihre Betstunden halten die Hospitaliten noch in einer Capelle der ehemaligen Klosterkirche, die nebst den langen Kreuzgängen im J. 1484 erbaut, deren Thurm im J. 1718 abgebrochen wurde, weil er 3½ Fuß überhing und von der noch einige Ruinen vorhanden sind.

Hoch über die Häuser der Neustadt erhebt sich die Kirche der heiligen Catharina, ein schönes Denkmal gothischer Baukunst, an dem über 85 Jahre gearbeitet wurde. Nachdem der Thurm schon über 250 Jahre gestanden, wurde im J. 1521 das schöne Gewölbe über der Kirche, von 8 Pfeilern getragen, vollendet. Mit dem Ganzen harmonirt die treffliche Orgel, die seit einem Jahre zur Verherrlichung des Cultus dort erbaut wurde. Ein katholischer Priester rettete im J. 1637 durch seine Fürsprache das Prachtgebäude von dem gedrohten Untergange.

In der Nähe von Eschwege steigen, mit dem Hundsrückgebirge in Verbindung stehend, zwei Berge auf, der große und kleine Leichberg. Auf den letztern wallfahrtete man in der Vorzeit zur Kirche der heiligen Ottilie und gab von hier aus den Pilgern auf dem Hülfchensberge Zeichen. Der erstere, den am Fuße die Werra berührt, beherrscht majestätisch das Thal. Theils durch seine schöne Anlagen, theils durch die reizende Aussicht, die man dort genießt, belohnt er reichlich die Mühe des Steigens. Auf seiner Höhe sind noch Reste eines Wartthurms. Vielleicht stand daselbst ehemals eine befestigte Burg; wenigstens blühte bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eine Familie von Leichberg. *)

Kurze Geschichte von Eschwege **)

Von dem Ursprunge der Stadt war oben die Rede. Eschwege blieb mit seiner Cyriacusabtei ein Reichsgut, war der Hauptort der Germarmark und wurde vielleicht schon von Kaiser Heinrich I., dem Städteerbauer, befestigt. Schon im J. 973 wird es eine Stadt ge-

---

*) Johannes de Leichberg erscheint 1301 unter den Vasallen des Grafen Otto von Bilstein und mit seinen Gütern zu Vormershausen (Wüstung bei Reichensachsen) werden noch jetzt die von Eschwege von Hessen belehnt. 1321 belehnten die Grafen von Orlamünde den Appel von Wangenheim unter andern Gütern auch mit Leichberg, Vach und Weiden, welche beiden letztern Orte nicht weit entfernt liegen. Vgl. auch Wenk, hessische Landesgeschichte, Urkundenbuch, in mehreren Orten. Das Volk und alte Urkunden nennen den Berg „Lichberg," nicht „Leuchtberg."

**) Vgl. das interessante Werk: Hochhuth, Erinnerungen an die Vergangenheit und Gegenwart von Eschwege.

nannt in der Urkunde, in welcher Kaiser Otto II. sein ganzes Eigenthum in der thüringischen Landschaft Germarmark seiner Gemahlin Theophania zum Witthum anweist. *) Sein Sohn Otto III. schenkte das Gut Eskinewag seiner Sophia, der Aebtissin von Gandersheim, mit der Bedingung, daß es an ihn zurück fallen solle, wenn sie früher sterben würde. Damals hatte Eschwege schon Weinbau, denn es wurden auch Weinberge mitverschenkt. Von den Ungern soll nachmals Eschwege verheert **) und von Heinrich II. wieder aufgebaut worden sein. Nach dem Tode der Aebtissin Sophia fiel der Ort wieder an das Reich zurück. Im J. 1040 hielt sich Kaiser Heinrich IV. hier auf und bestätigte am 28. Juli dem Abte Meginher von Hersfeld die Privilegien seines Stiftes zu Eskenewage ***). Während der unruhigen Regierung Heinrich IV. mußte die Stadt viel erfahren. Als der Kaiser auf ungegründete Beschuldigungen den Grafen Otto von Nordheim des Herzogthums Baiern entsetzt hatte, verheerte dieser mit 3000 geübten raubsüchtigen Kriegern die kaiserlichen Güter in Thüringen und kam plündernd bis Heschenewege. Auf der Kriegswiese unter dem Leichberge stellte sich ihm Graf Rücker von Bilstein mit dem aufgebotenen Heerbanne des Landvolks entgegen; allein Otto griff am zweiten September 1070 den ungeübten Haufen mit solcher Hitze an, daß Rücker sofort die Flucht ergriff und an 300 seines Heeres auf der Wahlstatt blieben. Darauf nahm Otto Eschwege ein und richtete ein großes Blutbad an. Nach dem Siege bei Flarchheim an der Unstrut am 15. Juni 1075 mußte Heinrich IV. sein Heer bei Eschewege entlassen, weil es in dem verheerten Thüringen an Lebensmitteln gebrach. Da Heinrich durch viele Schenkungen sich Freunde zu gewinnen suchte, so gab er auch dem Bischoffe Hausmann von Speier das kaiserliche Gut zu Eschwege sammt der Reichsabtei; †) die Stadt selbst blieb jedoch eine Reichsstadt. Im J. 1235 kam das Gut durch Kauf (für 400 Mark Silbers) an das Erzstift Mainz, weil, wie der Bischof von Speier sich ausdrückt, diese Besitzung wegen des Trotzes und der Bosheit der Einwohner (die vielleicht durch Handel und Gewerbe zu Wohlstand gelangt sein mochten) seinem Stifte beinahe gänzlich unnütz war. Mit dem hiesigen Reichsgute war, wie es scheint, schon frühe das zu Frieda verbunden worden und obgleich manches davon veräußert war, wie z. B. im J. 1071 das Dorf Martinfeld an Hersfeld, so blieb doch auch manches davon übrig

---

*) Vergl. Schmincke, monimenta hassiaca I. 26. „has proprietates nostrae possessionis, tam civitates quam etiam curtes, cum plenissimis earum pertinentiis cuocunque locorum sitis, id est Eskinwach, Frioda, Malenhusa, Tutin soda, Sletheim in regione Thuringiae in Germarene marca, in comitata Wiggeri Comitis sitas.

**) Vergl. Schmincke, mon. hess. I. 87.

***) Vgl. Wenk., l. c. III. 51.

†) Vgl. Würdtwein subs. diplom. IV. 327. Gudenus cod. dipl. I. 536.

und die Reichsvorwerke zu Grebendorf, Aue, Bockerode, so wie der Kaiserhof zu Dudenrode, die Thiergärten bei Bockerode und Oberdünzebach der Kommersee unter Jostädt, — alles in der Umgegend von Eschwege, — bezeichnen noch das frühere Verhältniß; auch der benachbarte Königsberg verräth durch seinen Namen, daß er ein Ueberbleibsel des alten Reichforstes sei, der sich früher wohl über die benachbarten Waldreviere erstreckte und in dem später die Ortschaften Neuerode, Motzerode, Hitzelrode, Volkerode u. s. w. angelegt sein mögen. Der Kaiserhof stand wahrscheinlich auf dem Cyriacusberge, wo auch mehrere adelige Burgsitze sich befanden. Manche der Zubehörungen mögen an das Kloster, vieles auch an die von Boyneburg, welche noch bis zum J. 1792 mit dem Reichsvorwerke zu Eschwege belehnt waren, und an die von Eschwege gekommen sein, die hier sehr begütert und berechtigt waren. Wie die erkauften Rechte von Mainz wieder abkamen, läßt sich nicht nachweisen.

Die Stadt behauptete die Reichsfreiheit und es galt in derselben das Kaiserrecht, das dem im 15. Jahrhunderte geschriebenen Rechtsbuche der Stadt angehängt. Nach dem Tode des Kaisers Heinrich Raspe theilte Eschwege die Schicksale der thüringischen Lande. Am 27. December 1250 eroberte Herzog Otto von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, die Stadt. In den Frieden, welcher dem thüringischen Erbfolgekriege ein Ende machte, erhielt Landgraf Heinrich I. von Hessen unter andern auch Eschwege und um die auf diese Art erworbene Stadt zu sichern, trug er sie dem Reiche zu Lehn auf. So wurde Eschwege, das in den unruhigen Zeiten während des genannten Krieges seine Reichsfreiheit verloren hatte und dann in den Besitz Braunschweigs und Meißens gerathen war, nebst dem Schlosse Boyneburg das erste Reichslehn der hessischen Landgrafen. Im J. 1375 am Sonntage Judica erschien Herzog Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen vor Eschwege und wollte es erstürmen. Da erschienen zur Nachtzeit, wie die Sage erzählt, auf den Zinnen der Stadtmauern hellleuchtende Angesichter mit glühenden Schwertern und brachten Schrecken und Verwirrung unter den Feind, Sieg aber den Bürgern. Um diese Begebenheit zu verewigen, ließ die Stadt fünf Engelsköpfe, in Stein gehauen, in der Stadtmauer anbringen. Im J. 1385 fiel in einer Fehde zwischen Hessen und Thüringen die Stadt in die Hände des Landgrafen Balthasar, und in ihren Mitbesitz gelangte auch der Erzbischof von Mainz. Erst im J. 1436 erhielt der hessische Landgraf wieder volles Recht über dieselbe. Jetzt trat Eschwege in eine blühende Periode, die Neustadt wurde angelegt und die bedeutendsten Bauten wurden ausgeführt, wenn gleich auf der andern Seite Wasserfluth, Pest, Brand und kriegerische Unternehmungen die Blüthe der Stadt abzustreifen drohten. Im J. 1526 wurde auch hier die evangelische Lehre eingeführt. Seinen Untergang fand Eschwege im dreißigjährigen Kriege. Nachdem es schon mehr als zwanzigmal ausgeplündert worden war, ward es im J. 1637 ein Raub

der Flammen. Furchtbare Greuel verübten die rohen, feindlichen Croaten und von den 1100 Häusern blieben nur etwa 14 stehn. Die Stadt war dergestalt verwüstet, daß man vor Schutt keine Straße mehr finden, auf dem Markte wie auf einer Wiese Heu machen und in dem Gestrüppe am Cyriacusberge sich bei Ueberfällen verbergen konnte. *) Nur langsam erholte sich Eschwege wieder, mußte aber auch die Wehen des siebenjährigen Krieges erfahren und hätte im J. 1806 bei der Occupation Hessens durch die Franzosen beinahe das Schicksal von 1637 erlitten. Jetzt ist sein Wohlstand im besten Fortschreiten begriffen. — Ein Kreisamt, zwei Justizämter, zwei Rentämter und viele andere Behörden haben dort ihren Sitz.

Julius Schmincke.

---

*) So drückt sich ein Chronist aus.

Capellendorf.

Kommt man auf der Chaussee von Weimar nach Jena bei dem Orte Frankendorf an, so sieht man, etwa in der Entfernung einer halben Stunde linkwärts von der Straße, also nach Norden zu, in einem Thalkessel das Dorf Capellendorf, eine Meile weit von Weimar und eben so weit von Jena entfernt. Es liegt dies Dorf im Amtsbezirk und der Diöces Weimar, zählt etliche 80 Häuser und gegen 400 Einwohner. Geschützt vor den oft anhaltend wehenden Ostwinden, ziemlich sicher vor den Nordwinden, am meisten offen gegen Westen und Südwesten mag dieser enge Thalraum in alter Zeit wohl mit Recht zur Gründung des Dorfes und in demselben später, wegen der so friedlichen, fast v.rsteckten Lage, zur Erbauung eines Nonnenklosters besonders eingeladen haben. Nicht minder eignete sich eine hier angelegte Veste zu einem Wachtposten, um in den Zeiten des rohen Raubritterthums von hier aus die Handelsstraße von Erfurt über Weimar nach Jena, Merseburg und Leipzig hin möglichst zu sichern, indem gerade aus diesem Thalgrunde die hier stationirte Schutzwache, von dem Gesindel der Stegreifritter ungesehen, hervorbrechen und Hilfe leisten konnte, denn von dem östlich gelegenen sogenannten Galgenberge aus, an dessen Fuße das Dorf mit der Burg erbaut ist, kann die Straße ziemlich weit übersehen werden. Steht man auf diesem Berge, so wird die Aussicht nach Abend hin begrenzt durch eine Kette der Vorberge des Thüringerwaldes, rechts in dieser Richtung durch den Ettersberg; im Norden zeigt sich der waldige Gebirgszug der Finne, diese südliche Eingrenzung des Unstrutthales und außerdem noch in weitester Ferne bei hellem Himmel in der letzten Abendbeleuchtung der Rücken des Harzes. Nach Süden und Südosten begrenzen den Horizont die waldigen Hügelreihen der Grafschaft Blankenhain und der Saal-

berge, im Osten endlich streift der Blick über die durch traurige Erinnerungen classische Hochebene der jenaischen Saalberge bis hinüber in die jenseits der Saale gelegene herzogl. altenburgische Herrschaft Eisenberg. Dennoch wird das Auge hier oben nicht gerade erfreut durch den Anblick vieler Ortschaften, der wellenförmige Boden dieser Gegenden läßt das nicht wohl zu. Aber das Landschaftsbild wird doch noch vorzüglich belebt durch die zwei frequenten Chausseen, deren eine schon erwähnte, in gerader Richtung von Osten nach Westen, von Jena nach Weimar, Erfurt u. s. w., die andere mehr von Nordosten nach Westen, von Naumburg über Eckartsberga (dessen alterthümliches Schloß im Hintergrunde sichtbar ist) ebenfalls nach Weimar sich hinzieht, und welche beide an dem Dorfe Umpferstedt, eine Stunde westwärts von Capellendorf, zusammenstoßen. Gleich weißen Bändern mit grüner Einfassung schlängeln sich diese beiden Straßen rechts und links dahin; auf der Eckartsbergaer Chaussee ziehen langsam schwere, weißbedeckte Frachtwagen vorüber, auf der andern aber mehr leichtere, schnellere Reisefuhrwerke, namentlich zahlreich, wenn die Residenz Weimar mit ihrem Theater die Musensöhne aus dem romantischen Saalthale herüber lockt. Endlich aber können wir diese höchste Stelle des Galgenberges nicht verlassen, ohne des ehemals auf seiner Spitze aus rohen Steinen erbauten, jetzt schon wieder in Schutt zerfallenen Denkmals zu erwähnen, welches den hier und in nächster Umgegend am 14. Oct. 1806 gefallenen Sachsen und Preußen errichtet wurde.

Steigen wir von dieser Höhe nun in der schattigen Lindenallee und den Obstbaumpflanzungen herab, so gelangen wir zunächst an die alte Burg oder das Schloß Capellendorf, jetzt zum Theil verfallen und nur noch von der Familie eines Försters bewohnt. — Nicht, wie sonst wohl gewöhnlich die Ritterburgen, ist dies Schloß an einer erhabenen Stelle, sondern vielmehr so ziemlich im tiefsten Thalgrunde erbaut, wo auch, außer einer Anzahl Bauerngehöfte, ein größeres Oeconomiegut sich finden, während der übrige Theil des Dorfes mit der Kirche mehr auf den südlichen Anhöhen angelegt ist. Rings um das Schloß herum zieht sich ein zum Theil mit schlammichtem Wasser, zum Theil aber auch mit einfachen Gartenanlagen ausgefüllter Wallgraben. Queer durch diesen Graben hindurch, da, wo jene Gartenanlagen sich befinden, geht eine Wasserleitung in hölzernen Röhren, welche die Bewohner des Schlosses mit dem nöthigen Wasser versorgt. Statt der ehemaligen Zugbrücke führt auf der nordwestlichen Seite eine feste steinerne zu dem überbauten Thorwege; von den sonstigen 5 Thürmen der Burg rings um die Mauer herum ist nur noch einer im Südosten so ziemlich erhalten. Gelangt man durch das Thor in den Hofraum, so ist rechts die Wohnung des Försters, weiterhin bis zu jenem noch erhaltenen Thurme sind Stallgebäude, über dem Thore und weiter links die ehemals bewohnten Zimmer, daran stoßend ein spä-

terer ganz gewöhnlicher Bau zur Aufbewahrung des Zinsgetreides zur Zeit, als hier noch ein Großherzogl. Weimarisches Rentamt war. Vom Thore gerade aus über den mit Gras bewachsenen Schloßhof sieht man eine bescheidene terrassenförmige Gartenanlage, zum Theil über alten Kellergewölben. Darüber hin leiten uns Stufen zu einer vom alten Schloßbau übrig gebliebenen Mauerbrüstung, von wo aus man eine bequeme Aussicht über das ganze Dorf und die Umgegend hat. Wie diese Burg wohl nie ein prunkvoller Sitz der Grafen von Kirchberg und ihrer sonstigen Besitzer gewesen ist, sondern, hauptsächlich in späterer Zeit, zum Schutze für den Handel in dieser Gegend dienen sollte, so finden sich auch jetzt keine weitern bemerkenswerthen Ueberreste aus alter Ritterzeit, besonders da auch nur noch die äußersten Bauwerke derselben jener alten Zeit angehören. — Das geschichtlich Wichtige über diese sonst vielgenannte Burg und freie Reichsherrschaft und das dortige Kloster möchte in gedrängter Uebersicht nun folgendes sein.

A. Die Burg oder das Schloß Capellendorf.

Capellendorf, auch Capellandorf, Capelndorf, Capilndorf und Cappendorf genannt, hat diesen Namen zuverlässig von einer — wahrscheinlich schon unter den karolingischen Kaisern — erbauten Capelle daselbst. Die letzte Benennung (Cappendorf) ist wohl nur eine Verstümmelung des ersteren Namens, gewiß aber nicht, wie Adrian Beier (Geogr. Jenensis p. 176) will, von der dort zurückgelassenen Kappe des fränkischen Bischofs Martin herzuleiten.

Daß ferner Capellendorf von einigen Chronisten, wie Avemann (Vollständige Beschreibung der Reichs- und Burggrafen von Kirchberg ꝛc. p. 39) und Falkenstein (Thüring. Chronik 3. Thl. p. 939) zur ehemaligen Stadt gemacht wird, weil dies aus den in einigen alten Urkunden vorkommenden lateinischen Wörtern oppidum, civitas und cives und aus dem Umstande hervorgehe, daß der Ort eine Münze und einen Markt gehabt, welche beide letztern Benennungen noch jetzt für einen bestimmten Platz des Dorfes üblich sind, dies erledigt sich theils durch den Sprachgebrauch jener lateinischen Wörter, nach welchem unter oppidum keineswegs ausschließlich „Stadt" in dem unter uns gewöhnlichem Sinne, sondern höchstens „kleine Stadt", „Städtlein", und unter cives und civitas nicht lediglich „Bürger" nach spätern deutschen Begriffen, sondern eben so gut „Burgmannschaft" zu verstehen ist. Und überdies brauchen wir ja nur an unsre heutige Benennung von Marktflecken zu erinnern, welche die Gerechtsame, Jahrmärkte halten zu dürfen, doch noch nicht zu Städten macht. Eine Münze mag wohl in Capellendorf gewesen sein, da dasselbe nach diplomatischen Zeugnissen eine freie Reichsherrschaft schon von alten Zeiten

her war *), und ihre Besitzer deshalb gewiß das Münzrecht üben durften und geübt haben, obschon — wenigstens unsers Wissens — keine daselbst geschlagenen Münzen erhalten worden sind.

Ueber die Zeit der Gründung der Burg oder des Schlosses Capellendorf, so wie über die Erbauer, läßt sich mit Sicherheit gar nichts feststellen. Ebenso wenig läßt sich die von Dr. H. A. Erhard (Allgem. Hallesche Encyclopädie der Wissensch. u. Künste. Th. XV. p. 123. unter Capellendorf) angeführte Vermuthung zur Gewißheit bringen, daß diese Burg in frühester Zeit den Namen Aspann oder Aspa geführt habe. Ob endlich Capellendorf der ursprüngliche, früheste Sitz der nachmaligen Burggrafen von Kirchberg war, deren Burgen Greiffberg, Wind- oder Wintberg und Kirchberg auf der Höhe des jetzt sogenannten Hausberges auf dem rechten Saalufer, östlich von Jena, lagen, so daß diese Grafen ihren spätern Namen von „Kirchberg" mit der Erwerbung der Herrschaft dieses Namens erhielten, dies bleibt ebenfalls wohl noch unermittelt. Möglich, daß dieses östlicher, jenseits der Saale gelegene Burggrafenthum Kirchberg eine spätere Schenkung der sächsischen, ja vielleicht schon der karolingischen Kaiser an die Herren zu Capellendorf war. Bis zur Saale her reichte bereits vor Karl dem Großen die Herrschaft der Franken; an sie scheint auch noch jetzt in der Nähe von Capellendorf der Ort Frankendorf zu erinnern; sie hatten denn gewiß auch schon die Capelle gegründet, welche Capellendorf den Namen gab; ja nicht unwahrscheinlich ist's, daß der berühmte Bonifacius, Apostel der Thüringer, dieselbe erbaut, da seine wiederholte Anwesenheit in diesen Gegenden keineswegs eine mährchenhafte Behauptung ist und er nach Zeugnissen in seinen Briefen (Bonifac. epp. ed. Serrar. und Zeitzer Chronik von dem Bosauischen Mönche Paul Lange ed. Pistor. I. 760, ferner: Fabricii orig. Sax. 710) selbst bei den slavischen Wenden seine Bekehrungsversuche gemacht hat, also möglicher Weise auch der erste Gründer der Kirche auf dem Hausberge bei Jena ist, von welchem mehrmals die dort angelegte Burg ihren Namen erhielt. Ists also wohl möglich, daß Capellendorf die frühere Stiftung war, und daß die Burgherren desselben jene kirchbergischen zur Bezähmung der unruhigen Wenden und Sorben angelegten Schlösser ihnen erst später als Burggrafenthum und Reichslehen von den ersten sächsischen Kaisern übertragen wurden, so ist doch bei der Unsicherheit der Nachrichten hierüber der umgekehrte Fall eben so wahrscheinlich, daß die neuen Burggrafen von Kirchberg bei irgend ei-

*) So heißt es unter andern in dem Lehnsbriefe Kaiser Karls IV. vom Jahre 1352, wodurch die durch Kauf erworbene Herrschaft Capellendorf der Stadt Erfurt zugesprochen wird: „Und sintemahl, daß Capellendorf vor Alters ein eigen Hauß (Allodium) gewesen ist, und sie (die frühern Besitzer) durch des Reichs Ehren willen dasselbe von uns und dem H. Reiche zu Lehn genommen und empfangen haben."

ner Veranlassung die Herrschaft und Burg Capellendorf überkamen und daß somit später eine Linie dieses Geschlechts sich nach letzterm Orte nannte.

Erst im 12. Jahrhundert nimmt mit Dietrich I. diese capellendorfische Nebenlinie der Grafen von Kirchberg ihren Anfang *). Es scheint dieser Dietrich der Sohn des Burggrafen Otto I. von Kirchberg gewesen zu sein und war auch der erste Gründer des nachmals nicht unbedeutenden Klosters daselbst. (Siehe davon weiter unten.) Ihm folgten noch Dietrich II. III. IV. V. und Heinrich II., Sohn Dietrichs IV. und Bruder Dietrichs V. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Nach seinem Tode, ja noch bei seinen Lebzeiten, da er sein Leben in einem Kloster beschlossen zu haben scheint, fiel dann die Herrschaft Capellendorf wieder an den kirchbergischen Hauptstamm von Kirchberg und Windberg zurück. Hartmann I., Burggraf von Kirchberg und Sohn Ottos IV. oder Großen, wohnte wenigstens zeitweilig zu Capellendorf und nannte sich auch mit nach dieser Besitzung.

Dieser Hartmann I. verkaufte im Jahre 1347 mit Zustimmung seiner Seitenverwandten das Schloß Capellendorf „sammt allen Zugehör", namentlich auch den beiden „reichslehnhaften Dörfern Schwabhausen und Coppanz" durch den erfurtischen Weihbischof Hundolf, Titularbischof von Constantia, als Unterhändler, an die Stadt Erfurt um 15 Mark Silbers jährlicher Leibrente auf seine Lebenszeit und 50 Mark Silbers, welches als gräflich kirchbergische Schuld den Juden zu Gotha ausgezahlt werden mußte. Im Jahre 1348 erlaubte der Landgraf Friedrich von Thüringen diesen Kauf **) und 1352 stellte auch der Kaiser Karl IV. den Erfurtern die vollständige Belehnungsurkunde aus ***). Doch blieb den Grafen von Kirchberg neben manchen andern Gerechtsamen vorzüglich die Schutzgerechtigkeit (Advocatie) über das Kloster daselbst selbst bis zur Aufhebung desselben zur Zeit der Reformation, wie dies thatsächlich mehre Urkunden bezeugen. (S. bei Avemann a. a. Orte: Anhang, Urk. 123. 138.)

Der Stadt Erfurt mußte der Besitz des Schlosses Capellendorf zur Sicherung ihres Handels nach den Saalgegenden, in jenen Zeiten des wegelagernden Ritterthums, von Wichtigkeit sein; sie wandte deßhalb auch viel auf die Befestigung dieser Burg und nicht ohne Erfolg. Als sie aber 1446 aus Geldnoth diese ganze Herrschaft um 600 Mark löthigen Silbers an den berüchtigten Apel (Apollonius) von Vitzthum auf 21 Jahre wiederkäuflich verpfändete, hörte jene Sicherheit auf, besonders da sie in dem un-

---

*) Vergl. Avemann: Vollständige Beschreibung der Reichs- und Burggrafen von Kirchberg. rc. Frankf. a. M. 1747. p. 154 ff.

**) Vgl. Dr. H. A. Erhard: Ueberlieferungen zur vaterländischen Gesch. I. S. 130 Urk. 1. 2.

***) Vgl. Avemann a. a. O. Anhang. Urk. 154. Bei Erhard Urk. 4.

seligen Bruderkrieg (1448—1451) zwischen Churfürst Friedrich von Sachsen und Herzog Wilhelm von Weimar mit dem Erstern verbündet war, Apel v. Vitzthum aber zu Herzog Wilhelm hielt. Ja es verletzte dieser streit- und raubsüchtige Ritter selbst nach dem wiederhergestellten Frieden seine Pflicht so weit, daß er sogar eine burgundische Gesandtschaft an den Churfürsten von Sachsen bei Hassenhausen unweit Eckartsberga überfallen und theils nach Capellendorf, theils nach der Leuchtenburg in Verwahrung brachte. Um den kaum geschlossenen Frieden zwischen sich und dem Churfürsten zu erhalten und weil er außerdem noch andere Klagen wegen mannichfach verübter Räubereien gegen Vitzthum hatte, verband sich daher Herzog Wilhelm mit den Erfurtern, Capellendorf wurde 6 Wochen lang belagert und nach der endlichen Eroberung desselben gegen Ende des Jahres 1451 wiederum der Stadt Erfurt überlassen. Vitzthum flüchtete sich nach Böhmen, suchte aber fortwährend noch von hier aus den Erfurtern Capellendorf streitig zu machen und beunruhigte sie durch seine Anhänger in Thüringen, bis ihnen endlich im Jahre 1484 in einem Vergleiche diese Herrschaft auch von Seiten der Vitzthumschen Familie (als Zeugen und Unterzeichner dieses Vergleichs werden die Ritter Christoph, Georg und Felix von Vitzthum angeführt,) für die Abfindungssumme von 2000 fl. für immer überlassen wurde.

Als Curiosum bei dieser Belagerung des Schlosses Capellendorf berichtet Avemann (a. a. O.) folgende, auch durch Tradition noch bis ins Einzelne erhaltene Thatsache: Unter jener durch Apel von Vitzthum aufgehobenen burgundischen Gesandtschaft war auch der Sohn des churmainzischen Kanzlers, Wilhelm von Allenblum. Um die Belagerer von der Sprengung des Thores durch ihre Wurfgeschütze abzuhalten, verfielen die Belagerten auf folgendes Mittel. Sie stellten jenen jungen Mann, Wilhelm von Allenblum, mit einem Stricke um den Hals, auf die Brücke vor das Thor, während einige Knechte diesen Strick oben über dem Thore festhielten. Allein der gewandte Jüngling ersah doch einen günstigen Augenblick, that ein Gelübde „zu der Trösterin der heil. Jungfrau Maria zu Ziegenhain", entriß den Strick den Henkern, stürzte sich in den mit schlammigtem Wasser angefüllten Schloßgraben, arbeitete sich, ohne von den auf ihn schießenden Belagerten getroffen zu werden, zum andern Rande hinüber, entkam glücklich und hängte jenen Strick in der Kirche zu Ziegenhain am Hausberge bei Jena zu ewigem Gedächtniß auf, wo man angeblich denselben noch jetzt sehen kann.

Aber nur bis 1508 blieb Capellendorf bei Erfurt. Aus Geldnoth verstand sich der Stadtrath dazu, diese Herrschaft, wozu damals die Ortschaften Hohlstedt, Hammerstedt, Hausdorf, (Heusdorf), Ditterstedt, Frankendorf, Schwabhausen, Coppanz, Ingau, Wigelau, Stobra und Atzmannsdorf gehörten, für 8000 Goldgülden an Churfürst Friedrich den Weisen und seinen Bruder Johann

Herzog von Sachsen zu versetzen, welche Summe der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige 1534 noch um 4000 fl. erhöhete. In Folge jener ersten Verpfändung im Jahre 1508 brach zu Erfurt eine Empörung der Bürger gegen den Stadtrath aus, der sich schon seit längerer Zeit verhaßt gemacht hatte, wobei der Vierherr (Viertelsmeister?) Heinrich Kellner, (wie Einige wollen, weil er diese Verpfändung ohne Vorwissen des übrigen Rathes und der Bürgerschaft ausgeführt, wahrscheinlicher aber, weil er an der Spitze des Rathes stand und dann in der Gefahr von seinen Collegen verlassen wurde und diese vielmehr alle Schuld auf ihn wälzten,) am Galgen mit dem Leben büßen mußte. —

Als nach der unglücklichen Katastrophe des schmalkaldischen Krieges der Churfürst Johann Friedrich nicht nur das eigentliche Chursachsen mit der Churwürde, sondern auch seine meisten thüringischen Länder verlor und nur die jetzigen Gebiete der sächsischen Herzogthümer ernestinischer Linie, namentlich Weimar behielt, fiel ihm auch Capellendorf zu, und alle Versuche der Erfurter, diese Herrschaft wieder einzulösen, mißglückten. Erfurt kam im Jahre 1664 ganz an Churmainz und durch den sogenannten Leipziger Executionsreceß von 1665 blieb fortan die Herrschaft Capellendorf dem Hause Sachsen-Weimar einverleibt; bei dem es denn bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Capellendorf wurde auch der Sitz eines Weimarischen Justiz- und Rentamtes, zu dessen Bezirk außer Capellendorf und dem Städtchen Magdala noch 14 Dörfer gehörten. Allein im Jahre 1818 wurde ersteres und etwas später auch letzteres aufgelöst und an die Aemter Weimar, Roßla und Jena vertheilt.

B. Das Kloster zu Capellendorf.

Nach der mündlichen Ueberlieferung, der auch unter andern H. A. Erhard in seinem Artikel Capellendorf in der Halleschen Allgemeinen Encyclopädie zu folgen scheint, lag dies Kloster sehr wahrscheinlich an der Stelle, wo die jetzige Kirche sich befindet, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht — wie er angiebt — nördlich, sondern fast gerade südlich von der Burg gelegen ist. Diese Kirche besteht offenbar aus einem sehr alten Bauüberreste und einem neuern Anbau, und es kann jener erstere Theil recht wohl die ehemalige Klosterkapelle gewesen sein. Die Meinung Mancher, als sei das Kloster im Umfange der Burg zu suchen, hat an Ort und Stelle nichts für sich und ließe sich auch aus andern Gründen bestreiten. Eigenthümlich bleibt nur, wie schon gesagt, die Lage der Burg im Thalgrunde, ebenso wie neben ihr die des Klosters auf einer Anhöhe.

Obgleich der erste Gründer des Klosters, der Burggraf Die-

trich I. von Kirchberg als der Erste dieses Stammes von Capellendorfischer Linie genannt wird, und man hieraus den Schluß auf die gleichzeitige Gründung des Klosters und der Burg im 12. Jahrhundert machen möchte, so darf dagegen doch geltend gemacht werden, daß der gänzliche Mangel an Urkunden (so weit wenigstens dem Verf. möglich war hierüber Nachforschungen anzustellen) über die Erbauung der Burg, eher auf ein größeres Alter der letztern schließen läßt. Zudem läßt sich wohl annehmen, daß ein Nonnenkloster, wie das fragliche hier, schon um des nöthigen weltlichen Schutzes willen, eher in der Nähe einer schon vorhandenen Burg, als daß, vielleicht um eine solche Klosterstiftung zu sichern, zugleich auch eine Burg mit angelegt worden sei. Jedenfalls würde doch dann in den Stiftungsurkunden des Klosters, welche vollständig erhalten sind, dieses Umstandes gedacht worden sein.

Wie dem auch sei, soviel ist urkundlich festgestellt, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Seitenlinie der Burggrafen von Kirchberg existirte, und daß der als der Erste dieses Zweiges angeführte Dietrich I. im Jahre 1181 die Bestätigung der angefangenen Klosterstiftung für Nonnen vom Cistercienser-Orden vom Kaiser Friedrich I. Barbarossa erhielt. Den völligen Ausbau und die erste, reiche Dotirung dieses „zum Gedächtniß der allerseligsten Jungfrau Maria und des Apostels Bartholomäus gestifteten Klosters bewirkte sein Sohn und Nachfolger Dietrich II. nebst seiner Gemahlin, Sophie, und weil es hauptsächlich für Nonnen aus dem Adelstande bestimmt wurde, gelangte es schnell zu reichen Schenkungen und großem Rufe. Zeugniß geben davon die sehr zahlreichen noch erhaltenen Urkunden des „Copialbuches vom Kloster Capellendorf", *) wo vorzüglich die Namen der Stifter desselben, Dietrichs I. und II., Sophiens, sodann Otto's IV. oder Großen, Burggrafen von Kirchberg und aller seiner Söhne, wie Dietrichs III., Otto's V., Albrechts I. und Hartmanns I. als Wohlthäter und Beschützer des Klosters vorkommen. Otto IV. besaß durch Vereinigung glücklicher Umstände sämmtliche kirchbergische Güter, und seit dem, etwa im Jahre 1275 erfolgten Ableben des letzten Grafen dieses Namens aus capellendorfischer Linie, Dietrichs V., und dem Eintritt seines Bruders Heinrichs II. in den Mönchsstand (wahrscheinlich im Kloster zu Fulda) auch Capellendorf. — Unter seinen Söhnen nannte sich wieder Hartmann I. Herr von Capellendorf. Er war es, der, wie oben schon erwähnt wurde, die Herrschaft Capellendorf nebst Zugehörungen im Jahre 1347 mit Zustimmung seiner Brüder und Seitenverwandten an die Stadt Erfurt „erb- und eigenthümlich" verkaufte. Doch blieben die Grafen von Kirchberg beständig die weltlichen Schirmherren des Klosters, reservirten sich neben dieser auch noch

---

*) Avemann a. a. O. im Anhange; C. Sagittarius bei Mencken: Script. Rer. Germ. I. Ciph. 1728.

manche andre Gerechtsame darin, und bewiesen sich bis zur Aufhebung desselben zur Zeit der Reformation theilnehmend und thätig für die fromme Stiftung ihrer Väter. Die oberste geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster stand dem Erzbischof von Mainz zu und die Bestätigungsurkunde des damaligen Erzbischofs Siegfried vom Jahre 1205, sowie des von ihm mit der besondern Handhabung dieser Jurisdiction betrauten Abtes Conrad zu Fulda vom Jahre 1235, sind noch erhalten und zu finden bei Avemann a. a. O. im Anhange, bei Mencken a. a. O. Diplom. IV. und V. Vom Jahre 1280 an gab indeß der Abt von Fulda die ihm zuständige Erwählung und Belehnung eines Propstes oder Provisors dem Kloster selbst anheim, behielt sich aber die Bestätigung so wie die etwa erforderliche Entsetzung desselben vor, und verpflichtete das Kloster, für die ihm verliehene Gerechtsame alljährlich der Fuldaischen Kirche 7 Pfd. Wachs nach Erfurt zu liefern. —

So bestand, trotz mancherlei Beunruhigungen im Bruderkriege und während der Vitzthumischen Händel (Vgl. oben über das Schloß Capellendorf) dies Kloster bis ins 16. Jahrhundert, wo es im Bauernkriege zuerst hart mitgenommenen und dann 1527 durch den Churfürsten Johann von Sachsen, damaligen Besitzer der Herrschaft Capellendorf, aufgehoben wurde, zu welcher Zeit zugleich auch auf churfürstlichen Befehl durch Ambrosius Tiez, Hofbeamteten von Weimar und den capellendorfischen Amtmann Friedrich von Hof ein Inventarium aller beweglichen und unbeweglichen Klostergüter angefertigt ward. —

Aus der Personalchronik des Klosters führt Avemann (a. a. O.) eine Reihe von 16 Aebtissinnen an, deren erste Hedwig (1263 — 1299) und deren letzte, so wie die letzte überhaupt, Adelheid Rynne (1509 — 1525) war. Sie hielt nach der Aufhebung des Klosters beim Churfürsten um die Erlaubniß an, bis zu ihrem Tode im Kloster ihren Wohnsitz behalten zu bedürfen, unbekannt jedoch ist, ob ihr dies gewährt worden. — Ebenso finden wir bei demselben Chronisten eine Reihenfolge von 29 Pröpsten des Klosters angeführt: der erste derselben hieß Conrad (um 1200), der letzte aber Johannes VI. Loher (1524), welcher vom Burggrafen Siegmund von Kirchberg mit Genehmigung der chursächsischen Regierung zum „Vicar" in Capellendorf eingesetzt wurde, auch in dieser Stelle nach Aufhebung des Klosters verblieb und dem ein Theil der Klostereinkünfte als Besoldung zugewiesen wurde.

In der Kirche des jetzigen Capellendorf findet sich aus alter Zeit nur noch ein steinernes Bild, darstellend den Burggrafen Albrecht III. von Kirchberg und seine Gemahlin Margaretha von Kranichfeld kniend, neben ihnen zu den Füßen eines jeden eine Thiergestalt, wahrscheinlich ein Löwe, über ihnen die beiderseitigen Wappen und zwischen diesen in der Mitte der Erlöser mit einem Palm-

zweige, um das ganze Bild diese Randschrift: „Anno dni. M.CCCCX. dns. Albert burgravius de Kerchberg. Anno dni. M.CCCCX. dna. Margareta. Kranchfelt. ejus uxsor.“ Dieses dem Kloster sehr gewogene Ehepaar hatte noch bei Lebzeiten dies Denkmal anfertigen und einstweilen dort in der Klosterkirche aufstellen lassen, (denn Albrecht starb erst 1427), wahrscheinlich weil sie beide hier begraben zu werden wünschten.

Reinecke.

Die Boyneburg

bei Eschwege im Churfürstenthum Hessen.

Es steht im alten Hessenland
Gar eine hohe Bergeswand,
Drob ragt die Boyneburg;
Da flattern die Dohlen vom grauen Gestein,
Da wachsen die Bäume zum Fenster hinein,
Da stürmen die Winde hindurch.

Otto Freiherr von der Malsburg.

Unter den zahlreichen Burgen, welche die Berge Deutschlands auf ihren Gipfeln tragen, nimmt die Boyneburg eine der vorzüglichern Stellen ein, da die Ruine noch sehr bedeutend und die von ihr sich darbietende Aussicht sehr ausgebreitet ist.

Die Trümmer dieser alten Veste ragen nahe an der thüringischen Grenze, unweit Eschwege, auf einem hohen Bergrücken empor, und der noch fahrbare Weg, gewöhnlich der Kutschweg genannt, windet sich von Südwest hinauf, dreht sich auf der Höhe von Nord nach Süd und führt auf einem schmalen Kamme hin, der nicht breiter ist, als daß ein Wagen auf demselben Platz hat, weshalb er auch früher auf jeder Seite durch eine Mauer geschützt war. Die auf beiden Seiten gähnenden Abgründe werden übrigens durch hohe Bäume versteckt, und der Zugang zur Burg war auf dieser Seite durch einen Thurm vertheidigt, der jedoch nun verschwunden ist. Ein in Felsen gehauener Graben ist durch die Trümmer eines Thores, welches hier stand, ausgefüllt, hinter welchem ein Gebäude zum Pferdestall gedient haben soll. Auf der sich immer mehr erweiternden Bergfläche gelangt man zu den Spuren eines zweiten Thores, neben denen sich zur Linken, auf einem Kalkfelsen, die Reste eines viereckigen Thurmes zeigen. Es stehen von demselben nur noch zwei Seitenwände, die noch eine Höhe von

sechzig bis siebenzig Fuß haben mögen. In ihm, dem allem Vermuthen nach ältesten Theile der Veste, befand sich das Burgverließ, das vor ungefähr funfzig Jahren untersucht wurde, wobei man, außer vielen Knochen, auch zwei gewaltige Rittersporen mit Spuren von Vergoldung fand. Um ein mögliches Unglück zu verhüten, ist das Verließ unzugänglich gemacht. — Durch ein drittes und viertes Thor, an dessen Wänden man fein gearbeitete Ornamente von schönem, rothen Sandstein wahrnimmt, gelangt man in den Schloßhof, der ein Oblongum von sehr beschränktem Umfange bildet. Die äußern Mauern des Schloßgebäudes sind südöstlich scharf an den Felsenabhang erbaut, und in dieser Gegend finden sich noch viele hohe Mauern, die von einer dreifachen Reihe von Fensteröffnungen malerisch durchbrochen sind. Von der Bergebene wurde das Schloß durch einen breiten Graben getrennt, in welchem sich der Brunnen befand, der jedoch durch hineingeworfene Steine fast gänzlich ausgefüllt ist. Die ganze ovalrunde Fläche, die ungefähr funfzig Acker enthalten mag, war ganz und gar mit einer Mauer umgeben, obschon der Felsenabhang an sich schon schroff und unzugänglich ist. Jetzt wird auf dieser Höhe Ackerbau getrieben und man stößt dabei sehr häufig auf Mauerwerk und auf verschüttete Gewölbe, welche den Beweis liefern, daß mehr Gebäude hier gestanden haben, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Aus einem der hier befindlichen Gewölbe soll ein unterirdischer Gang bis nach der bei dem Dorfe Röhrda befindlichen Höhle geführt haben.

Die Ruine würde noch viel bedeutender sein, als sie es wirklich jetzt ist, wenn nicht die benachbarten Dorfbewohner früher sehr bedeutende Stücken abgebrochen und die Steine zu ihren Bauten verwendet hätten.

Um die Aussicht demjenigen, welcher sie noch nicht kennt, zu empfehlen, braucht bloß gesagt zu werden, daß von Zach, als er durch astronomische Berechnung an einer topographischen Aufnahme Thüringens arbeitete, im J. 1803 auf die Boyneburg kam und dieselbe acht Wochen lang täglich besuchte, denn er konnte von hier sieben von ihm schon früher bestimmte Punkte wahrnehmen und damals zählte man zwanzig verschiedene Territorien, welche man von hier aus erblicken konnte. Der nicht weit von hier gelegene Meißner bot ihm nicht alle die Vortheile, die er auf Boyneburg fand.

Schaut man nach Westen, so sieht man tief unten am Berge das Vorwerk Datterpfeife, dann in einen romantischen Grund, in welchem aus Gebüschen, hinter Bergen und aus Gehölzen, Thürme und Dächer mehrerer Dörfer hervorschauen. Die Aussicht ist sehr anmuthig und würde noch ausgezeichneter sein, wenn der Altheimer nicht das Fuldathal und den Blick nach Rothenburg und Cassel versteckte.

Südlich ragen die hessisch-fuldaischen Berggipfel gleich Spitzsäulen über einander empor, und die hohe Rhön und der Thüringerwald gurten im weiten Umkreise die Aussicht nach dieser Seite ein.

Oestlich ist die Aussicht zwar am Ausgebreitetsten, aber am Wenigsten schön, da die Berge fast alle flach sind, und nur einzelne Thurmspitzen, Ruinen oder Capellen das Auge auf sich ziehen.

Am Schönsten ist die Aussicht nach Norden und nach Nordosten. Im Vordergrunde übersieht man einige zwanzig zum Schloß Boyneburg gehörige Dörfer, die mit ihren Thürmen und weißen Herrenhäusern auf den Wiesenflächen und Fluren verstreut liegen. Die Werra, an der sich die Stadt Eschwege hinzieht, umschließt diese fruchtbare Ebene, den Hintergrund bildet die Goburg, bewaldete groteske Bergformationen, und der Alles überragende Meißner; in weiter, nebliger Ferne erblickt man den Harz, über dessen in blauen Duft gehüllte Berge sich der Brocken hoch und gewaltig erhebt.

Diese kurzen Angaben werden hinreichend sein, zu beweisen, daß die Aussicht, welche man von der Boyneburg genießt höchst ausgebreitet und interessant sein muß.

Von der ersten Erbauung der Burg läßt sich, wie fast überall, so auch hier, nicht viel sagen. Im grauesten Alterthum sollen die Chatten den Berg befestigt haben; Drusus hat aber, nach der Sage, die kunstlose Befestigung erstürmt, eine Burg erbaut und sechzig römische Ritter als Besatzung auf derselben gelassen, die sich außerhalb des Castrums Wohnungen erbauten und Ritter von der Boyneburg nannten. Nach der bekannten Sitte früherer Schriftsteller, welche einer adeligen Familie nicht mehr schmeicheln zu können glaubten, als wenn sie dieselbe von den Griechen oder Römern herleiteten, ließ man auch die bekannte Familie von Boyneburg aus dem Fabischem Geschlecht entspringen und sagte: Das Castrum habe Anfangs Fabiorum castellum, die Bohnenburg, geheißen, woraus später der Name Boyneburg entstanden sei." Es bedeutet aber Boyneburg jedenfalls so viel als „Bäumeburg," eine Burg im Walde, die Burg in den Bäumen und haben viele Schlösser in Deutschland denselben Namen geführt *).

Bonifacius, — fährt die Sage fort — welcher sich öfters in Hessen aufhielt, kam auch nach der Boyneburg, deren Besitzer, die beiden edlen Brüder Diediko und Dierolf, Christen waren. Er bestärkte sie im Christusglauben, befreite, um recht viele Täuflinge zu bekommen, die Boyneburg'schen Dörfer von der Zehntabgabe an die Geistlichkeit, und ließ zur Bezeichnung solcher Zehntfreiheit Steine an die Gemarkungen setzen, die nachher Bonifacinssteine genannt wurden, von denen einer noch vor nicht langer Zeit am Fuße des Berges, der die Boyneburg trägt, gestanden hat.

Zuerst geschichtlich erwähnt wird die Boyneburg in einem Aufsatze, den Abt Marquard von Fulda (1150—65) über seine Re-

*) In alten Schirften wird die Veste: Bomene-, Boimene-, Boumene-, Bömmel-, Bemmel-, Bäumelburg genannt. Ein Schloß Bomeneburg lag bei Nordheim, eine Boimeneburg bei Kreuznach, eine Boyneburg am Rhein rc.

gierung selbst verfaßt hat, worin er sagt: daß er Geld zur Befestigung des Reichsschlosses Bemmelburg (in castello regio Bemmelberg) hergegeben habe, um darinnen bei einem etwa ausbrechenden Kriege Schutz zu finden. Da die Boyneburg also schon 1150 ein Reichsschloß war, dessen Mauern der Ausbesserung bedurften, so ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie schon Jahrhunderte vorher gestanden hat. Viele Urkunden Kaiser Friedrich I. sind von diesem Schlosse datirt und er scheint sich gern hierherbegeben und Reichsgeschäfte abgemacht zu haben. Ein Felsensitz, von dem man eine schöne Aussicht genießt, und auf welchem Friedrich oft verweilt haben soll, wird noch heute der Königsstuhl genannt. — Als Friedrich von der Krönung aus Italien zurückkehrte, besuchte er die Boyneburg auf einige Tage mit Heinrich dem Löwen, Friedrich, Herzog von Schwaben, seinem Stiefbruder Conrad, Berthold, Herzog zu Zähringen, den Grafen Berthold von Andrechs, Gottfried von Rumesberg, Albrecht von Eberstein, Friedrich von Beichlingen, Ludwig von Lara, Marquard von Grumbach, Sigbodo von Scharzfeld und Peppo von Hanstein *). — Am 31. Mai 1168 hielt er einen Reichstag auf der Boyneburg, um die innerlichen Unruhen in Deutschland zu dämpfen, und am 13. Juni 1188 dotirte er die auf der Boyneburg zu Ehren der Mutter Gottes und des heiligen Petrus erbaute Capelle sehr reichlich, und versprach urkundlich, daß er und seine Nachfolger ohne Anspruch auf Entschädigung, Schutzherren der Capelle sein und bleiben wollten. Seit der Zerstörung der Boyneburg genießt der Pfarrer zu Datterode, der wegen einer andern Stiftung auch noch verpflichtet ist, alljährlich am grünen Donnerstage den Gottesdienst selbst zu halten, bis heute die Einkünfte der ehemaligen Capellanei und außerdem noch besondere Rechte, z. B., außer einem bedeutenden Pachtgut, das Recht, Schafe zu treiben, die hohe und niedere Jagd in der Flur auszuüben und dergleichen mehr **). Auch sein Sohn, Kaiser Heinrich VI. war mehrere Male hier, wir hören aber nichts Bemerkenswerthes von der Burg bis zur Zeit Rudolfs von Habsburg, der dem Landgrafen Albrecht von Thüringen die Anwartschaft auf eine Verpfändung des Reichsschlosses Boyneburg versprach, und daß, wenn Albrecht ihm gegen die Böhmen beistehen wolle, ihm das Schloß Boyneburg um 1400 Mark Silber versetzt werden solle.

---

*) Sie sind alle als Zeugen in einer Urkunde genannt, die Kaiser Friedrich hier (in castro imperiati Bumeneburg) am 10. Mai 1156 ausstellte.

**) Diese kaiserliche Stiftungsurkunde wurde durch Ludwig von Boyneburg, Herrn von Lengsfeld, Vormundschaftsregent von Hessen, während der Minderjährigkeit des Landgrafen Philipp, von Kaiser Max I. auf dem Reichstage zu Cöln am 3. Juni 1509 von Neuem bestätigt, nachdem schon 1437 Hermann, Philipp und Heimbrod von Boyneburg die Güter der Capelle vermehrt hatten.

Der mit Reichslehen sehr verschwenderisch umgehende Kaiser Adolf von Nassau gab am 11. Mai 1292, an demselben Tage, an welchem er zu Frankfurt gewählt wurde, die Reichsveste Boyneburg mit der Reichsstadt Eschwege dem ersten Landgrafen von Hessen, Heinrich dem Kinde, damit er ein Reichsfürst sei und an den Reichsversammlungen Theil nehmen könne, denn nach der deutschen Reichsverfassung konnten nur diejenigen Fürsten an den Reichsversammlungen Antheil nehmen, welche wirkliche Reichslehen inne hatten. Hessen, welches allodial war, mußte daher erst durch ein Reichslehen zum Vasallen des Reichs gemacht werden; es scheint jedoch, als wenn der Landgraf von Hessen, obgleich Kaiser Ludwig der Bayer die Belehnung bestätigte, nicht in den Besitz des Schlosses gelangt sei und als hätten die Inhaber der Boyneburg Hessens Oberlehnsherrlichkeit niemals anerkannt.

Nachdem die Burg aufgehört hatte, in unmittelbarem Reichsverbande zu stehen, finden wir sie in den Händen der Grafen und Brüder Siegfried I. und Hermann, welche von Leuckfeld und Andern für Söhne Herzogs Heinrichs von Bayern, von Scheid für Söhne eines Grafen Otto gehalten werden, welcher große Güter hatte, in denen die Schlösser Boimeneburg bei Nordheim und Eschwege lagen und dessen Besitzungen sich an der Weser hinunter bis Corvey und hinauf bis Eschwege erstreckten. Siegfried oder Sigo wird auch als ein Graf des Gaues Metra, der einen Theil der Germarmark, in welcher das Schloß Boyneburg lag, ausmachte, genannt. Er scheint ohne Nachkommen gestorben zu sein, denn sein Bruder Hermann beerbte ihn. Dieses Hermann Sohn, Siegfried II., ist der Erste, welcher sich nach dem Schlosse „Siegfried von Bomeneburg" nennt. Er war so tapfer und so allgemein geachtet, daß ihn, nach dem Tode Kaiser Otto III, viele Fürsten zum Kaiser wählen wollten, er lehnte jedoch diese Würde ab und überließ sie dem Herzoge Heinrich von Bayern. Bald darauf starb er und hinterließ von zwei Gemahlinnen mehrere Kinder. Wir könnten von dieser Zeit an das ganze Geschlechtsregister der Familie von Boyneburg fast ununterbrochen bis zum heutigen Tage fortführen, allein obgleich die Geschichte der Boyneburg mit der noch heute blühenden Familie von Boyneburg, wie natürlich, in der engsten Beziehung steht, so ist es uns doch nicht erlaubt, diese Schilderung allzuweit auszudehnen. Wir beschränken uns daher darauf, nur die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Burg und ihrer Besitzer beizubringen. *)

---

*) Einen ausführlichen Aufsatz über die Boyneburg, der besonders die Geschichte der Besitzer behandelt, hat ein Glied der Familie selbst, nämlich der Freiherr Albert von Boyneburg-Lengsfeld herausgegeben. Dem aus 97 Seiten bestehenden Aufsatze sind die hier gegebenen historischen Data zum großen Theil entnommen.

Lange Jahre hören wir von den Schicksalen der Burg gar nichts und selbst in der thüringischen Fehde zwischen den Erben des letzten Landgrafen von Thüringen, Hermann II., Sophie von Brabant und Markgraf Heinrich von Meißen, nebst Albrecht, Herzog von Braunschweig, wird ihrer nirgends erwähnt und auch nicht gesagt, ob es vom Herzog Albrecht von Braunschweig, der die Landschaft an der Werra mit Städten und Schlössern erobert, auch mit eingenommen worden sei.

Von der Boyneburg ist nicht bekannt, daß ihre Besitzer jemals, nach der Sitte damaliger Zeit, vom Stegreif gelebt oder überhaupt an den rohen Raufereien damaliger Zeit Antheil genommen hätten; es ist daher wahrscheinlich, daß die Boyneburge an jener thüringischen Fehde gar keinen Antheil genommen haben, und die Sage scheint recht zu haben, wenn sie berichtet, daß die Boyneburg in jenem Kriege ein Schutz der Verfolgten gewesen; denn da die Burg unüberwindlich war, so galt sie mit ihren milden Besitzern als ein Zufluchtsort der Umwohner und ihrer Habe, die man in den unterirdischen Gewölben des Kalkfelsens versteckte. Erwähnt wird das Schloß wieder, als die Aebte von Hersfeld und die Grafen von Ziegenhayn, Reichenbach, Bilstein, Lauterberg und Andere, öfters zusammenkamen, um mit den Boyneburgen bald in Unterhandlungen zu treten, bald Käufe oder Schenkungen an Klöster abzuschließen und einzugehen.

Um sich gegen die Angriffe der benachbarten Fürsten besser schützen zu können, nahmen die Besitzer der Boyneburg eine Menge Ritter der benachbarten Familien zu Burgmännern auf. Diese Burgmänner, unter denen die Herren von Nesselröden, von Eschwege, von der Aue, von Goldacker, von Wichmannshausen, von Keudel, von Bischofsrode, von Stockheim, von der Nesse, von Schmalstieg und Andere, genannt werden, wohnten nicht im Hauptschlosse, sondern in Nebenhäusern, und von diesen Gebäuden rühren jedenfalls die vielen Keller her, welche man auf der Plattform des Berges findet, und von denen oben gesagt war, daß sie zuweilen beim Bearbeiten des Feldes entdeckt wurden.

Am 4. Mai 1253 kam auf der Boyneburg zwischen Propst Heinrich von Boyneburg zu Kreuzberg, und den Brüdern Bodo III. und Reinhard von Boyneburg ein Vergleich zu Stande, worin Letztere ihren Ansprüchen auf die Advocatie über Budenthal oder Boyenthal, welche Wenzelinus von Boyneburg zu seinem Seelenheil dem Nonnenkloster Kreuzberg geschenkt hatte, entsagten. Einige Monate später hielt Heinrich II., Fürstabt zu Fulda, der zugleich auch Abt von Hersfeld war, mit dem Grafen Gottfried von Ziegenhayn auf der Boyneburg eine Zusammenkunft, indem obgenannte Brüder, Bodo und Reinhard, durch ihre Aussage den Streit schlichten sollten über Güter zu Scirrenhan, die der Graf Gottfried beansprucht hatte. Im J. 1261 kamen Bevollmächtigte des Erzbischofs von Mainz eben hierher, um Zwistigkeiten zwischen den

Boyneburgen und den Nonnenklöstern Blankenhayn und Bubenbach zu schlichten. — 1275 kam Burggraf Otto von Kirchberg mit den Edlen von Ersta und von Utterodt auf die Veste, um mit denen von Boyneburg ein Bündniß abzuschließen, — und in ähnlicher Hinsicht könnte man die Burg noch unzählige Male anführen; wenn derartige Notizen für den größern Theil der Leser nicht allzu trocken erschienen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts theilen sich die Boyneburge in zwei Hauptstämme, in die weiße und schwarze Fahne, die sich späterhin wieder in viele Haupt- und Nebenlinien theilen, aber endlich alle bis auf die zwei Hauptäste ausstarben, welche mit den Beinamen ihrer Besitzungen zu Stedtfeld und Lengsfeld noch jetzt blühen.

Die schwarze Fahne hat keinen Antheil weiter an der Boyneburg, und wir haben es deshalb von jetzt an nur mit der weißen Fahne zu thun.

Heinrich, der erste Landgraf von Hessen, war am Ende seiner fast funfzigjährigen Regierung, in den letzten Jahren des 13. und in den ersten des 14. Jahrhunderts, so glücklich, sich die ihm bisher feindlich gesinnten Grafen und Herren geneigter zu machen. Die Schlösser, welche sich ihm auch jetzt noch nicht öffnen wollten, wurden mit stürmender Hand genommen und zerstört; die Boyneburg wird aber in dieser ganzen Angelegenheit nicht genannt und erst sechzig Jahre später scheint, nach den Urkunden, eine Art von Unterwerfung vor sich gegangen zu sein; ihre alte Abneigung gegen die Landgrafen von Hessen legten die Boyneburge jedoch erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, und zwar nun auf immer ab.

Da mehrere Stämme der weißen Fahne, nämlich der weiße, der junge und der Hohensteiner Stamm, auf der Boyneburg hausten, von denen sehr oft einer im Frieden lebte, während der andere in irgend eine Fehde verwickelt war, und da sie oft als Mannen des einen Lehnsherrn aufgefordert wurden, einen ihrer übrigen Lehnsherren befehden zu helfen, so entschlossen sie sich im J. 1430, einen Burgfrieden zu errichten, worin sie besonders festsetzten: daß kein Theil ohne Wissen des andern eine Fehde anfangen, am Wenigsten aber mit ihren Lehensherren, als: dem Erzbischofe von Mainz, dem Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen von Meißen und den Herzögen an der Leine, „weil sie ihnen zu schwer wären.“ Sollte einer von ihnen mit diesen Häusern in Ungelegenheit kommen; so sollte er die übrigen Ganerben ersuchen, daß sie sich um rechtliche Entscheidung des Gegenstandes verwenden möchten; würde aber kein Gehör darauf erfolgen; so stände es dem Betheiligten frei, seine Sache auszufechten. — Dieser Burgfrieden wurde in den Jahren 1446, 1477, 1480 und 1512 erneuert. Zugleich wurde beschlossen, daß die Besitzungen nicht veräußert werden sollten, was denn auch später, sowohl durch den hessischen allgemeinen Familienlehnbrief über das Schloß, als durch die besondern den drei Linien

zu ihrem Antheil darüber gegebenen, dauerhafter gemacht wurde. Die Besitzungen, wenn auch unter die verschiedenen Stämme getheilt, machten nun ein unveräußerliches Ganzes aus, bildeten eine geschlossene Herrschaft, erstreckten sich zwischen der Werra und Fulda und bestanden aus der Stadt Waldkappel, (die mit denen von Hundelshausen gemeinschaftlich war), den Marktflecken Reichensachsen und Wichmannshausen, den Dörfern Oetmannshausen, Langenhain, Ober- und Unter-Dünzbach, Röhrda, Hoheneicha, Rudolfshausen, Bischofshausen, Grandenborn, Rittmannshausen, Thurichesbach, Kirchhosbach, Rechtebach, Jestedt, Motzrode, Neuenrode und Friedahalb, den Höfen Datterpfeife, Vogelsburg, Laudenbach, Harmuthshausen, Hambach, Steinholz, dem Reichsvorwerke zu Eschwege, vielen andern einzelnen Gütern und aus Zinsen und Gefällen, welche von etlichen dreißig hessischen Dörfern dorthin flossen und sogar nach einem besondern Gemäße, dem sogenannten Boyneburg'schen, abgeliefert werden mußten.

Im Jahre 1460 kam ein Vergleich mit Landgraf Ludwig von Hessen und den drei Stämmen der weißen Fahne zu Stande, wo sie „ihr erb- und eigenthümliches Schloß, welches von ihren Vorfahren auf sie gekommen wäre und worauf die Landgrafen von Hessen als ein Reichslehen gefürstet sein, von Landgraf Ludwig als ein Erblehen mit allen Freiheiten, Rechten und Zubehörungen, es sei an Gerichten, Ortschaften, Leuten, Gütern, Gülten, Renten, Zinsen, Holz, Feld, Wildbahnen, Aeckern, Wiesen, Wasser, Weiden und Fischereien unter der Bedingung annahmen, daß, nach Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft, die der weiblichen eintreten sollte."

Der langjährige Streit war nun hiermit beendigt, das Lehnsverhältniß war anerkannt, aber es entstanden doch in Zukunft wieder neue Streitigkeiten, da in dem Generallehnbriefe über das Reichsschloß Boyneburg, und in dem jedem Stamme noch besonders eingehändigten Lehnsbriefe, die Ortschaften nicht speciell angeführt und auch die Lehnbriefe nicht berührt waren, die Mainz, Fulda, Churpfalz und Churbraunschweig ausgestellt hatte. Der hessische Lehnshof sagte daher beim Aussterben eines Boyneburg'schen Stammes: das Reichsschloß Boyneburg hätte keine Zubehörungen, indem solche nicht namentlich in dem Generallehnbriefe aufgeführt wären; die Boyneburge hätten solche nach und nach dazu gekauft und erheirathet, wodurch späterhin die einzelnen Lehnsbriefe an jeden Stamm vertheilt worden wären, diese wären Mann- und jener Erblehn, — zog daher die Ortschaften als heimgefallenes Lehn ein, und ließ den Lehns- und Allodialerben nur die Ruine. Daß aber alle obengenannten Dörfer zum Schloß Boyneburg gehört haben, darüber liefert der churpfälzische Lehnbrief über die Gerichtsbarkeit der Dörfer Netra, Röhrda und Heinsrode und den andern Gütern wohl den triftigsten Beweis, indem solche Ortschaf-

ten: „welche Haus und Burg Boyneburg gehören," ausdrücklich genannt werden.

Die Boyneburge waren nun in jeder Hinsicht verpflichtet, sich ganz an ihren Lehnsherrn anzuschließen. Wir finden sie auch bei allen wichtigen Verhandlungen Landgraf Ludwigs I. und dessen Söhnen, als Räthe, Schiedsrichter und Zeugen aufgeführt.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir die Boyneburge von ihrem Schlosse heruntersteigen und in ihren Ortschaften, z. B. zu Sontra, Wichmannshausen, Reichensachsen, Bischhausen, Röhrda, Jestedt, Laudenbach u. s. w. Wohnsitze erbauen, oder auf ererbte Schlösser sich begeben, oder sich in fremden Ländern neue erwerben. Das Schloß blieb aber von einem sogenannten Baumeister aus dem Geschlecht und einer Besatzung bewohnt; — nur bei allgemeinen Familienversammlungen zog man wiederum in die alten Säle ein.

Der blutige Anfang des 17. Jahrhunderts führte den Untergang des Schlosses Boyneburg herbei. Niederhessen war bekanntlich einer der vorzüglichsten Schauplätze des dreißigjährigen Krieges, auf welchem besonders Isolan mit seinen Croaten fürchterlich hauste und fast alle Ortschaften in Rauch aufgehen ließ. Die Boyneburg wurde durch einen nächtlichen Ueberfall genommen, angezündet und zerstört.

Zum Schluß eine Sage, welche sich das Volk von der alten Veste erzählt:

Es lebten auf der Boyneburg einstmals drei Fräulein beisammen und das jüngste unter ihnen träumte, Gott habe beschlossen, daß eine von ihnen vom Blitze erschlagen werden solle. Kaum hatte sie am Morgen ihren Schwestern den Traum erzählt, als auch schon finstere Wolken empor stiegen, der Donner zu grollen begann und ein schweres Gewitter immer näher und näher kam. Da stand das älteste Fräulein auf und sagte: Ganz gewiß ist **mir** der Tod bestimmt, darum will ich ohne langes Zögern Gottes Willen gehorchen! — Und sie ließ einen Stuhl in's Freie tragen, setzte sich darauf, und wartete einen Tag und eine Nacht, aber es fuhr kein Blitzstrahl herab. Da ging am andern Tage das zweite Fräulein hinab, und wartete eben so lange; aber die Blitze versehrten sie nicht und das Wetter wollte auch nicht von dannen ziehen. Da sprach das dritte Fräulein: „Nun sehe ich, daß Gott **meinen** Tod will!" und ließ den Pfarrer holen, nahm das Abendmahl, machte ihr Testament, verordnete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt werden solle, ging hinunter, und setzte sich auf den Stuhl. Und kaum hatte sie sich niedergelassen, als auch ein Blitzstrahl herabfuhr und sie tödtete.

C. Duval.

Das Rondel bei Keula.

Selbst von des Berges fernsten Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon ein laut Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein.

Göthe.

Wenn der erste Sonntag nach Trinitatis herannaht; so blicken alle lebensfrohen Menschen in der Umgegend des sogenannten Rondels, welches bei dem bekannten fürstlich-schwarzburg-sondershäusischen Marktflecken Keula liegt, gar ängstlich empor nach den Seglern der Lüfte, den eilenden Wolken, die so oft gerade an Volksfesten, als hätten sie an denselben keine rechte Freude, reichlichen Regen spenden, — und manches junge Herz hanget und banget in schwebender Pein bis zu dem genannten Sonntage. Wenn derselbe aber nun endlich klar und sonnig über die Berge schaut, da wird fröhlich und eifrig zu der langersehnten Bergfahrt gerüstet, die nur einmal im langen Jahre gehalten wird, und zu der auch immer entfernter Wohnende herbeieilen, theils um an dem Feste überhaupt Theil zu nehmen, theils und vorzüglich aber, um die vielgerühmte Aussicht zu genießen.

Vor einigen Jahren befand auch ich mich am Sonntage nach Trinitatis auf dem Wege nach dem Rondel. Je näher ich demselben kam, um so belebter wurde die Landschaft,

Denn überall, all überall
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Jung und Alt mit Jubelschall
Demselben Ziel entgegen

und aus einem dicht unter dem Düngebirge liegenden Dorfe quoll eben ein langer bunter Menschenzug, Musik an der Spitze, hervor und dem nahen Walde zu.

Das Düngebirge, welches sich bekanntlich von Heiligenstadt her nach Lohra und noch weiter hinab zieht, und auf dem das Rondel liegt, ist an seinen Abhängen ziemlich steil, und der Weg bis zur Höhe daher nicht ohne Anstrengung zurückzulegen; hat man aber den Dün, der, wie fast alle eichsfeldschen Bergzüge, oben eine Ebene darbietet, erreicht; so wandelt man unter dem Laubdache schöner Buchen, deren erquickender Schatten die glühende Stirn kühlt, recht bequem weiter. Die von allen Seiten herbeieilende Volksmenge wird aber bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, großartiger, immer dichter und dichter drängen sich die Massen zusammen, Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering strebt nach Einem Ziele, und man hat Mühe,

Sich durchzudrängen durch die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Endlich gelangt man auf einen Rasenplatz, auf dem man aber ein noch dichteres Gedränge findet, als zuvor. Rings umher sind Buden aufgebaut, in denen allerlei Sachen zum Verkauf ausgelegt sind, einige industriöse Schuhmacher haben sogar Schuhe und Stiefeln feil, die Inhaber der Glücksbuden und Würfeltische rufen mit lauter Stimme die Vorübergehenden zu ihren trügerischen Spielen, und

Ueberall in dem Gewühle
Stehen Bänke, Tisch' und Stühle,
Flaschen sieht man lustig blinken,
Matte von des Tages Schwüle
Kommen hierher um zu trinken
Daß des Gerstengeist's Gebräue
Ihnen Munterkeit verleihe.

In mehreren Buden sind Braten von allen Sorten, welche verführerischen Duft ausspenden, verlockend aufgestellt, und das vernehmbare Brodeln der allbeliebten Bratwürste in den über dem Feuer schwebenden umfangreichen Kesseln klingt in die Ohren des lüsternen Landmann's wie Syrenenton, dem er durchaus nicht zu widerstehen vermag. Alle Buden und Tische sind dicht umlagert und was an und um denselben nicht Platz hat, das sucht hinter Bäumen und Gebüschen eine Zuflucht.

An den Bäumen und im Grase
Ist gelagert Jung und Alt,
Fröhlich bei dem vollen Glase
Rings herum der Jubel schallt.
Was in Körben hergetragen,
Dient zu einem leckren Schmaus,
Und was stärkt den leeren Magen,
Das packt jetzt die Hausfrau aus.

Frisches Leben, lustige Regsamkeit, wo man nur hinsieht; Getümmel und fröhliches Geschrei, wo man nur hinhorcht. Kaum ist es Mittag und schon erklingen ringsum die schnarrenden Fiedeln, die schmetternden Trompeten; schon drehen sich, trotz der glühenden Hitze, glückliche Paare in raschem Walzer nach der rauschenden Musik, welche in fröhlichen Weisen die Füße der Tanzlustigen beflügelt, und ein dichter Kranz von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen umgiebt mit neugierigen oder theilnehmenden Blicken den Tanzplatz.

Auf drei Seiten ist der ganze Platz mit Wald umgeben, auf der vierten, der nordwestlichen, fällt der Berg senkrecht ab, und man hat deshalb schon hier eine Fernsicht, die wir aber theils wegen des Volksgedränges, theils weil uns eine andere Stellung als vorzüglicher gepriesen worden ist, unbeachtet lassen, und uns noch hundert Schritte weiter nach einer Stelle begeben, wo der Felsen thurmähnlich vorspringt und uns endlich die langersehnte Fernsicht gewährt.

Wenn wir auf unserm lieben Harze oder in unserem schönen Thüringen die erste, beste Anhöhe ersteigen; so können wir fast immer versichert sein, irgend eine schöne Aussicht in die Ferne, oder wenigstens einen interessanten Blick in ein vorliegendes Thal zu thun; es könnte deshalb Mancher glauben, die Aussicht von dem ziemlich renommirten „Rondel" müsse von ausgezeichneter Schönheit sein, wir rathen aber dem zum erstenmal Dahinwandernden, seiner Phantasie etwas die Zügel anlegen zu wollen. Die Aussicht ist zwar recht freundlich, aber weder so ausgebreitet, noch so reizend und mannichfaltig, als von tausend andern Höhen Thüringen's und des Harzes.

Tritt man auf den Felsenvorsprung hinaus, so übersieht man ein Thal, in welchem siebenzehn Ortschaften liegen, als: Wülfingerode, Rehungen, Deuna, Rüdigershagen, Breitenworbis, Kirchworbis, Stadtworbis und noch viele von den übrigen Dörfern, die in dem Thale liegen, durch welches sich die Wipper schlängelt, deren Lauf man von Worbis her, wo sie entspringt, bis hinab nach Wülfingerode verfolgen kann. Links erheben sich die Berge des Eichsfeldes, man gewahrt in der Ferne die Gleichen bei Göttingen, gerade vor uns schaut die Kuppe der Hasenburg über die vorliegenden waldigen Höhen, und dahinter erhebt sich das Harzgebirge, über welches der alte Vater Brocken majestätisch hervorragt. — Vor diesem Bilde wird jeder Freund der Natur mit Vergnügen verweilen, die Stelle verdient auch von den Umwohnern recht fleißig besucht zu werden; aber entfernter Wohnende möchten allein der Aussicht wegen schwerlich wieder hierher zurückkehren; dagegen dürfte das Volksfest, welches sich immer rauschender entfaltet, geeigneter sein, zu wiederholtem Besuche einzuladen.

Nicht weit von dieser Stelle, etwas entfernt von dem lärmendsten Getümmel, steht unter schattigen Bäumen eine Bude,

welche der Herr Apotheker aus Keula alljährlich aufschlagen läßt, und für deren Errichtung Einheimische und Fremde dem genannten Herrn gewiß recht dankbar sein werden. Sie enthält recht gute Weine und verwandte Getränke, die zu durchaus civilen Preisen verabreicht werden. Nicht weit von dieser geistreichen Bude ist ein pavillonartiges Gebäude oder vielmehr ein auf Säulen ruhendes rundes Ziegeldach von nicht unbedeutendem Umfange, welches zugleich, außer den schönen dichtbelaubten Buchen, in welche der Blitz bekanntlich niemals schlägt, der einzige Zufluchtsort sein möchte, wenn urplötzlich, — wie es z. B. in diesem Jahre, den 9. Juni 1844, der Fall war, wo ich und viele Andere schon um drei Uhr Nachmittags den Rückzug antreten mußten, — drohende Gewitter tobend und brausend daherziehen. Bleibt aber das Wetter, wie bei meinem ersten Dortsein, so schwillt die Volksmenge, welche fortwährend den Berg erklimmt, immer bedeutender an, je näher sich die Sonne zu den Bergspitzen, auf denen die Ruinen der beiden Gleichen stehen, hinabsenkt. Nur ein kleiner Theil zieht mit Anbruch der Nacht heim, ein größerer begibt sich nach Keula, wo für die Tanzlustigen ein glänzendes Ballfest arrangirt ist; die Meisten aber bleiben auf dem Berge, lagern sich in fröhlichen Gruppen im Walde, und plaudern, scherzen, lachen, singen, trinken, essen und tanzen bis tief in die Nacht hinein. Die ganze Scene erhält dann, aus der Entfernung gesehen, etwas Zauberhaftes. Der Mond scheint prächtig, die Bäume rauschen, die Dörfer, Weiler und Mühlen im Thale liegen unter Bäumen und Mondschein wie begraben, die Tänzer drehen sich wie in einem Schattenspiele und die Uebrigen wogen und wirren bunt und unkenntlich durcheinander. —

Nachdem wir das Fest selbst geschildert haben, wollen wir versuchen, der Entstehung desselben auf die Spur zu kommen.

In der alten deutschen Mythologie finden wir einen Gott, der bald „Balder," bald „Phol" genannt wird. Dieser Balder oder Phol war ein Sohn Odins; er war schön und glänzend und thronte in einer Wohnung, welche den Namen „Breidhablik" — d. h. ein breiter Schimmer oder Glanz — führte. Sonst ist uns nur noch folgendes Wenige von Phol bekannt:

Als Phol und Wodan einmal zu Walde ritten, renkte sich Phols Fohlen den Fuß aus, und die Himmlischen wandten sogleich die größte Sorgfalt an, denselben wieder einzurichten, doch weder Sindgund und Sunna, noch Frua und Folla vermochten es; — erst Wodan der Zauberkundige selbst konnte den Fuß beschwören und heilen *). Später ward der reine und schuldlose Gott von dem blinden, aber riesigstarken Hödr oder Hother, Balders Neben=

*) Die Stelle heißt:
Phol ende Wodan vuoren zi holza
Du wart deme Balderes volon sin vuoz virenkit.

buhler um die schöne Nanna, durch Mistiltein getroffen, und mußte allbeweint hinab zur Unterwelt fahren; nichts konnte ihn zurückholen, und Nanna, die treue Gattinn, begleitete ihn in den Tod *).

Die Gottheit Phol ward, so weit sich absehen läßt, vorzugsweise von Thüringern und Bayern, — oder, nach dem Ausdruck älterer Zeiten, von den Hermunduren und Markomannen — verehrt. Diese Verehrung muß schon deshalb als im Volk sehr verbreitet betrachtet werden, weil ihn ein altes Gedicht hintereinander mit verschiedenen Namen nennt, ohne Mißverstand zu befürchten.

Der Name Phol oder Pol, wie die sächsische Form lautet, erinnert übrigens an den celtischen: Beal, Beul, Bel, Belenus, den slavischen Bjelbog, Belbog, an einen Gott des Lichtes oder des Feuer's. War aber Phol wirklich eine solche Gottheit des Lichtes oder des Tages; so empfängt dadurch auch die oben erwähnte Erzählung von dem erlahmten, in seinem Gange aufgehaltenen Pferde Balder's vollen Sinn, dadurch das Ausbleiben oder Zurückbleiben des Lichtes oder Tages großes Unheil für die Erde erfolgen mußte. — Wackernagel schlägt vor, Fol als Gott der Fülle neben Folla anzunehmen.

Der Name des Gottes Balder oder Phol hat sich nun in sehr vielen Ortsbezeichnungen erhalten, z. B. in: Baldersbrunnen, Baldershafen, Baldersbränd, — noch heute ein Ort zwischen Copenhagen und Roskilde, — Baldershayn, Bellstedt, — im schwarzburg-sondershäusischen Amte Clingen, welches in alten Urkunden „Baldersteti" genannt wird **), — ferner in Pholesauwe in Bayern, Pholesouwa, Pfalsau, — Pholespiunt, — das heutige Pfalzpoint ***) an der Altmühl, zwischen Eichstädt und Kipfenberg in einem ansehnlichen Forste, — Pfullingen, Pfullendorf oder Follendorf bei Gotha †), Pölde, — zwischen den Harz und Thüringen, nicht weit von der Ruine Scharzfels, in Urkunden und Schriften früherer Zeit: Polidi, Palidi, Palithi und Pholidi genannt, — besonders aber in dem Worte: „Pholesbrunnen."

Jakob Grimm in seinem trefflichen Werke über deutsche Mythologie sagt: „Pholesbrunnen gemahnt noch deutlicher an eine Gottheit, und gerade an Balders, da sich auch „Baldersbrunnen" finden, — ein Baldersbrunnen ist aus der Eifel und Rheinpfalz aufgewiesen. Aus dem nordischen Mythus von Balder, wie ihn Saxo gibt, erhellt, daß Balder seinem lechzenden Heere in der

---

*) Den schönen Mythus von Balder's Tod erzählt Saxo Grammaticus.

**) Anmerkung: Die bekannte Pflanze: „der Baldrian," möchte ebenfalls an Balder erinnern. Eine Art des Baldrian's ward besonders hoch geschätzt und Bechstein in seiner Naturgeschichte erzählt: daß Deutschland sonst jährlich hundert Tonnen voll, die Tonne zu hundert Thalern, an die Venetianer verkaufte.

***) Das Wort „point" bezeichnet einen eingehegten Acker oder einen Garten.

†) Heißt in Urkunden des 14. Jahrhunderts: Phalsdorf.

Schlacht einen Brunnen schuf. Auf dieses Pholesbrunnen hat nun nächsten Anspruch das Dorf Phulsborn unfern der Saale, von den Städten Apolda, Dornburg und Sulza gleich weit entlegen. Urkunden des Mittelalters schreiben: „Phulsborn" und „Pholczborn;" es befindet sich aber auch ein anderes Falsbrunn, Falsbronn, auf dem fränkischen Steigerwalde an der rauhen Eberach!" —

Jakob Grimm citirt zugleich eine Stelle aus den fuldischen Traditionen, welche aber nicht auf Phulsborn an der Saale paßt, sondern jedenfalls auf Vollenborn *), das höchst malerisch dicht unter dem Rondel liegt, bezogen werden muß. Die von Grimm angezogene Stelle, — welche sich in Eberhardi Summa Tradit. Fuldens. N. 85. (bei Schannat in den Trad. Fuld. p. 219) findet, — berichtet: „daß Graf Wiederolt sein ganzes Eigenthum in Phollesbrunnen dem heiligen Bonifacius geschenkt habe!" **) — Nun ist aber gerade aus der Geschichte des Eichsfeldes bekannt, daß ein Graf Wiederolt, — welchem Geschlecht er angehört habe, wird nicht erwähnt, — dem Stift Fulda Güter schenkte, welche er im Gau Ohmfeld besaß. Den Ohmfelder Gau aber, zu dem Vollenborn gehörte, zählt Eberhardus am angeführten Orte offenbar zu den thüringischen Gauen, und namentlich auch noch das Schloß Harburg, von dem Vollenborn nur etwas Weniges über eine Stunde entfernt liegt.

Es ist also klar, daß unter dem „Phollesbronnen" kein anderer Ort, als unser Vollenborn, verstanden sein kann, wozu noch kommt, daß, allem Vermuthen nach, das Volksfest, welches noch heute hier gefeiert wird, seinen Ursprung von einem Feste herleitet, welches auf demselben Platze dem Gott Phol zu Ehren gehalten wurde.

Wir wollen nicht daran erinnern, daß das nahgelegene Dorf Deuna noch heute in der Volkssprache „Diene, Diena" genannt wird, und daß dina, diena, Licht, Tag, bedeutet, welche Bezeichnung offenbar mit der oben gegebenen Erklärung des Gottes Phol, als eines Licht- oder Taggottes, in sehr nahem Zusammenhang stände; — aber das wollen wir erwähnen, daß noch heute an demselben Tage, an welchem das Volksfest stattfindet, in Vollenborn, oder vielmehr von Vollenborn aus, eine große Wallfahrt gehalten wird, die, wenn sie nicht aus sehr grauen Zeiten stammte und mit dem Volksfeste auf dem Rondel in enger Beziehung stände, jedenfalls auf einen andern Tag verlegt sein würde. Eben als ich in Vollenborn anlangte, kehrte auch ein langer Zug Wallfahrer mit lautem Gesang zu Ehren der Jungfrau Maria, und mit flie-

*) Vollenborn ist ein Dorf, das in 70 Häusern ungefähr fünfhundert Einwohner zählt, ein Rittergut der Herren von Hagen hat, die auch Grundbesitzer des Dorfes sind, und Filial von dem Dorfe Deuna ist.

**) Wiederolt Comes tradidit Sancto Bonifacio, quidquid proprietatis habuit in Phollesbrunnen, in provincia Thuringiae.

genden Fahnen heim, und ein alter Mann aus Vollenborn, der mit mir eine Strecke wanderte, erzählte: daß die Wallfahrt früher nach dem Berge, auf dem das Rondel liege, gehalten worden und nur deshalb an einen andern Ort verlegt sei, weil oft schon am frühen Morgen der Berg mit Fremden bedeckt gewesen, deren neugieriges Gaffen die Wallfahrer in ihrer Andacht gestört habe. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß der Tag, an welchem jetzt das Volksfest gefeiert und Wallfahrt gehalten wird, früher der Verehrung Phols besonders gewidmet war. Als nun Phols Dienst zerstört wurde, so wandelte man das ihm zu Ehren gehaltene Fest in ein christliches um, und zwar wählte man zur Begehung der Feier denselben Platz, auf welchem Phols Fest statt gefunden hatte, da den Bekehrern immer daran gelegen war, einen auf irgend einer Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit auch für das Christenthum zu erhalten. Wie es an allen Wallfahrtsorten noch heute Sitte ist; so hatte man auch hier, besonders für die aus der Ferne Kommenden, allerlei Speisen und Getränke feil. Als aber nach der Reformation der größte Theil der Umwohner die evangelische Lehre annahm, als für diesen Theil die religiöse Bedeutung des Festes nach und nach schwand, der Besuch desselben nur noch aus alter Gewohnheit statt fand und die spätern Nachkommen gar bloß des Vergnügens wegen den Berg erstiegen; — da fanden es die katholisch gebliebenen Bewohner für gerathen, die Procession nach einem andern Punkte anzustellen.

Uebrigens steht das Rondel nicht im besten Geruche, da die ganze Fläche mit wildem Knoblauch (allium ursinum) bedeckt ist, dessen gerade in dieser Zeit blühende weiße Blumen einen so penetranten Geruch verbreiten, daß es einige Personen, denen dieser Geruch besonders zuwider ist, in der That kaum auszuhalten vermögen.

C. Duval.

Groß-Jena.

Zu den schönen und romantischen Gegenden Thüringens, die sich zugleich in Hinsicht der vaterländischen Geschichte einer nicht unbedeutenden Berühmtheit zu erfreuen haben, gehört mit vollem Rechte das Thal der Unstrut in der Gegend von Freiburg bis zum Einflusse dieses Flusses in die Saale. Dicht bei der Unstrutmündung liegt das große und schöne Dorf Groß-Jena. Oestlich lehnt sich dieses Dorf an die längs der Saale nach Goseck und Weißenfels zustreichenden Höhen; südlich wird es von der Unstrut bespült, welche zugleich dem Blicke des Beschauers über die Gewässer der Saale hinüber in Naumburgs Fruchtauen freie Aussicht gewährt. Gegenüber, am rechten Ufer der Unstrut, befinden sich nicht unbeträchtliche, bewaldete, zum Finne-Gebirge gehörige Höhen, an deren Fuße das Dorf Klein-Jena (früher Wenigen-Jena geheißen) liegt. Von dem östlich dicht bei Groß-Jena befindlichen Plateau genießt man die entzückendste Aussicht sowohl über dieses Dorf selbst, als auch über einen Theil des Saalthales und Unstrutthales. Südöstlich erblickt man die alte Bischofstadt Naumburg mit dem ehrwürdigen Dome, so wie mehrere stattliche Dörfer; westlich erhebt sich auf bedeutender Höhe der Thurm des alten, von Ludwig dem Salier erbauten Schlosses Neuenburg, die unten am Fuße des ziemlich steilen Schloßberges liegende Stadt Freiburg beherrschend; in etwas weiterer Ferne stellt sich dem Blicke das alte Schloß Zscheiplitz (früher Weißenburg genannt und von Ludwig dem Salier und seiner Gemahlin Adelheid in ein Benediktiner-Nonnenkloster umgewandelt) dar; nordöstlich schweift der Blick über sich zwischen Höhenzügen befindliche Fruchtfelder und freundliche Dörfer. Rings umher sind die südlichen, östlichen und westlichen Seiten und Hänge der Berge mit Reben bepflanzt und gewähren mit der sie bekränzenden Waldung einen überaus reizenden Anblick. Doch mehr als alles dieses müssen den denkenden Beschauer die ge-

schichtlichen Erinnerungen Interesse gewähren, die sich an das Dorf Groß-Jena knüpfen. Hier hatte schon im zehnten Jahrhundert ein uralter thüringischer Grafenstamm seinen Sitz, dessen letzte Sprößlinge sich durch Macht und Ansehen über alle übrige Adelsgeschlechter Thüringens und des Osterlandes erhoben. Unter diesen war es besonders Markgraf Ekkihard I. (Eckhard), der nicht allein über Thüringen, sondern auch über das Osterland und Meißen mit fast unumschränkter Macht gebot und in hohem Ansehen bei dem Kaiser Otto III. stand, welcher zu Groß-Jena, daß zu jener Zeit eine Stadt von nicht geringem Umfange *) und ein Allodial der Familie Ekkihards war, residirte. Als im Jahre 1002 Kaiser Otto III. gestorben, hatte Markgraf Ekkihard keine geringern Absichten, als sich selbst die kaiserliche Krone aufs Haupt zu setzen. Zu Frose im Magdeburgischen hatten sich die sächsischen und thüringischen Fürsten versammelt, um über die Wahl eines neuen Regenten Deutschlands zu berathschlagen. Luther, **) Markgraf der Nordmark, merkte daß Eckhard ihnen allen vorgezogen sein wollte; da besprach er sich heimlich mit dem Erzbischof Gesilher von Magdeburg und den vornehmsten Reichsständen und bewog sie, sich eidlich unter einander zu verbünden, weder gemeinschaftlich noch einzeln auf Jemanden ihre Wahl fallen zu lassen, ehe sie nicht fernere Unterhandlung mit einander zu Werla gepflogen. Eckhard empfand dies sehr übel, daß man bei der neuen Königswahl kein Augenmerk auf ihn richtete, daß er sprach: „Graf Luthar warum seid Ihr mein Feind?" — Dieser antwortete ihn: „Merkt Ihr nicht, daß Euerm Wagen

---

*) Daß Großjena in der Vorzeit ein bedeutender und sehr bevölkerter Ort gewesen sein müsse, deutet die Menge der in der Nähe dieses Ortes gefundenen Ueberreste von Gegenständen des deutschen Alterthums an. So fand man vor mehrern Jahren bei den Nachgrabungen in dem unfern des Dorfes befindlichen Todtenhügel eine unzählige Menge von Todtenurnen, von welchen sich einige durch Feinheit der Masse und Zierlichkeit der Form auszeichneten; ferner eine Menge bronzener und eiserner Kopf-, Hals-, Ohr-, Arm- und Fingerringe und Spangen, so wie Fibeln und andere Zierrathen von gleichem Metall. Aehnliche Gegenstände fanden sich in Menge am Fuße der Weinberge über der Großjenaischen Fähre, so wie ein Schmelztiegel mit einem Ueberrest geschmolzenen Kupfers. Zu den sehr gut erhaltenen Ueberresten von Eisen gehört eine Fibel von Stahl und Eisendraht, nur wenig vom Rost angegriffen und mehrere kleinere, welche besonders durch ihre von nicht geringen Kunstsinn zeugende Arbeit überraschen. Aus diesem allen geht hervor, daß Groß-Jena schon in vorchristlicher Zeit ein nicht unbedeutender Ort gewesen sein müsse, da auch der Name Jena, Jana, Gene und Gena auf sorbischen Ursprung hindeutet.

**) Luther oder Lothar, Graf v. Wallibiki (Walbrok), Markgraf der Nordmark, war mit Ekkihard deshalb in Feindschaft gerathen, weil letzterer seine Tochter Luitgerd dem Sohne des erstern, Namens Werinhar oder Werner, feierlich zur Ehe versprochen hatte, dann aber aus unbekannten Ursachen sich bemühete, diesen vor fürstlichen Zeugen so festgeschlossenen Ehevertrag wieder ungültig zu machen. — v. Dithm. Chron. B. IV.

das vierte Rad fehlt?" *) So ward die Wahl unterbrochen und die Absichten Eckhards dadurch vereitelt, daß er sich den Grafen Luther zur Unzeit durch seine Wortbrüchigkeit zum Feinde gemacht hatte. Auf der Versammlung zu Werla war einmüthig beschlossen worden, den Herzog Heinrich von Baiern zum Kaiser zu wählen. Eckhard war bei dieser Wahl nicht zugegen. Da er sahe, daß man ihm in allen seinen Absichten zuwider war, faßte er den Entschluß, sich nach Westphalen zu begeben, weil die Fürsten, die Heinrichs Wahl begünstigten, eine Versammlung zu Düsseldorf beschlossen hatten. Am folgenden Tage nahm er Abschied von seinen vertrautesten Freunden und vorsichtig merkte er sich seine Gegner. Zu Hildesheim wurde er von seinem Freunde, dem Bischof Berward wohl empfangen und bewirthet. Als er aber nach Paderborn kam, zeigte sich gegen ihn die feindseligste Stimmung, indem man die Thore der Stadt vor ihm verschlossen hielt; doch erlangte er endlich nach langdauernder Unterhandlung bei dem Bischof Rheter Einlaß. Nachdem er hier in der Kirche seine Andacht verrichtet, begab er sich in den bischöflichen Palast, wo er von dem Bischof freundlich empfangen und bewirthet wurde. Indem erhielt er die widrige Nachricht, daß die Unterhandlung in Duisburg, um derentwillen er hierher gekommen war, auf keine Weise vor sich gehen könnte. Er nahm daher vom Bischof, der sein Vorhaben zu mißbilligen schien, Abschied und zog gen Nordheim. Graf Siegfried daselbst nahm ihn sehr freundlich auf und bat ihn, daß er bei ihm übernachten möchte. Die Gräfin Ethelind entdeckte ihm heimlich, daß ihres Gemahles Söhne Siegfried und Benno, mit den beiden Brüdern Heinrich und Udo und noch andern Helfershelfern sich verschworen hätten, ihn zu tödten und ihm zu diesem Zwecke die Falle schon gelegt hätten. Sie bat ihn deshalb dringend, daß er bis zum folgenden Tage hier verweilen oder doch an einem andern Orte, als wo er beabsichtigte, ein Unterkommen suchen möchte. Markgraf Eckhard nahm zwar die Warnung der Gräfin mit Dank an, sagte aber zugleich, daß er um dieser Leute willen seine Reise keineswegs zu unterbrechen gedächte. Er setzte also seine Reise fort. Als ein wachsamer Krieger war er diesen ganzen Tag mit seinem Gefolge auf seiner Hut und ermahnte seine Begleiter unerschrocken zu sein. Da seine Feinde in ihrem Hinterhalte diese Wachsamkeit bemerkten, hielten sie es nicht für rathsam, ihn jetzt zu überfallen. So gelangten die Reisenden ungefährdet bis zur Abtei Palithi (Pölden) in der Gegend von Osterrode am Harz, als den Ort, wo Markgraf Eckhard zu übernachten gedachte. Beim Beginn der Nacht speisete er und ging mit etlichen wenigen in ein hölzernes Gemach schlafen. Die mehresten seiner Leute lagen auf dem daranstoßenden

*) v. Dithm. Chron. ed. Leipn. l. 5. p. 365 u. f. — Hahns Kaiserhist. P. II. p. 175.

Söller. Mit einem Male überfielen ihn die Verschwornen und stießen ein fürchterliches Geschrei aus. Schnell sprang der Markgraf aus dem Bette und riß in der Unbesonnenheit die Fenster auf, in der Absicht, sich besser vertheidigen zu können, wodurch er aber den Feinden Gelegenheit gab, ihm desto besser beizukommen. Ein Ritter seines Gefolges, Namens Hermann, ward sogleich an der Thür ermordet; eben so ging es dem Ritter Athulf, welcher von außen seinem Herrn zu Hülfe eilen wollte. Ernimold, der Kämmerer, ward schwer verwundet. Noch focht der tapfere Eckhard allein gegen die Uebermacht; da stieß ihm Graf Siegfried von hinten einen Spieß mit Gewalt ins Genick, daß er brach und der Markgraf todt zu Boden stürzte. Kaum war dies geschehen, so sprangen die andern Helfer herzu, hieben den Kopf ab und beraubten den Leichnam. Dies geschah den 30. April 1002. Nach dieser blutigen That zogen die Mörder fröhlich davon *). Die auf dem Söller waren entweder feige Schelme, die ihrem Herrn in der Gefahr keinen Beistand leisteten, noch weniger seinen Tod zu rächen suchten, oder gar mit den Meuchelmördern im Bunde. Alfker, der Abt des Klosters Palithi, veranstaltete für den Ermordeten eine feierliche Seelenmesse. Was seine Mörder zu dieser verruchten That bewog, ist nicht bekannt; eben so wenig läßt sich behaupten, daß Graf Luthar bei dieser Ermordung die Hand mit im Spiele gehabt habe. — Seine Gemahlin Swanhild, Tochter des Hermann Billung, reisete der Leiche ihres Gemahles entgegen und führte denselben mit Hülfe ihres Sohnes Herimann nach der markgräflichen Residenz Gena an der Unstrut, wo er begraben wurde. Der Begräbnißort wird von Dithmar und dem Annalista Saxo so beschrieben: In sua urbe Jene, in parochia Moguntina, in loco ubi Sala et Unestrod confluunt, (wodurch hinlänglich bewiesen ist, daß dieses Jena und kein anderes der Ort ist, wo die Residenz des Markgrafen Eckhard, und wahrscheinlich auch seines Vaters, des Markgrafen Günther, sich befunden) filius Herimann patrem sepeliri fecit. Nachmals wurde der Leichnam Eckhards I. nach dem nahegelegenen Naumburg geschafft und in dem von ihm gestifteten Kloster St. Georg beigesetzt: Sed post plures anno inde translatus est in civitatem Nuenburch **). — Nach Eckhards I. Tode kam die ehemalige Residenz Gena oder Jena an die beiden Söhne desselben, Eckhard II. († 1046) und Herimann († 1032), welche nicht allein nebst ihrer Mutter Swanhild das Georgenkloster zu Naumburg, so wie den von ihrem Vater begonnenen Bau des Schlosses Eckartsberga vollendeten, sondern auch als Mit-Fundatoren des Domes zu Naumburg

---

*) v. Dithm. Chron. ed. Leipn. I. 5. p. 366. Leukf. Antiquit. Poeldens. c. 16. p. 82. Spangenb. Mansf. Chron. c. 159.

**) Dithm. Chron. ed. Leipn. c. v. p. 366. Conf. Chron. Duc. Brunsw. l. c.

genannt werden. Unter den Gütern, welche sie zum Heile der Seele ihres Vaters und zu ihrem eigenen Seelenheile dem Domstift von ihren Allodien zuwendeten, befand sich auch wahrscheinlich Großjena, welches nun aufhörte eine Residenz zu sein, da das immer mehr und mehr emporkommende Naumburg seinen frühern Glanz verdunkelte. Nach dem Tode der gedachten Markgrafen Hermann und Eckhardt II. gerieth wahrscheinlich die auf der Höhe bei Großjena liegende markgräfliche Burg, so wie das dabei befindliche Oppidum, immer mehr in Verfall, so daß Beide im Laufe der Zeiten spurlos verschwunden sind und nur das an dieser Stätte erbauete Dorf Großjena, so wie das gegenüber liegende Dorf Kleinjena uns an die ehemalige Bedeutsamkeit dieses Namens erinnern, so wie das nur wenige Stunden von hier entfernte Burgscheidungen an der Unstrut an die ehemals hier befindliche Residenz der thüringischen Könige.

Goseck, im Sept. 1842.

A. G. Sturm.

Schlotheim.

In einem drei Stunden westlich von Mühlhausen und eben so weit südlich von Langensalza befindlichen Thale, liegt das Städtchen Schlotheim, zu der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt gehörig. Dies mit üppigen Weideplätzen, wogenden Saatfeldern und wohl gehaltenen Obstanlagen reichlich gesegnete Thal umfassen mehrere Berghöhen, welche durch den unermüdeten Fleiß der Einwohner in der Veredlung ihres Bodens zu Feldern umgeschaffen, oder mit Obstbäumen besetzt sind. Drei Bäche, welche bei starken Gewittern oft aus ihrem Bette treten und selbst den nahe stehenden Häusern Gefahr drohen, winden sich in vielen Krümmungen durch das Thal und fließen, nach ihrer Vereinigung am westlichen Theile des Städtchens, in die nahe Unstrut. — Auf der Südseite ladet ein lieblich grünendes Buschwäldchen — das Königsholz — den Wanderer in seinen kühlen Schatten und in seine von dem jetzigen für Naturschönheit so empfänglichen Schloßbesitzer angelegten Lauben und labyrinthischen Gänge ein; hat er aber einen Ausgang daraus gefunden, so empfängt ihn auf einer kleinen Anhöhe eine die ganze Gegend umfassende, reich lohnende Aussicht. Gegen Westen öffnet sich eine malerische Landschaft, deren Vordergrund die Landgüter Oesterkörner und Volkerode, nebst den Dörfern Körner, Groß- und Klein-Graba bilden. Im Mittelgrunde zeigt sich die mit 18 Thürmen gezierte Stadt Mühlhausen, nebst den Ortschaften Görmar und Höngeda und ganz im Hintergrunde zieht sich ein langer Wald in blauer Ferne hin, an dessen Vorderseite — jedoch ziemlich entfernt — zwei Forsthäuser sich mit den reizendsten Anlagen erheben. — Diese Fernsicht wird jedoch von der nach Norden übertroffen, wo sich dem Blick auf einmal die mannichfaltigsten und anziehendsten Erscheinungen darbieten. Zuerst übersieht man das Städtchen Schlotheim, an dessen Westseite

neben einer alten Kapelle, das dicht an der Straße erbauete Hospital aus einem herrlichen Obstgarten hervorschimmert, welches schon seit dem dreizehnten Jahrhundert besteht und stets sechs Alterschwachen und Hilflosen eine liebevolle Aufnahme gewährt. — Gegen Süden liegen in geringer Entfernung die größtentheils wohl erhaltenen Gebäude des ehemaligen Benedictiner-Nonnenklosters, ebenfalls in anmuthiger und fruchtbarer Umgebung, wogegen auf der Nordseite das freundliche Schloß mit seinen weitläuftigen Nebengebäuden und seinem großen Obstgarten hervorblickt, und durch eine weite, fruchtbare Fläche schweift das Auge über die nur von wenigen Eichen- und Buchenhölzern getrennten Dörfer Groß- und Klein-Mehlra, Mehrstädt, Urbach, Toba, Immenroda, Schernberg, nebst der Hainleite und dem Possenthurm. Den in grauer Nebelferne liegenden Hintergrund endlich bildet das Harzgebirge mit seinem sechs Meilen entfernten Brocken, während gegen Osten und Süden der Blick auf eine geringere Anzahl von Gegenständen beschränkt ist, indem er nach Ueberschauung einer kleinen, fruchtbaren Fläche auf dem Thüringer Walde ruhet, über welchen der fünf Meilen weit entfernte Inselsberg herüber schimmert.

Was uns in der Gegenwart angenehm und erfreulich anspricht, für dessen Vergangenheit ist auch unser lebhaftes Interesse bald angeregt; so ergeht es uns auch mit Schlotheim in Bezug auf seinen früheren Zustand und seine Geschichte. —

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Höhen um Schlotheim in der frühesten Zeit, gleich unsrem ganzen Thüringerlande, größtentheils mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt waren, in denen wohl Bären und Wölfe hausen mochten, worauf noch jetzt die Benennungen eines Holzes — das Bärenthal — und einer Grube — die Wolfsgrube — hinzudeuten scheinen. Ueber die Zeit des Anbaues ist zwar, wie über den der meisten unserer Ortschaften, ein schwer zu lichtendes Dunkel verbreitet, doch läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich auch Schlotheims Ursprung, wie der aller Orte, welche in unsrem Vaterlande bald nach Einführung des Christenthums in der Geschichte genannt werden, bis in das Heidenthum verliert; da es besonders glaubwürdig ist, daß diejenigen Stellen, wo frühzeitig Kirchen und Klöster angelegt wurden, auch schon in der heidnischen Zeit zahlreich bewohnt waren. Ueberdies soll auf eben bezeichneter Höhe frühe schon ein Königshof oder Palatium gelegen haben. Diese Behauptung erscheint um so glaubwürdiger, weil außer den noch vorhandenen Spuren eines Wallgrabens und dem schon erwähnten Königsholze, in einem Verzeichnisse aus dem Jahre 874 von verschiedenen Städten und Dörfern dieser Gegend, in welchen König Ludwig dem Kloster Fulda den Zehenten bestätigt, auch unser Schlotheim als villa regia genannt wird, welche im Thüringer Gau in der Germarmark lag. — Dieselbe Villa wurde auch hundert Jahre später (977) von Otto II. zu seinem und seiner Gemahlin Seelenheil

demselben Kloster geschenkt. Von diesem Zeitpunkte an herrscht ein beharrliches Schweigen über Schlotheims Geschichte, bis dasselbe erst im zwölften Jahrhundert durch die Erwähnung seiner Besitzer, der Herren von Schlotheim, unterbrochen wird. — Der Raum dieser Blätter gestattet keine speciellen Nachweisungen über dieses in vieler Beziehung ausgezeichnete altadlige Geschlecht, von welchem hier nur erwähnt sein mag: daß sich die Herren von Schlotheim und Truchsesse der Landgrafen von Thüringen, unter dem Adel dieses Landes, theils durch ihren oft bewährten ritterlichen Muth und Tapferkeit, theils durch die weisen gemeinnützigen Anordnungen in ihren Besitzungen, rühmlichst auszeichneten. Schlotheim verdankt ihnen seine bürgerliche Verfassung und seine gänzliche Umwandlung in eine Veste. Auch gründeten sie zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, mit Bewilligung des Klosters zu Mühlhausen, das schon erwähnte Nonnenkloster, welches der Papst Clemens V. kurz nachher bestätigte und besonders in Schutz nahm. Es bestand dies Kloster aus großen ansehnlichen Gebäuden, welche mit mehreren Thürmen geziert waren und hatte ausgebreitete Besitzungen an Waldungen und Ländereien, deren viele jedoch ziemlich entfernt lagen; auch bezog das Kloster aus verschiedenen Ortschaften über siebzehn Tausend Scheffel Zinsen.

Jene unheimliche Zeitperiode, zu welcher in Thüringen nur der Stärkere Meister war; wo ohne begründete Ursachen, ohne große Rüstung und Kriegserklärung ein Ritter in des andern Gebiet einbrach, wo Vasallen gegen ihre Lehnsherren fochten, Schirmvögte Diejenigen beraubten, welchen sie Schutz angelobt hatten, wo Brüder gegen Brüder, Söhne gegen Väter kämpften, ging auch an Schlotheim und seinen Besitzern und Bewohnern nichts weniger als spurlos vorüber. Besonders verhängnißvoll war die Zeit, wo es zwischen Albrecht dem Entarteten und seinen Söhnen zu offener Fehde kam und in welcher mancher Bewohner Thüringens Gut und Leben verlor. Auch den Herren von Schlotheim wiederfuhr das Erstere, in Folge zu großer Liebe und Anhänglichkeit an die Söhne Albrechts. — Auf einem Streifzuge gegen seinen Vater machte Friedrich mit der gebissenen Wange dessen ersten Rath Christian, einen deutschen Ordensherrn, zum Gefangenen (1281) und hielt ihn auf der Veste Schlotheim im Gewahrsam, bis er sich mit dreihundert Mark Silber auslöste. — Es war dies ohne Zweifel jener deutsche Ordensherr, auch Bischof von Samland in Preußen, Christian, welcher in der Blasii-Kirche zu Mühlhausen begraben liegt, um welche Stadt er sich verdient gemacht hatte, indem er den Kaiser Rudolph auf dem Reichstage zu Erfurt (1295) wieder mit derselben aussöhnte, welcher wegen Zerstörung des Ganerbenschlosses auf der Burg in Zorn gegen sie entbrannt war. — Albrecht, hierdurch auf's Höchste gereizt, zog gegen Schlotheims Mauern heran, erstürmte die Stadt, nahm die Besitzer der Burg gefangen und beraubte sie ihres Eigenthums und ihrer Würden. —

Nur das Schloß Almenhausen bekamen die Herren von Schlotheim nach ihrer Befreiung von Friedrich zurück und soll der Name Almenhausen von der Aeußerung des aus Schlotheim vertriebenen Besitzers bei seiner Ankunft daselbst: „Dies ist nun all mein Haus!" seinen Ursprung haben. — Die übrigen Besitzungen derer von Schlotheim fielen den Grafen von Hohenstein zu. Die blutigen Früchte aber, welche aus dem Samen des unvertilgbaren Hasses Albrechts gegen seine Söhne emporwuchsen und nur Elend und Gräuel über ganz Thüringen verbreiteten, blieben nicht aus. Als Albrecht nach so manchem vergeblichen Versuch, die Hoffnung, seinem Liebling Apitz die Herrschaft über Thüringen zu erwerben, aufgeben mußte, verkaufte er seinen Antheil an diesem Lande an den König Adolph von Nassau für 12,000 Mark Silber, welcher nun die Lehnsleute und Städte zur Huldigung aufforderte, die sich jedoch standhaft weigerten, ihn bei Lebzeiten der jungen Fürsten anzuerkennen. Da drang er mit einem starken beutelustigen Heere (1294) in Thüringen ein, um die Huldigung zu erzwingen, erschien, nachdem seine Lanzknechte am Harze bereits die ärgsten Gräuelthaten verübt hatten, auch vor Schlotheim, eroberte die Stadt, und verwüstete sie auf's Furchtbarste. — Die Kirche wurde von dem zügellosen Haufen geplündert, das Kloster ausgeraubt, die Nonnen und Jungfrauen geschändet, die Unbewehrten getödtet, Vieh und Geräthe fortgeschleppt und die Stadt zum größten Theil niedergebrannt. Ob auch die Burg Schlotheim bei dieser Gelegenheit zerstört ward, ist nicht mit Gewißheit anzunehmen. Gewiß aber ist, daß Schlotheims Bürger durch diese Ereignisse auf viele Jahre in die beklagenswertheste Lage geriethen. Sie verzagten jedoch nicht, und bald leuchtete ihnen durch die Nacht des Jammers ein freundlicher Hoffnungsstrahl.

Die Grafen von Schwarzburg, welche dies Gebiet kaufweise von den Grafen von Hohnstein an sich brachten, baueten Schlotheim 1339 völlig wieder auf, halfen den Nothleidenden und umgaben die Stadt mit einer neuen Mauer, so daß der Wohlstand derselben bald wieder auf die vorige Stufe stieg. — Als im folgenden Jahre den Grafen von Schwarzburg von den Beichlingern Frankenhausen verkauft wurde, gaben sie Schlotheim bis zur völligen Abzahlung der Kaufsumme, für 2200 Mark Silber, zum Pfande, — Graf Günther versetzte es zum Besten seines Sohnes, des Erzbischofs von Magdeburg, 1416 an Otto von Ebeleben für 350 Mark Silber, und 1424 verkaufte Graf Heinrich Schlotheim auf Wiederkauf für 1000 Mark Silber an seinen Rath Friedrich von Hopfgarten. — Das altadlige Geschlecht derer von Hopfgarten soll aus Ungarn mit der heiligen Elisabeth, Tochter des Königs Andreas und Gemahlin des Landgrafen Ludwig des Heiligen, gekommen sein, und sein zwischen Weimar und Erfurt gelegenes Stammschloß Hopfgarten wurde 1303 nach siebenwöchentlicher Belagerung von Albrecht und den Erfurtern zerstört; und da die Fa-

milie, trotz aller Bemühungen, nie wieder zu diesen ihren Besitzthum gelangen konnte, so erhielt sie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, Schlotheim mit den dazu gehörigen Dörfern und Gütern als Lehn. — Auch für die überaus interessanten geschichtlichen Nachweisungen dieses noch immer frisch fortblühenden Geschlechts reicht leider der Raum dieser Blätter nicht aus, und wir heben zu seinem verdienten Ruhme nur heraus, daß Schlotheims Wohlstand, seit es Besitzthum der Herren von Hopfgarten ist, sich immer mehr hob, indem sie ihren Bürgern und Unterthanen in jeder Gefahr und in jedem Ungemach, welches die verhängnißvolle Zeit herbei führte, stets rettend und hilfreich zur Seite standen und durch Wohlthaten und milde Unterstützung der Bedrängten, überall und zu jeder Zeit bemüht waren, der Noth und dem Elend Grenzen zu setzen.

Unter die harten Prüfungen, welche nebst den meisten Orten Thüringens, auch Schlotheim zu bestehen hatte, ja welche es mehr als viele andere Orte betrafen, gehören vorzüglich die Ereignisse jener Schreckenszeit, in welcher sich, mitten im Genuß der so lange ersehnten Freiheit von der Gewalt des Pabstes und seiner entarteten Diener, die Kurzsichtigen von mißvergnügten Schwärmern irre leiten und bis zur Raserei gegen obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen ließen; ich meine die Ereignisse, welche, besonders in Thüringen, im Jahre 1525 zu ihrem schrecklichsten Ausbruche kamen, aber auch in demselben, wie Alles zu hoch Gespannte, ihr Endziel fanden. — Der durch Thomas Münzer bis zur furchtbarsten Gluth angeschürte Aufstand ist allgemein bekannt, so wie die Schandthaten, welche er und seine Schreckensrotte verübten. — Von Kloster zu Kloster, von Edelhof zu Edelhof, von Ort zu Ort zogen die wüthenden Schaaren, Raub, Mord und Verwüstung verbreitend; kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, blieb von den tollen Haufen verschont; sie kühlten ihren Grimm im Blute der Mönche, Nonnen und Edelleute. — Wenig Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1525) kam diese zügellose Bande auch vor Schlotheim, beraubte das Kloster, drang in die Stadt erstürmte das Schloß und plünderte es völlig aus. Selbst die im Kindbett liegende Gemahlin Rudolphs von Hopfgarten mißhandelten die Wüthriche auf die unmenschlichste Weise. Doch das Maaß ihrer Gräuel war voll und bei Frankenhausen erreichte sie die gerechte Strafe. Thomas Münzer selbst wurde auf dem Transport als Gefangener nach Mühlhausen, vier Tage zu Schlotheim in Gewahrsam gehalten, während der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Heinrich von Braunschweig, Landgraf Philip von Hessen und Churfürst Johann von Sachsen, auf ihrem Zuge nach Mühlhausen daselbst Rasttag hielten. —

Die glücklichen Verhältnisse der Einwohner von Schlotheim waren zwar durch diese Schreckensereignisse bedeutend zerrüttet. Arbeitsamkeit und Häuslichkeit jedoch, halfen die schmerzlich erlitte=

nen Verluste einigermaßen ausgleichen; aber die Armen ahneten nicht, daß noch ein größeres neues Unglück ihren Muth auf die Probe stellen wollte; aller Segen ihres Fleißes wurde am 17. April 1547 der Raub einer verheerenden Feuersbrunst, welche im Verlauf einer Stunde dergestalt um sich griff, daß die ganze Stadt, nebst Kirche, Schloß und Kloster von dem furchtbaren Elemente vernichtet und mehrere Menschen unter den Trümmern begraben wurden. — Doch auch dies Unglück fand in den von allen Seiten zuströmenden Hilfsquellen seine Milderung und Ausgleichung; die Stadt wurde schnell wieder aufgebaut, wobei die Häuser nicht nur ein weit freundlicheres Aeußere, sondern auch an Zahl bedeutend gewannen, und die Ergiebigkeit der wohl angebaueten Fluren half nicht nur zu dem nothdürftigen Auskommen, sondern auch zu dem Wiederemporkommen des Wohlstandes. Letzterer wurde noch vermehrt, durch den immer günstigen Verkauf selbstverfertigter Gewerberzeugnisse auf den jährlich gehaltenen acht Kram- und sechs Roßmärkten, welche, besonders als eine Haupt-Nahrungsquelle für Schlotheim in jener Zeit anzusehen sind; weil während derselben, außer der hier zusammenströmenden großen Volksmenge, auch viele Personen von hohem Range zugegen waren, und die Gasthöfe nur den kleinsten Theil der Fremden aufnehmen konnten, so stand es jedem Bürger frei, Gastgerechtigkeit zu üben, welche Gewohnheit sich — so viel uns bekannt — bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Trafen auch Schlotheim nicht speciell alle Geißeln des Elends und der Schrecken, welche der dreißigjährige, siebenjährige, so wie die neueren Kriege über Deutschland verbreiteten, so zogen sie doch keineswegs unbemerkt an ihm vorüber, Alles aber half der feste, kräftige Sinn seiner Bewohner ertragen und ihre unermüdete Lebensthätigkeit ausgleichen, während die umsichtige, milde und kräftige Obhut seiner Schutzherrn unter der Aegide einer landesväterlich gesinnten Regierung den segenreichsten Einfluß übten. Und so sehen wir das freundliche Bild, welches wir im Eingange dieser Schilderung von Schlotheim der Wahrheit getreu aufstellten, unter dem Walten eines langen, heilbringenden Friedens, in dem löblichen, biedren Sinn seiner Bewohner und in ihrem Festhalten an dem Guten, mitten in den theilweisen Entartungen der Gegenwart, auch in seinem Innern sich bewähren und immer dauernder gestalten, und es bedarf daher keiner weiteren zergliederten Darstellung seines gegenwärtigen Zustandes, von welchem sich nur das Lobenswertheste berichten und die erfreulichste Hoffnung für eine befriedigende, segenreiche Zukunft abnehmen läßt.

Friedrich von Sydow.

Bad Liebenstein

(im Herzogthum Meiningen).

Ich war krank. Vergebens hatte ich in den Armen der Allöopathie und Homöopathie die ersehnte Genesung gesucht. Da schickten mich die Aerzte in's Bad, der Eine nach Kissingen, der Andere nach Kreuznach, der Dritte nach Wiesbaden. Und ich erkannte, daß ihr Wissen Stückwerk sei, und wählte nun auf eigene Hand. Da führte mich die Dankbarkeit *) nach Liebenstein. Kennst du das traute Dörfchen? Es ruhet in dem Schooße eines stillen Thales zwischen den Städten Eisenach und Meiningen. In einem reizenden Halbkreis, von duftigen Wiesen umgrünt und waldigen Höhen umragt, grüßen die schmucken Häuser (etwa 130 an der Zahl mit 800 Einwohnern) gar freundlich dir entgegen. Das anmuthige Idyll des Thüringer Waldgebirges scheint sich hier zu einem romantischen Gemälde gestaltet zu haben, welches unwillkürlich Herz und Auge fesselt. Darum ist Liebenstein mit Recht die Perle des Thüringer Waldes genannt worden, und tausend Wanderer durchziehen jährlich das reizende Thal und schwelgen an dem Busen einer wunderherrlichen Natur. Aber auch die Menschen, die hier wohnen, sind freundlich und gut. Sie nähren sich theils vom Ackerbau, theils von den mannichfaltigsten Gewerben, theils von den Gästen, die das Bad besuchen und den Fremden, die den ganzen Sommer hindurch die reizende Gegend durchziehen. Belebte Kunststraßen verbinden den Ort mit kleinern und größeren Städten, und der regelmäßige Postenumlauf bietet zum täglichen

---

*) Im Jahre 1841 war meine Frau in der Kaltwasserheilanstalt zu Liebenstein von schweren Leiden hergestellt worden.

Verkehre auch mit der entlegensten Ferne die Hand. Vor rauhen Nord- und Ostwinden geschützt, steht das Thal nur gegen Westen offen; die klimatischen Verhältnisse sind so günstig, wie sie in Gebirgslandschaften nur irgend gesucht werden mögen. Der Naturforscher aber findet in Liebensteins Umgebungen reiche und seltene Schätze. Darum hat man das traute Liebenstein nicht selten mit dem heiteren Baden-Baden verglichen; und wer die Annehmlichkeiten eines städtischen Comforts mit den süßen Freuden ländlichen Stilllebens zu verschmelzen, wer einfacher und billiger, aber darum nicht minder angenehm und fast noch glücklicher zu leben wünscht, weil in kleineren Kreisen zwar nicht die Leidenschaft, aber die Freude am liebsten wohnt, der dürfte sich in Liebenstein noch froher und heimischer fühlen. Eine der romantisch-lieblichsten Gegenden des Thüringer Waldes, auf welche Natur und Kunst das Füllhorn ihrer Reize ausgegossen, öffnet Jedem die Arme, daß er Monden lang in neuen, seligen Genüssen schwelgt; das gesellige Leben, traulich und zwanglos, bietet in Scherz und Ernst gar manche holde Blüthe und gar manche schöne Frucht; Wohnungen und Badeanstalten, eben so freundlich als zweckmäßig; die Preise in den Grenzen billiger Taxe sich bewegend; die Sorgfalt, womit die wackeren Aerzte nicht blos das Vergnügen, sondern mehr noch die Genesung ihrer Gäste überwachen und leiten; das unablässige Zuströmen zahlloser Reisenden, welche das schlichte Dorf zu einem reichbelebten Theater gestalten; die anerkannte Heilkräftigkeit der hiesigen Quellen, die schon so manche welkende Blüthe der Gesundheit und des Lebensmuthes wieder erfrischt und gekräftigt haben; der hohe Kunstgenuß, welchen die tägliche Concertmusik beut: das Alles dürfte Liebenstein zu einem Bade hohen Ranges erheben, — wenn es sich durch unedle Künste emporschwingen wollte, und wenn es nicht im Laufe der Zeit zu einer alten Jungfer geworden wäre, deren stillen Reiz die leidige Mode nicht anerkennen will. Indessen haben die letzten Jahre der schönen Hoffnung Raum gegeben, daß die Jungfrau sich als junge Frau die ihr gebührende Anerkennung allgemach wieder sichern dürfte. Denn durch die im Jahre 1840 erfolgte Vermählung der Kaltwasserheilanstalt mit dem Mineralbade ist Liebenstein wieder ungleich frequenter geworden, und während vor mehreren Jahren die Kurliste nur noch 14 wirkliche Badegäste zählte, so ist die Zahl derselben jetzt wieder über 100 gestiegen; ja, es hat sogar die verwittwete Königin von England, Adelheid, eine geborene Prinzessin von Meiningen, welche die Spiele ihrer Kindheit hier gespielt, es nicht verschmäht, die Kaltwasserkur in Liebenstein zu gebrauchen und während ihres sechswöchentlichen Aufenthaltes den Blüthengarten des dasigen Badelebens mit einer reichen Flora gekrönter und nichtgekrönter Häupter zu schmücken (i. J. 1844).

Ich kam von Eisenach. Der Weg, bergauf bergab, hatte mich ermüdet. Da glaubte ich in dem Schooße eines heiteren Thales

Liebenstein zu erblicken, aber es war erst der Marktflecken Schweina nebst dem Fabrikorte Glücksbrunn. Noch eine kurze, aber steile Anhöhe hinauf, und die Burgruine Liebenstein grüßte von ihrem waldigen Bergeshaupte, und ein schmuckes Gebäude*), an dem nördlichen Waldessaum gelagert, überragte das nach Süd-Westen hin offene Thal, und saubere Promenadenwege mit rieselnden Brunnen und einladenden Ruheplätzen durchschlängelten die blumenreichen Wiesen und aus der nördlichen Thalschlucht herauf winkte der betriebsame Flecken Steinbach und im Vordergrunde rieselte ein lustiger Forellenbach (Grumbach genannt) zu dem Dache eines Häuschens hinein und bildet eine gar wohlthuende Douche der Liebensteiner Wasserheilanstalt. Eine gute Chaussee führt nun durch eine schattige Pappelallee in den unteren Theil des Dorfes, welcher sonst, und auch noch jetzt in dem Munde des Volkes, „die Grumbach" heißt, während der obere Theil mit dem charakteristischen Namen „Surborn" (Sauerbrunnen) bezeichnet wird. Der Raum zwischen beiden Dörfern ist durch Promenadenwege und mehr oder minder stattliche Gebäude, die erst in neuern Zeiten aufgeführt worden sind, ausgefüllt. Jetzt erreichen wir die Gegend, wo unter einer offenen 20 Fuß hohen Rotunde die heilkräftige Mineralquelle entspringt. Zur Rechten haben wir das schöne Fürsten-Palais begrüßt, das der Herzogin Ida, der Gemahlin des Herzogs Bernhard von Weimar zu eigen gehört und in welchem diese fürstliche Familie die Sommermonate hindurch in ländlicher Stille zu wohnen pflegt. Es wurde der Herzogin Louise Eleonore von Meiningen im J. 1807 erbaut, und gewährt, nachdem es 1826 erweitert und verschönert worden, mit seiner blumengeschmückten Säulenhalle, mit seinem von Laubgewinde durchflochtenen Balkon und mit der Glaskuppel, durch welche ein kleiner, aber sehr geschmackvoller Rundsaal erleuchtet wird, einen eben so freundlichen, als stattlichen Anblick. Daran grenzt das Theatergebäude, das aber seit einigen Jahren nicht mehr als solches benutzt wird, weil die Kurgäste es vorziehen, statt der gemalten Natur die wirkliche zu schauen. In den vordern Nebenräumen dieses Gebäudes befindet sich ein eleganter Kaufmannsladen, eine herrschaftliche Küche und andere Zimmer, die zu einem Lese- und Billardsaale eingerichtet werden sollen. In dem hinteren Theile dieses Baues sind die Mineralbäder (7 an der Zahl) in kleinen, aber hohen und freundlichen Zellen. In die marmornen Badewannen, die in den Boden,

*) Es ist die Kirche zu Liebenstein, in welcher der Pfarrer von Schweina von 3 zu 3 Sonntagen Gottesdienst hält. Sie ist im modernen Style, aber so leicht erbaut, daß sie bald einem andern noch schmuckeren Gotteshause Platz machen wird, welches unfern der Mineralquelle im gothischen Baustyle errichtet werden soll. Im Innern ist die jetzige Kirche durch ihre fast amphitheatralische Gestalt sehr zweckmäßig eingerichtet und die Herzogsfamilie verschmäht es nicht, fast sonntäglich sich mit der Dorfgemeinde zu erbauen.

der gleichfalls aus Marmor oder von Holz und Backsteinen gefertigt ist, eingesenkt sind, wird das Mineralwasser aus einem 10 Fuß langen eisernen Kasten geführt. Neuerdings ist aber auch die Einrichtung getroffen worden, daß in diesen Räumen Sitz-, Douche- und Regenbäder genommen werden können, sowie denn überhaupt die mannichfachen Anwendungsarten des Wassers, welche Priesnitz zu Tage gefördert, allgemach und mit Recht auch von den Mineralbädern adoptirt werden. Dem Fürstenhause gegenüber und also zur Linken der Chaussee, stolzirte ein meiningischer Jäger in recht stattlicher Uniform vor einem langen Gebäude auf und ab. Das ist der sogenannte „lange Bau,“ den im J. 1844 die Königin von England mit ihrem Gefolge bewohnte. In frühern Zeiten soll dieses Haus ein Pferdestall gewesen sein; nachdem aber später die geräumigen Stallungen und Remisen hinter dasselbe verlegt worden, so ist es jetzt zu Wohnungen für Badegäste eingerichtet. Es zählt 22 Zimmer, die elegantesten, die Liebenstein bietet. Für jedes derselben zahlt man eine wöchentliche Miethe von 4 bis 6 Gulden. Vor dem langen Bau, der auf einer Terrasse steht, zieht sich ein doppelter Promenadenweg hin, der mit Blumenboskets und Rasenwänden geschmückt ist; hinter demselben aber ist, statt der früheren Kloake, im J. 1844 ein zierliches Gärtchen im Roccoco-Geschmack des Fürsten Muskau angelegt.

Wenden wir uns nun dem freundlichen Platze zu, auf welchem das Brunnenhaus steht, so fesselt ein gar liebliches Bild unsere überraschten Blicke. Das Brunnenhaus selbst, das im J. 1816 erbaut worden ist und auf einer Calonade von 12 Säulen ruht und durch eine Glaskuppel das nöthige Licht empfängt, birgt in seinem 11 Fuß tiefen und 20 Fuß im Durchmesser haltenden Bassin, in das eine Steintreppe (deren früheres Eisengeländer gestohlen und durch ein hölzernes ersetzt worden ist) hinabführt, die Mineralquelle, die mit einem eisernen Gitter verschlossen ist, doch so, daß die Bewohner des Dorfes, welche dieses Wasser fast zu ihrem einzigen Getränke wählen, mit einer eisernen Kelle stets daraus schöpfen können. Vor unsern Blicken aber sprudelt eine lustige Fontaine aus einem klaren Wasserbassin, in welchem die Forellen spielen, die der Wirth für seine Tafel hier bewahrt. Zur Rechten aber steht das Postgebäude (und der Posthalter ist zugleich Hofgärtner, Bad-Cassirer u. dergl. mehr), das mit seinem alterthümlichen und fast unsauberen Gewande dem schönen Platze nicht eben zur Zierde gereicht. Ein saftgrünes Bowlinggreen, von einem lebendigen Zaune umfriedigt und mit Blumenbosquets geschmückt, lehnet an der sanften Anhöhe, auf welcher das Kurhaus thront. Um den Rasengarten herum führen zwei breite Sandwege auf die, mit einem Eisengeländer, unter welchem das klare Bergwasser in eine große Eisenwanne sprudelt, verwahrte Terrasse, die von majestätischen Kastanien und Linden überschattet ist und mit ihren Tischen und Ruhebänken, insbesondere an warmen Sommer-

tagen, einen gar reizenden und trauten Aufenthalt gewährt. Hier entfaltet die Herzogl. Hofkapelle in den Morgen= und Nachmittagsstunden, wo zahlreiche Gäste in dem Schatten der Bäume sich sammeln, ihre Töne, und wenn es Abend geworden ist, da flüstert Hans und Grethe in dem traulichen Dunkel und die Fontaine plätschert dazu ihr einförmiges Lied.

Das Kurgasthaus mit seinen drei Etagen und mit seiner langen Fronte, war ehedem die Wohnung der Familie von Fischern, deren Name noch heutiges Tages in dem Meiningischen Lande einen guten Klang hat; denn ein Forstmeister von Fischern, der zu Liebenstein wohnt, ist gegenwärtig Herzogl. Bad=Director. In den Jahren 1801 bis 1804 wurde jedoch dies ehemalige „Schloß," wie es noch heute in dem Munde des Volkes heißt, vergrößert und verschönert und bietet jetzt den Badegästen über 60 Zimmer, die incl. der Meubels und Betten um den sehr billigen Preis von 2 bis 5 Gulden für die Woche vermiethet werden. Und dieser Preis wird für diejenigen, welche sich länger als vier Wochen hier aufhalten, noch um ein Viertheil ermäßigt. Die freundlichsten Zimmer des Hauses, mit einem offenen Blick auf den Vorplatz und in das ferne von den Vorgebirgen der Rhön umgrenzte Werrathal, sind in der mittlern Etage Nr. 25, 40, 41 und 42, in der obern Nr. 49, 50, 51, 69, 70 und 72.

Die mittlern Zimmer des Hauses, obschon am geräumigsten und schönsten, sind durch Baumschatten verdüstert und behagen nur an heißen und sonnigen Tagen. Der jetzige Gastwirth und Inspector Müller empfing mich mit einer so höflichen Zuvorkommenheit und mit einem so freundlichen Anstande, daß ich ihm und seiner Wirthschaft alsbald gewogen ward. Diese Wirthschaft, ihm verpachtet, steht unter Controle der Bad=Direction, und das ganze Inventarium des Hauses gehört dem Herzoge, welcher das Vergnügen hat, zur Aufrechthaltung des Bades alljährlich 2 bis 3000 Gulden aus seiner Kasse zu verabreichen. Man hatte mich gewarnt, nach Liebenstein zu gehn, weil es allda zu theuer sei; allein das ist ein Vorurtheil, das sich aus einer früheren Zeit in die Gegenwart herüber vererbt hat: denn ein billiger Tarif, der zur steten Einsicht der Gäste vorliegt, schützt vor jeder möglichen Prellerei, die ohnedies nicht im Charakter des jetzigen Wirthes liegt. Darum rathen wir Jedem, der es ermöglichen kann, nicht sowohl im Dorfe, als vielmehr im Kurhause zu wohnen. Hier lebt er nicht nur den Badeanstalten am nächsten und fast unter steter Obhut der Aerzte, sondern er ist auch damit in die geselligen Kreise der Gäste alsbald eingeführt und in dem Kurhause wohl am besten versorgt und aufgehoben. Die Theilnahme an der gemeinschaftlichen Mittagstafel, die reichlich bestellt ist, kostet 36 Xr., und für Nichtkurgäste 48 Xr. bis 1 fl. Und obwohl der Wirth und der Koch erst geboren werden soll, der es Allen recht macht, so habe ich mich doch an der **Table d'hôte** zu Liebenstein fast immer wohl gefühlt; und

wenn es mir auch zuweilen in dem schmucken aber düstern Speisesaale allzufrostig ward, und wenn die Bedienung, und insbesondere die Höflichkeit der Herren Kellner, auch Manches zu wünschen übrig ließ, so tröstete ich mich mit den alten Spruch der Weisheit, daß unter dem Monde Nichts vollkommen sei.

Geht man durch das Gasthaus hindurch, so führen hölzerne Stufen zwischen einem Rasenraine hinauf in den geräumigen Kursaal, der, im Jahre 1805 erbaut, bei zahlreichem Besuche zum Speise-, und bei etwaiger Tanzlust, die sich jedoch nur selten nach Liebenstein zu verirren pflegt, zum Ballsaale dient. Er ist mit fünf Kronleuchtern geschmückt und so umfangreich, daß er bei ungünstiger Witterung, die nicht selten zur Tagesordnung wird, als Promenadenweg benutzt wird. Daran schließt sich ein freundliches Conversations-Zimmer, das in den Nachmittagsstunden die gesprächige Damenwelt um Kaffee- und Theetisch vereint. Vor demselben sprudelt ein Brunnen, daran die Kaltwassergäste ihren Tantalus-Durst zu löschen pflegen. Dieser Brunnen speist zugleich die nahe Douche, die in Gestalt eines chinesischen Tempels erbaut ist und mit einem Wasserstrahl von 500 Fuß Druckhöhe die armen Patienten peitscht. Wenden wir uns aber nach Osten, so treten wir alsbald in eine prachtvolle Riesenlaube, die von amphitheatralisch ansteigenden Felswänden umschlossen ist und an sonnigen Tagen — wenn sie nur nicht so selten wären! — sich zum romantisch-idyllischen Speisesaale gestaltet. Majestätische Linden und Buchen, die zum Theil aus dem wohlgeebneten Raume, wo sich fast immer eine heitere Gesellschaft ergeht, zum Theil aus den künstlich ummauerten Bergwänden hervorwachsen, wölben sich zum luftig grünen Dache, das nur in heitern Abendstunden von den magischen Streiflichtern der sinkenden Sonne durchspielt wird. Zuweilen, namentlich an demjenigen Sonntage, welcher dem 11. August*) zunächst grenzt, wird der Erdfall, wie diese reizende Stätte heißt, mit zahllosen Lampen erleuchtet, die das wundervolle Stein- und Laubgewölbe zu einem Feentempel gestalten, der an Pracht und Zauber selbst im Reiche der Poesie seinesgleichen sucht. Da tönet eine süße Harmoniemusik aus dem Felsgeklüfte hervor und aus den Baumwipfeln hernieder funkeln die Lichter wie magische Sterne, und in den Mauernischen lagern zahllose Gestalten in grotesker Beleuchtung und des Bächleins Gemurmel, das den Erdfall durchrieselt, verstummet vor dem fröhlichen Gesumme der Menge, die sich in solch festlicher Stunde in diesem Naturpalaste zusammendrängt. Die Hinterwand des Erdfalles aber ist zerklüftet und aus der Grotte, die sich dort gebildet, strömt

*) Der 11. August war der Geburtstag der hochverehrten Mutter des jetzigen Herzogs von Meiningen und wird seit langen Jahren, und noch jetzt, als „Brunnenfest" hoch gefeiert.

ein kühler Quell, und hoch darüber hat sich eine Erdbrücke gewölbt, die nur noch von den Wurzeln einer kräftigen Buche gehalten zu werden scheint. Felsenstufen führen in den düstern Bergesschooß hinein; bis auf 60 Schritte dringt der kühne Wanderer bald durch enge Klüftungen, bald durch stattliche Säle in das durchhöhlte Gestein (Rauhkalk). Doch ist diese Wanderung, seitdem einige Felsblöcke herniedergestürzt sind, so gefahrvoll geworden, daß sie kaum noch von wagehalsigen Studenten hin und wieder versucht wird. Neben dem Erdfalle läuft ein geräumiger Felsenkeller tief in den Berg hinein und das Bier, das dort lagert, wird von nahen und fernen Gästen — nur den Kurgästen ist dieser Genuß versagt — gar hoch gerühmt.

Steigen wir nun die wenigen Stufen hinan, die unfern des Felsenkellers aus dem düstern Erdfall in die lichte Höhe führen, so begegnet unsern Blicken ein reizendes Bild. Ein schmuckes Häuschen mit vorspringendem Dache birgt den Eiskeller, in welchem die Vorräthe des Wirthes eine geschützte Stätte finden; dahinter ist ein lauschiges Plätzchen in den Felsen gehauen und von Baumgrün umschirmt. Bis an den Saum des Waldes schlängeln sich saubere Promenadenwege um Rasenterrassen und Blumenbosquets, und zur Seite ist eine Kegelbahn in den Berg hinein gearbeitet, die ursprünglich den Badegästen bestimmt war, aber jetzt, seitdem sie dem Bierwirthe vermiethet ist, fast nur noch von Biergästen benutzt wird. Hoch über derselben rundet sich ein freier Raum, mit einem Geländer umgränzt, den des Volkes sinnige Sprache den „hellen Blick" getauft. Eine anmuthige Fernsicht in das zu Füßen ruhende Dorf und weiter hinaus über wogende Wälder und Felder bis in das Werrathal und zu den Bergeshäuptern des Bleß, des Baier und des Dechs verschließt sich hier den schwelgenden Blicken. Weiter hinauf leitet durch Waldesschatten der Weg zu einem freien Raume, der zum Spiel- und Turnplatze erkoren ward; aber neuerdings scheint Spiel und Tanz in Liebenstein vorbei zu sein und die Turngeräthe vermodern, und der schöne Wille, der den Platz geebnet hat, ist eben nur — Wille geblieben, und der Wanderer verfolgt unaufgehalten den Weg, der in Zickzackwindungen zur Burgruine führt.

Das sind die Räumlichkeiten und die nächsten Umgebungen des Badeortes Liebenstein; denn nach andern Seiten hin ist derselbe von üppigen Wiesen, fruchtbaren Aeckern und anmuthigen Waldungen umkränzt. Wie sich's nun als Badegast in diesen Räumen lebt? — Darüber wäre Manches zu sagen, aber — Schweigen ist auch eine Antwort! Wer ein ländliches Stillleben sucht und einzig und allein in der Umarmung des Wassers und in dem Schooße einer herrlichen Natur Befriedigung findet, der wird sich hier gefallen, wenn nicht etwa, statt des milden Klimas, das die Bücher dem hiesigen Aufenthalte nachrühmen, vielleicht wochenlang der Himmel nur auf kurze Stunden ein heiteres Antlitz zeigt und ein rauher Gebirgs-

wind selbst in den Hundstagen Hände und Nasen erstarren macht. Wer dagegen eine heitere Geselligkeit liebt und die wenigen Badegäste zu einer trauten Familie vereinigt wähnt, der dürfte sich nur allzubald in seinen angenehmen Hoffnungen bitter getäuscht fühlen. Zwar schließen sich auch hier verwandte Seelen an verwandte und es knüpft sich mancher Freundschaftsbund, den freilich oft der Abschied schon zerreißt; aber ein freies und fröhliches Leben, wie insbesondere die Wasserheilanstalten solches bieten und auch bieten sollten, weil Last und Schmerz der Wasserkur doch wohl durch Lust und Scherz erträglicher gestaltet werden mag, entfaltet sich in Liebenstein nur selten. Ich habe 3 Monate daselbst gelebt und gebadet, und manche schöne Stunde wird auf lange Zeit mir die Erinnerung bewahren; ich bin der Wasserheilmethode großen Dank schuldig geworden, weil sie, wenn auch nicht mich selbst, doch meine Lieben von schwerem Leid befreite: daß ich aber freilich nicht vergessen konnte, ich sei der Schulruthe entwachsen, daß ich mich in das Cliquenwesen nicht hineinfinden konnte, das sich in der kleinen Gesellschaft bildete, daß ich mich nicht zum Courschneiden herabwürdigen mochte, worin Manche ihren Stolz und ihre Freude finden, daß ich bei dem Mangel fast aller Zerstreuungsmittel oft von der kurwidrigsten Langeweile beschlichen ward und mich mit dem trüben Himmel und dem ewigen Einerlei des Wettergeschwätzes nicht befreunden konnte, — — Das ist es gewesen, was mir das Badeleben, das so Viele als ein Eldorado ihrer Wünsche ersehnen, nicht selten zu einem fast klösterlichen gestaltet hat, dessen Fesseln ich zuletzt, im heißen Verlangen nach der frischen und freien Luft meiner Heimath, durchbrach. Denn wenn der Himmel nicht lächelt, so möchte der Liebensteiner Badegast weinen. Zwar stehet ein Theatergebäude da, aber es ist der komischen und ernsten Muse schon seit Jahren verschlossen; zwar ist auch hier ein grüner Tisch gedeckt und empfängt seine Opfer, aber Roulette und Faro, ja selbst das unschuldige Whist und Solo ist den Badegästen untersagt; zwar gibt es Bier und Weinkeller, darin man sich letzen könnte, aber Bachus verträgt sich nicht mit den Najaden; zwar ist die Wirthstafel gut und reichlich bestellt, aber viele der armen Wassergäste sind auf Entziehungsdiät gesetzt; zwar rühmt der gedruckte Prospectus der Kaltwasserheilanstalt „daß für Zerstreuungen und Vergnügungen von Seiten der Anstalt jedmögliche Sorge getragen sei, z. B. durch einen gymnastischen Apparat, durch Kegelbahn, Billard, Zeitschriften, Aufstellung eines Flügels und viele andere derartige Vorkehrungen und Veranstaltungen", — aber der gymnastische Apparat und das Billard sind nicht aufgestellt, die Kegelbahn ist nicht überbaut und ohnedies von Biergästen aus allerlei Volk fast immer in Beschlag genommen, ein Flügel soll in besseren Zeiten der Badegesellschaft zu Diensten gewesen sein, die Zeitschriften bleiben, obwohl die Allgemeine Augsburger von der Direction gehalten wird, fromme Wünsche, die neuerdings der Inspector Müller einigermaßen zu befriedigen sucht und „andere derartige Vorkehrun-

gen und Veranstaltungen" sind mir während meines zwölfwöchentlichen Aufenthaltes in Liebenstein nicht bekannt geworden. Zwar soll dies Alles besser werden; ich aber schildere Liebenstein, wie es gegenwärtig (1844) ist, und habe leider der Erfahrung nicht entgehen können, daß sich das „Soll" nur langsam zum „Ist" gestaltet. Ich habe sogar gehört, daß eine Hausordnung an die Badegäste ausgegeben und daß ein fortlaufendes Verzeichniß derselben zu Jedermanns An- und Einsicht gebracht, (bis jetzt lernten sich die Kurgäste nur zufällig und gelegentlich kennen!) ja daß sogar ein Billard und Lesezimmer eingerichtet werden soll, in welchem die Herren ungenirt ihr Pfeifchen rauchen dürfen (während in den jetzigen Räumen, da in der Regel die Damen, die mindestens drei Viertheile der Badegesellschaft bilden, hier das Prävenire spielen, das Tabackrauchen, obwohl nur auf dem Papiere verpönt ist); aber — wann sich das Alles zur Wirklichkeit gestaltet, darüber schweigt die Geschichte. So ist die Zerstreuung der hiesigen Gäste auf ihre mehr oder minder langweilige Conversation, auf musikalische Unterhaltung durch die Herzogl. Hofkapelle, (die in den künftigen Jahren durch die sich heranbildende Dorfmusik möglicherweise ersetzt werden soll,) und durch die Leistungen wandernder Virtuosen, die sich nicht selten vor leeren Stühlen hören lassen, oder auf die Lectüre beschränkt, die der Kaufmann Müller und seine hübsche Frau in ihrem eleganten Etablissement aufgelegt oder auch der Buchhändler Bocke aus Salzungen bietet, der seine Leihbibliothek bis nach Liebenstein verzweigt hat und außer den Parfümerien und Seifen, die er in seinem Cataloge empfiehlt, durch Ritter- und Räuberromane Geschmack und Sitten des Volkes vergiftet. Zwar hatte sich i. J. 1844 aus der Mitte der Kurgäste und durch deren Wahl ein Vergnügungs-Comité gebildet, um das einförmige Badeleben heiterer und mannichfacher zu gestalten und durch kleine Beiträge, die dazu verabreicht wurden gemeinschaftliche Landpartieen, unschuldige Feste und gesellige Spiele anzuordnen oder für eine umfassendere und genügendere Lectüre zu sorgen u. a. m. Aber die Freude dauerte nur kurze Zeit und der Vergnügungsausschuß starb, nachdem er nur 4 Wochen unter Mühen, Sorgen und Verdruß gelebt hatte.

Darum ist es lediglich die herrliche Natur, in deren Schooße Liebenstein ruht, welche das hiesige Badeleben mit eigenthümlichen Reizen schmückt. Sobald daher die Sonne lächelt, eilen wir hinaus in die offenen Arme der Schöpfung und vergessen in dem heimlichen Waldesgrün und auf den lichten Höhen Alles, was dem schönen Badeorte fehlt, und freuen uns nur der Vorzüge, die unser Liebenstein schmücken und die es, als Herzogliche Anstalt, zu einem Bade ersten Ranges gestalten könnte, wenn sich dazu genügende Räumlichkeiten fänden (i. J. 1844 mußten manche Gäste, die weder im Kurhause noch im Dorfe ein behagliches Unterkommen finden konnten, weiter ziehen!) und wenn — — — Alles so wäre, wie es sein könnte und sollte.

Beachten wir nun zuvörderst die näheren Umgebungen Liebenstein's, die von den Badegästen meistentheils zu Fuße besucht und gefunden werden, — welch' stille Reize bietet die Natur in reichem Wechsel fast nach allen Seiten hin, so daß ich wochenlang die Wälder und Felder, die Berge und Thäler durchpilgere, ohne von ihrem Zauber übersättigt zu sein. Liebensteins Krone aber ist die Burgruine, die von dem Volke nur „der alte Liebenstein" genannt wird. Auf sauberen Promenadenwegen wandelst du wie in einem schattigen Parke zur steilen Höhe hinan. Hin und wieder laden Bänke zur ersehnten Ruhe, und jeglicher Weg, der von dem deinen abspringt, führt dich zu demselben Ziele. Bald hast du ein trauliches Belvedere erreicht von schattigen Buchen umwölbt; Tisch und Bänke laden zur stillen Rast und über Liebenstein hinüber schweift der Blick bis in das reizende Werrathal und zu den malerischen Formen des fernen Gebirges. Das ist der Bernhardsplatz, zu Ehren des jetzigen Herzogs also genannt. Du schreitest weiter und nach kurzer Wanderung stehest du, fast überrascht, vor einem Trümmerschlosse, das mit kühner Hand auf vorragenden Dohomitfelsen gebaut ward und noch in seinen imposanten Ueberresten wie der ritterliche Geist des Mittelalters auf dich herab grüßt. Die Mauertrümmer ragen mit ihren hohlen Fensteraugen über die höchsten Wipfel der Bäume. Die innere Burg, in die man auf einer später erbauten Steintreppe und durch eine kleine Pforte gelangt, welche die Jahreszahl 1554 trägt und die der damalige Besitzer der Burg, Asmus von Stein über dem auf ebener Erde befindlichen Eingangsthore öffnen ließ, um eine Zugbrücke anzubringen, ist nur beschränkt und mit Gesträuch und Bäumen verwachsen. Die alten Ritter mögen für ihre Bankette und Gelage nur eines kleinen Spielraumes bedurft haben. Indessen ist die Burg um desto höher, und wenn auch durch steinerne Wände beschränkt, so war und ist der Blick aus Fenster- und Mauernischen um so weiter und freier. Insbesondere grüßt aus dichtem Wälderkranze und aus lauschiger Thalbucht das Dorf Steinbach gar freundlich hervor; und wenn wir durch eine südliche Maueröffnung in die einstige Kämnade der Burg zu klettern wagen (warum erleichtern nicht einige Stufen diesen Zugang?) so breitet sich in Nähe und Ferne ein wahrhaft entzückendes Landschaftsbild vor unsern Blicken aus. Unter der Kämnade ist ein kleiner Raum gewölbt, der wohl als Küche benutzt worden ist, aber unsern heutigen Hausfrauen und Köchen wahrlich nicht genügen dürfte. Um den eigentlichen Burgraum haben sich mehrfache Mauerringe geschlossen, die zum Theil noch zu Tage stehen und Stallungen, Burghof und Burggraben umfangen haben mögen. Unfern eines einsamen Mauerrestes pranget eine merkwürdige Buche, deren Aeste in einander gewachsen sind und deren Wurzeln wie ein künstlich geflochtener Fächer an den Berg sich lehnen. Die Burg Liebenstein aber gehörte demselben fränkischen Geschlechte, das auch Altenstein besaß. Denn die berühmten Freiherrn von Stein

führten um ihre Wappen herum die Umschrift: Levi Stein Zum Lienstein. Im Jahre 1567 aber ward die Burg, weil ihr damaliger Besitzer, Asmus von Stein, als Lehensmann des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich von Gotha, in den Grumbach'schen Händeln thätig gewesen war, von dem strengen Kurfürsten August von Sachsen, nach dreimonatlicher Gegenwehr, erstürmt und zerstört. Ein Sohn des treuen Ritters aber, Hermann von Stein, stellte nach einiger Zeit den gemißhandelten Ahnensitz wieder her, bis nach dem Erlöschen des Liebensteiner Adelsgeschlechts (1673) die Burg verlassen und von dem Zahne der Zeit allmählig bis auf die jetzigen Trümmer zernagt ward. Um diese Trümmer aber rauschen die luftigen Gestalten bedeutsamer Sagen, und ich habe aus dem Munde des gläubigen Volkes nicht blos von dem Kinde, das in die Mauern der Burg lebendig vergraben sei, um sie nach dem Wahne der mittelalterlichen Zeit vor frecher Zerstörung zu schützen, sondern auch gar manche wunderliche Geschichte gehört, von denen ich nur folgende in kurzen Umrissen wiedergeben will:

> Der unglückliche Asmus von Stein hatte zwei Brüder; der eine hauste auf dem Landsberg bei Meiningen, der andere bewohnte eine dicht verwachsene Kapelle im „alten Wahl", (einem Wiesengrunde südlich dem Dorfe Liebenstein). Nachdem nun die Burg, ungeachtet des lebendig eingemauerten Kindes, von Feindes Hand zerstört ward, da ist der alte Asmus im Schmerze der Verzweiflung zu seinen Brüdern geeilt und hat sie erdolcht. Und weil auch er den Fall seines Ahnenschlosses nicht überleben mochte, so hat er seinen letzten Diener, nachdem er mit ihm all seine Kostbarkeiten und 9000 Gulden baaren Geldes in den halbverschütteten Keller geborgen, und sich selbst den Tod gegeben. Nun aber wandert er, ein gespenstiger Geist, durch das öde Gemäuer, und Viele wollen den alten Herrn, mit einem dreieckigen Hute, mit einem langen, großknöpfigen Rocke und mit hirschledernen Hosen angethan, gesehen haben. Aber der Keller, in welchem die Schätze sammt 3 Fässern kostbaren Weines, der, nachdem die hölzernen Dauben vermodert, eine dichte Haut um sich gebildet hat, ruhen, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, so viele schatzsüchtige Hände auch darnach gegraben.
>
> Innerhalb der Ringmauern prangt ein Kranz von Ahornbäumen. Durch ihre Zweige flüstert folgende Sage: Einst hat einem Bauernmädchen des Dorfes Liebenstein aus der Heller'schen Familie 3 Nächte hindurch geträumt, daß sie zur Burg kommen und ein verwünschtes Fräulein erlösen solle. Sie hats gethan, nachdem sie ihr Vater bis in den Schloßgraben geleitet. Da hat sich ein lichter Nebel aus dem Inneren der Burg herab gesenkt, der sich zu einer weißen Dame gestaltet und sie also angeredet hat: „Gehe in 3 benachbarte Kirchen und lege für meine Sünden einen Gottespfennig in das Cymbelsäcklein und backe Brod und theile es unter die Armen. Dann komme zum Palmsonntage wieder hieher, wo ich erlös't zur Gnadenpforte eingehen werde und du sollst eines Schatzes theilhaftig sein, der nur

dir oder deinen Nachkommen bestimmt ist; und wenn du, dereinst in Noth, dich nach dem Schatze sehnst und die Stätte nicht finden könntest, allwo er ruht, so will ich zum bleibenden Merkmal einen grünen Kranz darum wachsen lassen.“ Die Gestalt verschwand und das Mädchen that, wie ihr geheißen ward. Und als sie an dem nächsten Palmsonntage im Abenddämmerschein mit einer Freundin zur Burg geht, da flötet süße Musik ihr entgegen und sie denken, es seien die Steinbacher, die zuweilen in dem alten Schlosse ihre Kunst entfalteten. Als sie aber den Burghof betreten, da verstummt die Musik, und das Mädchen ahnet, daß die weiße Frau die Stunde ihrer Erlösung feiert; doch an den Schatz denkt sie nicht. Erst da sie alt geworden und von Noth und Kummer heimgesucht war, da spricht sie zu ihrer Tochter: „Was grämen wir uns. Habe ich doch einen Schatz auf dem alten Liebenstein, den wollen wir heben!“ Und das gebeugte Mütterchen wanket mit ihrer Tochter zum Berge hinan, und sie arbeiten innerhalb des Ahornkranzes, der seitdem gewachsen war, in die Erde hinein. Doch bald ermüden die Hände und es seufzet mit frommer Entsagung die alte Frau: „Sind wir zuvor arm gewesen und nicht gestorben, so wollen wir auch arm in die Grube fahren!“ Aber die Nachkommen der Hellerschen Familie haben das Versprechen der weißen Dame bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und sie haben kundige Schatzgräber gedungen, daß sie den Zauber lösen und den reichen Fund ihnen heben möchten. Und es soll geschehen sein, daß sie einmal in einer tiefen Grube, die sie gearbeitet, den eisernen Topf, der wahrscheinlicherweise den Schatz geborgen, mit lüsternen Augen geschaut; aber ein unberufener Theilnehmer des Geschäftes, der nicht zur Familie gehört, sei hinab gesprungen und habe mit gieriger Hand den verrosteten Deckel des Topfes empor gerissen. Husch! sei der Schatz verschwunden und bis auf diesen Augenblick nicht wieder erspäht worden.

Wenden wir uns von der Burgruine abwärts, so führt schon von dem Bernhardsplatze aus ein melancholischer Waldpfad gen Norden. Nach einer Viertelstunde stehen wir plötzlich vor einem grotesken Felsentheater, das in dem Munde des Volkes die „hohle Scheuer“ heißt. Steinerne Stufen, mit einem Moosteppich belegt, führen auf und ab. Ein kleiner Raum, in welchem prachtvolle Buchen ein geheimnißvolles Laubdach wölben, ist von gigantischen Felswänden umstarrt und im Hintergrunde grinzt ein dunkler Höhlengang uns an. Es ist eine natürliche Wolfsschlucht, wie sie Kaspar im Freischütz nicht schauerlicher finden mag; es ist eine Stätte melancholischen Ernstes und ein leiser Schauer durchrieselt das Herz, wenn wir in elegischer Einsamkeit hier rasten und in die Waldschlucht niederschauen, die sich vor unsern Füßen öffnet, oder unsere Blicke durch die lichteren Zweige gen Steinbach wenden, dessen Kirche wie von einer Gräberwarthe zu uns herüber grüßt. Wir sind in lauen Sommernächten mit Fackeln und Later-

nen in das Felstheater gezogen, und das schauerliche Bild, das die magische Beleuchtung vor unsere Blicke zauberte, war über alle Beschreibung schön und wunderbar.

Zuweilen, namentlich an warmen Sommertagen, gingen wir auf holperigem Wege, der östlich an der Burg vorüberführt, in das Thüringer Thal. In dem oberen Theile desselben, der von blüthenduftigen, waldumgrenzten Wiesen gebildet ist, sind die Quellen gefaßt, die durch Röhren über Berg und Thal (etwa 1000 Fuß weit) der Kaltwasserheilanstalt zu Liebenstein zugeführt werden. Unfern derselben bezeichnen einige Steintrümmer die Stätte, wo dereinst das Dorf Aderode gestanden. Die ganze Gegend aber ist von Bergbau durchwühlt und zahllose Vertiefungen zeugen von den Gruben, die man allerwärts gegraben; und neuerdings ist der nicht unbedeutende Bau auf Eisenstein von dem industriösen Besitzer des bibliographischen Institutes, J. Meyer zu Hildburghausen, wieder aufgegriffen worden, und wir sahen in Aderode mehrere Schachten und Stollen, in denen die fleißigen Bergleute von Schweina in voller Thätigkeit waren. Neben ihren Hütten sind die Eisensteine, die sie zu Tage gefördert, aufgeschichtet und der Mineralog findet hier die schönsten Exemplare von Glasköpfen, Feldspath, Trapp und Adular. Wir sind etwa ¾ Stunde von Liebenstein entfernt und wer noch rüstig zu Fuße ist, der wandere rechts oder links auf die Höhen und freue sich des entzückenden Panoramas, das vor seinen Füßen ausgebreitet liegt. Gen Westen winkt das kahle Haupt der Zephirskuppe (Steffanskuppe) und weiter hinaus und hinauf das wunderliche Felsgebilde des Floßstein (gewöhnlich „der weiße Stein" genannt); gen Osten aber die Klinge, hinter deren kräuterreichem Gipfel sich der waldige Gebirgskamm dahinzieht. Gehen wir aber abwärts durch das Thüringerthal, so umfängt uns der heitere Friede des Waldes, bis das idyllische Bild an dem östlichen Eingange des Thales, unfern des Dörfchens Beiroda, von romantischen Felsenpartieen verdrängt wird, die wegen eines hufähnlichen Eindrucks in einer Steinplatte, die inmitten des sumpfigen Weges liegt, der Eselsprung genannt sind. Die Sage aber geht, daß Dr. Luther, oder wohl gar der Herr Christus, auf einem Esel reitend, hier vom Fels gesprungen. Die ganze Wanderung ist in zwei Stunden vollendet.

Einen der lieblichsten Spaziergänge in Liebensteins Nähe bietet der Aschenberg, eine waldige Höhe gen Süden. Fast von Schritt zu Schritt öffnen sich neue, überraschende An- und Aussichten. Einer der genußreichsten Punkte aber ist da, wo an einem Bergkopfvorsprung die Mooshütte gestanden hat, die, nachdem sie verfallen, leider nicht wieder durch ein anderes trauliches Ruheplätzchen ersetzt worden ist. In heitern Abendstunden ist der Blick von dieser Höhe so überaus reizend, daß man kaum von dem herrlichen Bilde sich trennen mag. Man hat 33 Ortschaften gezählt, die man von dieser Stätte aus sieht.

Ein halbes Stündchen davon entfernt, ruht an dem Saume eines Fichtenwäldchens ein schlichtes Wirthshaus. Es ist der letzte Heller. Wir wandelten entweder durch Wiesengründe oder auf der Straße, die nach Meiningen führt, manchmal dahin, um in dem stillen Haine, der von anmuthigen Promenadenwegen durchschnitten und die Heide genannt ist, — saure Milch zu verspeisen. Inmitten des Wäldchens ist die Begräbnißstätte der von Stein'schen Familie zu Barchfeld, der diese Besitzung gehört.

Einen eben so anmuthigen als umfassenden Blick auf das im traulichen Thalschooße ruhende Halbrund von Liebenstein gewährt das nahe „Hölzchen," durch welches der Weg nach Marienthal und weiter nach Barchfeld und Salzungen führt. Marienthal selbst, sonst Wenigenschweina genannt, ist eine Meining'sche Domäne, die früher, gleich den Liebensteiner Besitzungen, der Familie von Fischern eigen war, und ruht mit seinem nun verlassenen Schlosse und seinen hübschen Anlagen in einem gar freundlichen Thale, welches gegen Schweina hin so viele Reize bietet, daß ich es stets mit stiller Wonne durchwandelt bin.

Will man nun aber das Leben des Volkes sehn, so öffnet der Marktflecken Schweina und der daran grenzende Fabrikort Glücksbrunn (siehe Band I., Seite 226 dieses Werkes) seine gastlichen Pforten. Der nahe Fußweg über den Berg dahin ist überaus lohnend, obwohl auch die sogenannte Trinkpromenade an sprudelnden Quellen vorüber alsbald zur Chaussee leitet, die nach Glücksbrunn und weiter nach Eisenach führt.

Was aber soll ich von dem unvergleichlichen Naturpark sagen, der vom nahen Altenstein herab grüßt? — Hat doch die Reize desselben unser vaterländischer Dichter, Ludwig Storch, in diesem Werke (Band I. Seite 206) so reizend geschildert, daß wir füglich auf jede Beschreibung verzichten und allen Freunden überraschender Naturschönheit nur zurufen wollen: Kommt und seht, denn hier ist unser Paradies. Wann die Sonntagsglocken läuteten, bin ich dahin geeilt und habe in den Armen der Natur mich selig gefühlt, oder habe in dem unterirdischen Feenschlosse der Glücksbrunner-Höhle, die sonntäglich von 11 bis 1 Uhr mit zahllosen Lämpchen erleuchtet ist, mich in den Zauber einer fabelhaften Poesie versenkt, oder bin in den fröhlichen Kreisen trauter Freunde, die sich auf dem Altensteine gern zusammenfinden, glücklich und froh gewesen.

Und nun die letzte Fußwanderung — in den gewerbthätigen Fabrikort Steinbach und weiter hinaus in den Schleifkottengrund (Band II., Seite 33 dieses Werkes)! Nur ein einziger fahrbarer Weg führt hinein und heraus. Auf einem gar anmuthigen Fußpfade sind wir binnen einer Stunde wieder heimgekehrt, aber die herrlichen Töne der kunstgeübten Liedertafel zu Steinbach hallen noch lange in unsern Seelen nach.

An heitern Tagen fesselt uns jedoch die Nähe nicht; weiter hinaus in die Ferne strebt unser Geist. Da sollen Rosse und Wagen uns fördern; aber das Liebensteiner Haudererwesen liegt im Argen, und erst, nachdem wir enorme Preise bezahlt und vielfach gelaufen, gesorgt und gestritten haben, fahren wir, Aerger und Sorge dahinten lassend, bald auf laubgeschmückten Leiterwagen, bald auf einem offnen Omnibus, bald in verschlossenen Chaisen auf und davon. Zunächst lockt wohl die nur zwei Stunden entfernte Stadt Salzungen mit ihrer überaus ergiebigen Saline, mit ihrem vielbesuchten Soolbade und vor Allem mit ihrem herrlichen „Seeberg," der, ein Edelstein dieser Gegend, auf Salzungens prachtvollen See gar traulich hinabschaut. Treibt der Geist uns noch weiter, so eilen wir wohl auch nach Tiefenort und besuchen die berühmte Burgruine Krainberg oder wandern zu Fuß über Möhra, dem protestantischen Nazareth, wo Luther erzeugt und unter dem Mutterherzen seiner ursprünglichen Heimath entragen ward.

Fast noch reizender und interessanter ist eine Fahrt nach Eisenach (5 bis 6 Stunden von Liebenstein entfernt). Unterwegs rasten wir in Wilhelmsthal, einem gar lieblichen Lustschlosse des Großherzogs von Weimar, und wandern dann zu Fuße über den Hirschstein, der eine herrliche Aussicht bietet, und durch das wild-romantische Annenthal, das noch lange nicht genug gekannt und besucht ist, zu Thüringens Palladium, der hehren Wartburg hinauf. Das ist ein Weg, so reich an Wundern der Natur und so merkwürdig in seinen geschichtlichen Erinnerungen, daß er auch eine erschöpfende Anstrengung lohnt!

Ein anderes Mal begeben wir uns an einem heiteren Nachmittage auf einer wohlchaussirten Straße, die über Altenstein führt, in den gewerb- und fabrikthätigen Stadtflecken Ruhla. Hinter Altenstein aber verlassen wir den Wagen, wandern zur Luthersbuche (Band II., Seite 36 dieses Werkes), die im Jahre 1841 von einem wüthenden Orkane gebrochen ward und deren geborstener Stamm nur noch mit einem lebendigen Aste prangt,*) und besteigen dann die imposanten Felsentrümmer des Gerberstein. Aber die Wanderung ist beschwerlich und wir freuen uns, wenn wir in Ruhla rasten und uns heimwärts wieder auf unserem Omnibus schaukeln können.

Seltener ist die Freude gestattet, den Inselsberg zu besuchen; denn der Tage, wo sich ein heiterer Fernblick von diesem hehren Gebirgshaupte bietet, sind nur wenige und die Witterungsverhält-

---

*) Mit dem Holze der Luthersbuche wird von der Kirche in Steinbach fast Reliquienhandel getrieben und man kauft bei einem Drechsler in Liebenstein allerlei Gegenstände, die aus diesem Holze gefertigt und zum Zeugniß ihrer Aechtheit mit dem Steinbacher Kirchsiegel versehen sind.

nisse so unbeständig, daß man sich nicht auf einen Tag hinaus bestimmen kann. Der Weg an dem lebhaft betriebenen Bergwerk „Mommel" vorüber durch das romantische Drusen- oder Lautenbacher-Thal (in diesem Werke von L. Storch geschildert) ist überaus reizend, und bis zur Krone des Bergkönigs vermögen kräftige Rosse selbst die zartesten Damenfüße zu fördern.

Wollen wir indessen einen ganzen Tag zu diesem Ausfluge verwenden, so wandern wir auch wohl durchs schöne „Felsenthal" und durch den entzückenden „Thorstein" bis Reinhardsbrunn und schwelgen dort wohl stundenlang am Busen der Natur und Kunst.

Auch Schmalkalden lockt, und vom Stahlberge herab, dessen Schooß zu einem Labyrinthe geworden, aus welchem die reichsten Eisenschätze des Thüringerlandes zu Tage gefördert werden, öffnet sich eine gar anmuthige Fernsicht und an Hammer- und Hüttenwerken vorüber gleitet die schöne Straße in die alte, merkwürdige Stadt.

Wollen wir nicht aber auch die Residenz des Herzogs sehen, der unserem Liebensteiner Bade überall die Spuren seines Waltens und Wirkens eingedrückt? — Die raschen Postpferde fördern uns in vier Stunden nach Meiningen. Und obwohl der Besuch des modernen Ritterschlosses Landsberg nicht ohne höhere Erlaubniß gestattet ist, so öffnet uns doch eine freundliche Fürsprache die Pforten dieser stattlichen Veste. Ueberdies hat uns Thüringens lieblicher Sänger, der Hofrath Ludwig Bechstein, die Schätze des herzoglichen Residenzschlosses gezeigt, und wir kehren, reicher an schönen Erinnerungen, in unser stilles Kurhaus zurück.

Aber ich war ja nicht nach Liebenstein gekommen, um zu sehen oder gesehen zu werden, sondern um mich in den dasigen Quellen gesund zu baden. Und derselbe Zweck führt Hunderte hieher. Wenn darum auch die wunderherrliche Natur oder die geognostischen, mineralogischen und botanischen Merkwürdigkeiten, an denen gerade der südwestliche Abhang des Thüringer Waldes so reich ist, viele Gäste interessiren und fesseln, so interessiren und fesseln die dasigen Bäder doch noch mehr. Liebensteins Mineralquelle ist aber schon seit uralter Zeit gekannt und benutzt worden. Denn als i. J. 1610 auf Befehl des Kurfürsten Johann Casimir von Sachsen-Coburg der Liebensteiner Sauerbrunnen von Dr. Megebach untersucht wurde, so fand man dessen Quelle in ein Faß geleitet, das bereits vor Alter, wie mit Eisenocher überzogen war. Das Wasser aber hatte, weil der Brunnen nie gereinigt worden einen widerigen Geschmack. Der Morast wurde fortgeschafft, bis etwa 12 Fuß tief aus kiesigem Boden das reine Sauerwasser aus etlichen Quellen entsprang. Und nun ward der Brunnen durch eine steinerne Fassung gesichert und nicht bloß vielfach benutzt, z. B. von dem Herzoge von Coburg, dem damaligen Besitzer Liebensteins, von dem Fürsten von Anhalt

(1619) und mehr oder minder berühmten Patienten, sondern auch in einem besondern Traktate (1610) beschrieben und empfohlen. Im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges aber ward der heilkräftige Brunnen wieder zerstört und verwüstet; sein fürstlicher Beschützer, der fast alljährlich mit seinem Hofstaate einige Wochen in Liebenstein verweilte, starb und die bisherige Versendung des Wassers hörte auf. Nur die Dorfbewohner tranken dasselbe nach wie vor und schützten die Quellen, die in hölzerne Kübel gefaßt waren, mit einem schlichten Zaune. Erst um's Jahr 1673 wendete der damalige Herzog von Gotha diesen Quellen seine schützende Hand wieder zu. Nachdem aber Liebenstein seine Besitzer und Herren mannichfach gewechselt hatte und zuletzt (1710) an den geheimen Hofrath von Fischern gekommen war, so ließ derselbe nicht nur das jetzige Kurhaus (seine damalige Wohnung) erbauen, sondern schützte auch die Hauptquelle, die in einen eisernen Zuber gefaßt war, durch ein sechseckiges Häuschen und ließ andere Quellen von minderem Gehalte fassen und decken. Nun wendeten berühmte Aerzte damaliger Zeit, z. B. der Urgroßvater unseres Dichters Ludwig Storch und der Hofrath Dr. Hoffmann, durch seinen schmerzstillenden Liqueur bekannt, dem heilkräftigen Wasser ihre Aufmerksamkeit zu; Liebenstein, das ursprünglich vielleicht nur eine Ansiedelung der zur Burg gehörigen Freisassen gewesen war, vergrößerte sich; viele Gäste, insbesondere die Herzöge von Meiningen, Gotha und Eisenach, beehrten es mit ihrem Besuche, und i. J. 1715 ward der schlichte Ort zum Flecken erhoben und mit Marktgerechtigkeit begabt *). In dem letzten Jahrzehnt des vorigen Säculums nahm der Herzog Georg von Meiningen, dem das Liebensteiner Bad von seinem Leibmedicus Dr. Jahn besonders empfohlen worden war, in Schutz und Pacht und zog bald einen glänzenden Kreis hoher Gäste, z. B. den damaligen Herzog Karl August von Weimar um Liebenstein's Heilquelle; und als er am 1. März 1800 die ganze Besitzung für 110,000 Gulden an sich gebracht hatte, so verwandelte er mit schöpferischer Thätigkeit die ganze Umgebung des freundlichen Kurortes in arkadische Gefilde. In seinem Geiste setzte nach dem Tode ihres Gemahls (1804) die verwittwete Herzogin Louise Eleonore, deren Geburtstag noch jetzt in Liebenstein festlich begangen wird, die dasigen Bauten und Verschönerungen fort, und selbst der jetzt regierende Herzog Bernhard hat das traute Liebenstein, wie ein theures Vermächtniß seiner glorreichen Eltern, höchstseiner besonderen Huld gewürdigt **). Die Mineralquelle zu Liebenstein, wie sie jetzt ist, gibt in

*) Heutiges Tags ist Liebenstein wieder zu einem Filialdorfe herabgesunken und wenn auch Marktgerechtigkeit, so hat es doch keine Märkte mehr.

**) Diese Andeutungen sind weiter ausgeführt in folgenden Monographien: 1) Kurzer Bericht von dem Liebensteinschen Sauerbrunnen, Meiningen 1718 (von Dr. Waltmann); — 2) Historische und praktische Observationes von dem Liebensteiner Sauerbrunnen, Meiningen 1727 (von Dr. Hoffmann);

24 Stunden 80 Eimer Wasser und ist in einer Tiefe von 5 Fuß gefaßt. Sie entspringt im Sandstein und empfängt ihren Gehalt an Eisen und Kohlensäure aus der Zersetzung des eisenschüssigen Kalksteines der an dem Gehänge des Berges unter dem Sandstein herunter geht. Das Wasser, klar und geruchlos, moussirt in Folge seines Kohlensäuregehaltes ziemlich stark, hat einen erfrischenden, säuerlichen, zusammenziehenden Geschmack (fast wie Tinte), und bringt auf der Zunge das Gefühl eines eigenthümlichen Prickelns hervor. Bleibt es der atmosphärischen Luft längere Zeit ausgesetzt oder wird es erhitzt, so bekommt es Anfangs, indem die Kohlensäure sich verflüchtigt und das Eisenoxydul als Oxyd sich zu Boden senkt, eine gelbliche Farbe, wird zwar, wenn sich der Bodensatz vollständig gebildet, wieder hell und klar, hat aber dann seinen erfrischenden, säuerlichen Geschmack verloren. Mit Wein und Zucker vermischt, mundet es an heißen Tagen sehr gut; den Transport aber verträgt es, wie andere Stahlquellen, nur dann, wenn es hermetisch verschlossen ist. Das Liebensteiner Mineralwasser hat die größte Verwandtschaft mit den Quellen zu Pyrmont, nur daß es weniger salinische Bestandtheile enthält, aber um so reicher an Eisengehalt und Klorkalium ist. Die neueste Analyse desselben ist vom Professor Wakkenroder in Jena. Seine Temperatur ist etwa 8° R. Die medicinische Anwendung desselben setzt bei innerem Gebrauche gute Verdauungskräfte voraus; in gewissen Krankheitszuständen leistet es auch mit Milch oder Molken vermischt heilsame Dienste. Zwar leben wir in einer wahrhaft eisenscheuen Zeit, obwohl noch immer in dem Eisen jenes Göttliche, welches Boerhave darin sah, verblieben ist. Darum wird auch das Liebensteiner Eisenbad nicht mehr so besucht, wie es besucht zu werden verdient, obwohl es in folgenden abnormen Zuständen wesentliche Hülfe leistet: 1) Nervenkrankheiten, als: Hysterie, Hypochondrie und die jetzt so häufig vorkommende entweder als Folge akuter Krankheiten oder rasch aufeinanderfolgender Wochenbette eintretende nervöse Schwäche; — 2) Blutkrankheiten, die ihren Sitz in der äußern Haut, dem Verdauungsapparat und dem Genitaliensystem haben, oder solche, die auf einer abnormen Beschaffenheit des Blutes beruhen (Dyskrasieen); daher chronische Ausschläge, Verschleimung und Schwäche des Magen, langwierige Diarrhöen, profuse Menstruen, Unfruchtbarkeit, Bleichsucht, schleimigte Hämorrhoiden, torpite Scropheln, chronische Rheumatismen, otönische Gicht u. dergl. Dagegen ist der Gebrauch des Liebensteiner

---

— 3) Herzoglich Cob.-Meining. gemeinnützigesTaschenbuch, 1801 und 1802 von J. M. Bechstein; — 4) Der Gesundbrunnen Liebenstein, Gotha 1801, von F. Sickler; — 5) Das Bad Liebenstein und seine Umgebungen, Meiningen 1815, und: Liebenstein und die neuen Arkadier, Frankfurt 1826, von F. Mosenziel; — 6) Die Mineralquelle zu Liebenstein, von Dr. J. H. Schlegel, Meiningen 1827; — 7) Das Mineralbad Liebenstein, seine Kaltwasserheilanstalt und seine Umgebungen, Gotha 1842, (v. L. Bechstein).

Mineralwassers in akuten, fieberhaften Krankheiten, bei Vollblütigkeit und Neigung zu Congestionen, oder bei Desorganisationen innerer Gebilde, besonders der Lunge und des Herzens nicht anzurathen. Dieses Wasser wird nun nicht bloß zum Trinken, in geringeren Quantitäten, sondern vornehmlich zu Bädern benutzt und wird dann bald mit kaltem, bald mit warmen Süßwasser vermischt. Eine Erweiterung der desfallsigen Anstalten stehet in Aussicht. Die Badewannen, die 6 bis 10 Butten Wasser fassen, werden durch 2 Hähne, von denen der eine Mineralwasser, der andere süßes Wasser führt, das von 16 — 27° erwärmt ist, gefüllt. Sie stehen mittelst Röhren mit den zwischen dem Versammlungszimmer und den einzelnen Zellen befindlichen Reservoiren in Verbindung. Von diesen ist das größte zur Aufnahme des Mineralwassers bestimmt und von Eisen gefertigt; es wird vermittelst einer Pumpe, die in einen Schacht führt, gefüllt. In diesen Schacht tritt das überschüssige Wasser der Mineralquelle durch einen Abzugskanal, und eine zweite Mineralquelle (der Keiderling), die nicht gefaßt ist und in dem Keller eines nahen Privathauses entspringt, wird mittelst Röhren gleichfalls in jenen Schacht geleitet. Die beiden anderen Reservoire sind kupferne Blasen, in denen das Wasser vorschriftsmäßig erwärmt wird. Für solche Kranke, die nicht in das Badehaus zu gehen vermögen, sind hölzerne Wannen bereit, die auf die Zimmer geschafft und mit dem nöthigen Wasser gefüllt werden.

Leider haben die Badärzte zu Liebenstein in den letzteren Jahren häufig gewechselt; jetzt stehet der Anstalt ein junger Mann Dr. Döbner aus Meiningen vor, der mit den nöthigen Kenntnissen und mit unermüdlichen Eifer für seinen Beruf erfüllt ist und sich das Vertrauen seiner Kurgäste zu sichern weiß.

Seit dem Frühjahre 1840 ist aber auch auf Kosten des Herzogs von Meiningen eine Kaltwasserheilanstalt zu Liebenstein errichtet worden und stehet unter der ärztlichen Leitung des Dr. Martiny, der zuvor die Wasserheilanstalt zu Elgersburg gründete und leitete und als hydratherapeutischer Arzt vortheilhaft bekannt ist. Und es war in der That eine glückliche Idee, Priesnitz's beliebter Methode auch in Liebenstein eine Stätte zu gründen. Denn das Wasser, welches die Natur daselbst bietet, ist vortrefflich und stehet dem Elgersburger und Gräfenberger kaum nach. Es entspringt aus Granit, ist so rein von mineralischen Bestandtheilen, wie nur irgend ein Gebirgswasser sein kann und schwankt in der Temperatur zwischen 4 und 7° R. Die ganze Anstalt, die als ein besonderer Hinterflügel der westlichen Seite des Kurhauses angebaut ist, so daß man fast sämmtliche Bäder nehmen kann, ohne aus dem Hause heraus zu treten, wird mit diesem Wasser reichlich versorgt; während besondere Quellen an der Trinkpromenade, nach Schweine hin, springen, von denen der Aubrunnen als die reinste, kälteste und sauerstoffhaltigste fast immer von durstigen Gästen umstanden ist. Die

Badeanstalten sind in ihrer Einrichtung eben so zweckmäßig, als in ihrer Anwendung mannigfach. Aber die ganze Kur bleibt nichts desto weniger, wie auch die Wasser-Enthusiasten darüber schwärmen mögen, eine horrible und ist gewöhnlich erst in zwei bis drei Monaten, ja zuweilen erst nach Jahren absolvirt. Das Amphibienleben, zu welchem auch ich mich daselbst verurtheilt hatte, bewegte sich etwa in folgenden Phasen:

Als ich in die Anstalt eintrat, ward ich nach gründlicher Consultation des vorsichtigen Arztes für die Wassertaufe reif erklärt, und „Johann", der vortreffliche Bademeister, erlaubte sich, mir einige Eimer eiskalten Wassers über den Kopf zu gießen. Da war mir zu Muthe, als sei mein letztes Stündlein gekommen — und einzelne Gäste haben bei dieser Operation wie Löwen gebrüllt —; aber als ich, roth wie ein Krebs aus der Wanne heraustrat, da fühlte ich mich so leicht und frisch, wie ein neugebornes Kind. Des nächsten Morgens schon um 3 Uhr kam der Diener und wickelte mich ohne Umstände in eine große wollene Decke, dergleichen sich jeder Badegast für den Preis von 4 — 6 Thlr. bei dem Kaufmann Müller erwerben kann und muß, und häufte auf meinen armen Cadaver Bettdecken und Matratzen, daß ich wie eine Mumie eingeschichtet lag. Ich aber schlief nach solchen unfreundlichen Morgengrüßen fast stets wieder ein und erwachte gewöhnlich erst dann, wenn ich, in Schweiß gebadet, etwa um 7 Uhr in die große Wanne geführt wurde, die 100 Eimer (also 3600 Kannen) stets frischzufließenden Quellwassers faßt. Ich wickelte mich aus meinen Hüllen heraus und sprang mit Todesverachtung in das Bassin. „O wüßtest du, wie wohlig ist dem Fischlein auf dem Grund!" Nach wenigen Minuten kleidete ich mich an und lief neugestärkt auf der Trinkpromenade herum, ein Glas Wasser nach dem andern hinter die Binde gießend. Manche Gäste trinken täglich 60 Becher. Dabei ist der Unterleib fortwährend in nasse Linnentücher — sogenannte Neptunsgürtel — eingehüllt, die so oft wieder mit kaltem Wasser angefeuchtet werden, als sie trocken sind. Manche Patienten tragen solcher Compressen auch um Hals und Brust und um Hände und Füße. Frühstück und Abendessen ist sehr frugal, denn es wird nur kalte Milch und Weißbrod mit Butter gereicht. Aber um so kräftiger ist der Appetit und auch die frugale Mahlzeit schmeckt vortrefflich. Die Quantität ersetzt die Qualität.

Um 10 oder 11 Uhr beginnt eine neue Procedur. Ich gehe in die Douche — und zwar ist der Pavillon neben dem großen Kursaale, deren fast bleierner Wasserstrahl nicht selten blaue Flecken schlägt, vorzugsweise für die männlichen, die Douche im Steinbacher Wiesengrund, die einem gelinden Sturzbade ähnlich, oder die Douche, die über der großen Wanne angebracht ist, um von schwächlichen Personen oder auch an Regentagen benutzt werden zu können, für weibliche Patienten bestimmt. Die eleganteste und geräumigste

Douche jenseit Schweina's wird, wegen ihrer großen Entfernung nur selten gebraucht. Mit der Anwendung der Douche wechselte Tag um Tag das Wellenbad, — es sollte vielmehr Sturzbad heißen — das in Marienthal angebracht ist. Ein brausender Wasserstrom wird von Mühlrädern in ein geräumiges Bassin geschleudert. Wie ein Gladiator kämpfte ich, nachdem mir der Arzt die nöthigen Manipulationen gezeigt, mit diesem gewaltigen Strome. Mehr als 100 Eimer Wassers strömten in jeder Minute auf mich herab und würden auch den Stärksten zu Boden werfen, wenn er sich nicht an den Tauen halten wollte, die durch das Badehäuschen gezogen sind. Nun wird abermals Wasser getrunken und das kräftige und fast zu kostbare Mittagessen mundet nach solchen Strapatzen vortrefflich. *)

Nachmittags begeben wir uns zur „Consistorialsession", d. h. wir setzten uns in einer gemeinschaftlichen Zelle oder auch in abgesonderten Zimmern in hölzerne Kübel, mit eisigem Wasser gefüllt. Zuweilen standen auch die Füße in solchen Kübeln. Dies dauerte 30 bis 50 Minuten. Und nun wieder Trinkpromenade. Darauf ein längerer Spatzirgang.

So war das Tagewerk geschlossen. Doch nein! Ich war ja vor dem Schlafengehen noch zu einem besondern Vergnügen verurtheilt. Entweder applicirte ich mir eine Augendouche oder ich hing, in die Stube gelagert, den Kopf 3 Viertelstunden lang in kaltes Wasser. Des Nachts aber konnte ich kein Auge öffnen, sei es auch nur deshalb gewesen, weil mir nasse Läppchen auf dem Antlitz lagen.

Das war etwa mein Lebenslauf. Zuweilen aber änderte sich derselbe, indem ich Regenbäder, Unterleibsdouchen oder sogenannte Quillbäder nahm, deren nähere Beschreibung die Decenz verbietet. Und für die Damen, die sich vor dieser Heilmethode nicht scheuen, ist so eben eine besonders elegante Zelle eingerichtet worden, in der sie das Vergnügen haben werden, Dampfbäder, Genitaliendouchen und Kreiselbäder (ab- und zufließende Sitzbäder) zu nehmen. Wohl bekomm's!

Nun ist aber nicht zu leugnen, daß diese Heilmethode zuweilen wunderbare Erfolge zu Tage fördert und ich habe es selbst erlebt, daß Patienten, die an furchtbaren Krämpfen, an chronischen Leberbeschwerden, an langjährigen Gichten, an syphilitischen Krankheiten

---

*) Die „kalten" Gäste speisen mit den „warmen" in einem Saale und geraume Zeit hindurch auch an einem Tische und aus einer Schüssel. Das hat aber manche Inconveniencen und Verdrießlichkeiten herbeigeführt. Deßhalb wird für die Kaltwassergäste ein besonderer Saal eingerichtet, zu dessen Einweihung ich schon im Mai 1844 mit einem Liede gerüstet war. Als ich aber im August von Liebenstein schied, da trösteten mich die Handwerker, die in dem Saale zuweilen beschäftigt waren: „Nun, wenn Sie im nächsten Jahre wiederkommen, da sehen Sie ihn vielleicht fertig." Vielleicht! Denn die Tapeten werden von Paris verschrieben, und Paris — ist weit.

und deren Folgen, an Hautausschlägen, an Hysterie und selbst an beginnender Rückenmarksschwindsucht und andern Uebeln, die der Kunst der Aerzte und dem Gebrauche anderer Bäder hartnäckig getrotzt hatten, vollkommen geheilt aus Liebenstein entlassen worden sind; während der dasige Arzt gar manchen Kranken, dessen Genesung durch die Wasserheilmethode nicht indicirt war, z. B. Schwindsüchtige oder mit organischen Uebeln behaftete, nicht in seine Anstalt und in seine Pflege aufnahm. NB. Adelige Patienten werden besonders gern gesehn. *)

Und welche heilsamen Erfolge der Wasserkur ich an mir selbst zu rühmen vermag? — Nun, die Nachwirkung soll, womit fast alle Badeärzte trösten, noch das Beste thun!

Heinrich Schwerdt.

---

*) Der Unterzeichnete hatte vor einer Reihe von Jahren Gelegenheit, in Liebenstein, besonders in Bezug auf die unbefangenste und befriedigendste Geselligkeit, nur die erfreulichsten Erfahrungen zu sammeln; und kann es nur beklagen, wenn sich — wie aus den Aeußerungen des Herrn Verfassers hervorgeht — so Vieles zum Nachtheil verändert hat.

Friedrich von Sydow.

Cölleda.

Der Freund vaterländischer Geschichtsforschung wird es gewiß nicht bereuen, wenn er bei seinen Wanderungen durch das so anmuthig gesegnete Thüringerland — vielleicht ist er eben im Begriffe, auf der von Weimar aus — bis an die Preußische Grenze hierherführenden Chaussee, das Bad in Frankenhausen, oder die romantisch gelegene Sachsenburg zu besuchen, — wenn er da auch die Stadt Cölleda betritt, welche in einer fruchtbaren Ebene, 5 Stunden von Weimar, 7 Stunden von Erfurt, 3 Stunden von Wiehe und ½ Stunde von dem kleinen Flusse Losse, oder Loß, entfernt liegt, der bei dem Dorfe Leubingen in die Unstrut fällt. Der Name: Cölleda oder Cölln, kann auf verschiedene Weise abgeleitet werden, entweder von Colonia, Colonie *), oder von Colle Deae, das heißt von dem Hügel der Göttin, welchen die heidnischen Urbewohner in hiesiger Gegend zur Verehrung der Freia errichtet hatten; oder endlich von dem alten deutschen Worte: Koel, Koelt, daher auch eine alte Sage noch Folgendes erzählt:

„In uralten Zeiten habe die Umgegend Cölleda's, vom Ettersberge an bis zur Sachsenburg, ein großer See gebildet. Die Schiffer hätten daher bei ihren Fahrten die hiesige Ortsgegend gewöhnlich sehr stürmisch, und wegen der naheliegenden Waldgebirge der Monraburg, kalt gefunden; daher auch von ihnen allda der Aus-

---

*) So schreibt schon Olearius in der alten Thüringischen Chronik: „Zum Unterschied der Städte Cöln am Rhein und Cölln an der Spree, wird dieser Ort Colonia ad Onestrum, oder Cölln an der Unstrut genannt;" obschon die Unstrut etwas weiter voraus fließt, hingegen die Losse zum Theil durch unsere Flur geht.

ruf gehört worden sei: „Kälte da!" diese Kälte habe sich bei ihrer südwestlichen Auffahrt sichtbar vermindert und sie zu dem Ausrufe erst veranlaßt: „Wenig Sommer da!" und dann: „Groß Sommer da!"

Die hier erwähnte Monraburg ist nämlich der höchste Punct in der Nähe Cölleda's und ungefähr 1000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Hier eröffnet sich dem Wanderer bei heiterm Himmel eine schöne Aussicht bis Erfurt, Gotha und dem Inselsberg. Diese Höhe war im 16. Jahrhundert noch bebauet und mit Mauern und Wällen versehen. Es befand sich daselbst eine kleine Kapelle mit Glocken und die dasigen Klausner, welche den kirchlichen Dienst besorgten, erhielten ihre Kost von dem Schlosse zu Beichlingen. Vor der Reformation ward hier alljährlich den Osterdienstag Ablaß gehalten, zu welchem die Grafen von Beichlingen, und nachher die Herren von Werther mehrere gewaffnete Leute stellen mußten, um jeden Unfug zu verhüten. Die Cölledaischen Büchsenschützen, die sich zu diesem Zwecke mit einfinden mußten, erhielten daher auch von der Herrschaft ein Geschenk von 2 fl. und 1 ßr. zu Pulver.

Die Stadt Cölleda wird auch bisweilen Kuhkölln, Kukollen genannt. So heißt es in einer handschriftlichen Nachricht vom Jahre 1516, daß der Küchenmeister Georg Auerbach zu Weimar von Hermann vom Hofe zu Kukollen 9 Tonnen Heringe für 47 Gulden 5 gr. gekauft habe. Das Wort: Kukollen kann man herleiten von Cucullum; so hieß nämlich die Mönchskutte oder Kappe, welche die Benedictinerinnen zu tragen pflegten, welche hier in der fruchtbaren Gegend Cölleda's zuerst ein Kloster errichtet hatten. Nach einer sehr bekannten Volkssage soll der Name: Kuhkölln folgenden Ursprung haben:

„Einst habe ein vornehmer Herr zu Mittage allhier einkehren wollen, als eben der Hirte die Kühe ausgetrieben; weil nun deren eine sehr lange Reihe gewesen, so daß er deshalb geraume Zeit vor dem Thore still halten müssen, habe sich über die schöne Viehzucht gewundert und gefragt: „Wie der Ort heiße?" — Als man ihm nun geantwortet: „Er heiße Cölln." „Ei," spricht der fremde Herr, „man möchte ihn wohl zum Unterschiede der anderen Städte dieses Namens Kuhkölln heißen."

Ueber den Ursprung und das Alter Cölleda's läßt sich nichts Bestimmtes auffinden. Erwähnt wird dasselbe zuerst in einem alten Verzeichnisse, welches die dem Kloster Hersfeld gewidmeten Schenkungen namentlich aufführt. In demselben heißt es:

„Am dritten März 802 schenkten die Grafen Katan, Gunthar und Asolf dem Kloster Hersfeld die, zu Ehren der Apostel Peter und Paul erbauete Kirche des Dorfes Collide im Englin-Gau gelegen."

Daß die Grafen Asolf, Gunthar früh schon in Thüringen eine hohe Geltung erlangt haben mußten, ersieht man daraus, daß auch

der Bonifacius, dieser bekannte Apostel der Thüringer, vom Papste an sie empfohlen worden war. Ausführlichere Nachricht hierüber findet man in der neuern Chronik Thüringens von Dr. Döring S. 88.

Eben diese Schenkung war wohl auch die Ursache, daß der Abt zu Hersfeld, schon von frühen Zeiten an, nicht nur das Schultheißen-Amt über Cölleda besaß, welches er späterhin, im Jahre 1524, für 750 Gulden Kaufgelder an die Herren von Werthern wieder abtrat; sondern daß durch ihn auch ein Cistercienser-Nonnenkloster allhier gestiftet wurde, über welches er sich die Oberaufsicht vorbehielt. Galletti schreibt zwar in seiner Geschichte Thüringens 3. 14. S. 193:

„Das Cistercienser Nonnenkloster zu Cölleda wurde 1267 gestiftet; es ist aber noch nicht ausgemacht, ob es die Herren von Cölleda, oder die Grafen von Beichlingen gestiftet haben.“ Doch diese Ungewißheit hat sich gehoben. Denn als im Jahre 1717, den 25. October, der Thurmknopf von der alten Klosterkirche zu St. Johannis wegen nöthig gewordener Reparatur, da ihn die feindlichen Kugeln eines Schwedischen Streifkorps unter dem General Bose im Jahre 1641 aller seiner Zierden beraubt hatten, heruntergenommen werden mußte; so fand man in demselben auch eine Urkunde mit der bestimmten Nachricht:

daß unter Genehmigung des Erzbischofs Werners von Mainz der Abt Heinrich von Hersfeld 1266 das hiesige Kloster gestiftet habe. In alten Urkunden jener Zeit heißt dieses Kloster gewöhnlich: „Sammunge der Clostir-Vrowen des Gotishuses czu Colede sente Benedicti,“ und die Vorsteher desselben waren ein Probst, eine Aebtissin und eine Priorin. Auch waren die Besitzungen dieses Klosters sehr bedeutend. Es hatte einen Hof zu Erfurt in der Neustadt, welchen es im Jahre 1367 dem dasigen Magistrate verkaufte; es besaß schöne Waldungen und viele Grundstücke. Die Stadt selbst war dem Kloster zinsbar, indem sie unter Anderem auch Getreide und von jedem Hause zu Lichtmeß 2 Rauchhühner geben oder 6 gr. dafür bezahlen mußte. Zu den umfangreichen Klostergebäuden gehörten insbesonders auch die Abtei, das Waschhaus, 2 Scheuern, das Vorderkloster-Thorhaus, der große Kuhstall, das Schütthaus, der Hopfgarten am Stadtgraben, der Schweinehof und 10 Klostergärten.

Außer der Johanniskirche, als der uralten und überaus fest mit Kalk gemauerten Klosterkirche, in welcher sich noch der steinerne, an der inwendigen Mauer befestigte, Weihkessel aus jener Zeit vorfindet, sind jetzt nur noch einige Ueberbleibsel von der Abtei und dem eigentlichen Klostergebäude an der Ecke zwischen dem alten und neuen Gottesacker zu sehen, allwo ein Theil des Grundes in dem dabei fließenden Bache gestanden. Davon nun, daß das eigentliche Klostergebäude so nahe am Bache stand und zum Theil in denselben selbst begründet war, hat derselbe wahrscheinlich den

Namen: Frauenbach, bekommen. Denn die Nonnen wurden Klosterfrauen genannt. Mit dem Kloster waren zugleich auch 2 Sedelhöfe verbunden, welche dazu bestimmt waren, daß die Lebenden für die Verstorbenen, nach gehaltener Messe, in warm gemachten Bädern schwitzten, damit die abgeschiedenen Seelen im Fegefeuer nicht so arg schwitzen möchten. Auch hatten die Herren Hartmann und Heinrich von Cölleda im Jahre 1409 den Sedelweinberg am Botgendorfer Berge zu diesem Zwecke bestimmt, daß von dessen köstlichem Weine die im Seelenbade Schwitzenden erquickt werden möchten. Außerhalb des Klosters — nahe an dem jetzigen Kolbenachschen Freigute — befand sich noch eine besondere Capelle die der heiligen Catharina geweiht und zu deren Gedächtnisse jeden Tag, früh 9 Uhr, ein besonderes Seelenamt gehalten wurde. Als dieses Gebäude im Jahre 1829 niedergerissen und der Boden zu einem Garten geebnet wurde, fand man allda noch viele menschliche Gebeine. Wie dieselben aber dahin gekommen, läßt sich nicht ermitteln. Wie nun überhaupt die Vorsteher dieses Klosters auf einander gefolgt sind, oder durch welche Thaten sie sich ausgezeichnet haben, — auch darüber hat man keine bestimmte Nachrichten. Nur einzelne Namen findet man in den alten Urkunden.

Nach der Reformation wurde das hiesige Kloster im Jahre 1556 aufgehoben, verkauft und die Zinsen davon für die Mägdleinschule zu Langensalza bestimmt.

Wie nun das einst so angesehene Kloster ganz verschwunden, ebenso sind auch die beiden adeligen Geschlechter erloschen, welche als die frühern Eigenthümer des Ortes Cölleda anzusehen waren, nämlich: die Herren von Cölleda und die Grafen von Beichlingen. Des alten, angesehenen Geschlechts derer von Cölleda wird sowohl bei dem hiesigen Kloster, als auch bei alten Contracten und Verträgen in allen Ehren gedacht. Insbesondere wird Heinrich von Cölleda in mehreren Urkunden vom Jahre 1268 und 1274 als Zeuge angeführt. Der Wohnsitz dieser Familie war eigentlich zu Wallendorf, einem Orte nahe bei Cölleda, der aber im Jahre 1294 durch Kaiser Adolphs wilde Kriegerschaaren ganz zerstört worden ist, so daß jetzt an derselben Stätte, an welcher ehedem dieser Ort gestanden, fruchtbare Aecker sind, die aber noch immer den alten Namen führen.

Späterhin haben sich daher die Herren von Cölleda, nach der Verwüstung ihres Gutes Wallendorf, als Erbsassen auf Ollersleben, — nach Groß-Ballhausen gewendet, wo auch des Pancraz von Cölleda Linie im Jahre 1614 mit ihm ausgestorben ist. Das Stadtrecht erhielt Cölleda im Jahre 1392 von Graf Friedrich von Beichlingen. Aus der darüber vorhandenen Urkunde, die mit den Worten beginnt:

„Wir Fridrich von Gotis Gnaden Grave und Her czu Beichling mit allen unsern erben unde nachkommen unsir herschaft bekonnen yn diesen gegenwertigen prive, das

wir mit rat unser getrewen manne und dynner haben statrecht gegeben unser stat Collede etc.“ geht deutlich hervor, daß Cölleda bereits schon zu jener Zeit zur Herrschaft Beichlingen gehört und diese Grafschaft vergrößert habe, so daß Brotuf in Chronico Hatensi S. 26 versichern konnte: „Der Herr von Beichlingen habe müssen auf seine Portion Landes mit 3400 bewehrten Mann den Sachsen zu Kriegszügen erscheinen,“ welches allerdings sehr viel war.

In der hiesigen ehrwürdig alten, aber im Jahre 1827 wieder erneuerten Klosterkirche zu Sct. Johannis findet sich noch jetzt ein Gräflich Beichlingisches Denkmal vom Jahre 1393. Und es ist dieß das einzige Monument, welches sich von dieser angesehenen Familie allhier erhalten hat. In demselben Jahre starb nämlich allhier die Gemahlin jenes Friedrichs, die Gräfin Helena, und ward in die Johannis-Kirche allhier begraben. Man sieht noch jetzt das Bildniß der Helena inwendig in der Mauer; ganz aus einem Steine gehauen, umgeben mit einem großen Talar, scheint sie auf dem Haupte eine Kukulle oder Kappe zu haben und sind derselben große Ohrenquasten, statt der Ohrgehänge beigelegt. Sie knieet zwischen zwei knieenden und betenden Mönchen und hält in jeder Hand einen Schild; in dem Einen derselben steht ein Andreas-Kreuz, und in dem andern das gräfl. Beichlingische Wappen. In der Leiste um das Bild steht die Mönchsschrift eingehauen: Anno Dni M.CCC.XCIII. in die Margarete obiit Dna Helena, Comitissa in Beichling et fuit filia Dni Meunhardi Borggrafi de Missena. Das heißt: Im Jahre des Herrn 1393 am Tage Margaretha ist gestorben Frau Helena, Gräfin in Beichlingen und ist eine Tochter Herrn Meinhards, Burggrafen von Meißen gewesen.

Im Jahre 1519 kam Cölleda, nebst der ganzen Grafschaft Beichlingen an Herrn Hans von Werthern und ist auch von der Zeit an bis jetzt bei dieser hochberühmten Familie verblieben.

In der hiesigen Stadtkirche, die dem heil. Wippertus (Wigbert), als dem ehemaligen Schutzheiligen von Cölleda, geweiht ist, (daher auch dessen Bildniß auf hiesigem Marktbrunnen und im Magistrats-Siegel gefunden wird) — steht noch jetzt an der Nordseite im Chor, nach dem Altare hin, ein prachtvoll-bewundernswerthes Wertherſches Monument, welches 1586 in Italien verfertiget und mit vielen Kosten hieher geschafft worden ist. Es ist dasselbe unten mit einem eisernen Gitter umgeben, wo es das Grab selbst bildet, das neben sich zwei Pyramiden hat und über sich einen prächtigen Himmel, über welchem das Monument fast so hoch, als die Kirche ist, in die Höhe geht. Ueberall sind aus Gyps gefertigte Figuren wohl angebracht, besonders auf dem eben beschriebenen, über dem Grabe errichteten Himmel, wo das Kreuz Christi aufgerichtet steht und einige Ritter von der Werthernschen Familie in Harnisch dabei knieen. An der Seite nach der Sacristei hin steht folgende Aufschrift: „Dem gestrengen, Edlen, Ehrevesten und hoch-

gelehrten Hrn. Dietrich von Werthern, beider Rechte Doctori, Röm. Kais. Maj. und des H. Reichs Erb-Kammer-Thürhüter, auf der Herrschaft Beichlingen, als dem Vater, und Wolfen von Werthern, als dem Sohn und Bruder, und der Edlen und viel tugendsamen Frau Margarethen von Werthern, gebornen von Miltitz, als der Mutter, haben die Edle und tugendhafte Frau Anna von Lichtenhain zu Etzelshaine, und der gestrenge und Ehrnveste Philipps von Werthern uf Beichlingen, als dankbare Kinder, Schwester und Bruder dieses Werk mit betrübtem Gemüthe zu ehren und zu einem Gedächtniß verfertigen und aufrichten lassen. Geschehen zu Beichlingen den 8. Juni 1586."

Zur Erklärung dieser Inschrift Folgendes:

Der in derselben erwähnte Dietrich von Werthern, der zweite Besitzer von Cölleda aus dem Wertherschen Hause, war ein durch große Gelehrsamkeit höchst ausgezeichneter Mann, der daher auch im Jahre 1495 Doctor juris wurde. Herzog Georg von Sachsen ernannte ihn zum Geheime-Rathe und sandte ihn als Commissarius nach Langensalza, um mit dem dortigen Amtmann Sittig von Berlepsch alle die, durch den Münzerschen Bauernaufruhr in dasiger Gegend entstandenen Schäden zu erörtern und festzustellen. Er starb am 4. September 1536 und hinterließ aus der Ehe mit Margaretha von Miltitz 3 Söhne: Wolfgang, Philipp und Anton. Der älteste, Wolfgang, in alten Schriften mehrentheils Wolf genannt, unternahm mit dem berühmten Georg Fabricius mehrere wissenschaftliche Reisen, besonders nach Italien, und ward wegen seiner Beredtsamkeit Orator Germaniae, Deutschlands Redner, genannt.

Nach seiner Rückkehr nahm er im Jahre 1540, nebst seinen Brüdern, das evangelische Glaubensbekenntniß an, ging dann mit Churfürst Moritz zu Felde, und war im Jahre 1553 mit in der Schlacht bei Sievershausen. Er starb im Jahre 1583, und ward am 13. Juni in hiesiger Stadtkirche begraben, nachdem ihm der Superintendent von Sangerhausen, Dr. Seidler, die Leichenpredigt gehalten hatte. Da er keine Erben hinterließ, so überkam nun sein Bruder, Philipp, alle väterlichen Güter, und darunter auch Cölleda. Dieser Philipp, der zu Leipzig, zu Wittenberg unter Philipp Melanchthon, und dann zu Straßburg unter dem berühmten Sturm studirt hatte, ward des Churfürst August's Geheime-Rath und Beisitzer bei dem Ober-Hofgerichte zu Leipzig. Auch er starb den 23. Dec. 1588 ohne Leibeserben. Auch sein Bruder Anton, der lange in Straßburg studirt und ausgezeichnete Kenntnisse besaß, so daß selbst der berühmte Georg Fabricius, der die Herren von Werthern auf ihren Studien-Reisen begleitet hatte, und dann im Jahre 1546 nach Meißen an die Fürstenschule berufen worden war, — oft zu sagen pflegte: „Man fände in Thüringen drei Herren von Werthern, Gebrüder, wenn man deren noch viere hätte, die eben so weise, verständig und klug wären, wie die

drei ersten; würden solche sieben Herren das ganze Römische Reich allein regieren können.“ Auch dieser Anton war den 6. Juni 1579 unvermählt gestorben. Nach dem Absterben dieser Brüder — kam nun Cölleda an ihres Vaters=Bruders=Sohnes=Sohn aus dem Hause Wiehe. Und dieses war Hans von Werthern, der Reiche genannt, von welchem aber schon im 6. Bande, S. 267, die Rede ist.

Was nun das Geschichtliche anbelangt, so mögen wohl wenige Städte Thüringens zu finden sein, die in frühern Zeiten durch Pest, Plünderung und Brand so oft heimgesucht worden sind, wie das Städtchen Cölleda. Im Jahre 1529 wuthete allhier der sogenannte englische Schweiß und starben außerordentlich viel Menschen daran. Die Mehresten, die von dieser Seuche ergriffen wurden, starben gleich am andern Tage. Ein katholischer Geistlicher schob die Schuld davon auf die Lutheraner, und stellte deshalb öffentliche Processionen an, starb aber selbst am andern Morgen darauf an dieser Krankheit. Die Hamburger erfanden wider dieß Uebel ein Mittel, welches sie in gedruckten Sendschreiben andern Städten mittheilten. Große Verheerungen hat oft die Pest hier angerichtet. So starben im Jahre 1626 über 1000 Menschen an derselben. Wenn man nun erwägt, daß Cölleda zu jener Zeit nur 293 Häuser zählte, so muß man allerdings über den, durch jene Seuche herbeigeführten Menschenverlust erstaunen. Und wer sollte nicht denken, daß wir jetzt in glücklicheren Zeiten leben? — Denn, als auch in den letzten Kriegsjahren das Nervenfieber hier herrschend geworden war, so starben im Jahre 1813 — doch nur 96 hiesige und 61 krank hieher gekommene fremde Militär=Personen; im Jahre 1814 — 99 hiesige und 8 fremde Militär=Personen. Damals in jenem Pestjahre, 1626, mußte noch ein Garten erkauft werden, um den Gottesacker zu St. Johannis, der die Leichen nicht mehr fassen konnte, zu vergrößern, nachdem nur im Monat August 448 Personen dahin begraben worden waren. Schreckliche Drangsale brachte der 30jährige Krieg auch über Cölleda. Die Plünderungen in den Jahren 1631, 1634, 1641, sollen so fürchterlich gewesen sein, daß kein Bund Stroh, — kein Bissen Brodes mehr hier zu finden war. Die Kirche ward ihrer drei goldenen Kelche und ihres ganzen Schmuckes beraubt, und die schönste Glocke, welche sie besaß, vom Thurme heruntergeworfen, weggeführt und verkauft, obschon sie einige Male vorher schon durch Erlegung großer Geldsummen erhalten worden war. Groß=Monra oder Montra, ein freundlicher Ort, eine Stunde von Cölleda entfernt, und ganz hinter den Bergen gelegen; daher auch der Name: Montes intra (innerhalb der Berge) blieb dazumal von den Plünderern verschont, daher auch dieser Ort den hiesigen Einwohnern gar oft zur Zufluchtsstätte dienen mußte. Denn die rohen Kriegshorden erlaubten sich zugleich auch die unerhörtesten Grausamkeiten. Manche, die sich von benachbarten Dörfern hieher geflüchtet hatten, um in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit zu finden, fanden hier ih=

ren Tod. So z. B. Hans Christoph von Grossenburg, Besitzer von Alt-Beichlingen, Otto von Kötschaw, sonst zu Stödten angesessen, Fräulein Regina von Beringer, sonst zu Backleben wohnhaft. Hierzu kam noch in den Jahren 1641 bis 1642 eine schreckliche Hungersnoth, die in kurzer Zeit über 400 Personen aufrieb, nachdem sie ihr Leben eine Zeit lang auf die elendeste Weise mit Kräutern, Baumrinde und dergl. gefristet. Manche fuhren mit dem Schubkarren nach Nordhausen, um da Getreide zu holen, wurden aber an der Sachsenburg von den Heldrungischen Soldaten ausgeplündert. Um das Feld zu bestellen, mußten sich selbst Personen aus den höhern Ständen in den Pflug spannen, weil die Kriegstruppen alles Vieh mitgenommen, und die arbeitsamen Menschen größtentheils gestorben waren. Mit der innigsten Freude wurde daher im Jahre 1648 das Friedensfest gefeiert.

Auch im siebenjährigen Kriege erlitt Cölleda manche harte Bedrückung, besonders im Jahre 1757, als am 8. November die bei Roßbach geschlagene Französische Armee auf ihrem Rückzuge in der größten Unordnung hier erschien. Nicht blos in den Häusern, auch auf allen Straßen der Stadt lagen die Soldaten mit ihren Maulthieren, und da bei dem vielen, schnell herbeizuschaffenden, Futter und Stroh, mit Fackeln und Lichtern in Scheuern und Ställen sehr unvorsichtig umgegangen wurde, so hätte leicht die ganze Stadt in Flammen aufgehen können, zumal da die Forderungen der fremden Gäste nicht zu befriedigen waren; daher auch der im Amte stehende Bürgermeister Beck so jämmerlich gemißhandelt wurde, daß er zwei Tage darauf schmerzlich starb. Die damals ausgeschriebene Kriegssteuer war für Cölleda so bedeutend, daß die einzelnen Bürger nicht im Stande waren, solche zu schaffen; daher sich der Magistrat genöthiget sahe, um größeres Unheil abzuwenden, gleich die ganze Summe auf Rechnung der Cämmerei-Casse zu erborgen.

Im Jahre 1778 starb hier der Chursächs. General-Major der Cavallerie, Georg Friedrich von Kendler, in einem Alter von 102 Jahren. Derselbe hatte als Offizier vom Jahre 1706 an — allen Feldzügen in Polen beigewohnt, und war also 72 Jahre lang im Dienst gewesen. Auch die neuern Kriegsstürme haben Cölleda auf mannigfache Weise berührt. So gingen besonders bei dem Rückzuge der Preußischen Armee im October des Jahres 1806 so viele Heerabtheilungen hier durch, daß die mehresten Bürger 50 — 60 Mann im Hause hatten.

Schwerverwundet wurde der Herzog von Braunschweig, — da er die Erschütterung durch's Fahren nicht hatte aushalten können, auf einem Sopha getragen, hierhergebracht. Hier erst ward seine Wunde gehörig verbunden; sein Gefolge nahm ein Frühstück ein, der Herzog aber konnte gar nichts genießen, und mußte nun seine Flucht beschleunigen. Denn schon den 15. October, Abends, erschienen hier 20 französische Chasseurs, welche augenblicklich, unter schrecklichen Drohungen, 300 Stück Louisd'or verlangten. Da diese

aber durchaus nicht zu schaffen waren, so mußten sie sich mit 882 Thalern begnügen. Zu der, von Napoleon dem Thüringischen Kreise auferlegten Kriegssteuer hatte Cölleda 558 Thaler beigetragen.

Nach der Schlacht von Leipzig, im Jahre 1813, ging den 23. October die große Schlesische Armee, unter Anführung ihres tapfern Blüchers, der sein Standquartier in Groß-Neuhausen genommen hatte, allhier durch. Dieser hochberühmte Kriegsheld hielt fast eine Stunde lang auf hiesigem Markte und ließ die verschiedenen Heerabtheilungen vorüberziehen, die noch denselben Tag bis Leubingen vorrückten, um den Uebergang über die Unstrut zu besetzen. Und dahin mußten aus hiesiger Stadt über 400 Scheffel Hafer und 200 Centner Heu angefahren werden. Das Corps des General Benningsen lagerte bei Batgendorf, mußte ebenfalls verpflegt werden, so daß die sämmtlichen Kriegskosten, welche Cölleda, 374 Häuser und 1752 Einwohner enthaltend, in jener Zeit zu tragen hatte, 16,330 Thaler betrugen.

Schreckliche Feuersbrünste, große und kleine, haben seit langer Zeit immer dem Wohlstande der hiesigen Einwohner entsetzliche Wunden geschlagen. So die Brände in den Jahren 1538, 1683, 1698, 1735. Der schrecklichste Brand entstand am Abend des 14. August 1795. Der Feuerstrom griff da so schnell um sich, daß binnen einer Viertelstunde 8 Straßen in vollen Flammen standen, wodurch 135 Häuser und 82 mit Erntefrüchten angefüllte Scheuern zu Aschenhaufen niederstürzten. Viele Menschen wurden beschädigt, zwei verbrannten. Doch alle diese Wunden sind jetzt geheilt, denn

Krieg und Brand
Segnet Gott mit milder Hand.

Und obschon unsere Stadt die seit 1819 hier gestandene Husaren-Garnison im Jahre 1835 verloren, so erfreut sich doch dieselbe jetzt, bei einer Bevölkerung von 2953 Seelen in 480 Häusern, unter der erleuchteten Königl. Preußischen Regierung so mancher Vorzüge. Seit 1824 befindet sich allhier das Königl. Landraths-Amt des Eckartsbergaer Kreises und Cölleda ward durch Königl. Cabinets-Ordre zur Kreisstadt erhoben. Mit dem Jahre 1837 ist ebenfalls auch ein Königl. Land- und Stadtgericht allhier in Wirksamkeit getreten.

Grüning.

Die ehemalige deutsche Ordens-Commende Griefstädt.

Wenn man von Weißensee aus in das Thal der Unstrut kommt, um in demselben den Fußpfad nach Gorsleben und der Sachsenburg zu wandern, trifft man, auf dem linken Ufer genannten Flußes, bevor man ihn bei dem Dorfe Riethgen überschreitet, auf einige ganz isolirt gelegene Gebäude nebst einer Mühle. Die vermischte ältere und neuere Bauart dieser Gebäude, die zum Theil um sie gezogenen beträchtlichen Mauern vor Allem, die diesen Gebäuden gegenüber auf einem Hügel liegende keineswegs im gewöhnlichen neueren Styl erbaute Kirche, fesselt die Aufmerksamkeit, und nimmt man auch bald wahr, daß dermalen der Sitz einer nicht unbedeutenden Oekonomie hier ist, so deutet doch die ganze Anlage auf eine alterthümliche Abkunft, und hören wir sie die Commende Griefstädt nennen, so sind wir außer Zweifel, daß wir uns auf einer Stelle befinden, an welche sich manche gewiß nicht unwichtige historische Erinnerungen knüpfen und können den Wunsch nicht unterdrücken uns von den früher hier obgewalteten Verhältnissen näher zu unterrichten, müssen uns jedoch, wie es leider bei vielen alterthümlich merkwürdigen Punkten der Fall ist, mit folgenden Notizen begnügen, die, wenn sie auch authentisch sind, doch für den Forscher nach speciellen Ereignissen und besonders nach romantischen Bildern, manches zu wünschen übrig lassen. *)

Ueber die Entstehung oder den ersten Anbau von Griefstädt sind keine Nachrichten vorhanden. Indeß ergiebt sich, daß es früher

---

*) Die Mittheilung der folgenden rein geschichtlichen, gewiß völlig gründlichen Nachrichten, verdankt der Verfasser der Güte des Herrn Pastor Leitzmann in Tunzenhausen.

eine eigenthümliche Besitzung der Thüringer Landgrafen war, aus Folgendem: Conrad, der jüngste Sohn des Landgrafen Herrmann von Thüringen, trat um das Jahr 1232 in den Orden der deutschen Ritter und versuchte, nach der im Mittelalter üblichen Weise sein geängstetes Gewissen durch mancherlei Schenkungen an Kirchen zu beschwichtigen. Er hatte nämlich in einem Kriege mit dem Erzbischof Sifrid von Mainz die Stadt Fritzlar niedergebrannt und sich dabei noch vieler andern Frevelthaten schuldig gemacht. — Unter diese Sühnopfer gehörte auch der Hof zu Griefstädt, welchen er mit Bewilligung seines Bruder Heinrich und seines Neffen Herrmann an die deutschen Herren zu St. Elisabeth-Hospital zu Marburg abtrat, welche Schenkung auch am 6. November 1234, mittelst Urkunde bestätigt wurde. In dieser Schenkungsurkunde heißt es:

„Es sei Jedermann für jetzt und in Zukunft zu wissen, daß wir dem Hospital des deutschen Hauses der Jungfrau Maria zu Jerusalem, in die Hände des Ordensbruders Heinrich von Hohenlohe, Vorsteher dieses Hauses in Deutschland, (er wurde 1245 Hochmeister) alle unsere Güter in dem Riethe gelegen (wovon später das daselbst aufgebauete Dorf Riethgen seinen Namen erhalten hat) 23½ Hufe enthaltend, das Allodialgut zu Griefstädt mit der daselbst befindlichen Mühle, so wie das Gerichtsamt Günstetten mit 10½ Hufe Land, geschenkt und übergeben haben ꝛc." — Nach dem Tode des Hochmeister Herrmann von Salza im Jahre 1239 wurde Conrad an dessen Stelle erwählt, welche er jedoch nur bis zum 24. Juli 1241 verwaltete, wo er starb.

Das Allodialgut Griefstädt erfreuete sich der Befreiung von dem Zolle und allen andern Abgaben, denn schon im Jahre 1225, hatte der Landgraf Ludewig, nach einer in Weißensee ausgestellten Urkunde, dem deutschen Orden erlaubt, sich in den seiner landesherrlichen Botmäßigkeit unterworfenen Ländern niederzulassen, auch ihn unter Einwilligung seiner Brüder von allen Gerechtsamen befreit, welche ihm als Landesherrn auf des Ordens bereits erworbenen oder künftig zu erwerbenden Besitzungen zuständig wären, so wie von dem Zoll und andern bestehenden Abgaben. — Anfangs bestand das Gut Griefstädt nur aus wenigen dabei gelegenen Besitzungen, denen der junge Landgraf Herrmann jedoch mehrere anreihete, welche sich auch bald durch Ankauf, Schenkungen und fromme Vermächtnisse häuften, so daß es zu einer nicht unbedeutenden Commende der Balley Hessen, zu welcher es im Jahre 1287 geschlagen wurde, heranwuchs. — Diese Besitzungen erforderten genaue Aufsicht, und der Orden schickte deshalb im Jahre 1288 einen eigenen Comthur — Gottfried von Konre — dahin, welcher in Urkunden öfters Godefridus Commendator genannt wird. Unter seiner bis 1302 währenden Verwaltung wurde Griefstädt auf's neue durch Schenkungen und Käufe beträchtlich vergrößert. Es folgten nun nachstehende Comthure: 1302 Leopold von Amelung, 1320 Heinrich von Wildecken; 1332 Berthold von Ebeleben; 1344 Herrmann von Schik-

kede; 1351 ein gewisser Ullrich, unter welchem dem Ordenshause von Erzbischof Gerlach zu Mainz das jus patronatus der Pfarre Günstedt abgetreten. 1359 Dripode von der Thanne; 1379 Conrad von Billersheim; 1449 Herrmann von Liederbach; 1458 Helfreich von Drache; 1471 Ludewig von Rabenau; 1481 Johann Schenk von Schweinsberg; 1496 Wiegand Holzsattel; 1512 Sittich von Breitenbach; 1519 Conrad Schlann; 1525 Wolf Schutzbar genannt Milchling, gleich nach dessen Antritt wurde der Hof Griesstädt von den Bewohnern Kindelbrücks überfallen und geplündert, für welchen Frevel sie durch Vermittlung der fürstlichen Räthe, als der Amtsschößer zu Sachsenburg und Weißensee, 525 Gülden dem Comthur und 1000 Gülden dem Orden, Entschädigungskosten, zahlen mußten. — 1530 Georg Löwe von Steinfurth; 1538 Adolph Schutzbar genannt Milchling. — Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar ließ 1547 durch seinen Feldmarschall von Schönburg um Weihnachten die Commende plündern, welcher Schade auf 4597 Thaler geschätzt wurde, worunter 107 Pferde zu 1646 Thalern gerechnet, waren. 1548 Heinrich von Wiederstein; 1553 Philipp von Bicken; 1557 Franz von Hatzfeld, welcher am 19. December 1574 starb und dessen Epitaphium noch jetzt in der Kirche zu Griesstädt steht. — 1575 Walther von Plettenberg; 1580 Georg von Hoerde; 1586 Wilhelm von Ohnhausen; 1591 Gerhard von Steinhausen, der Erste, welcher die Churfürstlich Sächsische Erbhuldigung zu Weißensee leisten mußte. — 1611 Ottomar von Galen; 1613 Rüdiger von Hoerde; 1615 Johann Fuchs; 1627 Philipp von Hundelshausen. — Während dieser Zeit war die verheerende Flamme des dreißigjährigen Krieges auch in diesem Lande ausgebrochen. Churfürst Johann Georg von Sachsen nahm 1632 die Commende unter dem nichtigen Vorwande weg, weil der deutsche Orden es mit dem Kaiser halte und vertrieb den Commenthurherrn. Sachsen mußte zwar nach dem Prager Frieden 1636 Griesstädt dem Orden wieder zurückgeben; allein jetzt nahmen es dafür die Schweden in Besitz, zerstörten alle Gebäude, vertrieben den Commenthur und hausten hier, wie in der ganzen umliegenden Gegend dergestalt, daß viele Dörfer gänzlich verwüstet wurden. Im Jahre 1645 ward zwar Adam Wilhelm von Kettler neuerdings als Commenthur dahin geschickt; da aber, nach seinem Bericht, die Gebäude dermaßen verwüstet und unbewohnbar waren, daß die Füchse darin hausten, so begab er sich nach Erfurt, wo er von Caspar Ermes, dem Secretair des schwedischen Gouverneurs, im September desselben Jahres meuchlings erstochen wurde. — Der Landcommenthur der Balley Hessen, übertrug nun die Commende Griesstädt dem Philipp Leopold von Neuhoff, welcher, als er mit Empfehlungen bei dem schwedischen General Torstenson anlangte, den Bescheid erhielt, daß er nicht zum Besitz der Commende kommen könne, weil sie bereits von der Krone Schweden dem Obersten Ermes geschenkt worden sei. — Dieser Umstand dürfte wohl einiges Licht über die Ermordung des Commenthur Kettler verbrei-

ten. — — Ermes blieb bis zum Frieden 1648 im ruhigen Besitz der Commende, folgendes Jahr aber übernahm sie der Commenthur von Neuhoff, welcher bemüht war die Gebäude wieder wohnbar zu machen und die Einkünfte zu ordnen, worüber ihn jedoch der Tod ereilte. Sein Nachfolger wurde 1671 Stephan Franz von Neuhoff; dieser verwendete große Summen zur Erbauung neuer Wirthschaftsgebäude, gerieth aber dadurch in beträchtliche Schulden und wurde nach Mergentheim in Verhaft gebracht, woselbst er 1693 starb. August Graf von der Lippe, Neuhoffs Nachfolger, starb bereits 1701 wieder, worauf 1702 Johann Adolph Marschall von Biberstein die Commende in Besitz nahm. Mit Eifer setzte derselbe fort, was Neuhoff begonnen hatte, bemühete sich dem ganzen Orte ein freundliches Ansehen zu geben, erbauete das neue Wohngebäude nebst der freundlichen sehenswerthen Kirche, deren Wände mit den Wappen der Hochmeister, der Landcommenthure von Hessen, so wie der Commenthure von Griesstädt geziert sind. Da jedoch der ungeheuere Aufwand zu diesen Bauten mit den Einkünften in keinem Verhältniß stand, wurde auch dieser Comthur 1715 Schulden halber nach Mergentheim in Haft gebracht und starb 1738 in Wetzlar Ihm folgte als Commenthur 1718 Carl Freiherr von Stein, und diesem Hans Moritz von Brühl von 1734 bis 1755. Der siebenjährige Krieg verzögerte die Einweihung des am 1. September 1756 zum Comthur erwählten Adam Alexander Freiherrn von Diemar bis zum Jahr 1761. Dann folgte 1772 Carl Friedrich Reinhold Freiherr von Baumbach, dann Maximilian, Sigismund Freiherr von Stetten und endlich 1797 Heinrich Moritz Freiherr von Berlepsch. In dem Preßburger Frieden 1805 wurde bekanntlich der ganze deutsche Orden dem Hause Österreich erb- und eigenthümlich übergeben, von Napoleon aber im Jahre 1809 in allen Staaten des Rheinbundes förmlich aufgehoben und dessen Güter mit den Domainen desjenigen Fürsten vereinigt, in dessen Gebiete sie lagen. Die Commende Griesstädt fiel demnach dem Könige von Sachsen anheim, welcher jedoch die Einkünfte, derselben dem Commenthur bis zu seinem am 3. December 1809 erfolgten Tode überließ, sie dann einzog und in einem am 12. September 1811 ausgefertigten Vermächtnisse, nebst allen Besitzungen, Rechten und sonstigen Zuständigkeiten den Universitäten Leipzig und Wittenberg, so wie den Landschulen Pforte, Meißen und Grimma überwies, als eine auf immerwährende Zeiten sorgfältig zu erhaltende Stiftung zu einem wahren und unwiederruflichen Eigenthum. Nachdem jedoch zu Folge des Wiener Congreßes, derjenige Theil des Königreichs Sachsen, in welchem Griesstädt liegt, dem Königreich Preußen einverleibt wurde, sind von Letzterem die Ansprüche der Universität Leipzig, wie der Schulen zu Meißen und Grimma geziemend abgelöst worden und es ist der Commende Griesstädt sonach von ihren früheren Verhältnissen nichts als der Name geblieben.

Friedrich von Sydow.

Rastenberg.

Wo die Unstrut schweigsam und trübe die güldene Aue durchfluthet, um an den Gräbern der Könige zu weinen, deren Schattenbilder noch aus Memlebens zerfallenem Klostergemäuer hervorschauen, und dann an Burgscheidungen vorübereilt, dem altergrauen Felsen des Haders und des Falles von Hermanfried und seines Königreichs, um in den Wassern der sächsischen Saale unterzugehen, — ein treuer Spiegel der Geschichte ihres Vaterlandes —; da zieht sich von Abend gen Morgen hin am rechten Ufer eine weite Hügelreihe, die Finne genannt. Grüner Eichen- und Buchenwald schmückt zu beiden Seiten die sanft ansteigenden Höhen und wechselt oben auf der oft meilenbreiten Bergebene mit Fruchtfeldern und kräuterreichen Triften ab.

Aus einem romantischen Thale — dem Mühlthale — rauscht die Lossa, eine Stunde oberhalb bei dem großen Dorfe gleiches Namens entspringend, zwischen schattigen Bergen und röthlichen Felsabhängen an zwei verfallenen Gesundbrunnen vorüber in die weite Ebene, welche der ferne Ettersberg begränzt, mitten durch Rastenberg. Eine schöne aus Sandstein, der im Mühlthal gebrochen wird, nach modernem Styl erbaute Kirche mit ihrem terassenförmig sich erhebenden Thurme, ziert die stille Stadt. Sie zählt zweihundert Häuser und tausend Einwohner, ist nach Süden von einer Mauer und einigen Mauerthürmen umgeben, nördlich aber schmiegt sich dieselbe an eine steile Bergwand, auf deren Rücken die berasten Trümmer der Raspenburg zu finden sind.

Der Name der Gegend, die Finne, wie des Städtchens, das in alten Büchern und im Munde des Volks Rasseburg heißt, deutet auf nordischen Ursprung und gab Veranlassung zu nachfolgender Sage.

Sage von der Gründung Rastenbergs und von der Entstehung seines Heilquells.

Kurz vor den Zeiten der großen Völkerwanderung herrschte in Scandinavien der König Gram; der hatte den Schweden die Wucht seines Schwertes schwer fühlen lassen, und auch die Nachbarn und Verbündeten derselben, die Phinnen, an der Newamündung durch räuberische Landung hart bedrängt. Da gedachte Simblus, der Phinnen-König, zur Sicherung des Landes und zu der Feinde Demüthigung ein Bündniß mit den Sachsen zu schließen, und damit das Band, welches die Völker von nun an verknüpfen sollte, inniger noch und dauernder um sie geschlungen werde durch die Verbindung der Herrscherfamilien: so freiete Heinrich, der junge Sachsenfürst, des Finnenkönigs schöne Tochter. Viel stattliche Kämpen, glänzend in Waffenschmuck, bestiegen mit ihm die buntbewimpelten Schiffe zur fröhlichen Brautfahrt über das Meer. Ein frischer Wind legte sich in die vollen Segel und mit den Wolken um die Wette flog das Geschwader über die kristallene Fluth. Bald waren sie den ersehnten Küsten nahe, und es landete der theure Held; aber die Sonne ging in Nebeln auf, ein bleicher Lichtschein nur verbreitete sich über die Flächen, die grauen Felsen am Ufer verbargen ihre kahlen Häupter in den Schaum der Wellen und murmelten Klagelieder aus tiefstem Grunde.

Indeß zu Rasseborg am finnischen Meerbusen, wo Simblus königlichen Hof hielt, erscholl Freude in den festlich geschmückten Hallen; Skiath, die liebliche, saß an des Sachsenfürsten Seite beim hochzeitlichen Mahle, ringsum die Edelsten der befreundeten Völker. Doch ehe die Mitternacht herbeikommt, erschreckt fremder Waffen-Getöse die Gäste. Heimlich war der Dänenkönig Gram an das Land gestiegen. Gewaltsam werden die Pforten aufgestoßen und die Freudenmahls-Stätte wird zur traurigen Wahlstatt. Skiath fällt bewußtlos zu Boden, der greise Vater wird von dem erbarmungslosen Schwerte der Dänen dahingewürgt; Heinrich selbst aber schreitend über die theuere Leiche und die Braut schirmend kämpft mit der Kraft eines Gottes. Da dringt der befreundete Klang eines Hifthorns in den Saal, Roderich, des Finnenkönigs Vetter, kehrt vom fernen Kriegszuge heim zur guten Stunde, bricht sich Bahn mit gewaltigen Streichen; die Dänen bestürzt, im Rücken bedroht, müssen weichen und segeln, sich begnügend mit des Königs Mord und dem angerichteten Blutbade, auf beflügelten Schiffen davon.

Bald auch kehrte Heinrich und viele seiner Getreuen, die dem Tode entronnen waren, heim; auch Tausende von den Finnen, von Roderich geführt, verließen damals mit Weib und Kind und Habe den blutgetränkten, feindesoffenen Boden ihrer Väter, um in den Länderstrecken jenseit des Harzes, wo die Thüringer hausten, — von den Sachsen, deren Gränznachbaren, dazu ermuntert, — eine neue Heimath sich zu begründen. Und wie alle Auswanderer selbst in der Ferne sich noch immer stark angezogen fühlen an das verlassene Vaterland, und lieben, in dem Neuen das Alte gleichsam zu verjüngen, so gab Roderich der Ringburg, welche er auf dem äußersten nach heißem Streite den Thüringern entrissenen

Berge — dem heutigen Streitholze — erbaute, nach der alten Hofburg seiner Väter in Finnland den Namen Rasseburg. Noch zeigt tief im Waldesdickicht bemoostes Gestein und ein Ringgraben dem Wanderer die Stätte, wo sie stand.

Doch nimmer konnten es die Thüringer verwinden, daß fremde Eindringlinge mitten in ihrem Lande saßen, und immer von Neuem entbrannte die Fehde. Da erkoren sie endlich den tapfern Segimer zu ihrem Herzog, um die Finnen wieder aus den vaterländischen Bergen zu vertreiben; selbst die edelsten Jungfrauen des Stammes erschienen im Feldlager, stimmten Kriegsgesänge und heilige Lieder der Barden an, und entzündeten in den Herzen ihrer Brüder und Freunde den langgenährten Haß zur wildesten Kampflust; die Priester aber weissagten Sieg. Doch auch die Finnen waren kampfgerüstet; auch ihnen hatten ihre Priester Sieg verheißen. Sie hatten sich aber, den Helden Roderich an ihrer Spitze, der noch keinem Feinde gewichen war, auf dem rothen Berge — wo jetzt das Dorf Rothenberge — gelagert, entschlossen, mit ihrem Blute diese Erde, worauf sie ständen, roth zu färben und zu ihrem künftigen und festen Besitzthum dadurch zu machen. Der Aufgang der Morgenröthe giebt beiden Theilen das Zeichen zum Angriff; je höher die Sonne steigt, desto heißer entbrennt der Kampf. Siegsmuthig durchbricht Segimer die Schlachtreihen seiner Gegner, seine Mannen drängen nach: da trifft ein Speer des Helden Fuß, er wankt, ein Schwertstoß die Brust und er sinkt. Seine Getreuen tragen ihn aus dem Kampfgedränge und legen ihn nieder unter den Schatten einer breitastigen Buche am nahen Waldesrand; die Finnen dagegen erheben ein lautes Jubelgeschrei und schon halb geschlagen, nutzen sie die entstandene Verwirrung und unentschieden schwankt der Sieg, bis am Abend die Priester dem Morden Einhalt thun und den Spruch der Götter verkünden: „Friede herrsche fortan und der Thüringer und der Finnen Volk verschmelze in Eines.“ Also geschahe es.

Blutend aber lag und todesmatt Segimer am Waldesrande und wähnte von den Walkyrien auf schnellen Todesrossen schon gen Walhalla erhoben zu werden, da eilt auf die Schreckenskunde von seinem Fall Ludmille, die Geliebte seines Herzens, die Edelste der Jungfrauen auf die Wahlstatt, den theuern Helden zu suchen. Und sie findet ihn an jenem Baumstamme gelehnt und fällt auf die Knie zu seinen Füßen nieder und ruft die unsterblichen Götter um Hilfe an und Hertha, die Mutter des Lebens. Und siehe, als sie noch klagete, rieselt aus einer klaffenden Felsspalte ein Quell hervor, frisch und silberklar — der heutige Kläfferbrunnen — ein Zeichen der Erhörung ihres Gebets und der Gnade der Götter. Wo aber im Thalgrund sie gewandelt und ihre Schmerzensthränen geflossen, da sprudeln heilende Brünnlein aus dem Boden, und sie netzt die Lippen des Sterbenden mit dem Felsenquell und badet die tiefen Wunden mit dem Heilwasser, und o Wunder, nach kurzer Frist rinnt frisches Leben in den Adern, es heilen die Wunden und neugekräftigt erhebt sich der Held und beschließt mit Ludmilla, seinem ehelichen Gemahl, fortan hier zu rasten an dem Berge, der ihren Schmerz und ihre Wonne gese=

hen. Und sie bauten bald nachher ein stattliches Haus daselbst und nannten es Rastenberg und lebten allda noch lange Jahre in Frieden und Freude.

Zur Zeit der Völkerwanderung, als die Fluth barbarischer Nationen auch über Thüringen sich wälzte und die streitbare Jugend mit sich fortriß auf die katalaunischen Gefilde und späterhin unter den einheimischen Königen aus Basinus Geschlecht erwähnt auch nicht einmal die Sage Rastenbergs. Es fiel aber der ganze Landstrich nach der Erstürmung der Veste Chidingi am 1. August 523 und nach der erfolgten Theilung des Königreichs Thüringen dem Sachsenkönige Gathagast zu, welcher damit den tapfern Ritter Haken belehnte, denselben, welcher den Rath zum nächtlichen Ueberfall der Veste gegeben und zur Wehr gegen die Franken die Schlösser Sachsenburg und Beichlingen an der Finna bauten. Nachher bis zum Jahre 1039 gehörte diese Gegend zu den Familienbesitzungen des altsächsischen Hauses aus Wittekinds Geschlecht.

Die deutsche Königswürde war nehmlich im Jahre 1024, nach zu Altstadt erfolgter Wahl — am Palmsonntage — auf Conrad den Salier übergegangen. Nun wurde von ihm Ludwig mit dem Barte, ein Verwandter der Kaiserin Gisela, zum Graven von Westthüringen ernannt und weil derselbe die Cäcilia, die Nichte des Markgrafen Ludolph von Sachsen-Braunschweig, eines Stiefsohns des Kaisers, ehelichte, empfing er als Heirathsgut mit seiner Gattin Beichlingen mit Rastenberg und Sangerhausen erb- und eigenthümlich. Von ihr erzählen die Chronisten: sie sei, obwohl eine säuberliche Frau und voller Tugend und guter Sitten von ihrem „ersteren Herrn kabiset, das ist repudiiret und um eines bösen Leumunds willen von einem andern Herrn nicht gefreiet worden." In der „Chronika, wie die Landgraven von Döringen sich erst erhuben, Erf. 1522," aber heißt es noch weiter also: „Im Jahre 1039 machte Kaiser Konrad den Ludwig mit dem Barte, der ein Vitzthumb des Landes zu Döringen war, zu einem Graven zu Döringen. Derselbe gewann mit seiner ehelichen Frau Cäcilie drei Söhne. Der erste, genannt Ludwig, besaß seines Vaters Erbe Schavenburg und ward nach seines Vaters Tode ein Grave zu Döringen. Der andre Sohn hieß Beringer, dem ward Sangerhausen mit Zuhörung. Der dritte hieß Heinrich, der ward ein Herr zu Raspenberg, das er selber bauete."

Schon im Jahre 1040 mochte der Anfang des Schloßbaus vorgenommen worden sein, dessen Vollendung aber durch Heinrich, der wegen seiner Rauheit raspo oder der Raspe hieß, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der meisten Urkunden erst zwischen die Jahre 1070 und 1073 fallen. Die Burg selbst erhielt bald den Namen **arx Rassenbergica**, bald **castrum Raspinburg** oder auch das veste Schloß Raspenbergk.

Merkwürdig bleibt es, daß fortwährend die jüngeren Söhne des landgräflich thüringischen Hauses hier ihren Aufenthalt hatten, daß sie fast durchgängig den Namen Heinrich führten und Dreie den Beinamen Raspe bekamen. Der andere Heinrich Raspe stirbt im Jahre 1131 auf der Raspenburg kinderlos und war nach Melissantes ein Sohn Ludwig des Springers. Nach seinem Tode fiel das Schloß und die damit verbundene Grafschaft nach Pfefferkorn Th. G. p. 264. und Falkenstein II. 2, 912. wieder an die Hauptlinie zurück und zwar an Ludwig III., welcher, ein Eidam des damaligen deutschen Kaisers Lothar, um diese Zeit zum erblichen Landgrafen in Thüringen erhoben wurde. Im Jahre 1170 findet sich ein Sohn Ludwig des Eisernen auf dem Schlosse wohnhaft, der dem Turniere zu Freiburg an der Unstrut mit beiwohnte und einige funfzig Jahre später 1226, der Bruder Ludwig des Heiligen, derselbe Heinrich Raspe, welcher auch in der deutschen Reichsgeschichte eine wenn auch nicht eben ruhmvolle Rolle gespielt hat.

Bekanntlich unternahm im Jahre 1227. Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug in das gelobte Land; auch der junge Landgraf Ludwig folgte mit vielen Thüringischen Grafen und Rittern dem kaiserlichen Heerbann und übertrug die Landesregierung während seiner Abwesenheit seinem Bruder. Schon am 11. Sept. 1227 aber starb der Ludwig zu Otranto nun trat Heinrichs rauher Character offen hervor. Statt des Bruders Wittwe die heilige Elisabeth und deren Kinder in ihren Rechten und Besitzthümern zu schirmen, nahm er selbst von der Landgrafschaft Besitz; die flüchtige Landgräfin starb bald darauf 1231 vor Kummer in Marburg, eine Tochter Sophie wurde für das Kloster bestimmt und wurde späterhin Aebtissin von Kissingen an der fränkischen Saale, den einzigen hinterlassenen Sohn Herrmann aber ließ er zu Kreuzburg an der Werra durch seine Hofmeisterin Bertha von Seebach vergiften; eine zweite Tochter Sophie jedoch heirathete den Herzog von Brabant, aus welcher Ehe jener Heinrich entsproßte, der unter dem Namen des Kindes von Brabant des hessischen Fürstenhauses Stammherr geworden ist.

Gleich gewaltthätig verfuhr Heinrich auch gegen sein Volk, manche schöne Tochter des Landes wurde von ihm geraubt und auf irgend einem festen Schlosse festgehalten. Solch eine Zwingburg war auch die Raspenburg und noch erzählt man von dem sogenannten Barflecke, einer offenen Waldstelle der Burg gegenüber, nachstehende Sage:

Das Barfleck.

In Thüringen liegt ein altes Schloß
Die Raspenburg genannt,
Du findest kaum die Stätte noch,
Wo es vor Zeiten stand.

Die Mauern alle decket Gras,
Versunken ist der Thurm,
In seinem Schlunde bergen sich
Nur Kröten, Molch und Wurm.

Und drüben siehst du hoch im Wald
Ein Fleck, von Bäumen leer;
Davon geht in des Volkes Mund
Die trauervolle Mähr:

Graf Heinrich Raspo kehrte einst heim vom Fehdezug.
Das schwarze Roß inmitten die schönste Beute trug:
Bald hält er vor dem Thurme. „He Thorwart schließet auf,
Verwahrt dieß Kleinod, wahrlich, dieß war kein leichter Kauf!"

Und tückisch in sich lachend sprengt er wohl in sein Schloß;
Ein Strom von heißen Thränen aus Wandas Augen floß.
Wie bleich ach ihre Wangen, der Rosenmund wie blaß!
Sie fleht empor zum Himmel — horch, klingt ein Fensterglas?

Ist's Raspo, der im Saale mit den Genossen zecht?
Sie lugt hinaus und drunten steht Rolph der treue Knecht.
Ob hoch und eng das Fenster, das Mägdlein schmiegt sich vor,
Faßt muthig in das Gitter, zerbricht es leicht wie Rohr.

Und ob der Abgrund gähnet; sie wagt's mit Gott und springt;
Sie stürzt — doch nein, ein starker Arm sicher sie umschlingt.
Und nach dem Streitholz lenken beflügelt sie den Lauf.
O weh! da schleicht verräth'risch der gelbe Mond herauf!

Der tritt sacht aus den Wolken, zeigt sie dem Grafen an —
Ha welche Schatten klimmen dort hastig gipfelan?
„Ihr Reisige in Waffen! Hinaus!" der Graf gebot,
„Die Flüchtigen fangt eilend lebendig oder todt!"

Der Pfad wie steil und dornig, ach Rolph, mir wird so bang!
„„Vernimmst du nicht im Thale wie scharfer Schwerter Klang?""
„Mein Lieb, 's ist's Kreuz am Kloster, vom Abendwind bewegt."
„„Hörst du den Lärm?"" „Die Mühl ist's, die drunten stampft und schlägt."

Doch näher bringt das Rasseln, im Dickicht wird es laut.
„Gib mir den Dolch, im Tod nur wird Wanda dir getraut!"
Tief in der Brust das Eisen, sinkt er in selben Tod. —
Die Söldner nah'n und schauen zwei Leichen blutigroth.

Und auf dem Flecke sprießet seitdem kein Gras, kein Baum,
So weit des Blutes Strömung, ist öd' und leer der Raum.
Und Greul auf Greuel häuften im Schloß sich Nacht wie Tag,
Bis daß der Zorn des Himmels die Thürm' und Mauern brach.

Gleichwohl fand der römische Papst Innocens IV. in Heinrich Raspo den geeignetsten Mann, als Gegenkaiser wider den vom Bannstrahl getroffenen zweiten Friedrich von Hohenstaufen aufzutreten. Von der römisch gesinnten Partei im Jahr 1246 zum deutschen König erwählt, verließ er die Raspenburg, um in Schloß Weichlingen Hof zu halten und rückte im Frühjahre 1248 mit einem starken Heere seiner Anhänger nach Schwaben. Hier aber wurde, wie die Chroniken sich ausdrücken, sein Treubruch am Bruder und am Kaiser zugleich von Oben herab und durch Menschenstärke gestürzt und gerochen. Bei der Belagerung der Reichsstadt Ulm von einem Pfeil getroffen und noch von andern Uebeln heimgesucht, wurde er krank auf die Wartburg geschafft und starb daselbst kinderlos. Sein Stamm verdorrete; er war der letzte männliche Sproß aus dem Geschlechte Ludwigs mit dem Barte.

Nun hatte zwar schon am letzten Juni 1242 der Kaiser Friedrich II. zu Beneventum den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meissen, dessen Sohn Albrecht eine Tochter des Kaisers, Agnes, ehelichte, mit Thüringen und Hessen als einem aparten Theilslehn betraut; jedoch machte nach Heinrich Raspe's Tode auch Heinrich von Brabant Ansprüche auf manche Theile des Landes geltend und es entstand ein neunjähriger verheerender Krieg. In diesem trüben Wasser fischte damals wer konnte in Thüringen. Es war des Raubens, Stehlens und Viehwegtreibens kein Maaß; jede Burg wurde ein Raubnest, jeder Ritter ein Wegelagerer und wie die Herren von Schrapplau auf der Neuenburg, die von Rabiswalde bei Wiehe, die von Scheidungen, Willerstedt und Eckartsberga zu gemeinen Raubrittern herabgesunken waren, so hausten damals auch auf der Raspenburg weithin gefürchtete Burgmannen. Albrecht, dieser rhamnus in roselo thuringiaco, wie die erfurtische Chronik ihn nennt, schon zu Lebzeiten seines Vaters, 1265, mit dem Landgrafthume Thüringen belehnt, war nicht im Stande, dem Unwesen zu steuern. Ja die Verwirrung wurde durch dessen beabsichtigte Enterbung seiner Kinder erster Ehe und Verkauf des Landes an Kaiser Adolph nur noch größer und es entspann sich im Jahre 1281 zwischen Vater und Sohn, Friedrich dem Freudigen, jene zweiundzwanzigjährige Fehde, welche Thüringen von einem Ende bis zum andern verwüstete, und auch in Rastenberg bleibende Spuren der Zerstörung zurückließ. Zu Anfange des Jahres 1293 fielen nämlich die Schwaben und Rheinländer unter des Kaisers Adolph persönlicher Anführung in das Land ein. Eisenach und Mühlhausen öffneten die Thore. Weil aber die übrigen Städte, ein großer Theil der Ritterschaft und vor allen das Landvolk dem jungen Landgrafen Friedrich treu blieb und für sein angestammtes Recht zu den Waffen griff: so begannen die Kaiserlichen auf echt hunnisch zu sengen und zu brennen, wohin sie nur kamen; unsern Rastenberg, aber auf dem heutigen Tags nach ihnen benannten Schwabenberge, am Ausgange des Mühlthals, bezogen sie ein festes La=

ger. Das Kriegsvolk plünderte die Stadt und das darin befindliche Kloster, trieben unsäglichen Muthwillen mit den Nonnen, beschmierten unter andern ein Weib mit Theer, steckten sie dann in ein Faß voll Federn und führten es wie ein Meerwunder im Lager von Zelt zu Zelt herum; kurz der Teufel, behauptet der Chronist, hätte nicht ärger wüthen können. Der thüringische Graf von Hohenstein von der kaiserlichen Partei, der sich im Lager befand, wagte einige Vorstellungen bei Adolph von Nassau zu thun, insonderheit weil auch die adeligen Fräuleins nicht verschont geblieben, erhielt aber zur Antwort: „Soldaten könne man nicht im Sacke führen. Schnell übrigens eilte Markgraf Friedrich aus Meißen mit seinem munteren Kriegsvolk herbei, zog aus Beichlingen, Sachsenburg und Heldrungen noch einiges Volk zusammen und überfiel den Kaiser unversehens in seinem Lager bei Rastenberg. Der Kaiser mußte flüchten, Tausende von seinem Volke wurden von den erbitterten Bauern erschlagen, viele Gefangene aber am Leibe empfindlich gestraft in ihre Heimath wieder entlassen. Auch rächten sich die Landleute für die angethane Unbill an dem kaiserlichen Heere durch ein Spottlied. Es beginnt also:

> Die Edeln von dem Rine
> Die traten zu dem Wine
> und kommen unter Raspenbergk;
> Des Königs Hofgesinde
> Ergriff die Gotteskinde
> und trieben böslich Werk u. s. w.

Nachdem auch die Einfälle Kaiser Albrechts von Böhmen her in den Jahren 1300 und 1307 siegreich abgeschlagen worden, auch im Jahre 1309 die allgemeine Huldigung des Meissner, Thüringer und Osterlandes vor sich gegangen war, hatte Friedrich nichts eifriger zu thun, als sein Land zu beruhigen und nach Vertreibung der äußern Feinde auch die inneren Schäden mit scharfem Messer zu zerstören; das waren die zahlreichen Raubschlösser, von denen aus seinem treuen Volke noch täglich tiefe Wunden geschlagen wurden. Und so gewann und zerbrach der Landgraf, wie er schon in Meißen mit den Schlössern gethan, in welche sich allerhand Gesindel gelegt und geraubt hatte, nach hartnäckiger Gegenwehr mit Hilfe derer von Erfurt und Mühlhausen auch das veste Schloß Raspenbergk im Jahre 1321, ließ Alles bis auf den Grund niederreißen, Häuser und Mauern, ja selbst die Stätte, wo der gewaltige Thurm gestanden, war ein halbes Jahrtausend lang dem Auge verborgen, bis im Jahre 1804 bei Gelegenheit der Planirung und Bepflanzung des wüsten Platzes die Grundlage des Thurms entdeckt und nach Wegräumung des Schuttes mehrere Ellen hoch und sechs Ellen tief wiederum sichtbar ward.

Es hat die dichtende Sage nicht unterlassen, auch den Untergang der alten Raspenburg in ein romantisches Gewand zu hüllen; sie hat uns die Namen der beiden letzten Raubritter, Wolfram und Hayno, aufbewahrt, sowie die nächste Veranlassung zu ihrem Fall. Und wir erlauben uns, denselben auch hier eine Stelle einzuräumen und verweisen dabei auf die im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft, Jahrgang 1831, enthaltene Novelle, „die Schwalben," in welche die Verfasserin auch unsere Sage hineinverwebt hat.

Es war um die Zeit Kaiser Ludwigs, da vermählte ein reicher Bürger und Rathsherr zu Merseburg sein einziges Töchterlein einem Kaufherrn zu Erfurt. Das Mädchen war blutjung, hübsch und zart, fröhlich und guter Dinge, hatte noch keinen Mann geschaut, bei dessen Anblick ihr Herz rascher geschlagen hätte und dachte bei dem entscheidenden Ja nur an des Vaters Willen, an den goldenen Ring, Halsschmuck und an alle die Herrlichkeiten der Frauenwürde. Das war gut, denn Herr Frosching, der Bräutigam, mochte vielleicht dreimal so alt sein als die Jungfrau und wenn man ihn ansah, wollte man schwören, solch' ein Gesicht wäre zeitlebens nicht jung gewesen. Die junge Hermingarde ließ sich darob nicht kränken; sie tanzte an ihrem Ehrentage mit fröhlichem Herzen, reichte rechts und links manchem schönen Junker und Bürgersmann die Hand, ohne Vergleichungen mit dem neuen Gemahl anzustellen, der mit ihrem Vater beim Pokale saß und die Aussteuer und das Witthum besprach; nahm mit Vergnügen die Oberstelle an der Tafel ein, hörte des vermummten Lustigmachers Späße und die Lobpreisungen ihrer Schönheit gefällig an und tanzte dann wieder, bis das Morgenlicht die Kerzen beschämte und der Bräutigam über dem Bretspiel eingenickt war. Wie nun aber die Glocke des Domes drei Uhr schlug, dachte sie mit Wehmuth, daß der letzte Tag im Vaterhause vorüber sei; denn weil in Erfurt Alles zu längerer Hochzeitfeier gerüstet war, sollte es mit der Morgendämmerung geschieden sein. Ihre Gespielinnen umringten sie, um Lebewohl zu sagen und bei Anlegung der Reisekleider behilflich zu sein. Langsam setzte der Brautzug sich in Bewegung durch die Thore der Stadt.

Grauer Nebel lag im Thale
In den blüthenreichen Gärten,
Auf des Stromes blauen Wellen
Ein geheimnißvoller Schleier;
Aber bald emporgehoben
Schwamm es wie ein Goldgewebe
Zart umsäumt von lichten Rosen
Um des Bischofs Cathedrale.

Sieh da an des Zuges Spitzen
Trabt Herr Frosching gar bedächtig,
Ihm zur Seite lenkt ein muthig
Braunes Rößlein Hermingarde,

Spricht zum Vater, ihr zur Linken:
„Liebster Vater, ei wie flattern
Lustig all die bunten Fähnlein
Und die Bänder an den Mützen!

Und nicht nur die Freund und Gäste
Haben sich so reich geschmücket;
Selbst die bischöflichen Reiter,
Die, des Zuges treue Nachhut,
Uns beschirmen, haben zierlich
In die blechnen Pickelhauben
Ein grün Zweiglein eingenistelt,
Freu'n sich all zu meinem Feste."

Leise flüstert's — sind's die Schwalben,
Die an ihr vorüberschwirren,
Oder ist's der blonde Junker,
Der, ein Fremdling beim Bankete,
Gestern schon an ihrem Arme
Alle Männer überstralet
Und gelobt, sie zu geleiten
Heute auf dem Weg, dem halben?

Leise flüstert's: „Ach nicht Alle
Freuen sich, daß deine Schönheit
Hinterm Meßtisch soll verblühen;
Hat ja doch der Himmel selber
Durch die ganze Nacht geweinet,
Naß sind alle Blumenaugen
Und von Thränen, die vergossen,
Angeschwellet ist die Saale."

„Und noch Einer zieht alleine,
Mitten unter Frohen traurig. —
Frage nicht nach seinem Namen;
Fragt man doch auch nicht, wie nennt sich
Jedes Blättchen an dem Baume;
Blätter sind ein Spiel der Winde,
So die Namen aller Menschen
Selbst geäzt in Marmelsteine."

„Doch es rufen ja die Schwalben
Leise, eh' sie zieh'n: Ade!
Willst auch du von mir ein Wörtchen
Hören, eh' ich weiter geh?
So vernimm: In Sehnsuchtsschmerzen
Reift die Liebe für und für:

Trägst du treu mein Bild im Herzen
Flieg ich einst zurück zu dir."

Sagt's und war verschwunden
Noch in selb'ger Stunden
Und nicht mehr geseh'n.
„Kind, wach auf aus Träumen,
Mußt dein Roß fest zäumen
Und den Bügel dreh'n!"

Also sprach der Vater.
Sonder weitrem Hader
Fürbaß ritt die Schaar,
Bis sie müde ruhten
An der Unstrut Fluten
Mittagszeit es war.

Dort auf grünen Matten
Unter Eichenschatten
Zitherspiel erklang;
Aus den blanken Kannen
Ströme Weines rannen,
Würzten süß den Sang.

Murmelt da ein Reiter
Einer der Geleiter
In den Bart fast kur'g:
„Wollte Gott, wir wären
Schon auf schnellen Mären
Jenseit Raspenburg."

Wilde Brüder hausen,
Wandrern Schreck und Grausen,
Dort im Räuberneſt;
Was sie je genommen,
Nimmer ist's entkommen,
Hielt er's eisenfest."

Da ergreift ein Bangen
Aller Herz, verlangen
Keine längre Rast;
Scherz und Lieder schweigen,
Dicht geschaart besteigen
Sie den Berg in Hast.

Reiten still und sachte
Vorwärts, mit Bedachte
Durch den grünen Wald,
Durch die Mark der Finnen,
Angstschweißtropfen rinnen
Von den Stirnen kalt.

„Vater, ungeheuer
Ragt dort grau Gemäuer
Zwischen Bergen durch!"
„„Kinder, laßt uns beten,
Gott nur kann uns retten,
S'ist die Raspenburg!""

Wirklich standen die Raspenberger Raubritter schon seit Morgens auf der Zinne, des Zugs zu warten, denn er war ihnen verkundschaftet worden. Wo der Weg sich in das enge Mühlthal am Hasselberge herunterwindet, stürzten sie jählings hervor mit mehr als zwanzig Knappen, tödteten einige der bischöflichen Reiter, jagten die andern in die Flucht und bemächtigten sich der Beute sammt der Hochzeitgesellschaft bis auf den Bräutigam. Unter den begleitenden Freunden wählten sie die Reichen zu Geißeln; die andern entließen sie, um Lösegelder herbeizuschaffen. Und so mußten die zitternden Gefangenen, umringt von wilden Gestalten, den Burgberg hinauf steigen. Frosching war glücklich entkommen. Wie dieß geschehen sei, wußte er selber kaum. Er hatte beim ersten Angriff in der Angst seines Herzens das geduldige Pferd so gespornt, daß es wie ein rasender Unhold mit ihm davon flog durch Busch und dann einen jähen Absturz hinunter und die Haare auf seinem Haupte sich sträubten. Fast wünschte er lieber in die Hände der Stegreifritter gefallen zu sein, da faßte er den feinen Entschluß, sich von seiner Qual zu erlösen. Er umklammerte den ersten niedern Baumzweig, blieb daran hängen, schöpfte Athem und sah mit Befriedigung, wie das Thier unter ihm hinschoß. Es lief in die nahe Lohmühle und bewirkte, daß der Müller selbst noch vor Nachts den hängenden Bräutigam erlöste und in Sicherheit brachte.

Die Ritter waren in ihrer Burg angelangt; Hermingarden wies man ein vestes Gemach im entlegenen Thurme an; die Männer aber wurden in das ritterliche Wohnzimmer beschieden. Hier wurde die Beute gemustert und das Geld gezählt unter Flüchen und Drohworten, weil es eine geringere Summe war, als man gehofft. Mit Entsetzen sah der alte Mann seine Ersparnisse, das Gut seines Kindes, in den ruchlosen Händen; hörte, wie sie ihm noch ein unerschwingliches Lösegeld zumutheten und einen Boten bewilligten, dem er Zeichen und Vollmacht zu geben habe. Er bat, flehete, betheuerte, er besitze daheim nicht zwei Groschen, viel weniger das Gold von dem sie so kühnlich redeten. Auch ließ er merken, sein Eidam, den Gott von dannen geholfen habe, werde Mittel wissen, Braut und Brautvater zu befreien. „Ist dein Eidam ein Vogel?" fragte Wolfram von Raspenberg, der Goliath genannt. „So er das nicht ist,

so wird er dieß Nest nicht erreichen. So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben! Flehe den heiligen Antonius an, daß er solch ein fliegendes Heer rüstet, der ist ja der Patron der Thiere und wird ein zitterndes Schaaf wie dich nicht verlassen!" Acht Tage im feuchten Burgverließ machten den alten Mann geschmeidig; er verlangte die Ritter zu sprechen. Sie ließen mit sich handeln; man kam bis auf die Hälfte des Geforderten. Als nun die Lösung der anderen Gefangenen erfolgte, so gab er den Heimkehrenden den Auftrag an sein Weib und wanderte wieder hinab in das Verließ. Nach vierzehn Tagen kam das Geld — die Merseburger Boten aber empfingen von dem hämisch lachenden Goliath nur den Leichnam ihres alten Herrn. Sie verlangten Hermingardes Auslieferung, doch die Brüder Raspenberg meinten, von ihr sei nimmer die Rede gewesen, sie bleibe, wo sie sei; wer sie von dannen führen wolle, möge zuvor einen Gang mit ihnen beiden thun auf Spieß und Schwert. Darin waren die Herren einig; in ihrer ferneren Absicht desto einiger. Der jüngere Bruder Hayno wollte sie zur Frau von Raspenberg erheben, der Goliath gönnte sie ihm nicht und gedachte sie eher an Frosching mit großen Summen auszulösen. Hermingarde stand indessen an ihrem vergitterten Fenster und sah in der Tiefe auf dem Schloßhofe ein seltsam Schauspiel. Männer, zwar bewehrt, aber in friedsamer Bürgertracht, trugen eine Bürde langsam feierlich zur Pforte und betteten sie auf ein stattliches Pferd. Ihr Blut erstarrte in unheimlicher Ahnung und sie fragte die alte Frau, die eben den spärlichen Abendtisch rüstete, was das sei? Sie holen die Leiche des alten Gefangenen mit dem langen grauen Haar, war die Antwort; er ist im Verließ gestorben, der Keller ist schon manches Menschen letztes Haus geworden, der sich nicht von Hab und Gut trennen wollte; danket Gott, daß ihr hier oben sitzet, eben unter euch ist das schauerliche Loch. Hermingarde hörte schon nichts mehr; spät erst erwachte sie aus tiefer Ohnmacht unter den Hilfsleistungen der Frau, und während sie eine schwere Krankheit überstand und nichts von sich wußte, ward ihr Loos geworfen. Frosching verweigerte das Lösegeld, die Brüder Raspenberg entzweiten sich über ihren Besitz und nach einem blutigen Zweikampf schwur endlich der Goliath: es solle keiner die Dame sehen, noch begehren, bis der Andere sein Recht aufgebe, auf daß nicht Zwietracht ihren Feinden gutes Spiel schaffe.

In ihrem Gemache aber saß die blaße Gestalt des einst so fröhlichen Mädchens, zu Boden gedrückt durch Krankheit und Gram. Keine Zerstreuung, keine Arbeit kürzten die schleichenden Tage; auf Raspenburg wurde nichts geschaffen, nur zerstört. Mit Neid sah Hermingarde eine Spinne am Fenster weben und störte die Fleißige nicht. Mit Neid und liebendem Antheil blickte sie nach dem Schwalbennest, das über dem Fenster klebte; das Vögelchen war ja frei! Viele Gedanken waren eben ihre Sache nicht; aber was sie dachte, war qualvoll und kam der Abend, so befiel sie ein Grauen bei der Vorstellung, daß unter ihren Füßen das schreckliche Verließ sei, wo ihr Vater ohne Kirchensegen geendet. Täglich und stündlich stand sie am Fenster und sah dem Treiben der Schwalbe zu.

In Merseburg in des Vaters Hause war es immer so lebhaft gewesen; eine junge Dirne hat die Tochter nie verlassen, in Winterabenden kamen die Gespielinnen mit der Spindel, da war der traulichen Rede kein Ende und des Gesanges und der Mährchen und der Legenden. Ach jetzt hatte die Arme ihre eigene Stimme lange nicht gehört, viel minder andere. Die Alte sprach kein Wörtchen, setzte nur stumm das Nothwendige nieder und verschwand. In so trauriger Einsamkeit machte es ihr schon Freude, wenn die Schwalbe den Kopf nach ihr drehte; sie bildete sich ein, die klugen Augen sähen sie mitleidig an, zuletzt ertappte sie sich auf dem Versuche, in Ermangelung eines menschlichen Wesens Rede und Klage an diese Gefährtin zu richten. Kannst du nicht sprechen, mein Vöglein? seufzte sie, kannst du mein Herz durch Nichts erleichtern? Ach, daß dein Zwitschern mir verständlich wäre, es klingt so fröhlich, so munter und traut! Komm, komm herein durch die Gitterstäbe, ich will dir das Beste geben, was meine karge Nahrung beut! Es ist schauerlich still um mich und weiß Nichts zu denken, als mein Unglück. Du fliegst über Land und Meer; wenn du eine menschliche Zunge hättest, möchtest du erzählen, wie Meister Ingelrim, der Pilger; doch das sind leere Wünsche!

War es Traum oder Wahrheit? Genug, in derselben Nacht pikte es an die Stäbe des Gitters; es dünkte Hermingarden, sie erwache von diesem zarten Laut, richte sich auf und sähe die Schwalbe in niedrigen Kreisen bis an ihr Lager fliegen; sie setzte sich an die gewundene Säule zu Füßen des Bettes und die Gefangene vernahm mit Staunen ein sanftes Stimmchen, das ihr Trost zusprach und sie beklagte. Wie aber der Klagen und der Tröstungen genug waren, begann die Besucherin von ihren weiten Reisen gar anmuthig und lieblich zu erzählen; denn da war kein herrliches Südland, keine Insel, kein erhabener Berg, den sie nicht gesehen, und wo Großes geschahe, wo die Menge hinströmte, dahin schwebte sie leicht auf raschem Flügel. So hatte sie in trüber Wetternacht über dem Gießbache geschwebt, über welchen der Graf von Habsburg den frommen Priester geleitet; sie saß auf dem Maste des Schiffes, das den heiligen Vater Gregor X. aus Ptolemais auf den päpstlichen Stuhl rief; sie hatte ein Nestchen auf Cypern und kannte die hohe Kaiserstadt der Griechen wie den öden Schloßhof der Raspenburg. Hermingarde schüttelte am Morgen den schweren Schlummer nur mühsam ab; bunte Bilder aller Art schwärmten in ihrem Sinn, sie gedachte des seltsamen Traumes und konnte es kaum für einen Traum halten. Woher wußte sie denn so viel, das ihr ehedem fremd gewesen! Wie war ihr die dumpfe Leere ihrer Gedanken mit einem Male so belebt! Sie freute sich auf die Nacht und hatte wirklich kaum das Auge geschlossen, da rauschte der Flügelschlag, da glaubte sie im Mondschein die Schwalbe zu sehen, da begann die Erzählung wieder, ganz anders wie gestern, aber schöner noch. Immer blieb Hermingarde auch nicht stumm; wer möchte das einem Mädchen zumuthen? — Es that ihr wohl, ihr Schicksal mitzutheilen, von ihren Kinderfreuden zu reden, über den lieblosen Bräutigam zu klagen. So wurde es allmälig heiterer, lichter in ihrer Seele, ihre Begriffe mehrten, klärten sich, Welt und Menschen schienen vor ihrem geistigen Auge vorüber zu

gehen; es war, als wäre ein Vorhang gefallen, der sie ehedem in den Bann der Langeweile einschränkte und die Tage schienen ihr nicht mehr endlos lang. Doch es sollte auch hier gerathen werden. Der Sommer schwand, das Laub wurde schon gelblich, die Schwalbe verließ jetzt oft ihr Nest, flog geschäftig umher, gesellte sich zu ihres Gleichen, es war ein Geplauder, als wollten sie gemeinschaftliche Reise mit einander besprechen. Hermingarde sah das mit Kummer und in der Nacht klang die zarte Stimme traurig:

Fort muß ich, fort nach dem Süden hin,
Wo Erd' und Himmel ewig blüh'n;
Doch bring' ich morgen, was fehlet dir,
Die weißeste Seide aus meinem Revier.
Du selber aber, o Jungfrau hold,
Besitzest schon die Fäden von Gold,
Aus beiden webe mit fleißiger Hand
Der heiligen Treue Zauberband.
Der Faden der sonst vom Hauch schon bricht,
In deinen Händen zerreißt er nicht.

Hermingarde erwachte, eilte besorgt an das Fenster und siehe das Nest war leer. Endlich kam der Vogel geflogen, in seinem Schnabel einen langen Faden des fliegenden Sommers, den wir im Herbste schneeweiß auf den Feldern ausgespannt sehen; er pickte an die Eisenstäbe, ruhete nicht, bis ihm die Gefangene das Gespinst abnahm und flog den ganzen Tag hin und wieder her mit gleicher Spende, bis ein ziemliches Häuflein weißer Fäden im Winkel lag. So ging es drei Tage lang. Am vierten sah Hermingarde ihre Vertraute die Flügel entfalten, zu ihrer Reisegesellschaft schweben und in den Lüften zu einem kleinen Pünktchen verschwinden. Die Tage wurden allgemach kürzer, das Wetter unfreundlich, der Himmel finster. Die Gefangene weinte und that nichts als weinen; endlich ermannte sie sich zur Thätigkeit; sie dachte den Worten nach, daß die weiße Seide in ihren Händen unzerreißlich sein sollte. Sie machte den Versuch und siehe, der fliegende Sommer hielt gleich dem schönsten Gespinst. Nun fragte sich nur, wo das Gold sei; als sie aber früh ihr Haar aufschlug, fand sie die Deutung. Alsobald webte oder flocht sie ein breites Band aus der Seide und dem Golde ihres Haars und die grünen Fäden ihres seidenen Reisemantels schufen ein Blättergewinde mitten hindurch, dem Epheu nachgebildet, der neben dem Schwalbenneste die öde Mauer umrankte. Bei dieser Arbeit kamen ihr alle die schönen anmuthigen Erzählungen ihrer Träume wieder, so daß es ihr war, als wäre sie nicht allein, sondern schwebe mit dem Zugvogel über Land und See und schaue die Herrlichkeit fremder Himmel. Und wie am Tage Maria Verkündigung das Band fertig war, sie es im Abendsonnenschein vor sich hinhielt und sich freuete, und durch eine Schießscharte in der gegenüberstehenden Mauer die Erde grünlich schimmern sah, fragte sie sich selbst: wo denn der finstere Winter geblieben sei mit seinem Eis und Schnee und seinen Stürmen.

Die Brüder Raspenberg trieben indeß ihr Wesen ärger als jemals. Friedrich der Landgraf von Thüringen ward durch die unzähligen Klagen zur Rache aufgemahnt und begann gegen die Raubveste sich zu rüsten. Da bot sich ihm ein abenteuernder Ritter zu Hilfe an mit einem Haufen streitbarer Mannen, die wie er selbst mit dem Frühjahre eben aus der Fremde kamen. Der junge Held hieß Luitfried von Schwalb; er schien die Veste Raspenburg mit allen ihren Schlupfwinkeln genau zu kennen; vermaß sich, sie in Kurzem zu gewinnen und erhielt die oberste Führerstelle bei Friedrichs Fahne.

Nun ward es geräuschvoll um den Schloßberg, die Sonne spiegelte sich in den blanken Rüstungen, der Wind fand ein Spielwerk an den aufgepflanzten Bannern, die Lüfte ertönten vom Trompetenschall. Hermingarde konnte nicht sehen, was draußen vorging; sie sahe nur die Unruhe im Innern der Burg, hörte den Waffenlärm bei Tag und Nacht, das Horn des Wächters, das Rufen der Wachen. Wolfram der Goliath, und Hayno der Schwarze standen hohnlachend hinter der Brustwehr auf der Zinne und spotteten der Belagerer; denn sie verachteten den Feind zumal Friedrich sie zuvor leutselig aufforderte, die Burg auf Gnade zu ergeben. Ungern hattte Luitfried von Schwalb mit ihnen Worte gewechselt; er griff zum Schwert. Der öde Burghof dröhnte vom Lärm des Sturmes, von den Trompeten der Anrückenden und ihrem Feldgeschrei: „Hilf heiliger Antonius!" Hermingarde fiel auf die Knie, um auch in ihrem Kerker den Heiligen anzuflehen, dann raffte sie sich wieder auf, hinauszuschauen, ob sie etwas ersähe, Furcht oder Hoffnung zu wecken. Während nun die argen Räuber gegen Süden dem offenen Angriff trotzig begegnen, dringt am östlichen Außenwerke von der Almose her eine kleine Schaar der fremden Krieger nebst dem Anführer über die Mauer, wo der Graben seicht und mit Brombeerstauden überwachsen ist, an der einzigen schwächeren Stelle, die der Ritter von Schwalb wohl kennt; doch gleicht ihre That einem Wunder und es ging in Erfüllung was einst der Goliath zu dem greisen Gefangenen gesagt: „So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben."

Nachdem der Held im Innern der Burg war, ging es drunter und drüber; die Zugbrücke rasselte nieder, die Belagerer stürmten herein, was von der Besatzung dem Schwerte entging, entfloh; Hayno war verschwunden, der Goliath lag unter den Erschlagenen. Ritter Luitfried aber wandte seine Schritte nach Hermingardes Thurm. Ein altes Weib, sprach er, habe ihm von einer Gefangenen Kunde gegeben; er öffnete das Gemach. Hermingarde eilte ihm entgegen, sie weinte vor Lust und Wehmuth, wußte nicht, wie sie denken sollte und schlang das golddurchwebte Band als Ritterdank um die Schulter ihres Befreiers. Den nächsten Morgen zog sie an seiner Seite hinab gen Merseburg zu ihrer Sippschaft, neben ihr die übrigen Gefangenen, die man in den gräulichen Gewölben gefunden hatte, ein Jeglicher den Weg in seine Heimath ziehend. Dann wurde die Burg geschleift und die Beute stellte der Landgraf zu Handen des Ritter Schwalb, daß er reich ward an Gütern und Ehre. Als aber Hermingarde in Merseburg erfuhr, ihr angetrauter Herr Frosching zu Er=

furt sei ohnlängst gestorben, da seufzte sie und dachte — an den Ritter von Schwalb. Kam ihr doch seine Stimme nicht fremd vor, und wenn er an ihrer Seite von seiner weiten Reise erzählte, da schienen ihr die Träume auf der Raspenburg zur Wirklichkeit zu werden. Das weiß und goldene Wehrgehänge aber fesselte Luitfriedens Herz an die Stätte, wo Hermingarde weilte, und ob er auch im Herbst wieder von dannen zog, niemand wußte wohin, so kehrte er doch noch, ehe der Weißdorn ausschlug, zurück und führte Hermingarde zum Traualtar. Die Ehe war schier die glücklichste, der Himmel segnete sie und nur Eins trübte ihr Glück; aber dieß Eine war auch genug, über allen Sonnenschein Schatten zu werfen.

Mit jedem Herbst bestieg nämlich Luitfried sein Roß, um mit dem Frühlinge erst wieder zu kehren. Wenn Hermingarde sanft klagend forschte nach dem Geheimniß, da lächelte der Ritter von Schwalb wehmüthig und sprach:

> Ach! ich muß fort, muß fort nach Süden,
> So heischt es meine Ritterpflicht.
> Nie wolle Andres mir gebieten:
> Der Schnee löscht meines Lebens Licht!

Endlich nach vielen Jahren ließ sich Hermingarde verleiten, Luitfried von seiner Wanderfahrt abzuhalten durch Bitten und Thränen; doch als der Winter kam, und die ersten Flocken vom Himmel fielen, fielen sie auf des Ritters Grab. (Viele der Zeitgenossen meinten, Luitfried von Schwalb sei ein Ritter des heiligen Johannes von Alexandria gewesen und schrieben seinen Tod geheimer Rache zu.)

Nach dem Tode Landgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange, des Eroberers der Raubveste, setzte dessen Sohn und Erbe, Friedrich der Ernsthafte, im Jahre 1331 einen Edeln Theoderich nach Rastenberg, gab es aber schon 1333 dem Grafen Herrmann von Orlamünde zur Lehn. Im Jahre 1342 aber, in dem sogenannten thüringischen Grafenkriege, ward auf kurze Zeit ein gewisser Tizel von Rassenburg als landgräflicher Vasall dahin verordnet. Im Jahre 1382 stiftete nun Fridericus Saverdos ab Raspenburg jene Vicarey beatae Mariae virginis allhier mit drei Hufen Landes, deren letzter Inhaber, (Vicarius) Kilian Richter, im Jahre 1580 die eine Hälfte des Grundbesitzes der kurz nachher gegründeten Universität Jena, die andere Hälfte wieder halb der Kirche und halb zur Dotation der Stadtschullehrer vermachte. Nach dem Aussterben der Grafen von Orlamünde und den Heimfall ihrer Besitzungen an das landgräfliche Haus wurde Rastenberg zwar im Jahre 1447 mit Olbersleben (sonst Albrechtsleben), Teutleben, Willerstedt und der Vogtei Brembach an die Grafen von Schwarzburg verpfändet, aber schon im Jahre 1480 von dem Herzog Wilhelm von Sachsen als Landgrafen von Thüringen um viertausend Gülden wieder ein=

gelöst. Um diese Zeit hatte des Herzogs Bruder die Churwürde Sachsen erhalten und nach der Theilung aller thüringisch-meißnischen Lande unter des letztern Söhne, Ernst und Albert, fiel Rastenberg dem Ersteren zu und verblieb ununterbrochen bei dessen Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Der Kurfürst Friedrich der Weise erhob den Ort im Jahre 1491 zu einer Stadt und ertheilte ihr die gewöhnlichen Rechte. Das Patronatrecht übrigens übte damals noch das Hochstift Naumburg aus, ja es finden sich verschiedene Urkunden, sogar aus dem Jahre 1304, worinnen der Landgraf Albrecht bekennt, daß er das Schloß — castrum Raspinburg — vom Stift Naumburg zur Lehn habe. Es darf daher nicht befremden, daß während bald nach Luthers Auftreten das ganze ernestinische Sachsen die Reformation einführte und lutherische Prediger hatte, Rastenberg erst im Todesjahre des Herzog Georg von Sachsen, 1593, und zwar in der Person des Georg Richter, eines ehemaligen Mönchs vom Kloster Himmelspforte an der Saale, seinen ersten evangelischen Pfarrer erhielt. Indeß bekannten sich schon vorher die gesammte Bürgerschaft, wie die hier begüterten Herren von Breitenbach, von Teichmitz und von Kötsche zu der gereinigten Lehre Christi; es stellte der Stadtrath, welcher das letztgenannte Gut im Jahre 1537 um 2200 fl. an sich gekauft hatte, bei dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges zu dem Aufgebote der thüringischen Ritterschaft und George Weiß von Rastenberg wird als Rittmeister über 150 Reisige namentlich aufgeführt. Am 14. Febr. 1554 aber wurde die Stadt in Folge des Naumburger Recesses an Herzog Joh. Wilhelm den Mittleren und somit für immer an die weimarische Linie des ernestinischen Hauses Sachsen abgetreten. Kurz zuvor im Jahre 1550 hatte man die ehemalige Klosterkirche, nachdem das Kloster in den Münzerischen Unruhen verlassen und die Güter verkauft worden waren, zur Pfarrkirche eingerichtet, wie ein alter Stein an der alten Kirchmauer besagte; auch stellte die Wetterfahne einen Mönch vor, das Marienbild selbst ist noch jetzt vorhanden und befindet sich an dem Seitengebäude eines Hauses, das sonst das Kloster hieß, am Giebel eingemauert. Um das Jahr 1615 kaufte der Rath für 6500 fl. auch das Teichmitzische Gut und machte sich durch Verlegung der Schulwohnungen von dem entlegenen Sulberge über der alten Pfarrei, wo auch die alte im dreißigjährigen Kriege vollends zerstörte Pfarrkirche gestanden, hinauf in die Oberstadt, verdient im Jahre 1625 trotz der schon ausgebrochenen Kriegsunruhen, auf welche die Inschrift über die Thür des alten Rectorats deutete: D. V. T. I. F. C. Pf. 38. H. H. A° 1625. Da veniam tuvin furore Christe! Hieronymus Hoier. Doch blieb der Krieg mit allen seinen Schrekken nicht aus. Gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Luther am Barenberge, 1226, erschienen liguistische Haufen unter Merode und hausten, weil Herzog Johann Ernst von Weimar den Oberbefehl über das flüchtige mannsfeldische Heer übernahm, übel hier

und in den umliegenden weimarischen Orten, dazu gesellte sich eine furchtbare Pest, die binnen drei Monaten 413 Personen hinwegraffte in einer Stadt, die schon im Jahre 1598 hier gewüthet und in kurzer Zeit 317 Menschen getödtet hatte; ganze Geschlechter starben damals aus, ja es soll damals die ganze Mühlgasse, darinnen die Krankheit hauptsächlich grassirte, durch eine Mauer von den übrigen Stadttheilen abgesondert, und bei Todesstrafe keinem Bewohner erlaubt gewesen sein, dieselbe zu verlassen. Als der General Tilly nach Magdeburgs Niederbrennung am letzten August 1631 Thüringen, wie der Chronist sich ausdrückt, mit dem Besen der Verwüstung reinkehrte, wurde Rastenberg auch nicht verschont. Die Kroaten unter Isolani plünderten die Kirche und Stadt, rissen den Weibern die Ringe sammt den Fingern ab; am Himmelfahrtstage aber den 18. Mai 1636 warfen kaiserliche Raubrotten sogar Feuer in die Kirche und fast das ganze Städtlein ging in Flammen auf. Kaum war die Kirche einigermaßen wieder eingerichtet, so rückten 1642 die Schweden unter Königsmark, aber auch als Feinde ein, schlugen den Kaiserlichen gegenüber, die unter Hazfeld auf der Finne standen, ein Lager auf, steckten das Rathhaus an, bei welchem Brande sämmtliche Urkunden vernichtet wurden, und legten die ganze Herrengasse in Asche; Aecker und Felder lagen wüste, viele Häuser unbewohnt und im Verfalle da.

Endlich erschien der ersehnte Friede und um die Wunden der abgetriebenen, verhungerten, (den der Pfarrer Jacob Brand, der als Feldprediger des Herzogs der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag beigewohnt hatte, mußte, um dem Hungertode zu entgehen, nach Großbrembach ziehen) und kranken Bewohner leiblich wenigstens zu heilen. Da entsprangen unvermuthet am 18. Juni 1646 im hinteren Grunde des Mühlthals an drei in einem Triangel nebeneinander liegender Stellen jene Heilquellen, deßen die Sage erwähnte, wieder aus der Erde Schooß nach wohl tausendjähriger Versiegung. Viele Preßhafte, Lahme, Scrophulöse, Gichtbrüchige, Blödäugige, Taube und Aussätzige aus der Nähe und Ferne wanderten hieher, badeten sich in dem Wasser und erhielten ihre Gesundheit ganz oder doch zum Theil. Schon im Jahre 1696 erschien ein gedrucktes Verzeichniß der hier Geheilten; die Landesregierung selbst wurde aufmerksam auf das Wasser und ließ es von Zeit zu Zeit durch Sachverständige untersuchen. Hieher gehören die Schriften des Dr. Zapf: Sendschreiben von den Gesundquellen bei Rassenburg, Weimar 1697 u. Kaltschmid. Vom Gesundbrunnen zu Rassenburg, Jena 1745. Auch an öffentlichen Brunnenfeierlichkeiten und dabei gehaltenen Reden fehlte es nicht, wie wir in mehreren alterthümlichen Werken lesen.

Es gebrauchte im Jahre 1729 die auf dem Schlosse zu Hardisleben als ihrem Wittwensitze lebende Herzogin Charlotte Dorothea Sophie, eine geborene Landgräfin von Hessen, die hiesige Brunnenkur mit Erfolg und verewigte sich aus Dankbarkeit dafür durch eine

Geld-Dotation an die hiesigen Schulen. Selbst der römische Papst Alexander VIII. soll, wie Dr. Laurentius Reinhard in seiner Historie von der hochfürstlichen Landstadt Naspenburg im Jahre 1752, (welche Schrift jedoch nirgends aufzutreiben war) behauptet, auf die Kunde von der wunderbaren Heilkraft im Jahre 1690 auf dreiundzwanzig Mauleseln sich 258 Flaschen voll haben kommen lassen, der damalige Pfarrer Röder aber zu besserer Versiegelung ein güldenes Medaillon empfangen. Endlich, erzählt man, habe nebst einem französischen Prinzen auch der Fürst Sobiesci, ehe er König geworden, hier gebadet und letzterer an seinem Kropfe wirklich einige Minderung gespüret. Heftige Ueberschwemmungen zerstörten in der Folge häufig die Gebäude und Anlagen und verstopften die Quellen; die zuletzt im Jahre 1819 eingerichteten wurden im Jahre 1822 durch einen Wolkenbruch verwüstet und seitdem liegt Alles im Argen. Das schlimmste Unglück aber, was die Stadt in neuerer Zeit betraf, war der Brand am Abende des 23. März 1824, der binnen einer Stunde fast den dritten und besten Theil aller Wohnhäuser, sämmtliche Schulen und die Kirche in Schutt warf. Doch erhoben sich diese Gebäude schöner aus ihrer Asche; und wie die öconomische Betriebsamkeit der Einwohner die gehabten Verluste im Besonderen zu ersetzen bemüht ist, so hat die landesherrliche Fürsorge durch Verleihung eigener Gerichtsbarkeit und Einführung einer erweiterten Communalverfassung, den 3. Januar 1841, das allgemeine Beste zu fördern gesucht.

Weißensee.

In dem Mittelpunkt unseres gesegneten Thüringerlandes, östlich so weit von der Saale als westlich von der Werra, und südlich eben so weit von dem Thüringer-Walde als nördlich von dem Harze entfernt, in einem von Hügeln umgebenen Thale, befanden sich vormals zwei Landseen, beide von dem Runi- oder Ronneberge getrennt. Diese beiden Seen hatten den Namen: „die weißen Seen", weil entweder ihr Grund, oder, wie Fabricius meint, das Wasser derselben diese Farbe hatte.

Die Grafen von Beichlingen waren in den späteren christlichen Zeiten Herren dieser Gegend, deren stattliche alte Burg an der Finne, dieselbe noch jetzt überschaut. — Kaiser Lotharius hatte 1130 Thüringen unter Graf Ludwig III. zur Landgrafschaft erhoben, und Ludwig IV. mit dem Beinamen der Eiserne, hatte Kaiser Friedrichs I. (des Rothbarts) Schwester zur Gemahlin. — Während ihr Gemahl mit ihrem Bruder in Italien war, legte Clementia, — auch Jutta genannt — im Jahre 1170 auf erwähntem Ronneberge ein Lustschloß und einen Baumgarten an, um daselbst auf ihren Reisen von der Wartburg nach dem Freiburger Schlosse Neuburg ein bequemes Nachtquartier zu haben. — Graf Friedrich von Beichlingen jedoch betrachtete diese Beeinträchtigung seines Gebietes keineswegs mit den Augen ritterlicher Galanterie, sondern machte wiederholte ernstliche Einsprüche, als aber diese nicht halfen, verklagte er die Landgräfin bei ihrem Bruder, dem Kaiser, welcher auch sogleich den Befehl an seinen Schwager erließ, den weiteren Aufbau eines Hauses auf fremdem Grund und Boden, seiner Gemahlin zu untersagen. Ludwig kam dieser Aufforderung sofort in einem offenen Briefe nach, welchen er dem beichlingischen Boten selbst zur Bestellung an seine Gemahlin mitgab; in einem zweiten derselben heimlich zugesendeten Schreiben, rieth er ihr aber, den Bau für sich nur immer fortzusetzen; und so entstand auf jenem

Runiberge die Runiburg, welche lange Zeit auch der Baumgarten, zuletzt aber Schloß Weißensee genannt wurde. Der Graf von Beichlingen ließ sich nach des Landgrafen Ludwig Rückkehr billig finden und trat demselben für eine Summe Geld jenes Stück Land ab, auf welchem nun auch bald die Erbauung der Stadt Weißensee statt fand. Die Erbauerin des Schloßes folgte im Jahre 1191 ihrem Gemahle im Tode nach und ward neben demselben im Kloster Reinhardsbrunn begraben, an ihrem daselbst befindlichen Denkmale hat jedoch der Zahn der Zeit von den Schriftzügen nur noch die Worte übrig gelassen: „Soror Friderici Imperatoris.“

Unter dem folgenden Landgrafen Ludwig V., welcher in Palästina starb, ereignete sich für Weißensee nichts von Bedeutung. — Bewegter aber wurden die Zeitereignisse auch für Weißensee unter seinem Nachfolger dem Landgrafen Herrmann. Dieser zog zwar ebenfalls mit dem Kaiser Heinrich VI. nach Palästina, kehrte aber nach dessen Tode zurück und erwählte in Gemeinschaft mit mehreren Reichsständen, zu Ichtershausen, bis zur Volljährigkeit des hinterlassenen Sohnes Heinrichs, Friedrich II. den Bruder des verstorbenen Kaisers Philipp, zum Kaiser, während die Wahl anderer Reichsstände auf Otto von Braunschweig fiel. — Indem Landgraf Herrmann es nun anfangs mit dem neu erwählten Kaiser Philipp hielt, gab ihm dieser 1199 Mühlhausen, Nordhausen, Saalfeld und Schloß Ranis in Lehn. Herrmann aber begnügte sich nicht diese Orte blos in Lehn zu haben, sondern strebte nach deren völligem Besitz, und als der Kaiser hierein nicht willigte, trat er von demselben ab und schloß sich der Parthei des Kaiser Otto V. an. Nun überzog Philipp Thüringen mit einem Heere von Sachsen, Wenden und Schwaben, welche schreckliche Verwüstungen anrichteten, und nachdem Herrmann den Kaiser Otto und den böhmischen König Ottokar zu Hilfe gerufen hatte, belagerte er Erfurt, wo sich Kaiser Philipp aufhielt. Dieser entkam jedoch bei Nacht aus der Stadt, eilte zum Markgraf Dietrich von Meißen, erhielt von diesem und dem Erzbischof von Magdeburg Hilfstruppen und entsetzte Erfurt. Herrmann war genöthiget sich zurückzuziehen und sein Land dem Feinde zu überlassen, welcher 16 Klöster und 150 Dörfer verwüstete. — Galetti schreibt jedoch diese Verwüstungen (1203) des Landgrafen eigenen Bundesgenossen — den Böhmen — zu, und erzählt von ihnen: „Alles wurde geplündert, was ihnen aufstieß, sie schonten selbst nicht, was zum Gottesdienst gehörte. Der Eine kleidete sich in ein Chorhemd, der Andere ritt auf einer Altardecke; ja die Grausamkeit dieser Unmenschen gieng so weit, daß sie die Klosterjungfrauen an die Pferdeschwänze banden, sie einige Zeit umher schleiften und zuletzt ihrer Wollust aufopferten.“

Auch Kaiser Otto war indeß nach Thüringen gekommen, und der aus seinem Lande geflüchtete Landgraf Herrmann huldigte ihm aufs Neue in Merseburg. Philipp aber that mit neu gesammelten Kräften im Sommer 1204 abermals einen Einfall in Thüringen,

wo er sowohl heimlichen als öffentlichen Anhang hatte. Er richtete zuförderst seine Macht auf Weißensee, belagerte es im Juli und August desselben Jahres sechs Wochen lang und verwüstete alle umliegende Ortschaften. — Philipp hob die Belagerung von Weißensee auf, als er den Anmarsch der von dem Landgrafen aufs Neue zu Hilfe gerufenen Böhmen vernahm, gieng ihnen entgegen bis in die Gegend von Orlamünde, wo sie jedoch sich eilend aus dem Staube machten, da ihre Absicht nicht war zu kämpfen, sondern nur, wie früher, zu plündern. — Landgraf Herrmann — von allen den Seinen, wie von den Bundesgenossen verlassen, mußte nun bei Philipp um Gnade bitten, die er auch erhielt. — 1208, nach Ermordung dieses Kaisers, erkannte er mit den sächsischen und thüringischen Reichsständen den Kaiser Otto V. als Oberherrn an, hielt es aber mit demselben nur so lange, als er mit dem Papste einig war. Nachdem ihn aber dieser in den Bann gethan, fiel auch Herrmann wieder von ihm ab und huldigte dem nun mündig gewordenen Sohne Heinrich VI. dem neuerwählten Kaiser Friedrich II.

Otto,.um sich an Herrmann, dem vermeinten Urheber seiner Entsetzung vom Kaiserthrone zu rächen, verband sich mit dem Markgraf Dietrich von Meißen zu einem neuen Einfall in Thüringen, bemächtigte sich zuerst des Schloßes Rothenburg, dann Dryburgs im heutigen Langensalza und kam dann 1212 vor Weißensee, was er mit 2500 Mann hart belagerte. Auf Vermittlung des Markgrafen Dietrich übergab die Besatzung die Stadt, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich, bis auf weiteren Befehl ihres Landgrafen auf das Schloß zurückziehen dürfe. Als dies geschehen, wurde die Stadt angezündet und größtentheils in Asche gelegt. Die Mannschaft auf dem Schloße wehrte sich tapfer, und als die ernsthaftesten Anstalten des aufgebrachten Kaiser Otto, sich des Schloßes zu bemächtigen, vergebens waren, selbst die neu erfundene Wurfmaschnie — der Trybock — ihre Wirkung verfehlte, mußte er mit den übrigen, ihm nicht entlaufenen Truppen abziehen und begab sich nach Erfurt.

Landgraf Herrmann ließ nun (1213) so weit es in der Eile möglich war, die verwüstete Stadt wieder aufbauen und zog nach Franken, um sich dort Kriegsvolk zu werben. Während seiner Abwesenheit wiegelte Graf Friedrich von Beichlingen verschiedene Harzgrafen auf, Herrmanns Besitzungen mit Krieg zu überziehen und auch Weißensee wurde abermals — jedoch ohne Erfolg — belagert. Es wurde auf einem bei der Stadt gelegenen Berge ein sogenannter Burgfrieden (eine Schanze) angelegt, um von demselben aus die Gegend desto sicherer durchstreifen zu können; einige an der Unstrut angesessene Lehnsleute Herrmanns aber beschlossen der Sache ein Ende zu machen. Ein Theil von ihnen erstieg in der Nacht des Nikolaustages jenen Burgfrieden, während ein anderer die ausgerückten Feinde bei Tennstedt schlug. Durch dies glückliche Unternehmen, welches besonders der brave Statthalter Graf Günther von

Schwarzburg und Rudolph Schenk von Vargula geleitet hatten, wurde nicht nur das bedrängte Weißensee befreiet, sondern es geriethen auch mehrere Herren — unter andern der Graf von Stollberg und der heimtückische Friedrich von Beichlingen — in Gefangenschaft, welche schweres Lösegeld bezahlen mußten.

Der Landgraf Herrmann starb zu Ende des Jahres 1216 in Gotha und wurde in das von ihm gestiftete Katharinenkloster nach Eisenach begraben.

Weder unter dem nachfolgenden Landgrafen Ludwig VI., welchem in seinem zehnten Jahre seine dreijährige Braut, eine ungarische Prinzessin in einer silbernen Wiege überschickt, und mit ihm erzogen ward, noch unter dem Nachfolger desselben Heinrich Raspo, welcher auch zum deutschen Kaiser gewählt war, trug sich für Weißensee etwas von Wichtigkeit zu und nur der Tod dieses letzteren 1247 blieb in Bezug auf seine Folgen bedeutend; und es befand sich ehedem über dem nun abgetragenen Schloßthore ein Stein-Bogen mit der Inschrift: Obiit Henricus Romanorum Rex Landgravius Thuringiae MCCXLVII. Wahrscheinlich ist dies Todesjahr desselben, auch das Jahr der Erbauung jenes Schloßthurmes.

Der bekannte Erbfolgekrieg, welcher sich nach dem ohne Nachkommen erfolgten Ableben des Landgrafen Heinrich, zwischen den Nachkommen seiner Schwester, dem Markgrafen von Meißen Heinrich dem Erlauchten und Sophie von Brabant entspann, brachte über Thüringen schweres Leid, indem sich unter den Grafen und Herren verschiedene Partheien bildeten, welche unaufhörliche Fehden veranlaßten.

Für Weißensee war der dritte Prätendent, Herzog Albrecht von Braunschweig, ein Anverwandter des Landgrafen Herrmann, am nachtheiligsten, denn im Juli des Jahres 1249 kam er vor die Stadt und eroberte sie, aber die Besatzung des Schlosses, welche sich auch diesmal tapfer vertheidigte, zündete die Stadt an und am elften Tage rückte Markgraf Heinrich herbei und belagerte sie ebenfalls. Da brannten die noch in der Stadt liegenden braunschweigischen Truppen den noch übrigen Theil nieder und zogen in der Stille ab. So war denn Weißensee innerhalb 37 Jahren zweimal ein Raub der Flammen geworden. Nach 9 Jahren endete dieser Erbfolgekrieg mit Sophiens Verzichtleistung auf Thüringen zu Gunsten des Markgrafen Heinrich von Meißen, in dessen Gefangenschaft der Herzog Albrecht von Braunschweig gerathen war. Dieser mußte dem Markgrafen ein Lösegeld von 7000 Mark Silber zahlen, welches vorher schon der verzichtenden Sophie von Brabant versprochen war, die sich mit Hessen begnügt hatte; da aber die Zahlung dieses Lösegeldes nicht sogleich erfolgte, so verpfändete der Markgraf 1263 die Stadt Weißensee an Hessen.

Des Markgrafen Heinrich Sohn Albrecht, welchem Thüringen vom Vater abgetreten war, machte in seinem ungerechten Benehmen,

weshalb er den Beinamen der Unartige erhielt, gegen die Stadt Weißensee eine Ausnahme; er befreiete dieselbe 1265 von der Gerichtsbarkeit des Thüringischen Landgerichts, schenkte dem Rathe die Stätten der eingeäscherten Vorstadt und niedergerissenen Wälle und Wallgräben und verlieh ihr die städtische Verfassung. 1273 verpfändete er aber auch die Stadt an den Landgrafen von Hessen für 600 Mark Silber, welcher einen Voigt dahin setzte, dessen Verhalten jedoch nur Nachtheil brachte, so daß die Lehnsherren zusammen traten und die erforderliche Summe unter sich zusammen brachten, um Weißensee wieder einzulösen und den hessischen Voigt los zu werden. In dem 1289 zwischen Albrecht und seinem Sohne Friedrich (mit der gebissenen Wange) zu Rochlitz stattgefundenen Vergleich, kam mit mehreren Städten und Schlössern, auch Weißensee an den Letzteren.

Neue Unruhen wurden jedoch durch neue Streitigkeiten zwischen Albrecht und seinen Söhnen erzeugt, deren sich bekanntermaßen der Kaiser Adolph von Nassau auf verschiedenartige Weise annahm, in Thüringen jedoch allgemeinen Widerstand fand, so daß er sich an den Rhein zurückbegeben mußte, von wo er jedoch 1294 mit einer furchtbaren Heeresmacht zurückkehrte und schweres Leid über Thüringen brachte bis Herzog Albrecht von Oesterreich gegen ihn auftrat, er Thüringen verlassen mußte und endlich (1298) Krone und Leben verlor. In Folge dieser Ereignisse sahe sich Albert der Unartige zu einem abermaligen Vergleich mit seinen Söhnen bewogen, in welchem er ihnen mit mehreren Oertern auch Weißensee überließ. Des beschränkten Raumes wegen heben wir aus dem Zeitraum des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte, nur nachstehende Weißensee berührende Specialia heraus:

In der Marterwoche des Jahres 1303 führten die Juden einen Knaben Namens Conrad Bacherer am Abend in eine Weinbergshütte ohnweit des Sees und spielten eine Art Passionsgeschichte mit ihm; sie zogen ihn aus, durchstachen seinen Körper mit Pfriemen und fingen das Blut auf; dann zogen sie ihm die Kleider wieder an und hingen ihn an dem Gürtel auf. Die Aeltern suchten ihren Sohn lange vergebens, doch endlich fand ihn der Besitzer der Weinbergshütte. Man glaubte anfangs der Knabe habe sich selbst aufgehängt, bis man den durchstochenen Körper näher untersuchte. — Landgraf Albrecht sandte sofort von der Wartburg aus seinen Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange nach Weißensee um die Sache zu untersuchen, welcher nachher in einer Bekanntmachung, die er an dem Dom zu Meißen anschlagen ließ, die Sache mit allen Umständen veröffentlichte. — Der Knabe lag noch in der Weinbergshütte, seine etwas verzerrten Gesichtszüge verriethen noch immer viel Sanftes und Einnehmendes, Gesicht und Brust waren mit einigen weißen und rothen Flecken bezeichnet, und alle Glieder seines Körpers waren noch so biegsam, als ob er lebte. Unter den Nägeln der Finger und Fußzehen zeigten sich Narben von Wunden, die mit Teig ver-

stopft waren. Man setzte die kleine Leiche in der Peterskirche zu Weißensee bei, wo man bemerkte, daß ein Lahmer seinen ordentlichen Gang wieder erhielt. Man schrieb dies der Fürbitte des seligen Knaben zu und Friedrich ließ sich von glaubwürdigen Personen versichern, daß sich die Wunderkraft dieses Kindes schon mehrfach bewährt habe. 140 Jahre darnach wurde über die Wunder des heiligen Conrad durch Abgeordnete des Erzbischofs von Mainz eine Untersuchung angestellt, in welcher die darüber Abgehörten viele wunderliche Sachen nach ihrer Groß- und Urgroßväter Sagen erzählten. Wer sollte aber nicht wissen, wie weit man es mit dergleichen heiligem Betruge getrieben hat und leider noch immer treibt? — Die Folge jener Begebenheit war eine von Landgraf Friedrich veranstaltete allgemeine Judenverfolgung in ganz Thüringen. —

Nach Friedrich I. Tode (1324) war Weißensee nebst Gotha und Jena der verwittweten Landgräfin als Leibgedinge angewiesen; Landgraf Ludwig II. bewarb sich aber eifrig um dessen Besitz und Kaiser Ludwig brachte es endlich im Jahre 1330 dahin, daß Elisabeth ihrem Sohne Weißensee abtrat.

Die Brüder des Ordens St. Johannis besaßen auch in Weißensee einen Hof nebst Land, und es findet sich eine Urkunde, nach welcher mittelst Stiftung von Seiten des Stadtrathes im Jahre 1337, viele Äcker Land nebst Natural- und Geldzinsen den sich mit der Krankenpflege beschäftigenden Brüdern des Ordens St. Johannis zur Verwaltung und Erbauung eines Hospitals überwiesen wurden. — Im Jahre 1349 fand eine bedeutende Sterblichkeit unter den Bewohnern statt, deren Veranlassung man den Juden zuschrieb, indem man ihnen schuld gab, daß sie die Brunnen und Häringe vergiftet hätten; und es wurden, in Folge dieses Verdachtes auch in Weißensee von der Fasten 1350, wie in den andern thüringischen Städten, alle Juden umgebracht, welche sich seit der vorigen Verfolgung wieder angesiedelt hatten.

Um diese Zeit trieben auch in und um Weißensee die Flagellanten oder Geißler unter dem Deckmantel religiöser Schwärmerei, ihr Unwesen und verübten alle nur erdenklichen Gräuel.

Als nach dem Tode Landgraf Friedrich II. 1349, im Jahre 1356 die drei fürstlichen Brüder Friedrich, Balthasar und Wilhelm die bis dahin von dem ältesten derselben, Friedrich, unter Leitung seiner Großmutter Elisabeth verwaltete Regierung gemeinschaftlich übernommen hatten, theilten dieselben nach Friedrichs Tode 1379 ihre Länder und Thüringen bekam den auf die Beglückung seiner Unterthanen kräftig wirkenden Landgrafen Balthasar, welcher die Stadt Weißensee mittelst Urkunde vom Tage der h. Elisabeth 1404 mit den Fluren von fünf nahe gelegenen verwüsteten Ortschaften beschenkte. Balthasars Sohn und Nachfolger Friedrich IV. liebte Weißensee besonders und hielt sich oft lange auf dasigem Schloße auf, wo er auch am 4. Mai starb. — In der zwischen des Verstorbenen Vettern, Churfürst Friedrich II. und Wilhelm Herzog zu

Sachsen stattfindenden Landestheilung, kam Thüringen, Osterland und die fränkischen Provinzen an Herzog Wilhelm, die Markgrafschaft Meißen aber an den Churfürsten, und die gegenseitige Unzufriedenheit der beiden fürstlichen Brüder gab im Jahre 1445 Veranlassung zu jenem bekannten, für Thüringen so verheerenden Bruderkrieg, in welchem unter Anderem Friedrich II., auch durch den damals sogenannten Brandmeister Herrmann von Harras 60 zwischen Weißensee und Eckardtsberge gelegene Ortschaften verbrennen ließ. Den größten Antheil an diesem verderblichen Kriege hatte ohnstreitig der Minister Herzog Wilhelms, Apel von Vitzthum, welcher endlich seines eigenen Herrn Länder verheerte und wegnahm. Herzog Wilhelm hielt deshalb 1451 einen Landtag zu Weißensee, wo er seinen Landständen des Ministers höchst undankbares und strafbares Benehmen vorstellte, ihre Hilfe in Anspruch nahm und von ihnen die Zusicherung treuer Lehnspflichten-Erfüllung erhielt. — Herzog Wilhelm, welcher die strengsten Befehle gegen Sittenverderbniß ergehen ließ, handelte selbst dagegen, indem er seiner frommen und tugendhaften Gemahlin Anna untreu war, sie 6 Jahre auf Eckardtsberga gefangen hielt und nach ihrem Tode seine Buhlerin Katharina verwittwete von Heßberg zu Roßla heirathete, welcher er 20,000 Fl. Heirathsgut und jährlich 4000 Fl. aussetzte, zur Sicherheit dieser Einkünfte ihr auch Weimar, Weißenfels, Freiburg und Weißensee verschrieb. Am 8. August 1464 wurden abermals 72 Häuser ein Raub der Flammen.

Nach Herzog Wilhelms Tode (1482) traten dessen Brudersöhne Ernst und Albert, mit der Wittwe in Unterhandlung, nach welcher sie ihnen die vorhergenannten Besitzungen gegen Saalfeld abtrat. Bei der zwischen beiden Brüdern stattgefundenen Theilung ihrer ererbten Länder, fiel Weißensee mit Langensalza und Tennstädt (1488) in den Antheil des Herzog Albert, unter dessen Linie es auch bis in die neueren Zeiten verblieben ist.

Mit Herzog Alberts Todesjahr 1500 treten zwei auch in Weißensees Geschichte merkwürdige Fürsten auf, nämlich: die Söhne und Nachfolger des vorigen, Georg und Heinrich; indem die Stadt dem Ersteren in bürgerlicher, dem Letzteren in geistlicher Hinsicht viel zu verdanken hat.

Das 1517 in Sachsen aufgehende Morgenlicht der Reformation, welches die auf Thüringen liegenden dichten Nebel des finstern Papstthums nur schwer zu durchdringen vermochte, konnte auch in den Landen Herzog Georgs — eines getreuen Sohnes der römischen Kirche — nicht eher vollen Eingang finden, als nach dessen Absterben. — Weniger aber als diese heilsame Reform vermochte er in seinem thüringischen Antheil den Aufruhr des schrecklichen Bauernaufruhres zu verhindern, welcher — in Elsaß, Schwaben und Franken entsprungen — sich auch bis hier her fortpflanzte. — Auch die Thüringischen Bauern, empörten sich — wie bekannt — gegen ihre Landesherren, den Churfürsten Friedrich II. und gegen den Her-

zog Georg von Sachsen, und es entspann sich — wie schon mehrfach auch in diesem Werke erwähnt — hauptsächlich der thüringische Bauernaufruhr um's Jahr 1525 zu Mühlhausen. — Münzer zog mit 300 seiner Anhänger nach Frankenhausen, und wo er auf seinem Wege hinkam, forderte er nicht vergebens die Städte und Dörfer auf, sich ihm anzuschließen. Nur allein Weißensee widerstand der rebellischen Aufforderung standhaft. Als sich der wilde Haufe den Thoren näherte, wurden diese geschlossen; man drohete mit Abbrennung der Stadt, wenn sie sich weigere der allgemeinen Sache beizutreten, und schon war ein großer Theil der Bürger geneigt sich anzuschließen; — da trat die wackere Amts- und Stadtobrigkeit ermahnend und bittend auf und erinnerte die Unruhigen an Pflicht und Treue gegen ihren Landesherrn und an die traurigen Folgen so frevelhaften Beginnens. Eine schleunigst zusammengebrachte bedeutende Geldsumme bewog die drohenden Feinde zum Abzug, welchen sie höhnend und schimpfend antraten. —

Weißensees Treue glänzt in den Annalen der sächsischen Geschichte, und diesen Ruhm verdankt es seiner Obrigkeit, wie auch den fürstlichen Lohn derselben. — Die vereinigten Fürsten, Churfürst Johann, Herzog Georg von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Heinrich von Braunschweig, zogen, als sie am 16. Mai 1525 auf dem Schlachtberge bei Frankenhausen die Bauern gänzlich aufs Haupt geschlagen, wobei 7423 Mann auf dem Platze geblieben, mit 3400 Mann zu Roß und 7900 Mann zu Fuß vor die Städte, welche an dem Aufstande Antheil genommen hatten und hielten, wie geschichtlich bekannt überall strenges Gericht.

Herzog Georg ließ zuerst in Langensalza 41 Bürgern die Köpfe abschlagen und die Stadt mußte 7000 Fl. Strafe erlegen; von da zog er nach Tennstädt, welches auch 3000 Fl. zahlen mußte; und am 4. Juni 1525 traf er in Weißensee ein. Hier stellte er am Pfingstfeste der Stadt einen Gnadenbrief aus, vermöge dessen dieselbe auf den Landtägen vor allen thüringischen Städten den Vorzug und insbesondere auf immerwährende Zeiten das Vorrecht haben sollte, daß sie zu allen Steuern und Abgaben nur die Hälfte ihres Beitrags entrichte. — Diese vom heiligen Pfingsttage „nach Christi unseres lieben Herrn Geburt 1525" datirte Urkunde, ist noch jetzt auf dem Rathhause vorhanden. — Mögen auch manche traurige und schwer drückende Zeitbegebenheiten an Weißensee eben so wenig spurlos vorüber gegangen sein, als an andern Orten unseres Vaterlandes, so müssen wir doch jenes Ereigniß unbedingt als den Glanzpunkt in Weißensees Geschichte ansehen, und wir begnügen uns aus den ferneren Begebenheiten, des beschränkten Raumes wegen, nur noch das Wichtigste herauszuheben.

Nach Herzog Georgs am 17. April 1539 in Dresden erfolgten Tode, ließ Herzog Heinrich, dessen Bruder und Nachfolger, sich durch nichts abhalten, die Reformation auch in seinen ererbten Ländern auszubreiten und veranstaltete im Jahre 1540 eine Kirchenvi-

sitation, in deren Erfolg er auch für Weißensee bestimmte, daß, anstatt der 9 Meßpriester von der Commende ein Superintendent und zwei Diakonen besoldet würden und jeder derselben eine Wohnung bekäme. Unter den zwischen Heinrichs Nachfolger dem Herzog Moritz und dem Churfürsten Johann Friedrich stattfindenden Zwistigkeiten und Fehden blieb Weißensee keineswegs von mancher Bedrängniß verschont, doch gestaltete sich das Meiste noch erträglich.

Als der Churfürst nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg 1547, den größten Theil seines Landes mit der Churwürde verloren hatte und letztere dem Herzog Moritz verliehen war, wurde auch Weißensee eine Churfürstlich Sächsische Stadt und ist daher noch jetzt an der in jenem Jahre erbauten Cavate des Rathhauses, neben dem Stadt- und thüringischen Wappen, auch das churfürstliche mit der Jahrzahl 1547 in Stein gehauen, zu sehen. Im Jahre 1564 wüthete die Pest in der Umgegend. —

1578 reiste Churfürst August mit seiner Gemahlin durch Weißensee zu einem Kreistage nach Erfurt, bei welcher Gelegenheit er der Stadt die halbe Steuerfreiheit auf's Neue bestätigte.

Im Jahre 1590 brannten abermals 130 Häuser ab. — 1598 starben 673 Menschen an der Pest, — desgleichen im Jahre 1625 gegen 500.

Bis zum Jahre 1631 blieb Thüringen meist von den Gräueln des 1618 ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges verschont, doch jetzt zog auch dies Unheil in mancherlei Gestalt über das Land. 1632 vom 20. bis 22. October plünderten die durchziehenden Truppen Pappenheims Weißensee völlig aus; 1637 befand sich das schwedische Hauptquartier längere Zeit daselbst, nach dessen Abzuge die Stadt mit 1000 Mann Cavallerie des Grafen von Nassau belegt war. Beinahe noch größeren Schaden als die feindlichen Truppen, brachten die eigenen churfürstlichen der Stadt und dem Lande.

In dieser Weise wechselten die Drangsale jenes schrecklichen Krieges, so daß es nach dem am 24. October 1648 erfolgten Friedensschlusse auch in Weißensee traurig aussahe und der Zeitraum von 1630 bis 1648 mit Recht die böse Zeit genannt wird.

Nach dem Tode des Churfürsten Johann Georg I. 1656, blieb das Land nicht ungetheilt, sondern außer seinem Sohne und Nachfolger Joh. Georg II. bekamen auch die drei jüngern Brüder einen Theil, aus welchen dann die Nebenlinien des chursächsischen Hauses, die Weißenfelser, Merseburger und Naumburg-Zeizer entstanden, und Weißensee fiel der Weißenfelser Linie unter Herzog August zu, der Churfürst behielt sich jedoch die wichtigsten Rechte der Landeshoheit vor. —

Das Jahr 1678 suchte Weißensee mit mehrmaligem beträchtlichen Brandunglück heim, dessen Raub über 120 Häuser wurden.

Schon seit 1609 war man auf die Ablassung des westlich von der Stadt gelegenen großen Sees bedacht gewesen, hatte aber immer an der Möglichkeit der Ausführung gezweifelt, bis endlich im Jahre 1704 ein Bürger Namens Otto das Werk nach genauer Abwägung

des Wassers und reiflichem Ermessen, unternahm. Der Erfolg dieses Unternehmens war sogleich im nächsten Jahre, daß man 1100 Acker tragbares Land und 400 Acker Läthe gewann, wofür dem Landesherren 2666 Thlr. jährliche Zinsen gegeben wurden. Die aus diesem See gewonnenen Aecker wurden zwar von mehreren Seiten in Anspruch genommen und den Bewohnern von Weißensee streitig gemacht, mußten auch längere Zeit von ihnen fremden Händen überlassen bleiben, doch juristische Auseinandersetzungen, Vergünstigung und Geld, haben endlich die Sache dahin ausgeglichen, daß sich Weißensee seit dem Jahre 1800 gegen ein beträchtliches Abfindungsgeld und die Zahlung jährlicher Erbzinsen, ihres Besitzes wieder erfreuet, und es ist eine wahre Lust, die zahlreichen Ackerbau treibenden Bürger zur Zeit der Aerndte auf diesen gesegneten Fluren ihre fleißigen Hände in buntem Gewühl treiben zu sehen. Wir lassen die mancherlei Ereignisse, welche Weißensee im Laufe des siebenjährigen und der neueren Kriege und in den mancherlei Stürmen des Zeitenwechsels berührten, unerwähnt, da sie — bis auf einzelne nicht hierher gehörende Localbeziehungen im Allgemeinen denjenigen gleichen, welche alle andere Orte unseres Thüringer Landes, mehr oder minder fühlbar betrafen, und schließen unsere Schilderung mit der Weißensee zur Ehre gereichenden Bemerkung, daß es aus allen Stürmen und Bedrängnissen, in welche es bei dem mehrmaligen Wechsel seiner Landeshoheit und einer in mannichfacher Beziehung vielbewegten Vergangenheit, ehrenvoll und stets anerkennenswerth hervorging, daß es jederzeit in fester deutscher Treue und rühmlicher Ausdauer seinen rechtmäßigen Landesherrn ergeben war und in dieser anerkennenswerthen Gesinnung auch seinen früheren Ruhm noch jetzt behauptet, nachdem es vermöge des Wiener Congresses dem preußisch gewordenen Theile Sachsens angehört, wenn es auch der ihm früher zu Theil gewordenen Vergünstigungen nicht vergißt. — Die Wohlthaten eines langen, dauerhaften Friedens haben auch die Weißensee früher geschlagenen schmerzlichen Wunden bei der rühmlichen Betriebsamkeit und dem lobenswerthen Gemeinsinn seiner Bürger zum größten Theil geheilt, und es gewährt in seinen sich immer freundlicher gestaltenden Umgebungen, in seinem erfreulichen Fortschreiten mit dem Guten der Zeit, ein freundliches Bild immer mehr empor blühenden Wohlstandes und nachahmenswerther Beharrlichkeit an dem Besseren, welcher der deutsche Vaterlandsfreund mit Freuden seine volle Würdigung zugesteht.

Friedrich von Sydow.

Nachbemerkung. Den Stoff zu vorstehender Schilderung verdankt der Verfasser größtentheils der überaus freundlichen Mittheilung der mit besonderem Fleiß und Umsicht gesammelten chronistischen Notizen des Herrn Superintendent Pfister zu Weißensee.

Heimburg.

Edle Schatten rauschen aus den grünen Saatfeldern hervor; ein wunderbarer Wind streift in krausen Wellen über die Blumen des Waldraines hin. Horch, er rührt die Doppelakkorde jener Aeolsharfe mächtig! Langsam verlischt der dröhnende Schall aus der Vergangenheit, wie ein banges Seufzen, im Luftraume, und heilig erbebt mir das Herz, du schönes Vaterland!

Ernst Wagner.

Ah, quelle belle vue! so riefen, wie mir ein glaubwürdiger Ohren- und Augenzeuge von diesem seinen heimathlichen Dörfchen rühmte, so riefen die Franzosen, diese weitgereisten selbst, als sie 1806 auch bis hieher *) vorgedrungen waren; unwillkürlich hatten die Vordern Halt gemacht. Und wahrlich, es gehört das französische Temperament nicht dazu, und man braucht nicht, wie sie im kalten Spätherbst von dem Harze, dessen Reize dann oft schon sein weißes Feierkleid verhüllt und bis zu jenem kahlen Berge gekommen zu sein, um durch den überraschenden Contrast zu diesem Ausruf veranlaßt zu werden. Auch wer mit tieferem Gemüth aus Blankenburgs frühlingswarmen still lächelnden Fluren auf dem Wege nach Benzingerode in die kühlen ernsten Schatten des Teufelsbades **) tritt, auf dessen himmelhohem Buchenlaubdache, dem forschenden Blicke seine tiefblauen Augen hin und wieder nur zeigend, der stille, reine Himmel ruht, und sich dann von des Wiesenthals lieblichen Anwohnerinnen mit nicht wen'ger, ja, so schönen

*) Zu jenem in dem Artikel Struvenberg bezeichneten Punkte.
**) Eines sogenannten Forstortes.

blauen Augen, daß man sie nicht so leicht vergißt, von freundlichen Vergißmeinnicht auf sonnigem Sternblumenbestreuetem Pfade den Silberbach entlang auf jenen Standpunct dort geleiten läßt, der meint es eben so.

So laßt uns denn noch einmal hin im Geist auf jenes stille Plätzchen treten, umgaukelt von der zarten Geiß, die diesem ihren Lieblingsberge den Namen Ziegenberg gegeben, und nun kommet und verweilet etwas länger bei der freundlichsten Partie des großen Panorama's, der Heimburg. Den Hintergrund des Dörfchens gleiches Namens bildet der Hügel, worauf die alte Burg, seit ihrer Zerstörung gewöhnlich Altenburg geheißen, in Ruinen liegt. Zwar geben sie kein noch so schwaches Bild mehr von der Veste, welche sie einst waren, ja, kaum verdienen sie jene reizende Benennung noch. Vor etwa funfzig Jahren sind noch Mauerwerk vom Schlosse und Thurme, Abtheilungen der Hausstellen sowohl auf der Höhe des Berges, als auf der Abdachung und an dem Fuße desselben, auch Keller und Todtengewölbe nebst Spuren von ehemahligen auf das Schloß führenden Fahrwegen vorhanden gewesen; doch zur Zeit sind die vielen Gebäude und der Thurm des mit einer Mauer eingefaßten großen Schloßplatzes auf dem Berge, die sie einst gewesen sein sollen, bis auf den Grund zerstört; denn auf den geebneten Plätzen geht man unmittelbar über den verschütteten Schloßgewölben, von denen nur noch eins zugänglich ist. Aber auf dem hohen weiten Grabe all der steinernen Gebeine erhebt sich, einem Monumente gleich, als lieblicher Ersatz für solche ernste Burgentrümmer, seit 1818 ein zierliches achteckiges Häuschen, von Eggeling, damaligem Amtmann in Heimburg, zum Andenken an die frohe Stunde erbaut, die unser *) herzogliches Brüderpaar dort kurz vorher verlebte. Der Betrachtung der Natur ist dieser kleine Tempel der Natur geweiht, o, und wo ist das Herz, bei dem er seinen freundlich seligen Zweck nicht erreichte?! Doch auch die Kunst wohnt hier in frommer Eintracht neben ihrer ältern Schwester, und hüllt die sie Besuchenden in einen selt'nen Zauber ein. Sie hat die Fensterscheiben bunt gemalt, und läßt uns nun des Lenzes unvergleichlich schönes Rundgemälde bald wie in Schnee gehüllt, bald glühend von des Morgens und des Abends Gold, bald blutigroth betrachten. Und nicht die Nachtigallen singen den Himmel nur hinein in diesen kleinen glücklichen Punkt ihrer Erde, nein, auch ein Instrument begleitet hier die stillen oder sich ergießenden Gefühle. Es konnte schwerlich eine passendere, sinnigere Wahl getroffen werden für diese kleine Capelle: einer Orgel gleichend, ein zartes Kind der Kunst und der Natur, der Sinnen- und der Geisterwelt, eine Aeolsharfe mit ihren tief rührenden Akkorden. O, welche Töne ließ mich einst ein still darin auf mich herabgekommener Abend hören, wie Geistertöne mich gemahnend leise geflüstert von denen,

*) Das Braunschweigische.

die einst hier genossen das irdische Glück, die einst hier gelebt und geliebet!

So unbeschreiblich heimisch fühlt man sich auf der uralten Heimburg, daß man fast versucht wird, dem Gefühle ihren Namen zuzuschreiben. Doch trotzdem führt er uns gerade aus der sel'gen, bessern Gefühlswelt in die reellere zurück. Was ihr den Namen gab, sollen wir erforschen. Heimburg soll eine Abkürzung von Heinrichsburg sein, wie diese alte Bergveste nach Kaiser Heinrich II. geheißen, der sie im elften Jahrhundert Halberstadt gegenüber und zwar dem Bischof dort zum Possen habe erbauen lassen, damit sie ihm, „weil er ihm mancherlei Verdruß angethan, eine Brille auf der Nase sein möchte und der Kaiser dem Bischof nachgehends desto besser im Zaume halten könnte." Allein mir ist es um so unwahrscheinlicher, daß der Kaiser eine an sich gegen die Harzburg u. a. gewiß unbedeutende Veste nach seinem Namen benannt haben sollte, da es noch eine recht natürliche Ableitung giebt. Das Hölzchen, welches den nördlichen Abhang des Berges bedeckt, heißt jetzt noch der Hagen, bekanntlich gleichbedeutend mit Hain, und dieser soll der Göttin Ostera geheiligt gewesen sein, wofür die noch gebräuchliche Benennung eines Theils desselben, Osterholz, spricht. Auch heißt noch heutiges Tages ein in demselben sichtbar künstlich erhöhtes und mit einem noch kenntlichen Graben umgebenes rundes Plätzchen, dessen Mitte ein beträchtlicher Granitblock einnimmt, der sich sehr wohl zum Opfersteine eignete, das Opferplätzchen. Auf einem Berge dieses Hagens oder Haines nun war die Burg erbaut, und davon Hagen, Hainen, Hain, Hein und endlich der bequemeren Aussprache wegen Heimburg genannt.

Wahrscheinlich ist das alte Schloß schon von Heinrich dem Finkler gegründet. 1073 versuchte der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen vergeblich es mit Hülfe Halberstädtischer Truppen zu nehmen; doch gelang es der Bestechung durch bischöfliches Geld, und es ward niedergerissen; Kaiser Heinrich IV. aber begann noch in demselben Jahre die Wiederherstellung desselben. Außerdem hat es in den Jahren 1123, 1182, 1318 und 1328 durch Eroberung, Verwüstung und Inbrandsteckung sehr gelitten, das vorletzte Mal vom Bischof Heinrich von Hildesheim, das letzte Mal vom Bischof Albrecht II. zu Halberstadt. In der Zwischenzeit, 1288 nämlich, am Pfingstabend, wurde es ganz und gar vom Blitze eingeäschert. Doch immer erstand es von Neuem, bis es nach fast 200jähriger Ruhe endlich 1525 von den unruhigen Bauern geschleift in seinen Ruinen liegen blieb.

Nach dem ersten Wiederaufbau desselben schenkte es der Kaiser einem Anno, nach Stübner, aus Ostfriesland, nach Rohr *) ein

*) Dessen „Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes", außer Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, die vorzüglichste Quelle ist, aus welcher der Verfasser dieses Aufsatzes schöpfte.

tapferer bairischer Officier, aus Dankbarkeit für ihm geleistete Dienste, und bald darauf ward es zur Herrschaft erhoben. Was diese in sich begriffen hat, ersieht man aus verschiedenen Lehnreversen und Lehnbriefen, worin es heißt: „De Herrschop Heymborch mit dem Slote, mit dem Dörpern, behat vnd unbehat Heymborch, Benzingerode, Goltorp, Gißgerode, up dem Harz und darnieden, mit allen geistliken und weltliken Ridderlehnen in der vorgenömbten Herschop, effte darbutten, mit allen Hölten, Bergen und allen Rechticheiten, nichts uthgeschloten, mit dem Bergwerk gelyk in der Graveschop to Blankenborch syndt belegen." Auch von dem eingegangenen, unweit Hüttenrode auf dem Harze gelegenen Dorfe Ripzingerode haben zwei Hufen Landes und zwei Höfe zur Herrschaft Heimburg gehört. Dieser Anno ist also der Ahnherr von Heimburg, dessen Nachkomme, gleichfalls ein Anno, (überhaupt ein beliebter Name der Familie, man findet ihn nicht selten darin wieder) 1285 aber durch seine eigene Schuld sein Erbe verlor, durch seine Blutschuld nämlich. Er hatte einen Reinsteinschen Grafen erstochen und mußte fliehen.*) Graf Heinrich von Reinstein, der mit Bia, der Schwester des Vertriebenen, vermählt war, wurde darauf mit der Herrschaft Heimburg beliehen. Diese Reinsteinsche Nebenlinie auf Heimburg gelangte noch im 14. Jahrhundert zur Erbschaft der ausgestorbenen Grafschaft Reinstein, und kurz darauf auch zum Besitz der sämmtlichen Güter der Grafschaft Blankenburg-Reinstein (gleichfalls damals zweier Nebenlinien), da auch das Stammhaus Blankenburg um diese Zeit ausstarb. Längst sind die beiden andern der drei Schwesterburgen auch ausgestorben; nur die Blankenburg strahlt jetzt in jüngst erst wieder neu entfalteter und fast darf man glauben, unverwelklicher Schöne gleichwie in weite Ferne hin, so auch zu ihren Grüften noch herüber.

Zwar erinnern die Ruinen der Heimburg an bedeutende welthistorische Begebenheiten nicht; doch war es sicher nicht die Schuld der Manen, welche himmelhoch nun über ihnen schweben mit dem Blicke einer sel'gen heil'gen Wehmuth wohl herab auf sie, sondern an Zeit und Umständen lag's, daß nicht auch sie Clio's Griffel in Thätigkeit setzten. Bei den Chronikenschreibern, diesen kleinern dienstbaren Geistern der aller Welt erzählenden Muse, wimmelt es von alle dem, was den edlen Ritter nur zierte; wie „seine Töchter schmückte Zauberreiz, so strahlten seine Söhne einst als Helden." Nicht genug z. B. wissen sie zu rühmen von den kriegerischen Tugenden der Grafen **) Albrecht und Bernhard, dieser „Zierden ihrer Familie," welches Prädicat ihnen ihr Herr Vater Ulrich

---

*) 1683 schreibt sich der damalige Braunschweig-Lüneburgische Staatsrath und Präsident „Friedrich von Heimburg, Herr auf Gottern und Witzendorff" und auch am Rheine sollen noch Herren von Heimburg existiren.

**) Die mit der Heimburg beliehenen und darauf residirenden Grafen von Reinstein hießen kurzweg Grafen von Reinstein.

der Jüngere urkundlich beigelegt. Wie der erste in einem Kriege gegen Halberstadt und Quedlinburg dennoch unterlag, und der edle Aar aus seinem Käfich endlich noch befreiet wurde, würde hier berichtet werden müssen, wenn es nicht schon in dem Artikel Quedlinburg geschehen wäre.

Kein Wunder, daß um einen Platz, auf welchem eine solche Burg wie unsre Heimburg stand, noch alljährlich mächtige Sporen mit bloßem Stachel und zwei- und vierschneidige Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden werden. Auch einige Aschenkrüge und ein Fingerring, auf welchem mit gothischen Schriftzügen dreimal: Gott stand, sind vor 22 Jahren hier ausgegraben, erstere aber von den unwissenden Arbeitern zerstört. Auf der östlichen Seite des Berges, wo Mergel gegraben wird, findet man, beiläufig gesagt, auch die Versteinerungen, welche unter den Namen Vogelzungen bekannt sind, sehr häufig und wohlerhalten.

Dem Schutze, welchen die Landbewohner in jenem Zeitraum unter diesen Mauern fanden, verdankt wahrscheinlich auch das darunter liegende Dorf sein Entstehen. Es hatte schon im 13. Jahrhundert seine Kirche, und um die Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde es noch durch die Bewohner der zerstörten Dörfer Golddorf, Gißgerode und Kißleben, welche in der Umgegend lagen, vergrößert. Das hiesige Armenhaus wurde am 19. Decbr. 1557 vom Reinsteiner Grafen Ernst gestiftet und mit den dazu gehörigen Grundstücken beschenkt. Es giebt zehn Armen Wohnung und Unterhalt. Aus der ehemaligen Burgmeierei entstand die jetzige Domaine. In der Pfarre hier hat still und fromm eine Hausfrau einst gewaltet, deren Geschichte zu merkwürdig ist, das Braunschweigische Fürstenhaus und zwar gerade das ehemalige Residenzschloß einer der Nebenlinien unserer Burg, die Blankenburg, zu nahe angeht, ja, und zu nahe an das Wunderbare streift, als daß ich davon schweigen könnte. Das alte Kirchenbuch erzählt die Geschichte, wie folgt:

„Sie war nämlich in der türkischen Festung Oczakow ohngefähr 1722 bis 1724 geboren, wo ihr Vater Cadir und Schatzmeister des türkischen Kaisers gewesen und Abbas geheißen hat. Ihre Mutter ist eine geborne Georgianerinn gewesen, welche sie aber nicht mehr im Leben gekannt. Vor ihrer Taufe hat sie sich geschrieben: Abbas Kaechianen Kaefe Rhebisch, welcher letztere Name nachmals die Stelle ihres Geschlechtsnamens vertreten hat.

Als diese Festung den 27. Juli 1737 durch den Feldmarschall Grafen Münch mit Sturm erobert worden, ist sie nebst ihrem Vater, ihrer Stiefmutter, rechten Schwester und kleinen Stiefbruder zu Gefangenen gemacht und von des Herzogs Anton Ulrich Durchlaucht, welcher als Volontair daselbst gewesen, nebst ihrer Schwester und noch 13 Andern nach Petersburg gebracht worden, wo sie 8 Tage nach Weihnachten angekommen, nachdem sie in Moskau 7 Wochen lang die Bequemlichkeit der Schlittenfahrt hatte erwar-

ten müssen. Des Herzogs Durchlaucht haben dieselbe in Petersburg dem Dr. Jaquemin, als Dero Leib-Medico, welcher in der Kaiserinn Diensten als Hof-Medicus stand, anvertrauet. Durch dieses frommen Mannes Fürsorge hat sie daselbst nicht nur Menschen von allerlei Religionen, sondern auch ihren verschiedenen öffentlichen Gottesdienst kennen gelernt, da ihr denn der evangelische sogleich als der beste in die Augen geleuchtet. Der fromme Wandel und insonderheit das Singen evangelischer Lieder des Herrn Doctors und seiner Haushälterinn zündeten hierauf insonderheit das Verlangen nach unserer Religion in ihrem Herzen an, welches von beiden genannten Personen durch gute Vorstellungen unterstützt wurde.

Da sie sich aber an den Geheimnissen des Evangelio und des Kreuzes Christi, wie auch an einigen Kirchen-Ceremonien, und sonderlich am Genusse des Schweinefleisches sehr stieß, und zugleich durch die Vorstellungen ihrer ältern Schwester, welche bei dem holländischen Residenten, Herrn von Schwarz, war, und durch die Furcht vor ihren verwandten Mitgefangenen, worunter der Seraskier war, in Unschlüssigkeit erhalten wurde, auch der Sprache wegen keines öffentlichen Unterrichtes fähig war, so erschien der allbarmherzige Gott ihr endlich des Nachts im Traume, hielt ihr das Bild des gekreuzigten Jesu vor, und rief ihr zu: „„An diesen glaube, so wirst Du selig.““ Sie entdeckte dieses dem Herrn Doctor, welcher nebst seiner Haushälterinn nicht unterließ, solches zu ihrem ewigen Heile anzuwenden. Und da sie solchergestalt sich entschlossen, die Religion Jesu Christi anzunehmen, hat der Herr Doctor sie zuvörderst in der deutschen Sprache und den 5 Hauptstücken unterrichten lassen, mit der heiligen Taufe aber eilen müssen, ehe sie noch die Gebote recht gelernet, weil der Frieden geschlossen, und in demselben bedungen worden, daß alle Türken, die nicht religionem mutiret, auf freien Fuß gestellt werden sollten.

Sie wurde also den 19. Januar 1739 des russischen Kalenders, von einem französisch-reformirten Prediger, Herrn Robert Dünant, Anna Charlotte Rhebisch getauft. Als aber ihr Vetter, der Seraskier, solches erfahren, hat er vor Wuth die schrecklichsten Drohungen ausgestoßen, und sie heimlich zu entwenden gesucht, so daß des Herzogs Durchlaucht vor des Doctors Thür Wache stellen müssen. Hochgedachten Herzogs Durchlaucht haben dieselbe darauf im Junio 1740 durch den Herrn Dr. Jaquemin Dero Frau Großmutter, der verwittweten Herzoginn zu Blankenburg, Christine Luise, zugeschickt. Diese große Fürstinn hat dieselbe nicht nur sogleich als Kammerfrau in Dero Dienste genommen, sondern auch durch den Hof-Capellan, Herrn P. Söllig, im Christenthume und durch einen Schüler im Schreiben und Rechnen unterrichten, und darauf öffentlich confirmiren und unserer evangelisch-lutherischen Kirche durch das heilige Abendmahl einverleiben lassen. In solchem Dienste hat sie sich dergestalt verhalten, daß ihre gnädige Fürstinn

sie einer so vorzüglichen Gnade und mütterlichen Fürsorge gewürdiget, und dieselbe gewünscht, vor Ihrem Tode sie an einen Prediger verheirathen zu können.

„Als ich hierauf," fährt der Verfasser dieser Zeilen selber fort, „1747 Höchstdenselben solche Absicht entdeckt, haben Ihro Durchlaucht selbst bei unserer Verlobung Mutterstelle zu vertreten, und sie einer fernern mütterlichen Fürsorge zu versichern geruhet, auch bis in Dero Tod, welcher leider schon den 12. November 1747, als wir Vormittags zum zweiten Male proclamirt worden, erfolgte, gnädigst bewiesen. Dadurch wurde sie in den Zustand einer verlassenen Waise gesetzt, da der Neid nicht unterließ, ihr, wo er konnte, bei der Antoinette Durchlaucht zu schaden. Es wurde gleichwohl die Trauung und priesterliche Copulation durch Fürsorge dieser Fürstinn den 1. December 1747 wegen Trauer in der Stille vollzogen.

19 Jahre weniger 5 Wochen habe also mit ihr im Ehestande gelebt, nämlich in Zorge beinahe 10 Jahre, und allhier 9 unter beständigen außerordentlichen Trübsalen und großen Kummer. Gott hat uns mit 9 Kindern, nämlich 6 Söhnen und 3 Töchtern, gesegnet, wovon die beiden ältesten, 1 Sohn und 1 Tochter, bereits in Zorge gestorben, ein Sohn aber hier seiner seligen Mutter in die Ewigkeit vorangegangen."

Was nun über ihr christliches Leben, so wie über ihren christlichen Tod, der in ihrem 42. bis 44. Jahre am 27. Octbr. 1766 Abends um 8 Uhr erfolgte, in dem alten ehrwürdigen Buche so rührend noch zu lesen ist; willst Du's wissen, lieber Leser, so mußt Du die heil'gen Acten selber inspiciren; Raum dafür haben wir hier nicht.

Ob die Türkinn auch wohl schön gewesen? seh' ich Dich lächelnd jetzt noch fragen. Auf dem Blankenburg'schen Schlosse war ihr Bild sonst zwar zu schauen; welche Antwort aber es gegeben, weiß ich nicht; damals konnt' ich noch nicht lesen, geschweige solche Schrift.

Doch willst Du ihre Grabschrift lesen, komm zu mir; ich gehe mit nach Heimburg, wo sie heimgegangen; ich weiß die Stätte, wo die fromme Türkinn zwischen jener schönen Kirche mit ihrer herrlichen Orgel und dem stillen Pfarrhaus' mit seiner epheugrünen Gartenmauer hin in die Gegend blickt, wo sie und der geboren ward, an den sie glauben lernte, und wo der frühere Vorgänger des mir lieben nahe verwandten jetzigen Predigers meines eigenen Namens, dem ich diese biographische Notiz verdanke, der alte Pfarrherr Grimm, in mancher stillen Abendstunde still ihr nachgeschauet.

Lassen wir nun schließlich unsern Blick noch über heimburgischen Grund und Boden hinschweifen, ob auch darauf Erinnerungen uns entgegentreten, der Aufzeichnung werth, so haftet er an zwei, wenn ich so sagen darf, classischen Stellen desselben, die jeder

Landmann uns zu zeigen weiß. An die eine knüpft sich folgende Sage aus den Zeiten des Faustrechts.

Ein Reisiger aus unsrer Veste kam einst des Weges von Halberstadt, in ihre Mauern heimzukehren. Siehe, da traf ein kläglicher Anblick sein Auge; ein armer an einem Bein verkrüppelter Mann lag an dem Wege und konnte nicht auf-, geschweige weiterkommen. Böswillige Knappen hatten, wie er dem Ritter jammernd erzählte, ihm seine Krücke entrissen, und hinauf auf jenen Baum geschleudert. Alsbald erstieg ihn der Brave. Während er sich aber mühete, der Krücke habhaft zu werden, schwingt der verkappte Räuber behend sich auf das schöne Roß und jagt davon. Da stieg der Ritter vom Baume herab und schalt ihn: O, du ungetreuer Bohm! Der arme Baum ist längst gestorben; die Stelle aber, welche er bewohnte, muß es sich noch jetzt gefallen lassen, daß man sie Ungetreue-Baumbreite nennt. Mag diese Sage tausend viel charaktervollere, practischere, schönere Schwestern haben, einen wesentlichern Dienst leisten sie uns nicht. Läßt sie uns von der Treue, womit sich solche weniger bedeutende Facta so lange im Munde des Volkes erhalten, nicht auf den Werth der Tradition auch in dem höchsten Sinne schließen? Darum erbat sie sich hier den kleinen Platz.

So hat auch einem andern Ackerstücke, links vom Wege nach Blankenburg, einen Büchsenschuß vom Fuß des Bärensteines, ein Baum seinen Namen gegeben. Als aus dem damals geltenden Prinzip: „Reiten und Rauben ist keine Schande, das thun die Tapfersten im Lande", doch gar zu viel Unheil erwuchs, verbanden sich 1385 mehrere hohe und weniger hohe geistliche und weltliche Herren, unter ihnen auch der Graf von Blankenburg-Reinstein, Busso, dem Unwesen zu steuern. Weder sich, noch andere wollten sie von jetzt an mehr berauben, die Uebertreter des Gesetzes aber mit dem Strange strafen. Hier nun auf dem freien Felde bei Heimburg thaten die gewählten Richter einem Grafen in ihrem Bunde, der trotzdem 1386 dem Schlosse Blankenburg übel mitgespielt hatte, an einer Eiche sein Recht, wovon der Ort bis heute die Hängeleiche heißt. Ein alter würdiger Heimburger erinnert sich recht gut noch ihres Stumpfes.

Und nun war das Jagdhaus noch von mir in Augenschein zu nehmen; dacht' ich denn nicht: Welch köstlicher Fund! als ich bei dem verdienstvollen, aber mitunter das, was er zu finden wünscht, etwas zu leicht findenden Stübner Folgendes darüber las: „Das Jagdhaus war ein Schloß in der Heimburgschen Forst, wovon in dem Forstorte dieses Namens noch Ueberreste befindlich sind. Der Tradition zufolge hat es Heinrich der Finkler der Jagd wegen aufführen lassen. Gregorius Niger, der letzte röm. kath. Abt des Kl. Michelstein, führt in einer Handschrift mit an, daß eines großen Potentaten Tochter von diesem Jagdhause entführt, und zur Rettung ihrer Seele eine Kirche, nach dem Kaltenthale

hin, gestiftet worden." Eh' ich mich nach einem Führer dahin umsah, hatte ich die Freude, zu erfahren, es liege nur einen Büchsenschuß weit von dem auf Befehl Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs von Braunschweig vor einigen Jahren höchst geschmackvoll erbaueten Forsthause; denn ich schöpfte sogleich die Hoffnung daraus, daß es gerade dort nur in dem Interesse des romantischen Harzes aufgeführt sein werde. Allein wie niederschlagend war für mich das ehrliche Geständniß eines Waldarbeiters, der mich zu diesem Schatz' geleiten sollte, wie weit das neue Forsthaus von dem uralten Jagdhaus entfernt! Wie klar ward durch die dunkle Tannendickung, die den ganzen, weiten Forstort deckt, und meinem armen Reisekleide das tiefere Eindringen sehr ernst widerrieth, die materielle Bestimmung beider mir gemacht! Ein Trost nur blieb mir: Freilich hat mein Waldarbeiter, der „im Jagdhaus so zu Hause ist, wie in dem eigenen Häuschen", und der sich noch dazu, wie mir seine sehr verständ'ge Unterhaltung ja bewies, für den Ruhm dieses seines Wirkungskreises lebhaft interessirte, keine solcher Spuren je gefunden, als nach welchem ich zu forschen kam, und deshalb werd' auch ich vergeblich danach suchen; allein der gute Stübner fand sie doch, und hätte sie gewiß auch mich gerne finden lassen, stände ihm die Erhaltung solcher Alterthümer zu Gebote; und war er denn nicht im Bund der Zeugen für die Existenz der alten Heinrichslust, der Tradition und des Gregorius Niger, der Dritte?

F. Ziegeler.

Von der thüringischen Sündfluth.

Mit diesem Namen bezeichnen alte Urkunden eine furchtbare Ueberschwemmung, die am 29. Mai des Jahres 1613, am Sonnabend vor dem Feste der heiligen Dreieinigkeit, Furcht und Schrekken verbreitete unter den Bewohnern des Thüringerlandes. Hart beschädigt ward insonderheit die Stadt Weimar und die Umgegend, daher auch das Andenken an jenes traurige Ereigniß Jahrhunderte hindurch kirchlich gefeiert ward in den ganzen Weimarischen Landen, und zwar am ersten Sonntage nach dem Feste der heiligen Dreieinigkeit. Es hat aber ein Prediger an der St. Peter- und Paulskirche zu Weimar, Wilhelm von der Lage geheißen, im Jahre 1720 einen Auszug drucken lassen aus den vollständigen Actis der thüringischen Sündfluth des Jahres 1613, worin er im Wesentlichen Folgendes berichtet:

Nach einer sehr drückenden Hitze, die mehrere Tage geherrscht, waren starke Gewitter zu vermuthen, die sich auch wirklich am 29. Mai, Nachmittags um vier Uhr, emporthürmten. Man hörte ein unaufhörliches dumpfes Donnern. Eine Stunde später entstand ein gewaltiges Brausen in der Luft und ein gar schweres Gewitter entlud sich, unter heftigen Blitzen und Donnerschlägen, mit so furchtbaren Regengüssen und Wolkenbrüchen und Schloßen, daß die Feldfrüchte völlig daniedergeschlagen wurden. In manchen Gegenden währte der Hagelregen fünf Stunden lang, und die Stücke übertrafen die Größe eines Hühnereies. Da ward viel Vieh getödtet auf dem Felde, und die Schindeldächer waren dem Hagel nicht zu fest, und daß alle Fenster zersplittert wurden, braucht kaum bemerkt zu werden.

Alle Elemente schienen im Aufruhr und wütheten und tobten gegen einander. Es war, als solle die Welt untergehen in einer zweiten Sündfluth. Fast ohne Unterbrechung währte das furchtbare

Gewitter von sechs Uhr Abends bis Morgens gegen drei Uhr, mit so starken Donnerschlägen, daß von der Erschütterung selbst Häuser einstürzten.

Dahin war die Hoffnung auf eine ergiebige Ernte nach einer dreijährigen Theurung. Die Ilm und alle andern kleinen Bäche und Wassergräben waren von dem starken Regen und den Wolkenbrüchen so angeschwollen, daß das Frauen= und Erfurter=Thor zu Weimar unter Wasser stand. Kaum wagte man zu Pferde sich hindurch. Durch die Straßen flossen die Wasserströme, die in die Keller drangen und überall großen Schaden verursachten. Die Fluth riß alles mit sich fort, Bäume, Bauholz, Mühlwellen und dergleichen. Auch dadurch wurden viele Häuser beschädigt. Mehrere stürzten ein und wurden hinweggeführt von den Fluthen.

Das dauerte aber ohne Unterbrechung bis Abends zehn Uhr. Da fing das Wasser an zu fallen in der Stadt Weimar. Das Gewitter aber ließ nicht nach. Bald ergossen sich abermals starke Platzregen, und das Wasser erreichte nicht nur seine vorige Höhe, sondern ward noch gewaltiger. Es schien, als solle die ganze Stadt unter Wasser gesetzt werden. Ein Haus nach dem andern stürzte zusammen, und Hausgeräth und Bewohner waren ohne Hülfe und Rettung den wilden Fluthen preisgegeben. Häufig drang das Wasser durch die Schießlöcher der Stadtmauern, und drohte diese selbst einzustürzen.

Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Der fürstlichen Herrschaft ist das schlammige Wasser häufig nicht allein in die Keller, sondern auch in die Gewölbe bis an das Brod= und Briefgewölbe gegangen; wie es darin Haus gehalten, ist leicht zu erachten. Unter dem Schlosse hat es alle Brücken und Steige und einige hundert Klaftern Holz, desgleichen die Badstuben, Schlacht=, Wasch= und Fischhaus, Schneidemühle, und was im Baumgarten von Gebäuden gestanden, nebst dem zugelegten Reithause, hinweggeführt, und ist mehr nicht, als das Pulverhaus, das alte hölzerne Schießhaus und das Bräuhaus stehen geblieben. Vier und vierzig Wohnhäuser sind den Einwohnern in und außer der Stadt gar hinweggeführet, und noch viel mehr also beschädigt worden, daß sie viel kosten werden wieder einzurichten. Was am Hausrath theils davon ist geschwommen, theils aber durch das Wasser und Schlamm ist verderbet worden, ist nicht zu beschreiben, und wird ein jeglicher das Seine allzusehr vermissen; denn das Gewässer ist den Leuten so plötzlich auf den Hals gekommen, daß ihrer eines Theils nur ihr Leben als eine Beute davon gebracht und das Andere alles im Lauf lassen mußten."

Es war die Ausdehnung dieser gewaltigen Wasserfluth gar groß und traf viele Städte und Dörfer des Thüringerlandes, wohl zwölf Meilen in die Runde und weiter. Denn sie erstreckte sich von Süden nach Norden, von dem Dorfe Deesdorf an der Gera, vorzüglich im Ilmthal, bis in die Gegend von Sulza, wo die Ilm

sich mit der Saale vereinigt, und von Westen nach Osten, von Ballstädt bis Ammerbach im Saalgrunde. Ihre traurigen Folgen aber waren kaum zu berechnen. Die Feldfrüchte waren von der gewaltigen Wasserfluth fast gänzlich vernichtet worden, theils durch anhaltende und heftige Schloßen- und Hagelwetter, theils durch das Wegschwemmen des fruchtbaren Erdreichs, an dessen Stelle Sand, Kies und Steine in großer Menge sich festgesetzt hatten. Das Wasser führte überdies giftige Würmer mit sich, und richtete auch dadurch großen Schaden an in den Feldern. Die Wege waren ganz und gar zerrissen, so daß man geraume Zeit nachher nur mit vieler Mühe von einem Orte zum andern gelangen konnte.

In den durch die Wasserfluth hart bedrängten Städten und Dörfern fanden 260 Menschen ihren Tod, dazu 2192 Stück Vieh. An Häusern, Scheunen und Ställen wurden 1040 weggerissen, in Weimar allein 44 Häuser und Scheunen. Dort ertranken 74 Menschen, 25 Pferde, 175 Stück anderes Vieh. Wie hoch die Fluth gestanden, zeigt noch ein Wahrzeichen an der Mühle am Kegelthor. Zu Oberweimar fanden 14 Menschen den Tod, und 22 Häuser wurden ein Raub der Fluth; in Mellingen 22 Menschen und 36 Häuser. Erzählt wird, daß unter vier Kindern, die mit ihrer Mutter, der Frau des Hirten, ertrunken, das jüngste Kind in der Todesangst, als die Wellen heranwogten, die Mutter gefragt: Kommen wir auch in den Himmel, wenn wir ertrinken, und als jene diese Antwort bejaht, freudig ausgerufen: „Ei so will gern mit ertrinken. Gute Nacht, liebe Eltern!" Es hörte aber jene Worte der Vater, der sein Kind nicht mehr retten konnte. In Sulza fanden über 20 Menschen den Tod, in Leutra 10, in Maye 20, in Krautheim hinter dem Ettersberge 20, in Groß-Brembach 39, in Klein-Brembach 24, in Jagsdorf 14, in Tomich 10. Dabei wurden viele Häuser weggerissen, in Groß-Brembach allein 80, so daß fast jeder Ort im Ilmthal und in den Nebenthälern schmerzliche Verluste zu leiden hatte. In vielen Dörfern, wie Kromsdorf, Eberstädt u. A. blieben nur wenige Häuser stehen. In Zimmern wurden die Leichen einer Mutter und ihres Kindes weit fortgetrieben bis nach Sulza. Bei Wenigen-Lugnitz erschlug der Blitz einen Schäfer mit seinem Hunde.

Furchtbar waren die Verheerungen des Wassers in vielen Dörfern und Ortschaften. Zu Söllnitz konnte vierzehn Tage lang kein Gottesdienst gehalten werden in der von Schlamm und Erde angefüllten Kirche. In Apolda drang das Wasser mehrmals in die Kirche und überfluthete einmal den Taufstein. Ein Bericht aus jener Zeit meldet: „es habe das Wasser in der Kirche sehr rumoret, viele Stühle und Bänke über einander geworfen und so darinnen Haus gehalten, daß es einen Stein erbarmen möchte; darum denn auch der Pfarrer zu Apolda die Predigt und Gottesdienst zweimal auf dem Rathhause verrichten müssen." Eben so furchtbar wüthete das Wasser in Tonndorf. Vorzüglich stark war dort der Hagel,

der die stärksten Aeste von den Bäumen herabschlug. Bei dem Herannahen der Wogen flüchteten sich einige 40 Menschen zu dem Geistlichen des Orts, und flehten mit ihm auf den Knieen zu Gott um Hülfe und Rettung. In Groß-Kromsdorf soll das Schreien, Heulen und Wimmern der Menschen und Thiere unbeschreiblich groß und das Elend furchtbar gewesen sein; denn die Fluth wüthete dort, unter Donner und Blitz, von Abends neun Uhr bis an den Morgen. In Jena ergoß sich die Lautra mit einer Heftigkeit, wie kein Beispiel weiter bekannt. Große Bauhölzer wurden durch diesen sonst unbedeutenden Bach emporgehoben, hinweggeführt und zerbrochen; schwere Lastwagen sogar fortgetrieben und zertrümmert. Auch Wasserröhren, Häuser und Wände bekamen Risse und wurden hart beschädigt; doch büßte kein Mensch sein Leben ein. Auch in Gotha zerschlugen die Schloßen Fenster und Saaten. Mühlhausen litt ebenfalls ungemein. Zu Langensalza schätzte man den Schaden auf eine Tonne Goldes. Brücken und Wehre stürzten ein, Mauern, 70 und 112 Schuh lang, wurden weggerissen, Thore über den Haufen geworfen, Teiche zerstört, Felsen gesprengt und ungemeiner Schaden angerichtet in jeglicher Art. Das Wasser riß in Langensalza ein Stück Stadtmauer fort, das etliche Ruthen lang und auf ein Felsstück gebaut war. Ein Bruchstück dieses Felsens, 74 Schuh lang, 7 Schuh breit und 5 Schuh dick, war mehrere Ruthen weit dem Strom entgegengetrieben. Selbst an Orten, die nicht an Wassern gelegen, wie Tungeda, erhub sich die Fluth so hoch, daß das Vieh in den Ställen schwamm und großentheils ertrank. Der Schade, den jene Ueberschwemmung in den einzelnen Ortschaften des Thüringerlandes angerichtet, ward auf mehrere Millionen Thaler geschätzt, und für das damalige Fürstenthum Weimar allein auf 143,000 Gülden berechnet. Lange erhielt sich das Andenken an die Thüringer Sündfluth, und die Jahrzahl dieses göttlichen Strafurtheils fand man enthalten in dem Worte: IVDICIVM.

Heinrich Döring.

Güntersberge und seine Umgebungen. *)

(In Anhalt-Bernburg.)

Hier siehst du eines Zwingherrn Haus.
Gestürzt in Moder und in Graus,
Der Uhu hauset drinnen.
Auf dieser Stätte ruht sein Fluch,
Hier that er manchen feilen Spruch,
Ließ Blut und Thränen rinnen.

Fr. Leop. v. Stolberg.

Da wo die rasch hingleitende Selke noch jung und schwächer an Kraft die Felsenberge des Harzes erst zu durchfurchen beginnt, und wo zwischen sanfteren Berglehnen ihre Wiege steht, da, lieber Leser, erblickst du neben ihr wie eine betagte doch freundliche Pflegerin ihrer Jugend ein Städtchen mit bemoosten Dächern und mit weiß darüber hinschimmerndem Kirchthurme und Forsthause, und dieses Städtchen ist Güntersberge. Durch diesen Namen mögtest du dich vielleicht versucht fühlen, mich wegen seiner Lage einer Lüge zu zeihen, und doch ist dem nicht so; denn da wo vier kleinere Thäler mit ihren Bächen sich zu dem einzigen nun fortlaufenden Thale der Selke vereinigen, zwischen diesen Thalmündungen im Grunde dehnt sich dieß kleine Harzstädtchen aus, das, so alt es auch ist, es doch noch nicht weiter als bis zu 153 Häusern gebracht hat, und daher oft auch ein Flecken genannt wird. Sein Name weist uns aber auch gleich auf seine hauptsächlichen Merkwürdigkeiten hin. Da nämlich, wo jetzt dicht über dem Orte die namenlosen Bäche zweier Thäler zu einem großen Teiche sich sammeln, dessen Ausfluß die Selke heißt, an diesem großen herrlichen

*) Nach der alten Schreibart wird Güntersberge stets ohne h geschrieben.

Wasserspiegel steigt außer andern Bergen an einer engen Thalschlucht, dem Kattensohle, ein bewaldeter Berg empor, dessen Haupt vor grauen Jahren eine Burg getragen hat. Vom Namen des Berges nur das Kohlbergs-Schloß genannt, kennt man von ihr keinen andern Namen. Weil aber des Städtchens Benennung auf eine alte Burg hindeutet und eine Güntersburg in einer alten Urkunde ein Mal aufgeführt steht, ohne ihre Lage zu kennen, so hat man wegen der Namens-Aehnlichkeit sie hier gesucht *). Sollte das am Berge sich hinziehende Kattensohl auf die Katten als erste Ansiedler hindeuten, was wegen des nahen Kattenstedt und anderer Kattensohle bei Leben und Neudorf nicht unwahrscheinlich ist, so dürfte die Aufrichtung einer Burg schon in eine sehr frühe Zeit fallen. Ob ein Fürst Günther von Anhalt der erste Erbauer gewesen, wie Beckmann und andere Geschichtschreiber angeben, mögte eine um so mißlichere Behauptung sein, weil dieß weder mit der Katten-Ansiedelung sich zusammen räumen ließe, noch ein Fürst Günther von Anhalt überhaupt bekannt ist. Eben so schwankend ist auch die von Caspar Abel entlehnte Angabe des H. v. Rohr, wornach sie von den thüringischen Königen Günther, Vater und Sohn, im sechsten und siebenten Jahrhundert erbauet sein soll, bis sie von den Sachsen vertrieben wären. **) Auffallend ist es, daß die Burg nicht auf der vordersten Kuppe des Berges, sondern da erbauet war, wo er sich an eine ziemlich gleichmäßig fortlaufende Hochebene anlehnt, von welcher sie ein tiefer Wallgraben trennte. Die obere Gestaltung des übrigens auf den drei andern Seiten sehr schroff abfallenden Berges macht eine künstliche Abplattung seiner Spitze aber sehr wahrscheinlich, und der ganze Bergesgipfel mag demnach doch wohl bebauet, wenigstens zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt gewesen sein. Weil nun das Schloß nach der Ebene hin der stärksten Vertheidigungswerke bedurfte, so mogten deshalb hier Thürme und die bedeutendsten Gebäude gestanden haben, und daher erklärt es sich, daß bei dem Verschwinden der übrigen Burgtrümmer hier vermöge eines tiefen Grabens mit zwei Uebergängen, scheinbar frühern Thoren und Pforten, und vermöge vieler alten, Hausstellen ähnlichen und mit bemoosten Steinen überdeckten Vertiefungen, die mehrsten und zugleich jetzt die einzigen Ueberreste der Burg noch sichtbar geblieben sind. Einige wollen auch die Spuren eines Brunnens noch entdecken, so wie ein alter in Felsen gehauener Fahrweg vom Thale herauf durch fortdauernde Befahrung von Holzwagen gleichfalls noch in seiner ersten Bestimmung nicht zu verkennen ist. Daß die Burg aber sehr fest gewesen sein sollte, steht eben so sehr zu bezweifeln, als daß sie einer langen Dauer sich sollte erfreuet

---

*) Ein bei Frankfurt a. M. liegendes Gut des Baron v. Rothschild heißt auch Güntherburg.

**) v. Rohr's Denkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 429 und Casp. Abels Sammlung nicht gedruckter Chroniken p. 50 und 51.

haben. Wahrscheinlich ist sie nach ihrer ersten Zerstörung nicht wieder aufgebauet worden. Für ihr hohes Alter und für ihre frühe Vernichtung spricht, daß man laut schriftl. Nachrichten aus dem Jahre 1608 schon damals weder mehr als jetzt von ihr wußte *), noch auch mehr Ueberreste von ihr vorhanden gewesen sind; denn auch damals heißt es nur das alte Schloß auf dem Kohlberge. So sehr nun eine alte Sage dazu beigetragen hat, das Andenken an diese alte Burg zu erhalten, so sehr hat deren verlockender Inhalt doch auch dazu hingewirkt, daß Schatzgräber durch Umwühlen der Mauern die letzten Reste derselben noch gänzlich vernichtet haben. Wie ihre versteckte Lage sie schon der Räubereien verdächtig macht, so bestätigt dieß auch die Sage, und deshalb soll sie durch gewaltsame Zerstörung ihren Untergang gefunden haben. Außer einer alten aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammenden Silbermünze, einem Solidus, hat man bis jetzt noch nichts gefunden, das auf ein bestimmtes Alter oder Schicksal schließen ließe. Mit der Sage hat es folgende Bewandtniß:

„Sonntagskindern, wenn sie noch keine Lüge gesprochen und keinen Betrug begangen hatten, zeigte sich im Aberglauben des Volkes ehemals und noch jetzt auf einer schmalen am Berge hinauf laufenden moorigen Wiese eine weißgekleidete Jungfrau mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite, die alle Mütter und Großmütter als die Schloßjungfer kennen. Dieser Jungfrau legt die Sage, vielleicht durch poetischen Schmuck verziert, folgende Abstammung bei:

Vor grauen Jahren hauste auf diesem alten Schlosse ein wilder Raubritter, wie es deren viele im deutschen Vaterlande gab. Schönes Geld, schöne Waare oder schöne Frauen, wie es der Zufall wollte, Alles war ihm recht und darum gerade, weil ihm die Zinnen seiner Burg verschiedene Oerter und Straßen zeigten, **) mogte er hier im Versteck recht günstig das Nest für seine Beute sich gebauet haben. Da zog einst ein Krämer, mit Gütern beladen, auch auf der Straße und seine schöne Tochter, als schlanker Jüngling verkappt, begleitete den Troß. Kaum hatte der Thurmwart ins Horn gestoßen, so stürzte der Räuber schneller wie ein Geier auch schon auf die Beute herab, und mit um so größerer Gier umkrallte er seinen Fang, als er unter dem männlichen Wamse des Jünglings eine schöne Maid entdeckte. Verhöhnend schenkte er dem jammernden Vater zwar das Leben und

---

*) Ein altes im Harzgeröder Rathsarchive befindliches Flurbuch von 1608, das mit vieler Genauigkeit abgefaßt ist, ist mehrfach benutzt worden.

**) Ihre Thürme erlaubten nicht bloß eine Aussicht nach der Erichsburg und nach der nur im Namen des Forstortes noch bekannten Burg Beula bei Breitenstein, sondern gewährten auch einen Ueberblick der sich hier durchkreuzenden Straßen von Nordhausen nach Quedlinburg und von Hasselfelde auch Harzgerode, welche letztere Stadt man von hieraus recht deutlich sehen kann.

schickte ihn seines Weges weiter, aber Gut und Kind sollte er auf ewig mit dem Rücken ansehen. Es wohnte aber nicht fern im finstern Harzwalde ein Zauberer als Einsiedler, der war im Besitze geheimer Naturkräfte und Künste, und so klug und mächtig als er war, eben so gutmüthig und zur Hilfe bereit zeigte er sich besonders den Armen und Unglücklichen. Zu ihm eilte der Beraubte. Aber der Zauberer, dessen Klause nicht fern war, Kräuter sammelnd, hatte von eines Berges vorspringender Klippe den Jammer schon vernommen, und als der Räuber mit seiner Beute in seine Zwingburg zurückkehrte, und im Voraus freudetrunken sie hier geborgen wähnte, da leuchtete es über dem Schlosse wie ein zuckender Blitz, und auf des Zauberers geheimnißvollen Machtspruch brach unter fürchterlichem Krachen die Burg zusammen und sank in den Berg hinein, der wie ein offenes Grab sie verschlang. Auch des Mägdleins ungebrochene Blüthe erlag zum Todesschlaf den rollenden Massen, welche die räuberische Höllenbrut erdrückten, doch vergönnt ward es ihr, ob ihrer frommen Tugend verklärt wie ein Engel aus dem Felsengrabe zu steigen und von den Schätzen, die sie bewacht, guten doch allein nur guten Menschen mitzutheilen, wenn sie solche ihrer Hilfe bedürftig erkannt. So wollte sie Mancher schon gesehen haben, Mancher von ihr beschenkt sein. Auch einen Mönch aus dem nahen Kloster trieb es einst, die wandelnde Schloßjungfer zu sehen, und ihr, wenn es ihm durch List oder Gewalt gelänge, von ihren Schätzen Einiges zu entlocken. Weil sie nicht schnell seiner Laune, sie zu sehen, sich fügte, so rief er sie mit den Formeln seines mitgenommenen Höllenzwanges aus der Unterwelt zu sich herauf. Er sagte ihr sein Anliegen. Weil sie zugleich aber bemerkte, wie er den lüsternen Blick an ihre schlanken Glieder heftete, da stieß sie erzürnt ihn von sich, daß ihm das Wiederkommen verging. Freundlicher nahete sie aber einem armen Schäfer, dessen Heerde am gegenüber liegenden Berge weidete. Weil er so frisch und gut aussah und fromm war, so schenkte sie ihm eine von den Blumen, die sie zum würzigen Strauße gesammelt an ihrem blendenden Busen trug. Der Hirt heftete sie mit freundlich dankbarem Gruß an seinen Hut, und weil die Jungfrau winkte, so folgte er schnell ihrem Rufe. Der Weg ging nach dem Schloßplatze und bis dahin war ihm Alles bekannt, allein jetzt standen sie vor einer Kluft, die er nimmer gesehen. Auch dahinein sollte er treten, und weil er ein gutes Gewissen hatte, auch als guter Christ sein Ave Maria betete und sein Kreuz schlug, so nahm er keinen Anstand, seiner Führerin dahinein zu folgen. Nach stetem Hinabsteigen von Tiefe zu Tiefe war es endlich ein prächtiges Marmorschloß, das nach langer Dunkelheit plötzlich im hellsten Lichtglanze seine strahlenden Thore vor seinem staunenden Blicke öffnete. Aber das nicht allein, auch alle Reichthümer der Welt an Gold und edlem Gestein schienen hier aufgethürmt zu liegen. Wie pochte sein Herz, solchen Prunk und Schimmer zu sehen; aber wie erglänzten auch selbst seine Augen vor Freude, als die Jungfrau ihm gebot, hier zu

nehmen, was seinem Herzen gelüste. Das ließ er sich nicht zwei Mal sagen. Tasche, Ranzen und wie das nicht genügen will, selbst den umgekehrten Hut füllt er mit Goldstücken und tritt nun eilends den Rückweg an. Weil aber die Geldgier seine Augen geblendet und ihn der Besonnenheit und des Dankgefühles beraubt hatte, so hatte er nach der Jungfrau nicht weiter geblickt, und noch weniger achtete er ihrer Warnung, als sie ihm nachrief: „Vergiß das Beste nicht". Froh des errungenen Glückes eilte er mit seiner Bürde nach Hause, und schwelgte und ward träge, weil er des Geldes genug zu besitzen meinte, um nicht weiter arbeiten zu dürfen. Doch wie erschrak er, als er andern Tages die Taschen umkehrte: das Gold war nur taubes Gestein und vom Hute hatte er die Blume verloren. — Jetzt verstand er die Warnung. Die Kluft entdeckte er aber nie wieder, so wenig als er je die Jungfrau nochmals erblickte" —

Ob das Städtchen Güntersberge, das im 13. Jahrhundert schon erwähnt wird und eins der ältesten Anhaltischen Städte ist, zur Zeit des Kohlbergschlosses schon erbauet gewesen, mögte ich wegen seiner Entfernung davon fast bezweifeln. Im Thalgrunde unter der Burg konnten sich freilich wegen mangelnden Raumes und wegen häufiger Quellen, die Dienstmannen im Schutze der Burg nicht anbauen und waren deshalb auf die Entfernung verwiesen. Weil aber oben am westlichen Ende des Städtchens noch jetzt ein herrschaftliches Haus steht, von Alters her die Burg genannt, so drängt sich mir eine andere Vermuthung mit großer Wahrscheinlichkeit auf. Als das räuberische Kohlbergsschloß, von Fluch beladen, abgebrochen war, so daß nimmer dort wieder Menschen wohnen sollten noch wollten, da mogten die spätern Besitzer dieser Gegenden (vielleicht nun Fürsten von Anhalt) das Haus erbauet haben, das jetzt noch die Burg heißt. Obwohl nicht auf einem hohen Berge, so liegt es auf der Spitze eines auslaufenden breiten Bergrückens, doch so, daß es durch seine freie Uebersicht das Städtchen beherrscht. In seinen dicken Mauern im untern Geschoß zumal, so wie überhaupt durch seine Bauart, trägt es noch jetzt das Gepräge des Alters; viel ähnlicher hat es einem alten Schlosse aber in früherer Zeit gesehen, als es vor 1707 seine hohen Giebel und links am Eingange seinen festen etwa 1823 erst abgebrochenen steinernen Thurm noch besaß.

Obwohl es nebst seinen Seitengebäuden von einer umfangreichen Mauer noch jetzt umschlossen ist, auch die Spuren eines in Felsen gehauenen Wallgrabens noch aufzuweisen hat, so kann beides doch nur gegen leichte Plünderungsversuche von räuberischem Gesindel keineswegs aber als Schutz gegen einen kriegerischen Angriff gedient haben. Es ist daher auch nicht bekannt, daß dieses herrschaftliche Haus je von einem Fürsten von Anhalt bewohnt gewesen sei, vielmehr diente es in frühern Zeiten den fürstlichen Haupt- und Amtleuten, von denen das Amt verwaltet wurde, zum Wohnsitze,

und weil nun damals auch Landwirthschaft damit verbunden war, so kann möglicher Weise es ursprünglich das Vorwerk der Güntersburg gewesen sein, das später nach Eingang der Burg die Bewohner, die Rechte und den Namen des verödeten Schlosses ererbte. Auf diese Weise dürfen wir die Nähe der alten Martinikirche mit dieser alten Burg vielleicht in einige Beziehung setzen, insofern sie nämlich ihren Schutz von daher verlangte, dafür ihre Patronatsrechte aber auch dahin abtrat.

So wie das Städtchen Güntersberge, so ist auch diese Burg häufig von Feuersbrünsten in Asche gelegt. Dieß geschah namentlich 1540. Die Inschrift einer steinernen Tafel im Hause erzählt uns aber, daß Fürst Joachim Ernst in den Jahren 1577 bis 1579 durch seinen Hauptmann Hans von Knedtlingen sie nebst Umfangsmauern, Pferde- und Kuhstalle sammt der Küche am Hause wieder von Grund auf habe neu bauen lassen. Darnach ist sie wieder 1707 bis auf die Grundmauern ausgebrannt, wobei viel Korn-Vorräthe mit verloren gingen, deren verbrannte Ueberreste man in großer Menge erst vor zehn Jahren bei Aufwerfung einiger Erdlöcher noch entdeckte. 1708 ist sie aber in ihrer jetzigen Gestalt wieder aufgebauet worden, und nun blieb sie noch bis 1724 sowohl die Wohnung des Gerichtsbeamten als auch das Local, worin die Gerichtssitzungen gehalten wurden. In genanntem Jahre wurden aber nicht bloß letztere auf das Rathhaus verlegt, sondern kurz darnach auch die Aecker und Wiesen dem unten erwähnten Albertinenberge einverleibt und die ganze Burg, die in ihrer Lage nicht zur Landwirthschaft paßte, dem fürstl. Forstbedienten zur Wohnung überwiesen, *) worauf späterhin viele der baufällig und überflüssig gewordenen Wirthschaftsgebäude abgebrochen und durch wenige neue nur wieder ergänzt sind. So ist sie Dienstwohnung eines Försters bis jetzt geblieben. **) Als nicht uninteressant dürfte hier vielleicht herausgehoben werden, daß der erste dieser neuen Bewohner der Vater des als Forstmann berühmten Heinrich Wilhelm Döbel gewesen ist, und auch dieser Döbel mag hier manche glückliche Stunde im Kreise der Seinigen verlebt und den Grund seiner gediegenen Kenntnisse hier vielleicht gelegt haben. Ein anderer auch interessanter Punct ist der ehemals Albertinenberg genannte herrschaftliche Oeconomiehof. Bevor an dem von einer Mauer und einem Wallgraben früherhin umzogenen und mit zwei Thoren versehenen Flecken Güntersberge noch eine Neustadt angebauet war, lag dieser Hof vom Orte ganz abgesondert, und war unter dem Namen, der Altenberg, ein Mönchs-Kloster. Wann und von wem es angelegt ward, auch welchem Or-

---

*) Die frühere Dienstwohnung der herrschaftl. Förster war der jetzige Gasthof zum schwarzen Bär.

**) Ihr Wasser bekam sie nicht bloß aus dem am Fuße des Berges liegenden Brunnen, sondern durch eine Wasserleitung auch aus einem hinter dem Burgberge höher liegenden Quell.

den es angehörte, ist aus Mangel der Nachrichten ganz unbekannt. Daß aber der jetzige Viehhof einst geweiheter Boden gewesen, haben noch viel menschliche Gebeine dargethan, die 1828 bei Anlegung eines Viehringes dort in der Erde gefunden wurden. Jetzt sieht man außer den Spuren aller daneben gelegener Fischteiche nichts mehr, was an ein Kloster erinnert. Nur eine Wüstung Vitzenrode, eine halbe Stunde von Güntersberge entfernt, dessen Name sich auch in dem daneben liegenden Vitzgeröder Heimberge noch erhalten hat, erinnert daran. Dies Dorf, so wie mehrere dicht am Kloster stehende Häuser, müssen zu dem Kloster gehört haben, weil sie ihm dienstbar gewesen sind. Als aber Kloster und Dorf (wodurch ist unbekannt) verwüstet sind, haben einige Güntersberger Einwohner, die Hanen und Heisen, die Klostergüter an sich gebracht. In einer andern Stelle des erwähnten alten Flurbuches heißt es zwar, die Wüstung Vitzenrode hätten als einen Theil der Heinrichsburgischen Güter *) 1536 die Grafen von Stolberg gekauft. Dieser Kauf kann sich aber nur auf das Beleihungsrecht bezogen haben, denn die Dorfstätte, späterhin die Höfe und das Heisenloch benannt, jetzt urbares Land, hat letzteren Namen bis auf die neueste Zeit geführt, und die Hanen und Heisen waren es, aus deren Händen die Güter in die des Hans von Knedlingen übergingen. So waren sie 1608 ein Edelsitz des Gebhard von Knedlingen, worauf sie jedoch in die Hände der damals am Harze reich begüterten Familie von Röder gekommen sind. Von einer verwittweten von Röder kaufte sie nämlich 1643 Fürst Friedrich von Harzgerode, und nun blieben sie bis jetzt in fürstlichen Händen. Weil Fürst Wilhelm den Altenberg seiner ersten Gemahlin Friederike Albertine zum Witthum ausgesetzt hatte, so ließ diese 1688 viele Gebäude namentlich die Wohngebäude neu aufführen und durch Bauten den ganzen Oeconomiehof verbessern und vergrößern. Da wurde deshalb der Fürstin zu Ehren, die überhaupt viele Wohlthaten an Güntersberge übte, der Name Altenberg in Albertinenberg umgewandelt. Als diese noch vor ihrem Gemahl gestorben war, schenkte es der Fürst seiner zweiten Gemahlin Sophie Auguste laut Testament als Eigenthum. Diese verkaufte es jedoch nach 1709 erfolgtem Ableben ihres Gemahles und Erlöschen der Nebenlinie Harzgerode 1713 an Fürst Victor Amadeus von Anhalt-Bernburg, worauf durch Hinzufügung vieler andern Aecker, Grundstücke und Gerechtsame das Gut seine jetzige Ausdehnung und durch Aufführung neuer kostbarer Gebäude sein jetziges schönes Ansehen erhalten hat.

Das Städtchen Güntersberge hat durch seine vielen Feuersbrünste (die drei größten waren 1540, 1630 und 1707) und namentlich durch die letzte, nach welcher die Straßen regelmäßiger und so wie sie noch jetzt laufen, angelegt wurden, oft seine Gestalt verändert. Seine schon erwähnten Mauern und beiden Thore,

*) Siehe unten den Artikel Heinrichsburg.

das Ober= und Unterthor, verlor es im Brande von 1630, in welchem auch die uralte Kirche ausbrannte.*) Laut einer 1764 im Thurmknopfe gefundenen alten Nachricht wurde sie zwar nothdürftig zum Gottesdienst wieder eingerichtet, allein würdig erst 1683 wieder ausgebauet und der Thurm erst 1694 vollendet. Spätere Reparaturen von 1725, 1794 und 1841 haben mehr das Innere betroffen, ohne auf die äußere Gestalt wesentlichen Einfluß auszuüben. Als werthvolle Antiquität dürfte hier wohl der mehr als 300jährige auf Silber vergoldete Kirchenkelch erwähnt werden, der mit seiner Inschrift: to dem Gunterbarch aus allen Bränden und bösen Kriegstumulten immer glücklich errettet ist.**) Vor dem Brande von 1540 umschloß Güntersberge in seiner Mitte auch noch ein der Familie von Bülow (Bülau) gehöriges Rittergut. Weil es aber damals niederbrannte und es dicht neben dem mitten in der Straße stehen gebliebenen alten baufälligen Rathhause lag, so kaufte der Rath die Stätte nebst allem Zubehör und bauete ein neues Rathhaus, nebst einer Dienstwohnung für den Stadtschreiber, hier auf. Als 1707 aber beide Häuser abbrannten, wurde bloß auf der Bülower Stätte wieder ein Haus, das jetzige Rathhaus, aufgerichtet, und die Stätte des alten Hauses zur Verschönerung der Straße frei gelassen. Zu beklagen war in diesem Brande besonders noch der Verlust so vieler für die Geschichte des Städtchens so wichtiger Papiere, weil von dem Rathsarchive nichts gerettet wurde. Ein von dem Rathhause etwas entfernt stehender Thurm, der zum Gefängniß diente und den Bränden stets getrotzt hatte, ist späterhin abgebrochen. Weil man aber nicht weit von dieser Stätte vor einigen Jahren bei Anlegung der Sandchaussee im Orte zwischen vielem Brandschutte einen Dolch und ein altes Panzerhemde auffand, so läßt dieß auf ein größeres Gebäude schließen, das ehedem in der Nähe des Thurmes stand.

Eine so alte Besitzung Anhalts Haus und Amt Güntersberge ist, was aus den alten kaiserl. Lehnbriefen hervorgeht, worin es gleich auf Burg Anhalt und Schloß Harzgerode folgt, so hat es durch die Zeitverhältnisse das Schicksal anderer Schlösser und Burgen doch auch theilen müssen, und ist durch Verpfändung eine Zeit lang auch in fremdem Besitze gewesen. So wurde es 1413 von den Fürsten Bernhard und Otto von Anhalt an die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen verpfändet. 1422 ver=

---

*) Nach Spangenbergs Chronik p. 439 A. soll dieß Feuer durch Mordbrenner, nach Andern durch die Unvorsichtigkeit einer Magd beim Coventbrauen entstanden sein. Es schmolzen damals auch die 3 Glocken des Kirchthurmes.

**) Zur Ehre der Gemeinde sei hier bemerkt, daß sie als frühere reformirte Gemeinde ihrem lutherischen Theile 1784 die Kirche zu deren gottesdienstlichen Uebungen öffnete, die Lutheraner aber 1796 das h. Abendmahl nach ihrem Ritus sich von dem reformirten Pfarrer Schumacher hier schon reichen ließen.

lieh es aber Friedrich der Streitbare und dessen Agnaten an Graf Heinrich von Hohnstein. Die Hohnsteiner mögen es jedoch nicht lange behalten haben, denn bei einer Theilung kam es sehr bald wieder an Herzog Wilhelm von Sachsen, von welchem es darnach eingelöst und an Anhalt wieder zurückgebracht ist. *) Das bereits 1608 in Gebrauch gewesene Stadtwappen besteht aus zwei spitzen Thürmen, in deren Mitte sich ein Thor befindet, über welchem ein mit der Tatze nach dem linken Thurme hingewendeter Bär in aufrechter Stellung zur Hälfte sichtbar wird.

Obwohl Güntersberge in alten Urkunden wenig erwähnt wird und alte Nachrichten mangeln, so soll es der Sage und den alten im Thurmknopfe gefundenen Nachrichten zufolge, früh durch Bergbau doch schon geblühet haben. Viele alte Schächte, **) Schlackenspuren und Wasserleitungen, besonders im Selkethale, bestätigen dieß auch. So standen in dem Thale, das der große Mühlteich jetzt ausfüllt, in alter Zeit Schmelzhütten und alte nicht mehr befahrene Hohlwege führen noch jetzt in den Teich hinein. ***) Bei der Nähe der alten Nordhäuser Straße, die auch noch durch Hohlwege bezeichnet wird, fehlte es gar nicht an Absatz der Fabrikate. Nach öftern Unterbrechungen wurde zum letzten Male 1791 der Bergbau hier aufgenommen und in der Agezucht und Giesekengrube auf Silber, Blei und Kupfer gebauet. †) Weil aber die Erze sich nicht als ergiebig genug auswiesen, so ließ man ihn bald wieder liegen, so wie man 1782 auch die nicht rentirende Marmormühle bereits wieder abgebrochen hatte, die 1765 wegen des hier streichenden grauen Marmors im Selkethale aufgebauet worden war. Daß Güntersberge von den deutschen Kriegen und von Krankheiten, namentlich der Pest, nicht auch gelitten haben sollte, wird Niemand bezweifeln. So sehr die Pest 1624 aber hier wüthete, so ist der Ort 1683 doch davon verschont geblieben. Im 30jährigen Kriege war es besonders Hatzfeld, der 1644 mit 12,000 Mann, vorzüglich Reiterei, das Städtchen und die ganze Umgegend hart bedrängte. ††) Wochenlang verweilten in diesem verwüstenden

---

*) v. Rohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 430.

**) Auf dem Güntersberger Heimberge giebt es die meisten.

***) Schon 1608 war hier ein 10 Morgen haltender Teich, 1752 bekam er aber seine jetzige Größe. Durch einen Wolkenbruch durchbrach er 1801 seinen Damm und beschädigte mehrere Häuser und fast gleiches Unglück drohete er 1835, wo er wiederum durch einen Wolkenbruch in furchtbarer Größe seine Wassermassen verwüstend in das Selkethal ausschüttete.

†) Daß der Name Agezucht Ageducht aus Aquaeductus entstanden ist, wurde in dem Artikel Goslar B. 171 p. 337 schon gesagt und die vielen noch sichtbaren Wassergräben zwischen Güntersberge und Straßberg bestätigen die Namenserklärung dieser gewiß sehr alten Grube, doch auch die Giesikengrube von dem 1742 verstorbenen Giesike so benannt, wurde schon 1710 und 27 gebaut.

††) S. Zeitfuchs Stolberg. Chronik über das Jahr 1644.

Kriege Frauen, Kinder und Greise im Walde und hielten dort Hochzeiten und Kindtaufen, zumal der Ort 1630 in Asche gelegt war und Niemand wegen Unsicherheit und Befürchtung eines baldigen gleichen Schicksals wieder aufbauen konnte und wollte. Die Schanzen dicht über dem Städtchen auf dem Heimberge und die Schanzen auf der hohen Straße, wo der Sage nach auch ein Treffen geliefert sein soll, sind die letzten Ueberreste jener Zeit. Im siebenjährigen Kriege waren es, abgesehen von den Contributionen, nur einige Truppen-Durchmärsche, die belästigend wurden, doch fanden 1759 im nachbarlichen Stiege und Allrode viele Kriegsunruhen Statt, und 1760 wurden von dorther auch die große und kleine Schanze bei Stiege und Allrode wieder gegen die von Güntersberge heranrückenden Franzosen in Vertheidigungsstand gebracht und von den Hannöverschen Jägern besetzt. Allein ein anderer Vorfall brachte damals eigentlich den Ort in seinem Wohlstande noch mehr zurück. Es waren zwischen dem Fürsten und der Gemeinde Streitigkeiten wegen der bedeutenden Gemeinde-Waldungen entstanden und diese wohl nicht auf dem legalsten Wege entschieden. Darüber erhob sich 1785 ein Aufruhr, der selbst ein Menschenleben kostete, und weil viele Einwohner darauf auswanderten, die Rädelsführer, die wohlhabendsten Einwohner, aber gefänglich eingezogen und in harte Strafe genommen wurden, so verursachte dieß, zumal in der damaligen nahrungslosen theuern Kriegszeit, dem Orte einen harten Schlag. — Drückende Kriegslasten hat Güntersberge auch 1806 empfunden, wo die französischen Marschälle Mürat und Ney mit ihren Armeecorps hier kurze Zeit lagerten.

Sowohl den Namen nach zu urtheilen als auch wegen so mancher aufgefundener Spuren menschlicher Ansiedelungen müssen um Güntersberge herum ehedem noch einige Ortschaften gestanden haben. Das Dorf Vitzgerode haben wir schon erwähnt. *) Es lag aber nahe beim jetzigen Vorwerke Bernrode, eine halbe Stunde von Güntersberge, das Dorf oder Vorwerk Bielrode (Billrode, Billingerode) von welchem altes Gemäuer und der Brunnen auch jetzt noch sichtbar sind. **) Weil man 1608 nicht ein Mehreres vom Orte sah noch wußte, so mußte es schon sehr lange zerstört und nach der Form der gefundenen Ziegeln zu urtheilen auch ein sehr alter Ort sein. Beim Nachsuchen nach guten Mauersteinen fand man im Jahre 1811 hier wie später auf der vorhergenannten Dorfstätte Vitzgerode außerordentlich viel Kalk. ***) Auffallender noch waren aber die vielen Menschengerippe, Thierknochen, die vielen kleinen Hufeisen, Sporen, große Schlüssel und andere eiserne und eherne Geräthschaften, die

---

*) 1608 lag hier noch viel wüstes Land.

**) Es bestand vorzüglich aus einem großen Hauptgebäude und einigen kleinen Nebengebäuden; zwischen welchen hierdurch über den Hofraum die Fahrstraße geführt zu haben schien.

***) J. Anh. Bernb. Wochenbl. 1811. Nr. 31.

man unter den seltsamsten Verhältnissen ausgrub. Allem Anscheine nach war dieser Hof im 14. Jahrhunderte, wo so mancher Ort dieser Gegend in Rauch aufging, ohne wieder aufgebauet zu werden, auch durch Feuer zerstört worden. Ferner wird in Urkunden als Dorf bei Güntersberge noch Elbelingen (Ethelbelingerot) genannt, von dem sich außer dem Namen des Elbelinger Thales nicht ein Mal die Kenntniß seiner Lage mehr erhalten hat, und ferner Esekenroth*) und Lingesbach,**) die man eben so wenig ihrer Stelle nach kennt. Am Mühlberge entdeckte man zwar vor einigen Jahren altes unbekanntes Gemäuer. Weil es aber nur von geringem Umfange war, so schien es von einer Einsiedelei oder alten Kapelle herzurühren. Solches weniges unbekanntes Gemäuer trifft man auch im Selkethale unfern der ehemaligen Marmormühle neben alten Schächten an. Die Steinreste auf dem Limpersberge (Limbacherberge) rühren von einer Windmühle her, die etwa im Jahre 1718 hier aufgebauet aber von Windstürmen wieder zertrümmert worden ist. Fragen wir nach Eigenthümlichkeiten und alten Gebräuchen dieses Ortes, so dürfte hier das jährlich Walpurgis zu haltende Rügegericht nicht unerwähnt bleiben. In Gegenwart des Rathes und der ganzen Gemeinde werden nämlich von dem Justizbeamten des Amtes Güntersberge,***) das vom Harzgeröder Beamten mit verwaltet wird, alle kleine besonders Gemeindesachen betreffende Klagen gleich zur Stelle mündlich abgemacht, und einige auf diesen Tag fallende Gaben entrichtet. Bis vor wenigen Jahren hatten dieß Städtchen auch nie Juden bewohnt. Von Volksspielen und Belustigungen können wir aber das hier noch bekannte Pilken und die Tänze Ostern auf dem Limpersberge und Pfingsten vor dem Rathhause nur anführen, welcher letztere jedoch neuerlich auf das nach Pfingsten fallende Freischießen verlegt ist. Ihren frühesten Ursprung leiten sie gewiß wie die Oster- und Pfingstfeuer noch aus heidnischen Zeiten her, was besonders die Wahl des Ortes bei dem erstern beweist. Eine Seltenheit im Städtchen war bis vor Kurzem auch ein altes noch sehr rüstiges Ehepaar, dessen 65 jähriges Eheband jedoch 1841 durch den Tod gelöst ward. Ehe wir Abschied nehmen von unserm einsamen Harzstädtchen, müssen wir aber noch einen Blick auf die einst munteres Leben in sich schließende kleine Harzcolonie Friedrichshöhe werfen. Aus einem großen Gasthofe und 13 Wohnhäusern jetzt bestehend, liegt sie eine gute halbe Stunde oberhalb Güntersberge an der von Hasselfelde nach Stolberg führenden Landstraße. Vor 70 Jahren war hier Alles noch düstere

---

*) S. Lindners Geographie u. Geschichte des Landes Anhalt.

**) Nach dem Flurbuche von 1608.

***) Die Gerichtsbarkeit des Amtes Güntersberge dehnt sich aus über Hals und Hand, was der ehemals auf dem Heimberge aufgerichtete Galgen bewies so wie die 1759 vor dem Rathhause ausgeführte Enthauptung des Rathsdieners Meisner, der im Jähzorn einen Schuhmacher Burs im Rathskeller erstochen hatte.

Waldung *) und nur ein schlichtes Zoll- und Gasthaus, **) der bretterne Gasthof genannt, konnte den Reisenden einige Erquickung gewähren. Da hielt es wegen der früheren großen Frequenz dieser Straße, die zugleich die directe Straße von Braunschweig nach Leipzig war, der damalige Fürst von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albrecht, für ersprießlich, einen Fabrikort hier anzulegen. Die Wälder wurden schnell gelichtet, und nachdem man durch Rodungen auch viel Ackerland gewonnen hatte, so wurden hier nicht bloß 1781 mit größter Schnelligkeit eine große Oeconomie mit Brennerei und Brauerei, sondern 1795 auch viele Gebäude mit einer Seifensiederei, Tischlerei, Stellmacherei, Schmiede, Lakirfabrik und andern derartigen Industriezweigen aufgebauet, und der Fürst hielt sich selbst oft wochenlang zur Beaufsichtigung seiner Schöpfungen hier auf. Um der jugendlichen nach ihrem Gründer benannten Colonie aber recht bald durch Nahrung auch ein kräftiges rasches Aufblühen zu verschaffen, gab der Fürst hier Bälle, Concerte u. dgl., wozu die honettsten Familien der Nachbarschaft und viele seiner Dienerschaft eingeladen wurden. Da es für solche großen glänzenden Gesellschaften aber bis dahin noch an passendem Raume gemangelt hatte, so ließ der Fürst 1785 den noch stehenden großen Gasthof zur Sonne und 1795 den sehr akustisch gebaueten Saal daneben aufführen. So wie er es an hübschen Gartenanlagen nicht fehlen ließ, so wurden auch schattige Gänge im Walde ausgehauen, und weil kein Geld bei allen diesen Schöpfungen geschont ward, so fehlte binnen Kurzem an einem muntern Fabrikorte mit heiterm Lustschlosse nichts weiter, als daß die Berechnungen sich richtig erwiesen hätten, um die großen Geldopfer der Gründung wenigstens nur einigermaßen wieder zu ersetzen. Doch dieß war keineswegs der Fall, und da nun der Fürst Friedrich Albrecht bald darnach starb, sein Nachfolger Alexius aber durch die Zeitverhältnisse auf wichtigere Dinge sein Augenmerk richten mußte, und die Frequenz der Straße sich gleichfalls vermindert hatte, so gerieth diese so schnell sich erhebende Colonie schon mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts ***) fast eben so plötzlich wieder in Verfall, und diejenigen der Gebäude, die nicht gleich wieder abgebrochen wurden, verkaufte man, um wenigstens in Etwas die großen Verluste zu decken. Am längsten ist der Oeconomiehof in herrschaftlichen Händen geblieben, weil er mit der Wirthschaft von Güntersberge vereinigt, zuletzt von dort aus bewirthschaftet wurde. Als zu beschwerlich in der Aufsicht und zu kostbar in Erhaltung der Gebäude wurden aber 1824 auch diese bis auf das Wohnhaus abgebrochen, und nachdem dieses 1838 gleichfalls verkauft ist, so ist Friedrichshöhe jetzt nur noch außer seinem Gasthofe und seinen Er-

---

*) Zum Wahrzeichen steht deshalb noch vor der Schule eine starke Buche.
**) Dieser Zoll war ein Nebenzoll des uralten Amtszolles in Güntersberge.
***) Die Wagen-, Möbel- und Lakirfabrik ist 1799 schon eingegangen.

innerungen ein von einem Fuhrmann und von vielen armen Tagelöhnern bewohnter Ort ohne alles Interesse. *)

Als merkwürdig in der Oertlichkeit und in der Sage dürften aber noch der eine halbe Stunde hinter Friedrichshöhe liegende eiserne Pfahlborn und die Dreiherrenbüche genannt werden. Die Grenzen von Anhalt, Braunschweig (Reinstein), Stolberg und ehedem auch Hohnstein liefen nämlich hier in so schmalen Streifen an einem Borne zusammen, daß die Sage erzählt, es hätten die Herren dieser vier Länder einst jeder einen eisernen Pfahl in sein Land geschlagen, dann eine Tischplatte darüber gelegt und zusammen gegessen, doch so, daß jeder in seinem Lande gesessen habe. So erzählt es das alte 1608 geschriebene Saulbuch. Da aber Hohnstein darnach ausstarb, und die vier Grenzen nun in drei zusammen fielen, auf welcher Stelle ehedem eine starke Buche stand, die Dreiherrenbüche genannt, so hat die spätere Sage den oben erzählten Vorfall darnach an diese Buche verlegt. Doch so wie nichts, was diese Erde erzeugt, von ewiger Dauer ist, so ist auch diese Buche längst schon wieder ihrer Auflösung entgegengeeilt, und ein prosaischer Grenzstein bezeichnet jetzt in unserer oft zu nüchternen Zeit die Stelle, die einst die Sage mit ihrem poetischen Laubgewölbe eben so richtig als schön zur bezeichnenden Grenzmarke bestimmt hatte.

W. Schönichen.

---

*) Güntersberge und Friedrichshöhe sind jetzt diejenigen Harzörter, welche die Kober machen.

Mellenbach,

Dorf und ehemaliges Kloster in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Mellenbach (ehemals Möllenbach, Mollenbach, Mellinbach, Melbach) hat 886 Einwohner in 129 Häusern (im Jahr 1772 bestand es nur aus 105 Häusern, worin 578 Menschen lebten). Dieser Ort verdient vorzüglich unsere Aufmerksamkeit wegen des sonst hier befindlichen Franziskaner- (Minoriten oder Barfüßer) Klosters. Die Geschichte seiner Entstehung ist folgende. Schon vor dem Jahr 1383 hatten sich etliche Mönche dieses Ordens zu Mellenbach niedergelassen. Sie konnten aber hier in Ermangelung einer eigenen Wohnung und Kirche ihren Gottesdienst nicht gehörig verrichten. Johann II., Graf und Herr zu Schwarzburg, durch ihre Bitten bewogen, schenkte ihnen daher am St. Laurentiustage des nämlichen Jahres, mit Einwilligung seines Sohnes Günther XXX., zu Ehren der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina, diesen Ort, nebst allem, was dazu gehörte, oder, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt: „mit allem Rechte, Gewohnheit, Freiheit und Würdigkeit, Gericht, Bete und Frohne, Bote (Gebote,) Wonnen (Wiesen, Gräserei) und Weiden im Felde, Dorfe, Holze und an der Gemeine." — Dagegen sollten die Mönche ihre Schutzherren nur aus dem Hause Schwarzburg wählen, und die Bewohner des Dorfes den Grafen, welche sich auch die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand vorbehielten, bei zu erwartenden feindlichen Angriffen und Fehden die Heeresfolge thun. Weil den Barfüßermönchen, laut ihrer Ordensregel, Eigenthum zu besitzen verboten ist, so wurde Mellenbach dem Kloster Ilm zugeschrieben, doch unter der Bedingung, daß es sämmtliche Einkünfte und Gefälle davon jenen überlassen, aber bei willkührlicher Verwendung derselben zu

eigenem Nutzen auf dieses Vorrecht sogleich wieder verzichten mußte, welches dann einer andern geistlichen Stiftung des Landes verliehen werden sollte. Zu Vormündern des Klosters, die, als Stellvertreter der Grafen, nicht außerhalb des Schwarzburgischen wohnen durften, hatte man zuerst Pezold von Griesheim, Dietrich von Bernstedt (Berlstedt), Heinrich von Grußen (Greußen) und Otto von Hoff erwählt. Ihre Zahl war gleich anfangs auf drei oder vier bestimmt worden.

Im Jahr 1418 ertheilte der Papst Martin V. dem Dekan der Marienkirche zu Querfurt Befehl, die Bewohner dieses in Abnahme gekommenen Klosters im Besitze desselben zu bestätigen und sie vom Kirchenbanne loszusprechen. Die päpstliche Bulle wirft zugleich mehr Licht auf die früher getroffenen Anordnungen und die damalige Beschaffenheit dieser Gegend, welche vor Ankunft der Mönche mit dichter Waldung bedeckt, und so öde und fast menschenleer gewesen sei, daß, nachdem der dasige Geistliche weggezogen, der öffentliche Gottesdienst gänzlich aufgehört habe. Um diesen wieder herzustellen, sei der Graf veranlaßt worden, die Kirche den Barfüßern zu überweisen, und ihnen eine Wohnung mit Gärten und Ländereien und den zu Aufbewahrung von Lebensmitteln und andern Vorräthen nöthigen Behältnissen einzurichten. Das traurige Bild, welches hier von dem Schwarzburgischen Theile des Thüringer Waldes entworfen wird, stimmt auch mit andern Schilderungen seines Zustandes sowohl aus älterer als neuerer Zeit überein. Noch beim Beginn des vorigen Jahrhunderts bot derselbe keinen freundlicheren Anblick; sondern er bestand aus Dickigen, die der Sonne den Eingang versagten, und wo ewige Nacht herrschte. Bäume, deren Stammenden 160 Schuhe im Umfange betrugen, ragten zu den Wolken. Ein einziger derselben lieferte bisweilen 30 — 40 Klaftern Holz. Diese Wildniß diente Bären, Luchsen, Wölfen und Adlern zum Aufenthalte, wie noch jetzt die Namen verschiedener Bezirke, Tiegel und Bäche, z. B. Bärenbach, Bärentiegel, Wolfsgrube, Luchsgraben 2c. bezeugen. Der letzte Luchs ist zu Neuhaus im Herbste des Jahres 1743, der letzte Wolf 1762 in Scheile geschossen worden, und 1786 sah man einen Adler im Katzhütter Forste.

Doch wir nehmen nach dieser kleinen (hoffentlich nicht unwillkommenen) Abschweifung den Faden der Geschichte unseres Klosters wieder auf.

Im Jahr 1514 beklagte sich Günther XXXIX. gegen den Kardinal Raymund, daß sich in denselben nur zwei Mönche befänden, die aber ein sehr ruchloses und unzüchtiges Leben führten. Um diesem Uebel zu steuern, und den Gottesdienst mehr zu fördern, trug der Graf auf Verlegung dieser geistlichen Anstalt von ihrem bisherigen, so einsamen und ihren Auffehern kaum zugänglichen Sitze in das durch Lage und Volksmenge weit mehr dazu geeignete Königsee an. Hierauf verordnete der Kardinal (den 1. Decbr. d. J.),

daß der Dechant und Scholastikus des Marienstifts und der Kantor der Severuskirche zu Erfurt sich ungesäumt nach Mellenbach verfügen, in Gemeinschaft mit den Vormündern des Klosters die Sache genau untersuchen, und, wenn jene Beschuldigungen gegründet wären, für die Ausführung des von den Grafen gethanen Vorschlags sorgen, und die Mönche zu Besserung ihres zügellosen Wandels und strenger Beobachtung ihrer Pflichten nachdrücklich anhalten sollten. — Von den Wirkungen dieses Besuchs schweigen die Nachrichten, nur soviel ist ausgemacht, daß die vorgeschlagene Ortsveränderung nicht Statt gefunden hat. Für die Fortdauer des Klosters spricht auch der Umstand, daß noch 1520 Urban Arnoldi Gardian desselben war. Er ist vielleicht eine und die nämliche Person mit dem Pleban und Gardian, welcher 1533 bei der ersten Schwarzburgischen Kirchenvisitation seine große Unwissenheit im Christenthum selbst bekannte, aber auch zugleich versicherte, das Versäumte nachzuholen und von nun an fleißig zu studieren. Er lebte, wie mehrere andere in den Akten namentlich erwähnte Geistliche, mit einer Concubine.

Dem Kloster stand, außer der Mahlmühle zu Mellenbach, auch noch die Fisch-, Jagd-, Malz-, Brau- und Schenkgerechtigkeit zu. Die Letztere soll es in einem Keller jenes Gebäudes, dem sogenannten Mönchskeller, ausgeübt und darin Bier und Wein verzapft haben, auch mit der Stadt Königsee, welche sich in dieser Hinsicht auf die ihr vor Alters ertheilten Gerechtsame berief, oft in Streit gerathen sein, welcher, der Sage nach, bisweilen sogar in Thätlichkeiten überging. —

Das Klostergebäude wurde nach der Reformation als Pfarrwohnung benutzt und 1640 von den Schweden eingeäschert.

Bis zum Jahr 1640 war auch noch die ehemalige Klosterkirche vorhanden, die, nebst vielen Häusern des untern Dorfes, das traurige Loos der Pfarrwohnung theilte. — Die Ursache einer so harten Begegnung soll folgende gewesen sein. Schwedische Reiter waren aus dem Lager bei Saalfeld bis an die Mellenbacher Brücke gekommen. Hiesige Bauern erwarteten sie, um ihnen den Uebergang über dieselbe zu verwehren. Ein Schwede wurde dabei getödtet und die übrigen entfernten sich wieder. Tags darauf aber kehrten sie in stärkerer Anzahl zurück, durchsuchten alles und steckten bei ihrem Abzuge die Mühle in Brand. Die Einwohner hatten bei Erscheinung dieser racheburstenden Krieger sämmtlich die Flucht genommen und niemand war zugegen, der dem Feuer hätte Einhalt thun können, daher griff es so schnell um sich. — Die Kirche wurde in dem nämlichen Jahre wieder aufgebaut. Mathias Sommer, ein angesehener hiesiger Handelsmann, hatte in Amsterdam und andern Seestädten Beiträge dazu gesammelt, und auch aus seinem eigenen Vermögen viel zu ihrer Verschönerung verwendet. — Den 16. Febraur 1739 brannte die Pfarrwohnung zum zweiten Male ab, und mit ihr gingen alle Akten und Dokumente verloren.

Waren die alten Klosterbriefe aus dem erwähnten ersten Brande dieses Gebäudes glücklich gerettet und überhaupt noch in demselben aufbewahrt worden, so traf sie erst jetzt das Schicksal der Vernichtung. Doch ist es nicht glaublich, daß die Mönche bei ihrer Zerstreuung dieselben zurückgelassen haben sollten, da dieser Orden, wenn er aus seinen Wohnsitzen in Thüringen auszuwandern sich genöthigt sah, seine wichtigsten Urkunden mitzunehmen pflegte. Woher sich nun aber der Mangel an zureichender Kunde von den Schicksalen dieser geistlichen Stiftung auch schreiben mag, so ist es bis jetzt nicht gelungen, denselben aus anderen Quellen zu ersetzen, indem selbst die Landesarchive nur eine höchst spärliche Ausbeute darüber gewähren.

Die Schule wurde nach dem Brande von 1640 ansehnlich vergrößert und erweitert.

In katholischen Zeiten war eine Vikarie zu Mellenbach, welche von dem Minoritenkloster in Erfurt vergeben wurde. Nach dem Abgange Georg Kroners erhielt sie Friedrich Sutoris und hierauf der bereits erwähnte Urban Arnoldi. — Von den dasigen Geistlichen nach der lutherischen Kirchenverbesserung läßt sich, außer dem oben Angedeuteten, nichts Bestimmtes sagen, außer, daß Peter Schober 1553 Pfarrer daselbst war und Clemens Müller zwei Jahre später zum ersten Diakonus angenommen wurde. Sonst ist noch wegen seiner langen Amtsführung und im dreißigjährigen Kriege erduldeten harten Schicksale merkwürdig Simon Zschuchner, der ungefähr 1594 den Ruf hierher empfing.

Ehemals gehörte auch Meuselbach zu dem dasigen Pfarrspiele. Im J. 1568 erhielt dasselbe die Erlaubniß, sich eine eigene Kirche nebst Pfarr- und Schulwohnung zu bauen. Erstere wurde den 8. Januar 1570 feierlich eingeweiht. Doch dauerte es fast noch hundert Jahre, ehe das dasige Pastorat ganz von dem Mellenbacher getrennt werden konnte. Während dieser Zeit wohnte ein dem Mellenbacher Pfarrer an die Seite gesetzter Kaplan zu Meuselbach. Der oben genannte Clemens Müller bekleidete zuerst diese Stelle.

Hesse.

Kazhütte,

in der oberen Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Kazhütte liegt 1,337 Fuß über dem Meere, an der Kaza, welche aus einer Menge kleiner Bäche, die von der Ostseite des Wurzelberges bis nach der Kursdorfer Kuppe ihre Quellen haben, und in zwei Hauptarme zusammenlaufen, entsteht und bei diesem Orte als kleiner Fluß zwischen den Rosenberg und Hahn aus ihrem engen wilden Grunde tritt, und sich, nachdem sie vorher noch eine Mühle getrieben hat, mit der Schwarza vereinigt. Kazhütte selbst empfing den Namen unstreitig von diesem Bache und dieser den seinigen von dem sorbischen Worte: Kaziti (ausgesprochen Kazitji) verderben, so daß er also einen reißenden, verwüstenden Bach bedeuten würde. — Die Zahl der hiesigen Einwohner und Häuser ist neuerlich in stetem Zunehmen und die der ersten beläuft sich auf 1166, die der letzten auf 136. Im J. 1753 lebten daselbst nur 100 Familien in 70 Häusern. Kazhütte gehört zu denjenigen Dörfern, deren allmälige Entstehung mit Zuverlässigkeit nachgewiesen werden kann. Die erste Anlage war eine Schmelz- oder Seigerhütte. Im J. 1563, den 23. December, ertheilten nämlich die Grafen Günther, Hans Günther, Wilhelm und Albrecht von Schwarzburg Wolfen von Lindenau dem älteren, Arndt Prenu zu Leipzig und ihren Gesellschaftern die Erlaubniß, „an dem Orte, da das Wasser, die Kaza genannt, in die Schwarza fällt, eine neue Seigerhütte nebst Wohn- und Kohlhäusern" zu errichten und ließen ihnen das dazu erforderliche Bauholz unentgeltlich verabfolgen, so wie sie ihnen auch mancherlei Gerechtsame, z. B. das Freibrauen, verliehen. Dagegen verpflichteten sich diese jährlich und so lange sie zwei Fünftheile der Mannsfeldischen und Eislebischen Schwarzkupfer haben und seigern würden, zweihundert Thaler, zwei Lägel Malvasier und zwei Lägel Rheinfall als Schutzgeld und Hüttenzins

zu erlegen und wenn sie noch ein Fünftheil der berührten Schwarzkupfer bekämen, jene Geldsumme auf 300 Thaler zu erhöhen und alsdann drei Lägel jeder der erwähnten Weinsorten in die gräfliche Hofhaltung zu liefern. Bei einer Minderung jener Antheile verringerte sich auch diese Abgabe verhältnißmäßig. Ferner verglich man sich wegen eines Waldgedinges, Holz- und Kohlenkaufs auf vierundzwanzig Jahre, während welcher „ein jedes Schock Fuder Kohlen, deren eines acht Kohlstuz (Kohlenkörbe), neu Hüttenmaas haben sollte," nur zu neunzig Gulden berechnet wurde. Andere Bestimmungen fanden bei dem Steigen des Werthes der Kupfer statt. Große Vortheile genoß die Gesellschaft auch dadurch, daß ihr ein Lachter Treibholz sieben Ellen breit und zwei Ellen hoch und die Scheite zwölf Schuhe lang für 2 Gulden ein Lachter Darrholz gleicher Breite und Höhe und 6 Schuhe lang für 1 Gulden auf die Hütte geliefert, auch die Waldklaftern des gemeinen Scheitholzes drei Ellen hoch und eben so weit an Ort und Stelle, es sei stehend oder gefallen, für einen Groschen verwaldmietet und außerdem hundert Klaftern Holz unentgeltlich unverwaldmietet bewilligt werden sollten ꝛc. Da sie endlich einen mit 6 Procent zu verzinsenden Vorschuß von 30,000 Thalern empfangen hatte, so machte sie sich anheischig, den Grafen bis zu völliger Wiederbezahlung dieser Summe alle ihre Silber, so viel sie deren von zwei Fünftheilen der erwähnten Schwarzkupfer gewinnen würde, die Erfurtische Mark fein um 10 fl. 4 Schillinge in ihrer Münze zu überlassen. —

Die jetzt beispiellose Wohlfeilheit des Brennholzes wird weniger befremden, wenn man weiß, welchen, unsern Vorfahren unerschöpflich scheinenden Reichthum davon die Waldgegenden besaßen. Auch die Umgebungen von Kazhütte waren noch wenig angebaut und mit dichter Waldung bedeckt, worin sich Bären und Wölfe aufhielten. Forstbäume, welche oft 12 — 15 Klaftern Holz gaben, erstreckten sich bis an die Häuser. Im Frühling des folgenden Jahres legte man Hand ans Werk. Die Unternehmer hatten deswegen am Sonntage Quasimodogeniti 1566 mit Maurern und Steinmetzen aus Sonneberg, Rudolstadt und Saalfeld eine Uebereinkunft getroffen, und diese sich verpflichtet, die ganze Seigerhütte 104 Ellen lang und 54 Ellen breit von Grund aus bis unter das Dach zu mauern, desgleichen 16 Schlöthe mit ihren Schwibbogen, 2 Darröfen, 8 Seigeröfen, 4 Treibheerde, mit Werkstücken, 4 Gahrheerde, 8 Schmelzöfen sammt den Probier- und Brennhäuslein — nach dem Muster der neuen Hütte unter Leutenberg aufzubauen, dann zu dem großen Kohlhause und dem gemeinschaftlichen Wohnhause mit 3 Stuben und einer Küche den Grund zu legen — für alle diese Arbeiten sollten sie überhaupt 660 Gulden erhalten.

Schon im J. 1568 hatten sich die Bewohner dieses Orts, dessen ursprünglicher Name Rosenthal bald mit dem jetzt gebräuchlichen vertauscht wurde, so vermehrt, daß man auf Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse durch Anordnung einer regelmäßigen

Gottesverehrung Bedacht nehmen, und den Pfarrer zu Breitenbach Adolarius Pücking, sonst Müller genannt, zum dasigen Prediger berufen mußte. Die Einweihung der neuerbauten Kirche zum heiligen Geist geschah den 9. Januar 1570 durch den Arnstädtischen Superintendenten Nikolaus Herco. Man bestimmte nunmehr auch die Amtsverrichtungen des Pfarrers, welchem oblag, alle Sonntage im Sommer um 5, im Winter um 7 Uhr, in Breitenbach und nach Beendigung des dasigen Gottesdienstes auf der neuen Hütte im Rosenthale zu predigen. Diese Kirche wurde, wahrscheinlich wegen Baufälligkeit und allzubeschränkten Raumes, im J. 1749 abgetragen und zu Errichtung einer neuen Anstalt getroffen. Während dieser Zeit hielt man den Gottesdienst oft unter freiem Himmel oder in einem Stalle. Erst 1756 wurde das neue Gebäude vollendet. Der erste Pfarrer, der nach der Sonderung von dem Breitenbacher Kirchspiele zu Michaeli des erwähnten Jahres hierher gesetzt wurde, hieß J. Gottfried Fischer.

Fast scheint es, als ob ein oder der andere Theil, vielleicht die Unternehmer selbst oder ihre Nachfolger die eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt hätten, da schon im J. 1576 der Graf Günther zu harten Maßregeln gegen dieselben zu schreiten sich veranlaßt sah, wie aus einem Befehle des kaiserlichen Kammergerichts zu Speier hervorgeht. Heinrich Kramer und Kaspar Schelhammer, Bürger zu Leipzig, hatten bei dieser Behörde eine Klage eingereicht, worin sie sich über den Grafen beschwerten, daß er den Ihrigen d. 11. Nov. einen eisernen Stock mit einem Stück Silber von 129 Mark und etlichen Lothen auf offener Landstraße bei dem Dorfe Breitenbach abgenommen, dann aus der Seigerhütte selbst alle geseigerte und ungeseigerte Kupfer, einen Stock Blei und anderes in Begleitung vieler Personen zu Roß und zu Fuß gewaltsam weggeführt und theils verkauft, theils vermünzt, und dieses ungesetzliche Verfahren so oft wiederholt habe, als er in Erfahrung gebracht, daß daselbst solche Vorräthe vorhanden wären. Endlich sei er im Monat April mit sechzig Gewapneten in die Hütte eingefallen, habe alles noch übrige, was ihm anständig gewesen, ohne Unterschied zu sich genommen, siebzehn Wagen und Karren damit beladen, und außerdem viele Verwüstungen angerichtet, so daß der Schade überhaupt auf 21000 Gulden geschätzt werden könne. Inwiefern diese Beschwerden gegründet gewesen, und was durch dieselben erreicht worden sei, bleibt unbekannt, weil die Antwort des Grafen darauf sich nicht mehr vorfindet, nur soviel scheint aus einer Stelle dieser Schrift hervorzugehen, daß die Unternehmer, aus Furcht, daß diese Scenen des Faustrechts, sich noch oft wiederholen möchten, ihr Geschäft an einen andern Ort zu versetzen Willens waren. Bald hierauf erbauten Eucharius Ficker und Hans Tischer von Schleusingen einen neuen Eisenhammer an der Schwarze zum Rosenthal unter der Seigerhütte und wurden von dem Grafen Albrecht zu Schwarz=

burg am Tage Estomihi 1591 gegen eine jährliche Abgabe von einer Tonne Häringe damit beliehen. —

Im J. 1623 besaßen das Werk Hektor und Hans Heinrich Pömens Gebrüder und Geschlechter zu Nürnberg. In der Folge änderte es mehrmals seine Besitzer. Wir begnügen uns damit, nur einige derselben anzuführen. Im J. 1724 verkaufte die Fürstliche Kammer zu Rudolstadt den hohen Ofen die Eisenhütten und Hammerwerke daselbst nebst den Eisengruben, die ehemals auf herrschaftliche Kosten hier gebaut worden waren, an den Grafen Daniel Bodo von der Schulenburg für 15500 Rthlr. und ertheilte ihm zugleich die Erlaubniß, noch 16 Wohnhäuser auf den freien Plätzen innerhalb des Dorfes, oder über dasselbe im Thale hinaus, bis an die Mahl- und Schneidemühle anzulegen. Schon im folgenden Jahre trat der Ebengenannte diese Besitzung seiner Schwester der Fürstin zu Eberstein und Herzogin von Kendall und seinem Bruder, Matthias Johann, Generalfeldmarschall bei der Republik Venedig für 24000 Rthl. ab. Bis 1751 blieben die Kazhütter Werke Eigenthum der Schulenburgischen Familie, wurden aber in diesem Jahre von derselben an J. Wolfg. Hammann, welcher sie schon als Pachter wieder in Aufnahme zu bringen gesucht hatte, für 12000 Rthlr. verkauft. — Dieser errichtete hier auch eine Porzellanfabrik, die er aber später nach Wallendorf verlegte. Ihm folgte 1768 sein Schwiegersohn J. P. H. Heuäcker, nach dessen Tode (im J. 1787) unter der Verwaltung seiner Wittwe und Kinder das Werk allmählig in Verfall gerieth, aus dem es durch die neuen Besitzer, die Gebrüder Hammann zu Wallendorf, wegen der großen Veränderungen im Hüttenwesen, mit denen nicht Schritt gehalten wurde, vieler vorgenommenen unzweckmäßigen Bauten rc. sich nicht emporhelfen konnte. Im J. 1818 kaufte der Oberbergrath Schlüter vom Mägdesprung die Kazhütte in einem sehr vernachlässigten und entblößten Zustande für 50000 Thaler in Golde und widmete seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Vervollkommnung und Ausdehnung der Eisengießerei und Erzeugung von Stab- oder Schmiedeeisen. Von dieser Zeit an verdreifachte das Werk die Production, und nahm einen erfreulichen Aufschwung, mußte jedoch bald wieder sinken, als sein Besitzer auf dem Mägdesprung in Untersuchung und Konkurs verfiel. Nachdem hierauf die Fürstliche Kammer zu Rudolstadt das Eigenthum desselben erworben und die Verwaltung übernommen hatte, wurden alle Betriebszweige verbessert und erweitert.

Jetzt enthält Kazhütte: 1) einen Hohofen mit a) ausgedehnter Eisengießerei, b) Cupolofen zum Umschmelzen des Roheisens und zu Darstellung von Maschinentheilen c) Tiegelofen mit Kunstformerei, zu Fertigung feiner Eisenwaaren und Luxusgegenstände. —

2) einen Blauofen, welcher das zu Bereitung des Schmiedeeisens nöthige weiße Roheisen (sogenanntes Scheibeneisen) allein aus den Könizer und Kamsdorfer Braun- und Spatheisensteinen erzeugt.

3) drei Frischfeuer (oder Stabhämmer) zu Darstellung des Schmiedeeisens.

4) Einen Zain- oder Reithammer, worin ein Theil des Schmiedeeisens zu den feineren Gattungen: als Zain-, Schlosser-, Gitter rc. zu Eisen verarbeitet wird.

5) Eine Nagelschmiede.

Zu den Gießereien des Hohofens, Eupolofens und Tiegelofens gehören noch ein Pochwerk, ein Schleifwerk und mehrere mechanische Werkstätten, in welchen viele Gegenstände der Gießerei, besonders Maschinen, Gitterwerke, Monumente im größten Stil, modellirt, nachgearbeitet und zusammengesetzt werden.

Kazhütte besitzt und betreibt unter eigener Verwaltung 13 Gruben, welche den Bedarf an Eisenstein für den Hohofen liefern. Diese Gruben befinden sich in einer Entfernung von 1 bis 5 Stunden von dem Orte. Der Eisenstein ist leichtflüssig, gutartig durchschnittlich in einem Gehalt von 30 Procent.

Die erforderlichen (Buchen- Fichten- und Stock-) Hölzer werden ausschließlich aus den nahe liegenden herrschaftlichen Forsten bezogen.

Die Porduktion des Werks ist ungefähr:

a) Des Hohofens 4500 — 5000 Centner Gußeisen, wovon 35000 — 4000 Centner Gußwaaren.

b) Des Cupolofens 2000 Ctr. Gußwaaren.

c) Des Tiegelofens für 800 Thaler jährlich an Metaillen Büsten rc.

2) Des Blauofens 3000 — 4000 Ctr. Scheibeneisen.

3) Der Frischfeuer 3500 Ctr. Schmiedeeisen.

4) Des Zain- oder Reithammers 500 Ctr.

5) Der Nagelschmiede, welche aber nicht in stetem Gange ist, für 800 Thaler.

Endlich besitzt das Werk noch eine Menge von Grundstücken Wiesen, Aeckern, Häusern für die Beamten und Werkleute, eine nicht unbedeutende Oekonomie mit Geschirrhaltung, besonders zur Kohlen- und Eisensteinanfuhr, ferner eine Mahl- und Schneidemühle, eine Hufschmiede, Bäckerei, Brauerei, nebst Schenke, ein Gasthaus.

Hesse.

Schloß Ehrenstein,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, und dem jetzt mit Paulinzelle vereinigten Amte gleiches Namens.

Die Ueberreste des Schlosses Ehrenstein (in Urkunden Ernstein, Ernsteyn) eine Stunde von Stadtilm, auf dem steilen Buchberge. Diejenigen, welche behaupten, daß dieses Schloß von dem sogenannten zweiweibigen Grafen von Gleichen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts für seine sarazenische Gemahlin zum Wittwensitze erbaut worden sei, verrathen die größte Unwissenheit in den damaligen Verhältnissen und setzen sich gerechtem Tadel aus, wenn sie auf die unerwiesene, schon hinlänglich widerlegte Sage von jener Doppelehe geschichtliche Thatsachen zu gründen suchen. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß die erste Gemahlin des erwähnten Grafen, angeblich aus Kevernburgischem Geschlechte, die Herrschaft Ehrenstein bei ihrer Verheirathung als Mitgift bekommen habe, da wir die zu derselben gehörigen Orte mit dem zwölften Jahrhundert in ununterbrochenem Besitze des Schwarzburgischen Hauses antreffen. Daß sie diesen Grafen gemeinschaftlich gehörte, wie Einige vorgeben, ist bloße, von dem Beispiele Stadtilms, welches zur Hälfte Schwarzburgisch, zur Hälfte Kevernburgisch war, entlehnte Vermuthung. Nach Jovius Bericht empfing Heinrich X., Graf von Schwarzburg, Herr zu Blankenburg, in der ums Jahr 1274 mit seinem Bruder Günther IX. vorgenommenen Theilung des väterlichen Erbes, außer Blankenburg, Salfeld, Pösnek, Ranis, und Leutenberg, auch das Schloß Ehrenstein. Erst im J. 1356 wird des letztern wieder ausdrücklich gedacht, als Kaiser Karl IV. dem auch durch andere Beweise seiner Huld begünstigten Grafen Heinrich XVII. von Schwarzburg bei dessen Anwesenheit auf dem Reichstage zu Metz erlaubte, die Dörfer Strausberg und Göllingen in Marktflecken zu verwandeln und

„unter seiner Veste Ehrenstein einen wöchentlichen Markt anzulegen, da die Nachbarn und Umsassen kaufen und verkaufen könnten, als auf Märkten gewöhnlich ist, doch also, daß der für den Markt zu bestimmende Tag andern Märkten der Gegend unschädlich sei." Zugleich verlieh er ihm, seinen Erben und Nachkommen alle Gerichte, und namentlich „das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anrührt, über solche Leute, die mit Uebelthat in demselben Gebiete begriffen würden."

Könnten noch Zweifel darüber herrschen, daß Ehrenstein seit Jahrhunderten von der Grafschaft Schwarzburg unzertrennlich gewesen sei, so würden diese durch den von Heinrich XVII. und Günther XXV., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, mit ihren Vettern, Günther XXII. und Heinrich XX., Herren zu Schwarzburg, Johann II., Herren zu Wachsenburg und Günther XXVI., Herren zu Lichtenburg (Leuchtenburg), im Jahr 1361 geschlossenen Vertrag, welcher die eine Hälfte aller Funde und Bergwerke diesen, die andere jenen zuerkannte, und zwar in allen Gebieten und Gerichten der alten Herrschaft, wozu nebst Pösneck, Ranis, Salfeld, Blankenburg, Ehrenburg, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ilm, Kranichfeld und Georgenthal auch Ehrenstein ausdrücklich gezählt wurde, vollends verschwinden.

Am Walpurgistage 1378 vereinigten sich Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., Herren zu Blankenburg und Arnstadt, ihre sämmtlichen Herrschaften fünf Jahre hindurch ungesondert zu besitzen. Doch überließ der letzte seinem Bruder die Regierung ganz allein und bevollmächtigte ihn, alles, was dem Lande nützlich sein möchte, zu schaffen und anzuordnen. Er selbst behielt sich dagegen zu seinem Unterhalte, zu Pferden und andern Bedürfnissen, jährlich 120 Schock guter Meißner Groschen vor. Auch setzte man fest, daß, wenn Günther während dieser Frist ohne Erben abgehen würde, der Voigt zu Rudolstadt dieses Schloß vier ihrer Mannen überantworten sollte, um dasselbe mit aller seiner Zugehörung, insonderheit mit den sechs in der Theilung zu dem Ehrensteine gelegten Dörfern inne zu haben und dem Grafen Heinrich nicht eher zu übergeben, bis dieser ihre Freunde, Lehnsleute und Städte aller für sie übernommenen und verbürgten Schulden entledigt hätte.

Die eben gedachten sechs Dörfern lernen wir genauer aus einer Urkunde kennen, vermöge welcher der Römische König Wenzeslaus „Donnerstags vor St. Katharinentag" 1387, auf den Fall, daß Günther, Herr zu Ranis keine männlichen Erben nachlassen würde, dem Grafen Johann von Schwarzburg die Anwartschaft auf die dem Reiche lehnbaren Dörfer Großleibringen (großen Lybergen), Kleinliebringen (wenig Lybergen), Nawinden, Teichmannsdorf (eine Benennung, die schon längst abgekommen und an deren Stelle die des Schlosses getreten ist), Wenighetsteten (Kleinhettstedt) und Dienstedt (Tensteten) verlieh. — Um die zwischen der Sondershäusischen Linie und Günther XXVIII.,

Herrn zu Ranis, entstandenen Irrungen aus dem Wege zu räumen und die Hand zur Versöhnung zu bieten, setzten beide Theile im Jahr 1388 etliche ihrer Städte und Burgen zusammen: Günther XXIX. und Heinrich XXV. Schloß und Stadt Blankenburg, Günther XXVIII. Schloß und Stadt Salfeld, wie auch das ihm wegen Verzichtleistung auf seine Ansprüche an Blankenburg abgetretene Ehrenstein, nebst den von der eben genannten Herrschaft dazu geschlagenen Dörfern und erklärten, daß derjenige Theil, welcher den andern, wenn er ohne Leibeserben abginge, überlebte, des Verstorbenen Schloß und Stadt als rechtmäßig angefallenes Gut sich zueignen sollte. Die Mannschaft, Ritter, Knechte, Burgleute, Bürger und Bauern dieser Bezirke mußten beiden Theilen huldigen und schwören.

Endlich versprachen die Herren zu Sondershausen, nicht nur Günther XXVIII. mit Blankenburg belehnen zu lassen, sondern auch getreulich zu helfen, daß sie zu gesammter Hand mit Salfeld und Ehrenstein belehnt würden.

Ob man nun wohl aus dieser Veranstaltung auf eine völlige Wiederherstellung des früher gestörten guten Vernehmens hätte schließen sollen, so that doch schon in dem nächsten Jahre der letzte aus Uebelwollen und Mißgunst gegen seine Verwandten und der getroffenen Uebereinkunft zuwider, einen höchst gehässigen Schritt, indem er Salfeld dem Landgrafen von Thüringen verkaufte und dadurch diese einträgliche Besitzung, ein kaiserliches Geschenk an seine Ahnen für treu geleistete Dienste, dem Hause Schwarzburg auf ewig entzog.

Günther, der sich nunmehr meist an den Hoflagern des Kaisers, fern von seinem Lande, aufhielt, benutzte das engere Verhältniß zu dem Oberhaupte des Reichs zu Erlangung verschiedener Vorrechte, wohin auch die ihm von Wenzeslaus „am St. Elzbethentage" 1397 bewilligte Erhöhung des bisherigen Zolles von zwei Pfennigen, der zu Rudolstadt von jedem Wagen mit Kaufmannsgütern und von einem Pfennig von jedem Karren entrichtet worden war, auf einen Meißner Groschen von den ersten und sechs Pfennige von den letzten gehört. „Geschähe es", lautet der Schluß des darüber ausgefertigten Briefes, „daß jemand durch Fehde oder um besserer Wege Willen, zu Ranis oder zum Ehrenstein fahren wollte, so könne der Graf den nämlichen Zoll daselbst fordern." Diese Begnadigung wurde den 1. Februar 1408 von dem König Ruprecht auch auf Günthers Erben und Nachkommen ausgedehnt.

Günther XXIX. und Heinrich XXV. suchten einer neuen Schmälerung des Schwarzburgischen Gebietes dadurch verzubeugen, daß sie bei dem erstgenannten Römischen König, im Fall des kinderlosen Absterbens Günthers XXVIII., um Beleihung mit einigen dem Reiche und der Krone Böhmen lehnbaren Gütern desselben sich bewarben. Wenzeslaus erfüllte ihr Gesuch in einer „des Mitwochen nach Sand Agnesentag" 1398 ausgestellten Urkunde und ver-

sicherte ihnen, daß alsdann Rudolstadt Haus und Stadt mit Mannschaft und allen Zugehörungen, „die Veste Ehrenstein mit allen und jeglichen ihren Zugehörungen,“ die Mannschaft zum Stayn rc. an sie kommen sollte. Aber auch Günther XXVIII. versäumte keine Gelegenheit, die ihm sein einflußreiches Amt als kaiserlicher Hofmeister darbot, das Beste seiner nächsten Blutsverwandten zu befördern. So empfing er den 28. Mai 1404 von dem Kaiser Ruprecht in Ansehung der Veste Ehrenstein für seine Tochter Elisabeth, bei dem Mangel männlicher Nachkommen, die Versicherung der Erbfähigkeit, und den 22. November 1409 die Befugniß, dem Amtmanne, den er in seinen Schlössern Ranis, Pösneck, Rudolstadt, Teuchel und Ehrenstein, bestellen würde, den Blutbann zu verleihen.

Die Zwistigkeiten Günthers XXXII. mit Heinrich XXIX., Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, welcher beschuldigt wurde, etliche Briefe inne zu haben, die jenem entweder allein oder beiden gemeinschaftlich zugehörten, veranlaßten im Jahr 1417 („des nehsten Mitwochens nach sand Marcustag des heiligen Evangelisten“) einen Ausspruch des Hofgerichts zu Kostniz, wobei auch unseres Schlosses mit folgenden Worten gedacht wird: „Auch sprache er (Graf Günther) dem vorgenanten Graue Heinrich zu Er hette briefe ynne die da hielten über das Sloß Ernstein mit aller siner zugehörunge dasselbe Sloß sin were — vnd die briefe die dorüber hielden im allein zugehörten Er hiesche auch alle die briefe die da hielden über diese nachgeschribn Dörffer vnd guter Tyche hölczer Selden vnd flüre — mit namen über großen librian, vnd cleinen Librian, Thensteten, Hetstete, nawinden, Tychmistorff, ostenryde, bunstal, korszytz vnd westerndorff, nemlichen dorynne ober alle holczer, Tyche, fyschwaßer vnd molen.“ — Welchen Veränderungen dieser kleine Bezirk seitdem unterworfen war, giebt der Umstand zu erkennen, daß sich von den drei zuletzt erwähnten Dörfern jetzt keine Spur mehr findet. Doch bemerkt Graf Heinrich selbst, daß mehrere Orte, wegen welcher Günther Urkunden in Anspruch genommen hatte, schon damals wüste lagen. Im Frühling 1418 erfolgte Günthers XXVIII. Tod, und Ehrenstein fiel vertragsmäßig Günther dem XXXII. zu, welcher sich „am sente Niclaustage“ d. J. mit Heinrich XXVIII. dahin verglich, daß sie und ihre Lehnserben dasselbe zu gleichen Theilen auf Gewinn und Verlust inne haben, und, wenn sie zum Verkaufe sich genöthigt sähen, es einander gegenseitig anbieten wollten; stürbe einer von ihnen ohne Lehnserben, so sollte dessen Theil an den andern fallen, hinterließen aber beide nur Töchter, so sollten diese zu gleichen Theilen damit befällt werden, wären aber nur auf einer Seite Töchter vorhanden, so käme ihnen der Besitz des Hauses Ehrenstein allein zu.

Wenige Tage nach diesem Vergleiche („am Dinstage Sente

Niclawstage") wurde zwischen beiden Herren ein Burgfriede über den Umfang und die Grenzen der Freiheit der Häuser Rudolstadt und Ehrenstein verabredet: „Der Burgfriede zu dem Ernsteyn" (heißt es in Hinsicht des letzten) „soll stehen und sein inwendig und auswendig der Burg, als die Zäune, Gräben und Zindeln um dieselbige Burg begriffen haben." Demjenigen, welcher in dem Umkreise derselben über einen andern freventlich Messer oder Schwerd zückte, sollte es durch die Hand gestochen, verursachte er aber rechte Wunden, die Hand abgehauen und über hier begangenen Diebstahl oder Todschlag mit Recht gerichtet werden. Endlich kam man überein, Thorwärter, Wächter, Hausleute und anderes auf dem Schlosse nöthige Gesinde gemeinschaftlich mit Kost und Miethlohn zu versorgen. Dem Amtmann eines jeden Theils waren die Schlüssel zu den Thoren wechselsweise jedes Mal auf vierzehn Tage anvertraut und derselbe angewiesen, dem andern oder den Seinigen das Thor zum Einlaß oder Ausgange zu öffnen.

Günthers unaufhörliche Geldverlegenheiten scheinen die vornehmste Ursache gewesen zu sein, daß er sich der drückenden Fesseln der wegen unserer Burg gegen Heinrich eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen strebte, um ungehindert darüber schalten zu können. Mit Einstimmung des letztern änderte man daher die im J. 1418 geschlossene Erbverbrüderung in der Art ab, daß jener oder seine Erben diese Herrschaft seinen Töchtern oder wem er wollte, nur nicht dem Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, verkaufen, verwechseln, versetzen oder vergeben möchte. Daß dieser Fall wirklich eintrat und Ehrenstein an Günthers Schwiegersohn, den Grafen Ludwig von Gleichen, überging, werden wir bald ausführlicher hören. In Ansehung Rudolstadts und Teuchels hatte sich Günther die nämliche Berechtigung vorbehalten.

Daß unser Schloß eine Zeit lang an Rüdiger von dem Hayne verpfändet war, erhellt aus dem Kaufbriefe über Großliebringen, welches von dem eben erwähnten Grafen und seiner Gemahlin Mechtild, einer geborenen Gräfin von Henneberg, Tochter Heinrich XI. (XIII.) und Schwester Wilhelm II. (III.). am St. Andreasabend 1430 den Klöstern Paulinzelle und Ilm für eilfhundert rheinische Gulden überlassen wurde, um damit Ehrenstein von dem bisherigen Inhaber einzulösen.

Schon die zum Verkauf eines wesentlichen Bestandtheils dieser Herrschaft erforderliche Genehmigung der Gemahlin Günthers könnte den Gedanken erwecken, daß derselben besondere Rechte darauf zustanden. Allerdings wird eine solche Vermuthung durch die Ereignisse der Zukunft unterstützt.

Während Kaiser Sigismunds Regierung (v. 1410 — 1447) und mit dessen Erlaubniß soll nämlich Günther seiner Gemahlin eine gewisse Summe Geldes auf die Veste Ehrenstein und die dazu gehörigen, bereits oben angeführten zehn Dörfer verschrieben haben. Als dieses Vermächtniß nach der Mutter Tode an die drei aus ihrer

Ehe entsprossenen Töchter, Margaretha, vermählte Burggräfin von Leisnig, Anna von Gleichen (Andere, z. B. Jovius, nennen sie, wohl unrichtig, Ursula) und Mechtild, Frau zu Gera und Lobenstein, überging, so wurde 1443 der ehemals deswegen ausgestellte Lehnbrief vom Kaiser Friedrich III. bestätigt, welcher, wie im vorhergehenden Jahre („am nächsten Mittwochen vor dem heiligen Pfingstag") den Grafen Günther selbst, jetzt auch die Gemahle seiner Töchter, als Stellvertreter ihrer Frauen, mit dieser von dem Reiche zu Lehn rührenden Besitzung belieh. Wie man sich nun nach Günthers Tode (kurz vor Lichtmesse 1450) wegen der auf Ehrenstein geltend gemachten Ansprüche mit einander verglichen habe, darüber schweigen die Nachrichten und besonders lassen die Schwarzburgischen Archive unsere Wißbegierde in dieser Hinsicht ganz unbefriedigt. Nur eine einzige uns aufbewahrte schriftliche Erklärung Günthers, „an Donnerstage vor Allerheiligen" 1444, ist im Stande, schwaches Licht über dieses Verhältniß zu verbreiten. Jene drei hatten nämlich den alten Grafen um etliche Gerechtigkeiten, die ihren Gemahlinnen von deren Mutter Mechtild angestorben waren, bei dem kaiserlichen Hofgerichte belangt und ein günstiges Urtheil erhalten. Dennoch versprechen sie in dieser Urkunde „ihren Schwäher, so lange er lebt, nicht zu mahnen, noch an ihm oder seinen etwa noch zu hoffenden Lehnserben solche Schuld einzufordern" und fügen ferner hinzu: „Auch um die Anwartschaft, die wir von unsern ehelichen Gemaheln wegen an dem Schlosse Ehrenstein haben, womit wir nach Laut eines darüber gegebenen Briefs belehnt sind, geloben wir, unsern Schwäher nicht daran zu hindern; die Belehnung soll auch weder ihn, noch seine Lehnserben beschädigen, sondern sie sollen ganze Macht haben, mit dem Ehrensteine ihre Lebtage zu thun und zu lassen, was ihnen eben und fügsam ist — doch also, daß unser Schwäher denselben Brief legen lasse bei den Abt von Salfeld, da wir wüsten ihn zu finden nach seinem Tode."

Daß bei diesen dem Schwarzburgischen Hause so nachtheiligen Verhandlungen die Stammvettern nicht gleichgültig blieben, läßt sich erwarten, und es ist glaublich, daß sie nebst der beabsichtigten und der Vollziehung nahen Veräußerung von Schwarzburg und Königsee an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen die verderbliche Flamme des Schwarzburgischen Hauskrieges entzündet haben, dessen Ereignisse an andern Orten von uns geschildert worden sind. Hier können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Graf Heinrich XXXI. im Jahre 1448 gegen Ludwig von Gleichen auszog, sich Ehrensteins bemächtigte und den Bewohnern des Amtes das ihm von ihrem jetzigen Herrn zugefügte Unrecht hart entgelten lies. Ihre Habe wurde geplündert und unter andern erfuhr das Dorf Hettstedt dieses beklagenswerthe Loos.

Kasp. Sagittar (in der Gleichischen Geschichte S. 275f) stellte den Grafen Ludwig noch beim Leben des Schwiegervaters

als wirklichen Besitzer Ehrensteins auf. Zuerst scheint er sich 1452 Herrn daselbst geschrieben zu haben. Auch seine Söhne wurden nach des Vaters Tode 1460 von dem Kaiser Friedrich wieder damit belehnt. Allein man findet, daß noch in der Folge die Söhne jenes Herrn von Gera und Lobenstein, Heinrich der ältere, mittlere und jüngere, ein gewisses von ihren Eltern auf sie gekommenes Recht und eine Forderung wegen Ehrensteins behauptet haben. Denn als sie im J. 1482 sich wegen der väterlichen Herrschaften und des übrigen Nachlasses verglichen, so wurde zu des älteren Bruders Antheil geschlagen: „Die Besserung des Wiederkaufs an der Hälfte des Schlosses Ehrenstein, welchen Wiederkauf wir Heinrich Herr zu Gera mit unserm eigenen Gelde thun sollen und mögen und für uns selbst zu Erbe, gleich den andern Gütern, haben und gebrauchen" und bald nachher heißt es: „Item die Ansprache der Hälfte an dem Schlosse Ehrenstein mit seiner Zu- und Ingehörung, als Graf Karl von Gleichen für sein Erbgut inne hat, die wir daran vermeinen zu haben, sollen wir sämmtlich zu gleicher Theilung fordern." Man vermuthet, daß die Grafen von Gleichen sich in der Folge mit den Herren von Gera wegen ihrer Ansprüche abgefunden haben. Denn es zeigt sich bei den letzten weiter keine Spur von Ehrenstein, dagegen sich das erste Geschlecht bis zu seinem Erlöschen in dessen Besitze behauptet hat. Folgende Herren desselben aus der Blankenhainischen Linie werden uns von den Geschichtsschreibern genannt: Ludwig I. (von 1444 — 1467) Georg I. (1467 — 1481.) Karl I. (1481 — 1495.) Wolf (Wolfgang) I. (1495 — 1518.) Sigismund III. (1518 — 1519.) Ludwig II. (1519 — 1522.) Ludwig III. (1522 — 1586.) Karl III. (1586 — 1599.) Wolrab (Walrab) (1599 — 1610.) Während dieses langen Zeitraums erfahren wir nur wenig über die Schicksale Ehrensteins, wovon etwa das Beachtenswertheste sein möchte, daß Hans von Gräfendorf 1486 Amtmann daselbst war, Graf Wolf I. 1515 f. hier wohnte und dieses Schloß am 30. November 1530 seiner Gemahlin Margaretha, Tochter des Burggrafen Johann von Donyn, zum Leibgedinge verschrieb, welche seit 1551, nach ihres Gemahls Tode, die Einkünfte davon bezog.

Karl III., von vielen Schulden gedrückt, sah sich genöthigt, im J. 1587 Ehrenstein den Brüdern Kurt und Wilke von Mandelslohe für 31000 Gulden wiederkäuflich zu überlassen, welche es bis 1601 inne hatten. Karls Nachfolger Wolrab schloß nun mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen einen neuen Wiederkauf, wodurch jene Summe um 1000 Gulden gesteigert wurde. Am 26. Junius 1610 kündigte die verwittwete Herzogin Anna Maria von Sachsen, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, denselben auf, nachdem sie d. 7. des nämlichen Monats ihr Recht an Karl Günther zu Schwarzburg und dessen Brüder förmlich abgetreten hatte. Wolrab errichtete hierauf mit den Schwarzburgischen Grafen eine andere Uebereinkunft, welche auf Gleichischer Seite als Wiederkauf, auf Schwarz-

burgischer aber als eventualer Erbkauf gelten sollte. Zu der vorigen Summe mußten noch 8000 Gulden zugelegt werden, so daß sich der ganze Kaufpreis auf 40,000 oder vielmehr auf 42,616 Gulden belief. So gelangte die Rudolstädtische Linie wieder zu einem der ersten Gebietstheile des Hauses.

Unsere Burg scheint ihren Eigenthümern aus dem Gleichischen Stamme, welchen sich bequemere Sitze darboten, nicht mehr zum ununterbrochenen Aufenthalte gedient zu haben. Doch soll ums J. 1581 ein Graf von Gleichen auf dem Schlosse, ein anderer in dem darunter liegenden Vorwerke oder Amthause gewohnt haben, vielleicht nachdem Ehrenstein 1578 zwischen Ludwig und Karl in zwei Theile getheilt worden war. Soviel wenigstens ist gewiß, daß in dem dasigen Vorwerke noch neuerlich eine Stube den Namen des Grafen Ludwig trug.

Als Ehrenstein an die Schwarzburgischen Regenten als Eigenthum überging, befand es sich in einem sehr vernachlässigten, baufälligen Zustande. Ein gleichzeitiger Bericht schildert ihn mit den grellsten Farben: „Solch Schloß Ehrenstein ist ganz und gar an der Ziegeldachung, Gebälken, Thüren, Fensterläden, Fenstern und allen andern Zugehörungen verwüstet, zerbrochen und abgeworfen, also daß darin durchaus keine Verwahrung mehr vorhanden, ohne zum inwendigen Gehäuse: Eine große alte verschlossene Thür mit starken Bändern und einem anhängenden großen Mahlschlosse. — Ein zerfallener Ziehbrunnen unten im Hause hinter vorbeschriebener verschlossenen Thür mit einem großen alten Rade, darin zwei Böcke gelaufen sein und das Wasser damit heraufgezogen haben sollen. Es erzählen alte Leute als Augenzeugen, daß dieser Brunnen fast in die Hälfte mit Ziegelsteinen und andern Sachen vollgeworfen worden sei; es ist aber doch noch eine ziemliche Tiefe hinunter. (Dieser Brunnen muß schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr gangbar gewesen sein, weil die Bauern von Teichmannsdorf verpflichtet waren, das den Burgbewohnern nöthige Wasser zur Frohne herbeizuschaffen.) Sie melden ferner, daß ungefähr seit vierzig Jahren das Schloß nicht bewohnt worden, daß es aber so ganz eingegangen und das Holz- und Eisenwerk alles abgerissen und vertragen, sei der selige von Mandelsloh die vornehmste Ursache gewesen, denn bei dessen Zeiten sei dieses Haus niemals, weder bei Tage, noch bei Nacht verschlossen, sondern allezeit offen gelassen worden.

Später wurde Ehrenstein den dasigen Amtleuten zur Wohnung bestimmt und unter andern 1645 von dem Amtsschreiber Christoph Schmied bezogen. Auch Christoph Ulrich scheint ums Jahr 1686 hier gelebt zu haben. In dem genannten Jahre bedurfte man mehr als 10,000 Stück Ziegeln zu Ausbesserung des sehr schadhaften Daches und des gleichfalls damit gedeckten Thurmes. Im J. 1741 war das Kellerhausdach wandelbar geworden und sollte wieder mit Schindeln belegt werden. Doch that man wegen augenblicklichen

Mangels derselben den Vorschlag, die auf dem Schlosse befindlichen brauchbaren Ziegeln zu diesem Zwecke zu verwenden, wenn dasselbe nicht in baulichem Wesen erhalten und zu einem Getraidemagazin benutzt werden sollte. Doch wurde die Zweckmäßigkeit der letzten Einrichtung von dem dasigen Beamten in Abrede gestellt, aber zugleich auf die mit dem Gebrauche der Ziegeln des Schloßdaches zu dem Kellerhause verbundenen Schwierigkeiten hingewiesen. Denn zu Vermeidung augenscheinlicher Gefahr beim Abnehmen der Ziegeln müsse der von oben her zu beiden Seiten eingeschlossene sehr tiefe Brunnen entweder mit Bauholze bedeckt oder mit großen Kosten gar ausgefüllt und deswegen auch der kaum noch bemerkbare Fahrweg aufs Schloß wieder hergestellt, die sehr hohe, mit keiner Lehne versehene, auch sonst ausgestufte Schloßtreppe ausgebessert werden 2c.

Doch scheint dieser Vorschlag im J. 1753 ins Werk gesetzt worden zu sein, wie aus den „Akten über die Abtragung des auf dem Ehrensteiner Schlosse noch befindlichen, brauchbaren Holzes und Abnehmung der noch guten Ziegeln und die Verwendung dieser Materialien zu andern Gebäuden" — hervorgeht, wobei man leider den Verlust eines Menschenlebens zu beklagen hatte. Denn am 17. Julius d. J. traf einen mit dieser Arbeit beschäftigten Zimmergesellen das Unglück, beim Einreißen einer Wand am Thurme von einem Stück des losgemachten Dachstuhls tödtlich verwundet zu werden.

Von dem Schlosse Ehrenstein giebt es zwei Abbildungen. Die erste befindet sich in Kasp. Sogittar's Hist. der Grafschaft Gleichen (herausgegeben von E. S. Cyprian) Frankf. a. M. 1732. 4. S. 275. Der Verfasser dieses Werkes sagt darüber in einem Schreiben an den Grafen Albert Anton von Schw. Rudolstadt v. 16. Nov. 1681: „Weil ich alle gräflich Gleichische, sowohl alte als neue Residenzschlösser abreißen lasse, als ist dergleichen gestern mit Ehrenstein auch geschehen, werde mit E. Hochgr. Gnaden Permission solchen Abriß mit dem auf dero Hochgräfl. Saal befindlichen Conterfait ehest. conferiren." Der zweite zu dem 14. Stück der Thüringischen Vaterlandskunde vom J. 1824 gehörige Kupferstich: Nach der Natur gez. 1818 v. H. Baldauf, von J. V. Franke 1824 gestochen — zeigt deutlich die großen Veränderungen, welche nach jener Zeit mit unserer Burg vorgegangen sind. Da dieselbe der Vernichtung immer mehr entgegen zu gehen scheint, so fügen wir noch eine genaue Beschreibung ihrer jetzigen Beschaffenheit hinzu. Man steigt den Berg, auf welchem die Trümmer Ehrensteins ruhen, zwischen Kastanien und Linden hinan, die der durch gründliche Kenntnisse, besonders der Landwirthschaft ausgezeichnete, letzte hiesige Amtmann Fröbing gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in einer Allee, mit Nußbäumen, Eberäschen und Fichten umgeben, angepflanzt hat. Nach Zurücklegung eines steilen Wegs von zweihundert Schritten, gelangt man auf die Höhe desselben und zunächst

zu der grabenähnlichen Vertiefung, welche das Schloß von dem östlich dahinterliegenden Bergrücken (des Buch- oder Hainberges) trennt und in ziemlicher Breite durch den Felsen gebrochen worden ist, um die Veste, welcher im übrigen die schroffen Wände ihres Berges natürlichen Schutz gewähren, auch auf dieser Seite noch mehr zu sichern, als ihre hier am meisten in die Augen fallenden Vertheidigungswerken bewirken mochten. — Nach funfzig Schritten auf dieser nördlichen Seite kömmt man hinab zu einem nach Osten gerichteten, zur Hälfte zerstörten Eingangsthore, welches zur Rechten von einem halbrunden, jetzt nur mäßig hohem Thurme, auf dem der genannte Beamte wegen der freundlichen Aussicht, die man hier in das Thal hinab und nach Dölstedt genießt, einen Pavillon hatte erbauen lassen, geschützt gewesen zu sein scheint. Die Mauer, worin es sich befindet, hat sich in ziemlicher Höhe um die eigentliche Burg herumgezogen, ist mit Schießlöchern, hauptsächlich nach dem vorhin bemerkten Einschnitte oder Graben hin, versehen, in Stockwerkshöhe halb so stark, als unten und zum Theil noch wohl erhalten, theilweise aber auch, allermeist auf der nördlichen Seite bis auf den Grund abgebrochen. Der Platz, in welchen man durch das Eingangsthor tritt, und der jetzt als Wiese benutzt wird, ist der weitläufigste zwischen der eigentlichen Burg und Ringmauer, und diente wahrscheinlich zum Schloßhofe. In ihm kann man die Länge des Burggebäudes, welche sich von Osten, den Thurm voraus, nach Westen erstreckt, so wie dessen bedeutende Höhe genau in Augenschein nehmen. Nicht weit von der westlichen Ecke der eigentlichen Burg, nahe an der Mauer derselben, befindet sich ein zweites, aber kleineres Thor. Auch dieses hat zur Rechten einen halbrunden Thurm, der durch eine kurze Mauer mit der in der Ecke liegenden Küche verbunden ist, während sich weiter unten die äußere Mauer herumzieht, und dann auch an die Küche stößt, zugleich einen dritten, halbrunden Thurm bildend. Nachdem man nun an der Ecke der eigentlichen Burg durch eine dritte Thüröffnung und auf die westliche Seite derselben zwischen ihr und der äußern Mauer getreten ist, erblickt man hier in der Mitte der Wand den Haupteingang in die eigentliche Burg, der sich sowohl durch seine Höhe, als durch die zwar einfachen, aber mit besonderem Fleiße verfertigtem Thürpfosten, im Spitzbogen von den übrigen niedrigen und weniger gut gearbeiteten auszeichnet. Begiebt man sich durch diese Thür ins Innere, so gewahrt man sofort in der Mitte des Raumes den in den Felsen gehauenen Ziehbrunnen und links unter sich in der nördlichen Mauer eine niedrige Thür, durch welche der Weg aus dem Hofe und der Küche zum Brunnen geführt zu haben scheint; über sich aber sieht man in der Mauer zu den vier Seiten derselben vier Absätze, worauf die Balken zu eben soviel niedrigen Stockwerken, wie auch die Fensterhöhlen zeigen, geruht haben mögen. Hinter dem Brunnen tritt man östlich in eine zweite Abtheilung der eigentlichen Burg, welche nur drei Stockwerke zählt, aber mit

dem weiter nach Morgen aufsteigenden und den Bau der Burg schließenden Thurme in Verbindung gestanden hat, da in diesem, westlich zwei Thüröffnungen, in gleicher Höhe mit den oberen Stockwerken befindlich sind. In dem obersten dieser Stockwerke ist wahrscheinlich die Herrenwohnung gewesen, denn die Fensterbogen sind nicht allein hier höher, als die beiden übrigen, sondern auch mit Sandstein, (wie die Pfosten der andern größeren Oeffnungen der Thüren und Fenster) ausgesetzt, dem man bald die Form des Spitzbogens gegeben; bald ihn mit Leisten und Auskehlungen versehen hat, was sonst nicht vorkommt; auch die in den Thurm von jenem Zimmer führende Thür ist höher, als die untere, mit einem tieferen Stockwerk in Verbindung gewesene, sie ist, wie das Doppelfenster der nördlichen Seite des Thurmes zugespitzt, und diese Abtheilung desselben noch jetzt gut übertüncht und mit rosenrother Farbe bekleidet. Das beachtenswertheste Werk bleibt indeß der Thurm selbst. Er ist viereckig, von beträchtlicher Höhe (beiläufig 46 Ellen hoch) von 4 bis 5 Ellen starken Mauern aufgeführt, und besteht aus fünf gewölbten Abtheilungen über einander, von denen die im Erdgeschosse das Burgverließ gewesen sein mag, welches größtentheils verschüttet und blos oben offen ist. Das zweite über ihm befindliche Gewölbe ist so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen kann; doch führt von der Burg aus eine Thür hinein, und es wird, obschon nur wenig, durch ein Loch in der nördlichen Mauerwand, erhellt. Ueber ihm ist das höhere dritte Gewölbe, dessen oberer Theil eben eine Abtheilung des vorhin erwähnten Herrenzimmers gebildet haben mag. Der untere Theil hat wahrscheinlich zu einem weniger harten Gefängnisse gedient als die beiden untern waren und nur eine Bretterdecke über sich gehabt. Aus dem dritten Gewölbe führt ein oberhalb angebrachtes viereckiges Loch, das aber nicht weiter ist, als um den Körper hindurch zu ziehen, zum vierten Gewölbe, von derselben Höhe, als das dritte hatte, (zu 1½ Stockwerken gerechnet) und vom vierten wieder ein viereckiges Loch ins fünfte, wohl zwei jetzige Stockwerke hohe Gewölbe, aus welchem man weiter durch ein anderes viereckiges Loch auf die Höhe des oben mit einer Brüstung und einem schmalen Vorsprunge versehenen Thurmes kommt. — Die viereckigen Löcher der Gewölbe sind so angebracht, daß das eine auf dieser, das andere auf jener Seite steht. Der Amtmann Fröbing hatte in der Mitte der zwei obersten Stockwerke Balken einziehen lassen, um auf ihnen mit Hülfe von Leitern, die außerdem nicht lang genug oder doch nicht gut und leicht zu regieren gewesen wären, den Thurm zu ersteigen. Diese Balken sind aber jetzt so wurmstichig und morsch, daß man sich nur mit Lebensgefahr ihnen anvertrauen darf. Es lohnt indeß die herrliche Rundsicht, welche man oben genießt, diese Kühnheit. Denn man blickt dort über die Berge bei Nawinden und das Schönefeld, jene malerischen Höhen bei Ilmenau und weiterhin zur Rechten und Linken, hat den ganzen Kalm (Berg) vor sich und schaut

hinab über die gesegneten Fluren und anmuthigen Wiesenflächen in das mit den freundlichen Dörfern Dölstedt und Ehrenstein geschmückte Thal, es bis nach Stemda hin verfolgend.

Die äußere Länge der Burg, in welche man wieder hinabgestiegen ist, beträgt 45 Schritte, die des Thurmes nach Osten oder vielmehr von Norden nach Süden 13 und jene beim Eingange gegen 16 Schritte.

Das Mauerwerk der Burg namentlich des Thurmes ist sehr fest und besteht aus Kalksteinen, die mit einem guten Mörtel zusammengefügt sind. Weniger haltbar und leichter gebaut sind die Außenwerke. —

Hat man endlich die Räume der Burg ganz verlassen und ist über den oben erwähnten Einschnitt auf den Rücken des Buchbergs hinübergeschritten, so erblickt man zuerst zwischen jenem Graben und der Ringmauer also außerhalb dieser, südlich einen Erdaufwurf, der wahrscheinlich zum Walle gedient hat, aber nicht weit nach Westen hinreicht, bis wo der Berg steil abzufallen anfängt und mit der Ringmauer gekrönt ist. Dann zieht sich diese bogenförmig um den Thurm herum und er selbst tritt hoch über sie empor. Der Thurm ist jedenfalls darum auf dieser Seite errichtet worden, weil sie dem angreifenden Feinde am verwundbarsten erscheinen mußte.

Der Bergrücken, auf welchem man jetzt steht, hat zu beiden Seiten geebnete Stellen, auf welchen ehedem auch Gebäude gestanden haben mögen, wovon man aber nichts weiter entdeckt, als einige Bauschutte.

Der Schloßberg soll früher, zumal auf der nördlichen Seite nach dem Dorfe herab, mit schönen Eichen, Ulmen und Buchen besetzt gewesen sein, jetzt aber ist er kahl und es zieren ihn nur noch einige hübsche Linden, Ulmen und Eberäschen zwischen den Burgmauern und um dieselben, welche wahrscheinlich ebenfalls auf Veranstaltung jenes um die Bewohner dieses Amtes in vielfacher Hinsicht verdienten Mannes gepflanzt worden sind.

L. F. Hesse.

Kösen.
Dorf. Saline. Bad.

Dumpf brausend jagen sich die Wellen
Des Stromes von des Wehres Grund,
Sie werfen Schaum an tausend Stellen
Bis an der Brücke Bogenmund.

Am Dornenbau steigt auf und nieder
Sich läuternd helle Salzesfluth,
Sie stockt zuletzt und kommt nicht wieder
Aus heißer, heißer Pfannengluth.

Viel Thürme leuchten aus der Ferne,
Die Stadt ist freundlich, wo sie stehn.
Von ihren Zinnen schaust du gerne,
Und rufst wohl freudig: O wie schön!

Hörst du das Glöcklein aus dem Thale?
Es tönt nach alter Kloster=Art.
Wo Mönche einst beim Schwelgermahle
Dem Bauche dienten, ungelahrt;
Da hebt nach Luther's mächt'gem Rufe
Die Jugend ihren Geist empor,
Die Traube auf der Felsenstufe
Lacht freundlich aus dem Laub hervor.
Ihr Blut giebt sie in unsre Becher,
Wie sie's gethan zur Väter Zeit.
Dort drüben saßen oft die Zecher;
Die Doppelburg schaust du noch heut'.

Das enge Thal, wie reich an Segen!
Wie grün das Kleid in seinem Grund!
Wie volkbelebt auf allen Wegen!
Die Luft wie stärkend und gesund!

Das ist das Bild von Kösen's Höhen;
Nur schwach ist, was die Feder gab.
Soll's Herz und Auge recht verstehen,
Dann greife nach dem Wanderstab.

Mögen gigantische Felsenmassen oder gewaltige Wasserstrudel das Herz mit Grausen erfüllen; mag uns eine Stunde auf hohem Berggipfel, wo das Auge in ungemessene Fernen schweift, namenlose Wonne bereiten; die Natur hat auch noch andre Altäre, wo die Erdenpilger unwillkührlich ihre Knie beugen und anbeten vor dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Wird dort die Lippe stumm ob der Riesenkraft, die sich mit einem Male kund giebt, so weiß hier der Mund gar wohl, was und wie er singen soll. Mahnt uns dort am hellen Mittag die ungewisse Nebelferne an das große Räthsel der Ewigkeit und an das Ziel, welches uns auf Erden gesteckt ist, ohne daß wir's je hienieden erreichen, so spricht hier die freundliche Nähe von dem, was wir in der Spanne Erdenzeit gar wohl vollbringen können und sollen. Verlangt es uns dort, einmal und noch einmal zu stehen und das seltene Große zu schauen, so möchten wir hier Jahre lang wohnen und in gemüthlicher Ruhe jenes Großen gedenken.

Zu diesen Plätzen der lieblichsten Anmuth, deren die schöne Gotteserde wohl viele zählen mag, gehört auch unstreitig das Thal, in welchem unser Kösen gelegen. Es bildet einen kleinen Theil des großen Thales, welches die Saale (die thüringer oder voigtländische Saale genannt, zum Unterschied von der fränkischen, welche sich am Spessart in den Main ergießt) fast ununterbrochen von ihrem Quellorte auf dem Fichtelgebirge bis zu der, 4 Stunden von Kösen entfernten Stadt Weißenfels bildet, von wo aus ihr Lauf meistens nur Ebenen durchschneidet. Die Berge, welche die Kösener Thalebene in halbstündiger Ferne umgeben, erheben sich nicht frei aus der Ebene, sondern sind einige von den letzten Verzweigungen, welche die hohe Finne (6 Stunden entfernt) östlich bis hierher sendet.

Den besten Standpunkt, um Kösen und sein liebliches Thal zu überschauen, findet man auf dem sogenannten „Saalberge," in Kösens nächster Nähe auch wohl „Nikelsberg" (Nikolausberg) genannt. Hier beginnt die Hochebene, welche sich westlich bis zu dem eine Stunde entfernten Dorfe Hassenhausen unmerklich, dann aber bis zu dem zwei Stunden entfernten Dorfe Auerstedt bedeutend herabsenkt. Zwei Dörfer, deren Namen der 14. October 1806 für alle Zeiten eingeschrieben hat in die Jahrbücher der vaterländi-

schen Geschichte. Auf ihren Gefilden errang der wilde Davoust den Ehrentitel *) des „Herzogs von Auerstedt;" auf ihren Gefilden begann die siebenjährige, harte Trübsal für den Preußischen König Friedrich Wilhelm III., nachdem der Generalissimus desselben, der Herzog von Braunschweig, leider schon beim Beginne der Schlacht, durch eine Flintenkugel das Augenlicht verloren hatte. — Die Jenaischen Berge, auf welchen der zweite Wahlplatz jenes unglücklichen 14ten Octobers war, erblicken wir vom Saalberge aus ganz deutlich in fünfstündiger Ferne und zwar gerade gegenüber im Süden.

Fünf alte Ritterburgen erinnern an die Fehden des fauststarken Mittelalters. Sie heißen: Rudelsburg und Saaleck, an der Saale dicht neben einander, nur getrennt durch einen tiefen Bergeinschnitt, ½ Stunde hinter Kösen liegend; Schönburg und Goseck **), ebenfalls sich gegenüber liegend und bespült vom Saalstrome, 2 Stunden von Kösen entfernt; Freiburg, 1½ Stunden von Kösen, hoch über der Unstrut, nicht weit von deren Einflusse in die Saale, drei dieser Burgen haben besteigbare Thürme und schenken darum dem muthigen Wanderer auf ihrer schwindelnden Höhe gar wunderliche Rundgemälde. Die weiteste Fernsicht bietet die Freiburg, von deren Thurme der hohe Petersberg bei Halle und bei recht hellem Wetter auch der 27 Stunden fern liegende Brocken sichtbar wird, zumal wenn derselbe, was gar oft der Fall ist, zur Pfingstzeit seine Schneehaube noch nicht abgelegt hat.

Eine sechste Ritterveste, die Kunitzburg vor Jena, kann wegen ihrer schwachen Ueberreste nur von einem bewaffneten Auge gefunden werden. — Zwischen Schönburg und Goseck herauf leuchtet das schöne Weißenfelser Schloß, hinter welchem in bläulicher Ferne die Lützener und Leipziger Schlachtebenen liegen. — In den Häusermassen, welche nach derselben Seite hin das Saalthal ausfüllen helfen, erblickst du die Stifts- und Handels- so wie Kreisstadt Naumburg. Von den sieben Kirchthürmen, welche dieselbe schmücken, gehören drei dem großartigen Baue des Domes an. Das voranstehende helle, große Gebäude ist der Sitz des Oberlandesgerichts, das danebenstehende kleinere das Schauspielhaus. —

Auf halbem Wege nach Naumburg, nur eine halbe Stunde von Kösen entfernt, liegt die berühmte Landesschule Pforta, bis zum J. 1543 ein Kloster, seit dieser Zeit aber eine segensreiche Pflanzstätte des gereinigten Evangeliums. Die Anstalt hat für 200 Gymnasiasten Raum.

---

*) Drei Jahre später erwarb Davoust in noch heißerer Schlacht seinen zweiten Ehrentitel des „Herzogs von Eckmühl." Vom 19. — 23. April 1809 schlug nämlich Napoleon die Oesterreicher bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, sämmtlich in Baiern gelegen. Bei Eckmühl verhalf ihm Davoust zum Siege.

**) Schon frühzeitig wurde diese Burg in ein Kloster umgewandelt. Der Name „Goseck" (Gottesecke) gehört eigentlich nur dem Kloster an.

Fragst du nach der schlanken Thurmspitze, welche sich rechts von Schulpforta über dem Waldsaume erhebt, so nenne ich dir das Dorf Flemmingen. Der Pfarrer, welcher in demselben von 1805—1817 die Seelen dem Gottesreiche zuführte, ist der jetzige Bischof Neander zu Berlin. (Derselbe besuchte im letzten Sommer 1844 als Kösener Badegast seine liebe alte Heimath. —) Noch weiter rechts liegt auf den Gegenbergen das Pfortaische Vorwerk Kukulau.

Mit einem Steinwurfe erreichen wir die tief, tief im Thale liegenden, sogenannten „Saalhäuser," ein vom Flusse und Berge eng eingeschlossener, ganz abgesonderter Meierhof, der von den Naumburgern, Pförtnern und Kösenern wegen seiner Milch und seinen Trauben gar oft aufgesucht wird. Sein Besitzer ist in die Moritzkirche des eine gute Stunde entfernten Naumburgs eingepfarrt. Von daher wird der Prediger im Wagen abgeholt, wenn eine Taufe vorfällt; die Leichen werden nach dem Moritzgottesacker gefahren. Vor 200 Jahren waren die Saalhäuser nur eine gewöhnliche Weinbergshütte. — Von Pforta oder Kösen aus gesehen, erinnert dieser Meierhof lebhaft an das biblische Gethsemane. Die Entfernung von Jerusalem bis an diesen Lieblingsort Christi war dieselbe; die Saale mahnt an den Bach Kidron, der Weinbau an die Oliven und Trauben des Morgenlandes, der Saalberg an den Oehlberg, die Einsamkeit an die heilige Stelle, welche der Erlöser aufsuchte.

Ehe wir nach Kösen hinabsteigen, wandern wir durch einen Weinberg, der als solcher in hiesiger Gegend weit und breit die höchste Lage hat. Ein Naumburger Bürger, der Fleischermeister Freitag, nachdem er in seiner Vaterstadt manchen Neubau glücklich vollendet hatte, siedelte sich in den Jahren 1826—1828 hier oben an. Ein angekauftes Stück Holz wurde mühsam in einen Weinberg umgewandelt, der jetzt 4000 Stöcke zählt. Das neuerbaute, sehr geräumige Wohnhaus bietet auch im Winter sichern Schutz. Aus dem Thale ist der, in Weinbergen sonst gewöhnliche, Treppenaufstieg wegen den jähen Felsen bis jetzt noch nicht möglich geworden. Will man nicht, von den Saalhäusern aus, auf einem höchst beschwerlichen und gefahrvollen Fußpfade hinaufglimmen, so kann man nur vom Rücken des Berges in die Anlage gelangen. Alle Fremde, zumal die Kösener Badegäste, welche sich hier oben bei Kaffee und Weinbeeren an der wunderlieblichen Gegend immer satt sehen können, wissen dem beharrlichen Erbauer den herzlichsten Dank und sie sind es, welche die seltene Anlage „Göttersitz" genannt haben.

Bergesluft macht frisch und frei
Stärkt die matten Schwingen;
Düstrer Städte Einerlei
Kann dahin nicht dringen.

Schneller als im schönsten Thal
Flieht dich hier des Herzens Qual.
Hast du's drunten nicht gefunden,
An des Lebens Joch gebunden:
Steig' herauf! Dem Himmel nah'
Fühlst du dich. — Die Hülf' ist da. —
Vom Olymp kam einst die Freude,
Bergesluft erquickt noch heute.

Nicht weit von diesem Weinberge liegt das Pfortalsche Vorwerk Frenkenau, von wo am waldigen Bergabhange ein Hohlweg nach Kösen hinunterführt.

Am Fuße des Saalberges liegt eine Reihe von 54 Weinbergen, deren Trauben in der hiesigen Gegend zu den besten gehören.

Kösen ist ein Dorf und wird durch die Saale in zwei ungleiche Theile zerschnitten. Auf der rechten Seite des Flusses liegt die Königl. Saline mit allen Beamtenwohnungen, ferner der Gasthof zum muthigen Ritter und 21 Privathäuser. Dieser Theil wird auch Alt-Kösen genannt, weil hier die ersten Gebäude des Dorfes standen, nämlich ein Vorwerk Cusne oder Cusane (nicht Cussenti) auf der Stelle, wo jetzt der genannte Gasthof steht. Einige Mauern desselben erinnern auch an sehr frühe Jahrhunderte.

Daß hier sogar ein Kloster (das nachherige Pforta) gestanden haben soll, ist eine irrige Ansicht. Die neuere Geschichtsforschung, ganz vorzüglich aufgehellt durch den um die vaterländische Geschichte hochverdienten Geh. Regierungsrath Lepsius zu Naumburg, giebt folgendes Resultat:

Der Graf Bruno im Pleißner Lande (oder wie wir auch im weitern Sinne sagen mögen: im Osterlande) gründete 1127 mit Zustimmung seiner Gemahlin Willa (Sibylla?) bei Shmölln *), in welcher Stadt er seine Stammburg hatte, ein Benedictiner-Nonnenkloster. Seine einzige Tochter Garburgis wurde Aebtissin. Da bald darauf Mutter und Tochter schnell hinwegstarben und der einzige Sohn Detwin auf der Jagd von einem wilden Eber getödtet wurde **), so vermachte der alte, tiefgebeugte Graf all' seine Habe dem neugegründeten Kloster. Aber dafür wußten ihm die Nonnen wenig Dank. Sie lebten so ausschweifend, daß sie Graf Bruno verjagte und („schwarze") Mönche desselben Benedictinerordens herbeirief. Dieser Wechsel brachte keine Frucht. Die Mönche hatten Kleid und Herz von einer Farbe, machten den Bauch zu ihren Gott und ließen ihren Kloster-Convent bis auf vier Mönche und den Abt herunter-

---

*) Der alte Name hieß Zmolne. Die Stadt liegt 2 Stunden südlich von Altenburg und war nach der Stadt Achen einer der ersten Wallfahrtsorte.

**) Eine andere Relation setzt den Tod des Sohnes vor die Gründung des Klosters und zwar als Hauptbeweggrund zum Baue.

kommen. Da wandte sich der Stifter an den Naumburger Bischof Udo I., seinen Anverwandten, mit der Bitte, dem Unfuge zu steuern und nöthigenfalls Cistercienserмönche in's Kloster einzuführen. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster ohnedem gehörte, erfüllte sehr gern solche Bitte und wußte es zu vermitteln, daß sich schon 1132 aus dem berühmten Walkenried *) eine Anzahl Cisterciensermönche (wegen ihrer Kleidung auch genannt: graue Mönche) mit Adelbert (Albert), ihrem neuen Abte, nach Shmölln übersiedelten. Noch vor diesem zweiten Wechsel des Klosterpersonals starb Bruno und wurde mit Frau und Kindern zu Shmölln in ein Grab gelegt. Die grauen Mönche ehrten zwar den entschlafenen Stifter durch strenge Bußübungen und durch ein gottseliges Leben, sehnten sich aber doch bald nach ihrem Mutterkloster Walkenried zurück. Und warum? Weil sie von den heidnischen Nachbarn, den Slaven, gar zu arg geängstigt wurden, weil sie von ihrer Arbeit für die Verbreitung der christlichen Religion keinen Erfolg sahen und weil die Gegend des Klosters keinen Vergleich aushielt mit dem romantisch gelegenen Walkenried.

Der Naumburger Bischof konnte die unzufriedenen Mönche nur dadurch beschwichtigen, daß er ihnen die Erlaubniß gab, innerhalb seines Sprengels irgend eine andere Wohnstätte aussuchen zu dürfen. Alsbald durchzogen die grauen Brüder das Land und blieben endlich im Saalthale vor dem Meierhofe Porte (dem heutigen Schulpforta) stehen. Fanden sie doch hier die Reize ihrer frühern Wohnstätten (Rhein und Harz), wenn auch im verjüngten Maaßstabe, gar lieblich vereinigt; nahm sie doch hier dasselbe Asyl auf, welches dem von Zeiz nach Naumburg übergesiedelten Bischofe selbst schon seit 100 Jahren Sicherheit vor den heidnischen Slaven gewährt hatte. — Der Bischof Udo willigte gern in das Begehren der Mönche und so zogen diese 1137 von Shmölln nach Pforta. Da sie der Bischof für die 1100 Hufen **) des Shmöllner Klostergutes für den Anfang nur mit 50 Hufen Artland in der Naumburger Gegend zu entschädigen vermochte, so versprach er mit Zustimmung des Papstes, daß bei passender Gelegenheit das Pfortenkloster vom Naumburger Bisthume so lange mit Ländereien bedacht werden solle, bis das neue Klostergut dem frühern Besitzthume bei Shmölln gleich geworden sei ***).

*) Die Abtei Walkenried, 1 Stunde von Ellrich auf dem Harze, wurde selbst erst 1127 gegründet und erhielt seine ersten Bewohner aus dem Cistercienserkloster Altenfeld bei Köln. Sie gab fast zu gleicher Zeit (1141) dem neu gestifteten Kloster Sittichenbach bei Eisleben die nöthige Anzahl Mönche.

**) Ob das Shmöllner Kloster vom Grafen Bruno jemals so reich dotirt gewesen sei, wird von Vielen stark bezweifelt.

***) Der genannte Abt Adelbert soll 15 Mal in Rom gewesen sein, gewiß auch in der Absicht, um die Zusage des Naumburger Bischofs hinsichtlich der Gütervermehrung je mehr und mehr erfüllt zu sehen.

Zu den genannten 50 Hufen gehörten nun auch die Ländereien unsres Cusne oder Cusane. Diese Ländereien bildeten das große Viereck, welches noch heute von der Saale, von der sogenannten kleinen Saale und von den östlichen und südlichen Bergen des Kösener Saalthales begrenzt ist. Von 1137—1140, während welcher Zeit die Pfortaischen Klostergebäude erbaut wurden, wohnten die Cistercienfermönche auf ihrem nahen Meierhofe Kösen. Dieser einstweilige Aufenthalt zu Kösen ist es nun, welcher mit der Gründung des Klosters in Kösen selbst bis auf die neuern Zeiten verwechselt wurde. Nach dieser irrigen Meinung soll das Kloster von 1137—1175 in Kösen gewesen und dann erst wegen den vielen Belästigungen, welche ihm die Reisenden bereiteten, von der Landstraße unter den jetzigen Pfortenberg verlegt worden sein. (Die Chaussee, welche jetzt an Schulpforta vorüberführt, zog sich damals, wegen dem sumpfigen Thalboden, über den Schulpfortenberg nach Naumburg.)

Zum Vorwerke Cusne gehörte schon damals die noch heute vorhandene Mahlmühle am Kösener Wehre, als einziges Besitzthum auf der linken Seite des Flusses.

Jene oben genannten 50 Hufen begriffen auch die Felder eines zweiten Meierhofes Lochwitz in sich. Derselbe lag eine Viertelstunde unterhalb Cusne, ebenfalls am rechten Saalufer und besaß alles Land zwischen der Saale und der kleinen Saale bis nach dem sogenannten „Fischhause" hinunter. Auch zu diesem Vorwerke gehörte eine Mühle, die Lochmühle genannt, aber nicht jenseits, sondern diesseits der Saale, wo die Wirthschaftsgebäude selbst standen. Diese sowie die Mühle mit dem zugehörigen Lochwitzer Wehre sind längst spurlos verschwunden. Schon 20—30 Jahre nach der Gründung des Pfortenklosters wird nur Kösen, nicht mehr aber Lochwitz in den Urkunden genannt. Die Lochmühle stand vielleicht noch einige Jahrzehnte länger. Wenigstens waren zur Reformationszeit bei niederm Wasserstande einzelne Mühlpfähle in der Saale sichtbar.

Das Kloster mochte die Wirthschaften der beiden so nahe gelegenen Vorwerke zu kostspielig finden und verschmolz sie daher in eine, in die nämlich zu Cusne. Aehnlich verhielt es sich mit den beiden Mühlen, von denen ebenfalls die Kösener den Vorrang behielt. Das Lochwitzer Wehr wurde nach dem Wegfall der Mühle natürlich auch unnöthig und ging ein. Es blieb nur ein Wehr, das Kösener. Alle Zehnten und sonstigen Gerechtsame dieser beiden Meierhöfe gingen auf das Kloster über.

So viel über die früheste Vorzeit unsres Kösen. Es war und blieb eine der ersten Besitzungen des Pfortaischen Klosters. Wie sehr auch dasselbe sein Gebiet durch Tausch oder Kauf abzurunden suchte: Kösen wurde ihm wegen seiner Nähe niemals feil.

Auf dem linken Saalufer liegt Neu-Kösen mit 76 Häusern, Neukösen im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn jene schon

genannte Mühle ausgenommen, ist dieser Theil erst im Laufe der letzten 150 Jahre entstanden. Dasselbe gilt auch von allen Privathäusern, ja selbst von den Salinengebäuden auf der andern Seite des Flusses. Nur das Vorwerk Cusne und die dazu gehörige Mühle (Wehr und Brücke mit dazu gerechnet) reichen zurück bis in das früheste vaterländische Alterthum; alles Uebrige gehört der neuern Zeit an.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts bestand Kösen nur aus einer Schäferei (mit dem Gasthofe), aus der Mühle und der Wohnung des Floßmeisters, nebst einigen Hütten für die Floßarbeiter; 1810 zählte es 30 Häuser und 370 Einwohner, 1818 aber schon 637 Seelen in 98 Häusern und 1844: 1046 Seelen in 114 Häusern (14 königliche, 2 Gemeinde- und 98 Privathäuser).

Wenn bei der ersten Angabe nur eine Schäferei, nicht aber der alte Meierhof genannt ist, so hat das darin seinen Grund, daß nach den Zeiten der Reformation das Kammergut oder die Domäne Pforta alle Frucht der nächstgelegenen Felder in seinen eignen Mauern barg und darum das Vorwerk Kösen bis auf eine Schäferei eingehen ließ. So ist es heute noch. Dabei ist freilich zu erwähnen, daß die Schweden im 30jährigen Kriege den Meierhof niederbrannten; Schulpforte bauete 1680 den jetzigen Gasthof, welcher aber schon 1738 der vom Staate gegründeten Saline käuflich überlassen werden mußte.

Ganz Kösen steht auf dem Grund und Boden der Pforta, welches nach und nach auch die Wiesen und Aecker auf dem linken Saalufer zu erwerben wußte. Die einzelnen Hauseigenthümer zahlen an die Pforta einen jährlichen Erbzins. Die Gemeinde hat darum auch gar keine Feldflur. Die wenigen, welche Ackerbau treiben, haben ihre Felder in einer fremden Flur.

Die genannten Wiesen und Aecker auf dem linken Saalufer gehörten in frühester Zeit den Freiherrn und nachmaligen Schenken von Vargula, die sich nach einem herben Mißgeschicke von 1270 an nur Schenken von Tautenburg und Saaleck *) schreiben durften.

Die 288 Fuß lange, ziemlich schmale, steinerne Brücke, welche Alt- und Neukösen verbindet, ist in Deutschland eins der ältesten, wohlerhaltenen Bauwerke dieser Art.

Sie hat 8 Bogen, unter denen sich 5 Spitzbogen befinden. Die alten Gothen pflegten auch ihre Brücken mit solchen Spitzbogen zu bauen. Die Brücke stand sicher schon vor der Gründung des Pfortenklosters (1137); wie viele Jahrzehnte oder Jahrhunderte aber sich ihre Gründung von da an zurückdatirt: darüber schweigt die Geschichte. Das mittelalterliche Faustrecht erhob den Brückenzoll nicht selten mit großen Erpressungen.

Die kleine Saale, welche sich oberhalb des Wehres vom

*) Vargula ist ein Dorf bei Langensalza, Tautenburg ein Dorf bei Jena, Saaleck ist das unserm Kösen nahe gelegene Dorf nebst Burg.

Saalflusse abzweigt, giebt der Papiermühle in Pforta und der bedeutenden Mahlmühle in Almrich (oder genauer: Altenburg, einem Dorfe vor Naumburg) das nöthige Wasser und vereinigt sich dann wieder mit ihrer Mutter. Ihr Bette wurde 1103 (also 34 Jahre vor Gründung des Pfortenklosters) von den Mönchen des Naumburger Georgenklosters gegraben, nachdem der Naumburger Bischof Walram die Erlaubniß und das dazu nöthige Land gegeben. Schon 1172 wurde diese kleine Saale die Ursache, daß das nahe Vorwerk Kukulau von dem genannten Georgenkloster an das Pfortenkloster abgetreten wurde, unter der Bedingung, nämlich, daß die Pförtner Mönche das Kösener Wehr, durch welches der Wasserstand der kleinen Saale jederzeit bedingt ist, im Stande erhalten und das Bette der kleinen Saale bis in den Pförtner Klostergarten, so oft es nöthig wäre, reinigen sollten. Das Georgenkloster verstand sich zu diesem Opfer, weil ihm damals die Almersche Mühle zu 2 Drittel gehörte. (Der 3te Mühlgang gehörte dem Naumburger Moritzkloster). Die zur Erhaltung des Wehres nöthigen Steine durften die Pfortenbrüder mit Erlaubniß des Georgenklosters auf dem Saalberge brechen.

Dieses Wehr, gegen 300 Fuß lang, wurde zuletzt in den Jahren 1823 — 29 mit einem Kostenaufwande von 30340 Thlrn. 15 Sgr. 11 Pf. erneuert. Vertragsmäßig zahlte Pforta (wegen der Mühlen in Kösen, Pforta und Almrich) $\frac{2}{3}$ und die königliche Saline (wegen ihrer Kunsträder) $\frac{1}{3}$ dieser Baukosten.

Die Landstraße, welche über die Kösener Brücke führt, ist ebenfalls uralt. Sie verbindet Leipzig und Halle mit Weimar, Erfurt und endlich mit Frankfurt am Main. Die Entfernung bis Leipzig ist der bis nach Erfurt gleich, nämlich 13 Stunden. Wahrscheinlich bis um die Mitte des 17 Jahrhunderts hatte diese Landstraße eine andre Richtung. Da nämlich der Boden des engen Saalthales, zumal zwischen Kösen und Almrich, stellenweise sehr sumpfig und moorig war, so führte die Chaussee nicht, wie jetzt, an Pforta vorüber, sondern bog rechts um den bei Kösen gelegenen „Galgenberg" (die alte Fehmstätte des Pfortenklosters). Von da führte sie durch die südöstlich gelegene Waldschlucht nach dem oben erwähnten Flemmingen hinauf (daher auch flämische Straße genannt) und lenkte noch vor Naumburg in die jetzige Landstraße ein. Im Gegensatz zu dieser flämischen Straße gab es noch eine zweite, welche gar nicht über die Kösener Brücke, sondern durch die noch heute bei Almrich gebrauchte Saalfuhrt nach Naumburg führte, nachdem sie schon auf dem Kösener Berge bei dem Vorwerke Frenkenau von der nach der Brücke hinabführenden Hauptstraße abgebogen und sich auf dem Saalberge hingezogen hatte. Noch jetzt wird dieser Weg, zumal wenn die Saalfuhrt zu passiren ist, theilweise befahren, doch ist es nur ein gewöhnlicher Communicationsweg, nicht mehr eine Chaussee.

Für die Chaussee, welche von der Brücke den Kösener Berg

hinanführt, hat die preußische Regierung viel gethan. Mit einem Kostenaufwande von 24,769 Thlrn. wurde in den Jahren 1824—27 die Landstraße, welche erst durch Neukösen führte, hinter dasselbe verlegt.

Gleich von der Brücke aus *) wurde ein hoher Damm aufgeworfen. Durch diesen Damm sollte eine doppelte Absicht erreicht werden, einmal um auf demselben eine bedeutende Höhe bequem erreichen und dann, um die schmale, hochbergige Brücke wenigstens von einer Seite übersehen und dadurch ein schlimmes Begegnen der Fuhrwerke vermeiden zu können. Felsen wurden mühsam gesprengt, eine Bergschlucht überbrückt und in einem weiten Bogen die Kösener Berghöhe endlich gewonnen. Noch sieht man die Spur der alten, steilen Landstraße und manches stille wie laute Dankwort erschallt den Behörden, welche hier geholfen.

In den Kriegsnachrichten werden die Kösener Defileen oder Engpässe gar oft erwähnt. Der 30jährige wie der 7jährige Krieg sandte nicht selten seine Schaaren in Eilmärschen nach diesen Höhen. Im Jahre 1706 hatte der wilde Schwede Karl XII. einige Zeit sein Hauptquartier in Kösen und es fielen mehrere Gefechte in der Umgegend vor. Genau 100 Jahre später (1806) ließ Napoleon durch seine Generäle Davoust und Augerau die Kösener Höhen besetzen, um den König von Preußen auf seinem Zuge nach Halle aufzuhalten und so die Vereinigung des Centrums mit der 16,000 Mann starken Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg zu hindern. Dieser Calcul des großen Kriegsmeisters gelang über alle Maaßen. Der Abend des 13. October sah zwar die von Weimar kommende Hauptarmee der Preußen unsern Kösenern Engpässen ebenso nahe, als die über Zeiz und Eisenberg nahende französische Avantgarde. Da aber die Preußen, unbekümmert um die nahen, wichtigen Engpässe, auf der Auerstedter Hochebene ruhig ihr Lager bezogen, so konnte Davoust in der Nacht die gefürchteten Höhen ruhig ersteigen und durch die Dörfer Punscherau, Spielberg und Zeckwar bis Eckartsberga hin den Weg nach Halle versperren und den linken Flügel der Preußen völlig umgehen. Der Nebelmorgen des 14ten October verbarg den Preußen, welche sich bei Jena ebenso wenig wie hier von Kundschaftern bedienen ließen, die drohende Gefahr. Die 10te Morgenstunde brachte Sonnenschein, aber auch die traurige Gewißheit der völligen Niederlage! — Was nach dieser Stunde geschah, war nur erfolglose Abwehr des harten Schlags; in regelloser Flucht eilte bald Alles über Buttstedt, Söm-

*) Dabei wurde die unmittelbar an der Brücke stromabwärts gelegene, massive Amtswohnung (1707 erbaut) des sonstigen Floßmeisters völlig rasirt. Der neue Damm würde nämlich den Oberstuben dieses Gebäudes gar zu nahe gekommen sein. Die Hintergebäude müssen jetzt (im Herbste 1844) auch noch weichen und zwar der neuen Eisenbahn, welche hier eine ihrer vielen Saalbrücken ausmünden läßt.

merda und Sondershausen dem Harze zu und verwickelte sich mit den traurigen Ueberresten des bei Jena geschlagenen linken Flügels. So mußten also die Franzosen bei Jena wie hier von der Saale aus Berge ersteigen, um eine Schlachtebene zu finden. Solches Heraufglimmen aus dem Saalthale wurde ihnen bei Jena durch unzureichende Operationen, bei Kösen aber gar nicht erschwert. Da jubelten die, durch lange Tag- und Nachtmärsche ermüdeten, Franzmänner ihr: Vive l'Empereur! und errangen den glänzendsten Sieg über 100,000 Streiter *).

Im Jahre 1813 bildete der Kösener Engpaß wiederum eine wichtige Position. Schon im Mai, als Napoleon zur Lützener Schlacht zog, hatte er an die Möglichkeit gedacht, daß ihm im Fall eines Rückzugs dieser Engpaß versperrt werden könnte; daher hatte er, wie einst der Schwedenkönig Gustav Adolph, **) im Naumburger Saalthale an 2 Orten (bei Roßbach und an der Hallischen Fähre [Gasthof zur „nackten Henne"]) 2 Brücken schlagen und zu deren Vertheidigung mehrere Feldschanzen aufwerfen lassen. Weder von diesen Nothbrücken, die ohnehin durch die nachrückenden Alliirten zerstört waren, noch von der Kösener Brücke konnte der nach der Leipziger Schlacht flüchtige Napoleon Gebrauch machen. Denn schon früher war er, geschreckt durch die falsche Nachricht, daß ihm bei Naumburg 30,000 Oestreicher den Weg versperren wollten, bei Weißenfels über die dasige Saalbrücke gegangen, um auf den Bergen das Naumburger und Kösener Saalthal zu umgehen. Bei Freiburg, wo er im Angesichte der ihn hitzig verfolgenden Preußen (York und später Blücher) die Unstrut passirte, am 21 October angekommen, war es sein erstes Geschäft, die Berge bis Kösen durch starke Batterien zu besetzen, um so lange Herr des Saalthales zu bleiben, bis seine Truppen auf den Hochebenen nach Eckartsberga, Buttstedt und Erfurt einen sichern Vorsprung gewonnen haben

*) 60,000 Preußen bei Hassenhausen und Auerstedt, 40,000 Preußen und Sachsen bei Jena. Bei den Franzosen war das Verhältniß umgekehrt. Bei Jena standen unter Napoleon 80,000 Mann, bei Hassenhausen unter Davoust 30—40,000 Mann. Bemerkenswerth ist, daß in den französischen Büllcetins, welche nach Paris flogen, die Schlacht bei Auerstedt nur Treffen genannt und in die Schlacht bei Jena mit einbegriffen wird. — Wollte vielleicht dadurch der ruhmsüchtige Napoleon den Einwurf begegnen, daß er selbst nur den linken Flügel, nicht aber das starke Centrum der preußischen Gesammtmacht vernichtet habe?

**) Gustav Adolph zog auch nach Lützen und zwar zur siegreichen Todesschlacht. Am 30. October 1632 brach er mit seiner Armee von Buttstedt nach Naumburg auf. Ob er gleich an diesem Tage in letzterer Stadt übernachten wollte, so hielt er es doch wegen der Nähe des Feindes für rathsam, auf den Kösener Höhen zu bleiben (er frühstückte am 30. October in dem schon genannten Dorfe Punscherau) um erst am 31. October in das Saalthal hinunterzusteigen. Die Infanterie zog über die Kösener Brücke, die Cavallerie über den Saalberg und durch die Saalfuhrt bei Almrich.

würden. Das gelang ihm auch vollkommen. Da die Franzosen die über Lützen nach Weißenfels führende gerade Landstraße wohl besetzt hatten, so kamen die über Zeiz und Pegau eilenden Russen und Oesterreicher in Naumburg und Kösen zu spät an. Die französischen Batterien donnerten ihnen schon von den Bergen entgegen, als sie dieselben ersteigen wollten. Wenn auch die überaus feste Kösener Brücke vom feindlichen Feuer nicht zerstört werden konnte, so kamen doch die Aliirten nicht eher über dieselbe, als bis die französische Armee ihren Fluchtweg gesichert hatte. Napoleon behielt für die ihm gebliebenen 80—100,000 Mann den rettenden Vorsprung bis an den Rhein. Erst bei Hanau konnte er von den Aliirten wieder erreicht werden. Kösen litt bei dieser Kanonade des 21. October sehr. Einige, wie zu Hassenhausen, in die Häuser eingemauerte Kanonenkugeln erinnern noch jetzt an die schwere Kriegszeit.

Das jetzige Schulhaus war früher ein Privathaus; es wurde 1831 von der Gemeinde für 1950 Thlr. angekauft und mit einem Aufwande von 600 Thlr. für die neue Bestimmung eingerichtet. Die gewohnte Huld des verstorbenen Königs unterstützte hierbei die Gemeinde mit 800 Thlr. — Das alte Schulhaus stand in derselben Straße 8 Häuser aufwärts, war einstöckig und konnte die gewachsene Kinderzahl nicht mehr fassen. — Die zweite Schullehrerstelle wurde 1833 gegründet; 166 Kinder besuchen die Schule. Außerdem werden noch gegen 15 Kinder in einer schola collecta unterrichtet, welche seit 1830 besteht und von einem Predigtamtscandidaten geleitet wird.

Kösen ist nach Schulpforta eingepfarrt und hat kein eigenes Gotteshaus. Alle Leichen wurden bis zum Jahre 1786 nach Pforta geschafft; am 26. November desselben Jahres wurde der neue Kösener Gottesacker eingeweiht, nachdem acht Tage vorher (am 18. November) der letzte Leichenzug nach Pforta statt gefunden hatte. Die neue Chaussee hat den Kösener Friedhof so begrenzt, daß eine Erweiterung desselben nicht mehr möglich ist. Darum hat man auch schon daran gedacht, jenseits der Saale zwischen den beiden Gradirhäusern eine passendere Gräberstätte abzugrenzen.

Fremde darf nur der Gasthof zum muthigen Ritter beherbergen. Außerdem giebt es noch drei andere Schenkwirthschaften, deren Besitzer zugleich Bäckermeister sind. H ä m m e r l i n g! Der Name dieses Kuchenbäckers ist Einheimischen wie Fremden schon seit vielen Jahrzehnten sattsam bekannt: im hohen Sommer wie im tiefen Winter darf man täglich und stündlich eines guten Imbisses gewiß sein. —

Wir kommen nun zu den drei Potenzen, welche Kösens Wohlstand begründeten und noch fortwährend mehren; wir meinen die H o l z f l ö ß e, die S a l i n e und das B a d.

Die Holzflöße

schafft Stämme, Bretter, Latten und Scheite herbei. Die Langholzflöße war mehrere Jahrhunderte früher im Gange, als die Scheitflöße, da es wohl in hiesiger Gegend bis in's 16. Jahrhundert am nöthigen Brennholze nie fehlte, die fichtenen Baustämme aber jederzeit in der Ferne erkauft werden mußten. Die vornehmsten Holzlieferanten sind Altenburg, Reuß, Schwarzburg-Rudolstadt und Weimar.

Der Ankauf des Scheitholzes geschieht schon im Herbste; von da an haben die Floßbeamten über die Scheite zu wachen und dieselben zur rechten Zeit in's Wasser zu bringen. Zur rechten Zeit — denn hat sich einmal das Schneewasser, welches die Waldbäche bedeutend anschwellt, aus den Gebirgen verlaufen, dann giebt es eine schlimme Flöße bis zur Saale. Bis zum Jahre 1818 wurden in Kösen ungeheure Holzvorräthe aufgehäuft; die Summe der Klaftern betrug nicht selten 50,000. Alles Scheitholz nämlich, welches von Kösen aus stromabwärts bestellt war, wurde in Kösen selbst erst ausgesetzt, gemessen und dann wieder in die Saale geworfen. Dieses Verhältniß hat jetzt aufgehört. Die Scheite werden in Kösen, Naumburg, Weißenfels, Dürrenberg, Merseburg, Holleben und Halle, wo sich der letzte Floßrechen befindet, zu gleicher Zeit ausgesetzt; dadurch wird viel Zeit und Mühe erspart; in Halle kommen jetzt die Scheite viel früher an, als man sich sonst in Kösen zur Fortsetzung der Flöße anschickte. — Der Bedarf dieses Scheitholzes, das fast ohne Ausnahme nur weiches Holz ist, hat sich bedeutend vermindert, seitdem in nahe und fern die Feuerung mit Braun- oder Erdkohlen eingeführt ist. Wie viele Tausende von Klaftern würden jetzt allein die drei Salinen Kösen, Dürrenberg und Halle verbrauchen! Unter 30,000 Klaftern gewiß nicht. — Jedes Haus in Kösen muß gegen den üblichen Tageslohn einen Mann zur Scheitflöße senden.

Liegt der Scheithandel in den Händen der betreffenden Regierungen, so ist der Verkauf des Langholzes Sache der einzelnen Privaten. In letzterer Hinsicht werden zu Kösen bedeutende Geschäfte gemacht. Es giebt daselbst 2 Holzmessen, zu Ostern und zu Johannis. Zu Ostern werden gewöhnlich 800 Flosse à 30—50 Stämme verkauft Diese Baumstämme zerstreuen sich bis Leipzig, Halle, Altstedt und bis an den Kyffhäuser.

Die Saline

ist recht eigentlich das Werk des polnisch-chursächsischen Bergrathes Gottfried Borlach, der Sohn eines Tischlers Hermann Borlach zu Dresden, daselbst geboren den 24. Mai 1687, zu Kösen gestorben den 4. Juli 1768. Mochte auch schon 1681 die Nähe der uralten, nur 2 Stunden entfernten Sulzaer Saline, die wie

die Hallische bereits im 11. Jahrhunderte bestand, zu Versuchen angetrieben haben, in Kösen nach einer Salzquelle zu graben: schon 1686 gerieth die Arbeit gänzlich ins Stocken. — Mochte auch 1714 unter Churfürst August dem Starken († 1733), der sich wegen seiner Polnischen Königskrone fast immer in Geldnoth befand, ein Verein von Spekulanten, unter denen auch der Floßmeister Wenzel zu Kösen genannt wird, durch seine prahlerischen *) Versprechungen am Throne ein geneigtes Ohr gefunden haben: es erstand immer eine Saline zu Kösen. Erst Borlach brachte dieselbe in Gang. Nachdem sich nämlich dieser Mann 1718—1719 in den riesigen Salzwerken zu Wieliczka in Gallizien als Ingenieur aufgehalten, kehrte er 1720 nach Dresden zurück, richtete von 1722 die Saline in Artern zweckmäßiger ein und wandte sich endlich 1730 nach unserm Kösen. Seine erste Arbeit, den alten verlassenen Soolschacht noch tiefer hinabzutreiben, wurde bald gekrönt: schon am 1. Juli 1730, nachdem gewaltige Sandsteinfelsen durchbrochen waren, strömte die ersehnte Soole hell und klar hervor. Dieser Schacht war 492 Fuß tief; ein zweiter ganz neuer, den nun Borlach mit Siegesfreude grub und abteufte, erhielt die Tiefe von 514 Fuß; beide Schächte wurden durch einen 754 Fuß langen Stollen, in welchem gerade die besten Salzquellen entsprangen, glücklich verbunden.

So war denn die Arbeit unter der Erde meisterhaft vollbracht; die Arbeit über der Erde war erfreulicher: 2 Gradirhäuser für Verdunstung der wässerichten Sooltheile und 6 Koten mit 6 Siedepfannen waren bald errichtet. — Die neue Saline rentirte in kurzer Zeit sehr gut. — Wie sich Borlach um die Salinen in Artern und Kösen die größten Verdienste erwarb, so that er es auch später in Dürrenberg **). Darum heißt er auch mit vollem Rechte der Vater der sächsischen Salinen.

*) Diese Speculanten verheißen der churfürstlichen Kasse goldene Renten und sprachen von einer bisher unbekannten Methode, die Soole ohne Gradirung und mit der Hälfte des bisher in anderen Salinen gebrauchten Holzes in Salz, das Salz in Salpeter und dieses ohne weiteres in Schießpulver, sowie Eisen in Stahl oder Kupfer zu verwandeln; sie wollten Kösen wenigstens um 100 neue Häuser vergrößern, eine Kirche, Pfarre und Schule bauen, eine Glashütte anlegen, und ein reiches, freilich erst zu gründendes Silberbergwerk dem Churfürsten als Geschenk überlassen. — Fürwahr ungeheure Versprechungen, bei denen man sich nicht genug wundern kann, daß sich der Churfürst mit seinen Räthen so arg mystificiren und sogar zur Abschließung eines förmlichen Contractes verleiten ließ. Natürlich blieb Alles nur leeres Wortgeklingel: weder die Fürstliche noch eines Bauern Zunge schmeckte jemals ein Jota all' dieser Süßigkeiten.

**) Daselbst war die Salzquelle zwar schon 1740 entdeckt, aber wenig benutzt worden. — Borlach trieb den Schacht so tief hinab, daß er am 16. Sept. 1763 (also 5 Jahre vor seinem Tode) die mächtige Hauptquelle erreichte; dieselbe strömte mit solcher Gewalt hervor, daß die arbeitenden Bergleute in Lebensgefahr geriethen, und daß die Soole binnen zwei Stunden den ganzen Schacht füllte und in die Saale lief.

Wenn manche berichten, daß Borlach in Kösen begraben liege und daß daselbst auf seinem Grabe noch heute ein Denkstein zu finden sei, so ist beides ein Irrthum. Wie sollten auch die Gebeine des Entschlafenen 1768 in Kösen, welches erst 1786 einen Gottesacker erhielt, beigesetzt worden sein! Die Leiche Borlach's ist in aller Stille von Kösen nach Schulpforta geschafft und daselbst eben so still begraben worden. Auch in Pforta ist ein Denkmal nicht zu finden.

Nach dem Tode Borlach's nahmen dessen würdige Schüler und Freunde, der Baumeister Schröter und der Bergrath Senff die Kösener Saline in ihre besondere Pflege. Der erstere versah sie mit einem Pumpenwerke, welches durch zwei, von der kleinen Saale getriebene Kunsträder in Bewegung gesetzt wird und die Soole zu wiederholten Malen auf die Gradirhäuser hinauftreibt. Diese Pumpenarbeit mußten vorher in Kösen Menschenhände, an andern Orten Windmühlen verrichten. Wie unsicher, wenn die Hände lässig wurden, der Wind aber ganz ausblieb! —

Der andere führte die schon seit 1771 in Dürrenberg üblichen, größeren, vor Schnee und Regen geschützten Soolschiffe (unterhalb der Gradirhäuser) 1780 auch in Kösen ein, nachdem in demselben Jahre auf dem „Rechenberge" (hinter dem oben genannten Gasthofe) noch ein neues Gradirhaus erbaut worden war; um dieselbe Zeit sorgte Senff für unbedachte Gradirhäuser (Gradirhäuser ohne Dach), welche das Verdunsten der Wassertheile bei weitem mehr fördern als die bedachten; 1793 legte derselbe in der Erde einen großen Behälter an, der alle gradirte Soole bis zur bequemen Siedezeit sicher birgt; 1795 verwandelte derselbe die kostspielige Holzfeuerung in die bequeme und wohlfeile Braunkohlenfeuerung und versuchte 1800 die Sonnensalzfabrication. Die Kösener Saline gräbt ihre Braunkohlen bei dem zwei Stunden entfernten Dorfe Mertendorf, eine Stunde hinter Naumburg.

Im Jahre 1815 half Kösen „den unermeßlichen Salzreichthum der preußischen Provinz Sachsen" vermehren, indeß das Mutterland Sachsen auch nicht eine einzige Salzquelle behielt. Im 19. Artikel des am 18. Mai 1815 zu Wien abgeschlossenen Vertrags versprach Preußen, fortan jährlich 150,000 Ctr. Salz an Sachsen zu liefern. Sachsen verpflichtete sich für alle Zeit, diese Quantität Salz als das Minimum seines Bedarfs für einen Preis anzunehmen, der von einer gemeinsamen Commission bestimmt werden sollte. Sachsen wurde das Recht zugestanden, seine Forderung von 150,000 Ctr. Salz bis auf 250,000 Ctr. steigern zu dürfen, jedoch so, daß es bei einem Mehrbedarfe unter 50,000 Ctr. 6 Monate vorher, bei einem Mehrbedarfe aber über 50,000 Ctr. ein Jahr vorher Preußen in Kenntniß setzte. — Dürrenberg und Kösen sollten an Sachsen das versprochene Salz liefern. Für den Fall, daß diese beiden Salinen die erforderliche Quantiät nicht würden schaffen können, sollten die zunächst gelegenen Salinen den Ausfall decken.

Unter der preußischen Herrschaft ist die Saline in ihren einzelnen Theilen fast durchgängig erneuert und vielfach vervollkommnet worden. Dahin gehört vornehmlich die seit 1819 errichtete Glaubersalzfabrik, welche jährlich 1400—1600 Ctr. liefert. Die Saline liefert jährlich 57,200 Ctr. Kochsalz (1430 Lasten).

Seit 1817 feiert Kösen jährlich ein Brunnenfest zum Andenken an die Gründung seiner Saline. Die Bergleute aus Mertendorf vereinen sich mit den hiesigen Salinenarbeitern auf einige Tage zur harmlosen Freude. Ein festlicher Aufzug, an welchem die Kösener Schuljugend mit ihren Lehrern, sowie sämmtliche Salinenbeamte Antheil nehmen, fehlt nicht. Dabei wird eine kurze Biographie Borlach's und die Chronik der hiesigen Saline vorgelesen. — Das Salinenpersonal zählt gegen 60 Köpfe, der Mertendorfer Bergleute giebt es gegen 20.

Am 1. Juli 1830 wurde das 100jährige Jubiläum der Saline festlich begangen. Die Salinen Artern, Dürrenberg und Schönebeck hatten ihre Abgeordneten gesandt; bei der religiösen Feier, welche unter freiem Himmel statt fand, hielt der geistliche Inspector Professor Schmieder aus Schulpforta die Festrede über Marcus 9, 50: „das Salz ist gut; habt Salz bei euch und habt Friede unter einander." — Im Festsaale des Gasthofs prangte das Brustbild Borlach's, unter diesem die Bilder seiner Schüler Senff und Schröter. Abends waren die Beamtenwohnungen erleuchtet. Das Brunnenfest, welches sonst gewöhnlich in den ersten Tagen des August gefeiert wurde, jetzt aber seit dem Tode des Königs am 30. Juni jedes Jahres beginnt, wurde in diesem Jahre mit dem Jubiläum vereinigt.

Im Jahre 1833 wurde eine Druckpumpe erbaut, um das Wasser aus der kleinen Saale der chemischen Fabrik zuzuführen und in mehrere Gärten zum Gießen, Waschen, Bleichen 2c. zu leiten. Die Röhren münden an mehreren Orten.

Das Bad

hat sich in den letzten Jahrzehnten ungemein gehoben. Wir nennen die Anzahl Kurgäste aus einigen Jahren:

1823	enthielt	die	Badeliste	72	Nummern.
1825	"	"	"	54	"
1826	"	"	"	61	"
1830	"	"	"	34	"
1835	"	"	"	88	"
1839	"	"	"	166	"
1840	"	"	"	144	"
1841	"	"	"	173	"
1842	"	"	"	224	"
1843	"	"	"	276	"
1844	"	"	"	213	"

Dabei ist zu erwähnen, daß die einzelnen Nummern nicht einzelne Personen, sondern in der Regel mehrere Glieder einer Familie bezeichnen, so daß z. B. im Jahre 1843 gewiß 6—700 Personen das Bad besuchten, darunter viele Kinder, welche gerade in Kösen vorzugsweise zu erstarken pflegen. — So ist denn das Wort des berühmten Dr. Hufeland, der sich selbst 1825 unter den Badenden befand und dem Kösener Bade eine gesegnete Zukunft verhieß, bis jetzt herrlich in Erfüllung gegangen, und wird nach allen gegebenen Auspicien noch mehr zur Wahrheit werden. Ohne allen Zweifel zieht das schöne Saalthal mit seinen zahlreichen, wunderlieblichen Parthien viele, viele Badegäste an und mahnt sie, wie eine liebende Mutter ihre fernen Kinder, an das baldige Wiederkommen. Auch mag manchen Badegast die Hoffnung hierher führen, im nahen Pforta und Naumburg werthe Verbindungen anknüpfen zu können. Doch würde das Alles die so schnell gestiegene Frequenz des Bades nicht sattsam erklären, wenn nicht vielen Patienten die ersehnte Hülfe geworden wäre. Und das ist in der That oft der Fall gewesen. Viele sind im Kösener Soolbade genesen und senden nun die leidenden Brüder und Schwestern nach demselben Thale.

Die Soolbäder werden am meisten gebraucht. Doch hat Kösen auch eine, der Bibraer und Lauchstedter ähnliche, Eisenquelle. Dieselbe wurde 1725 zufällig bei einer Reparatur der schon genannten Mühle im Flußbette selbst gefunden und dann am nahen Ufer aufgesucht und vor dem Saalwasser gesichert *).

Hatte früher die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Badegäste wenig Einfluß auf die äußern Verhältnisse Kösens, so hat sich das in der Jetztzeit sehr geändert. Elegante Häuser, Galanteriebuden- und Läden, ein recht braves Musikchor, nette Anlagen am Nikolausberge, eine tägliche Postverbindung mit Naumburg, ein Badehaus mit 44 Stuben (in diesem Herbste erbaut): das Alles **) ist durch die größere Frequenz des Bades hervorgerufen worden. Und welchen Hebel wird diese Frequenz durch die Eisenbahn erhalten, deren Bau seit einigen Wochen unmittelbar neben der Saalbrücke begonnen hat! ***)

So wachse denn fort, du trautes Kösen! Laß fließen deine Quellen zum Heil und Frommen der Gesunden und Kranken;

---

*) Der Salinen- (und Bade-) Arzt Rosenberger hat 1842 über den Gebrauch des Bades eine besondere Schrift verfaßt.

**) Eine eigene Apotheke ist den Kösenern in sichere Aussicht gestellt, nachdem die Merseburger Regierung in ihrem Amtsblatte schon unterm 3. April 1843 die betreffende Aufforderung erlassen hat.

***) Daß das Kösener Soolbad im nahen Sulza einen mächtigern Nebenbuhler als bisher erhalten werde, steht kaum zu bezweifeln. Ist einmal das romantische Ilmthal bei Sulza durch die Eisenbahn aufgeschlossen, so wird es nicht an Speculanten fehlen.

führe deiner hochbejahrte Mutter Pforta noch viele, viele Kinder zu; in deinem Thale walte früh und spät reges Leben; dein Rebensaft erfreue des Jünglings wie des Greises Herz; der Spiegel deines Stromes erglänze noch oft im Rosenschimmer der Tageskönigin; über deine Wellen lege der Mond noch lange seinen nächtlichen Silberschleier; deine Berge seien fort und fort ein Altar des Höchsten! — So wachse denn fort, du trautes Kösen, und bewahre deine Schöne, daß Alle, die zu dir kommen, die von dir scheiden, dich segnen und deinen Namen verkündigen!

A. C. Ende,
Pfarrer zu Ostramondra.

Burg Morungen.

> Schau, wie dort die alte Veste
> Von der Höh herniedertrauert,
> Auf dem Thurme nisten Eulen,
> In den Mauern Gras und Sträuche.
>
> △

Ueber den Harz ist schon unendlich Vieles geschrieben worden, aber die meisten Wanderbücher über dies romantische Gebirge täuschen den, der sie mit der Erwartung zur Hand nimmt, in ihnen etwas Neues zu finden. Jeder, der den Harz durchwandert, hält sich berufen, seine Reise zu beschreiben, greift nach einigen ältern Werken, die über unser Gebirge Interessantes enthalten, schreibt daraus das, was er nicht weiß, ab, und fügt unbedeutende Bemerkungen und einige poetische Floskeln hinzu. Noch ärger, als diese Herren, macht es Herr Wadzeck, ein Berliner, der gar nicht auf die Berge gekommen ist, da sie ihm, wie er selbst gesteht, zu hoch, und er gerade unpäßlich gewesen; — dennoch hält er es, wahrscheinlich um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, für nothwendig, das Publicum mit der Beschreibung seiner traurigen Reise zu langweilen, schreibt ehrlich, — nämlich mit Anführung der Quellen, — den jedesmaligen Bedarf aus andern Werken, besonders aus Gottschalks „Taschenbuche für Reisende in den Harz" ab, und fügt noch einige geistreiche Bemerkungen hinzu, die ihm sein Reisegefährte, Herr Kaufmann Bartels mittheilt, der, während Herr Wadzeck tief unten im Thale sehr betrübt im Wagen der Rückkehr des Freundes harrt, wenigstens die wichtigsten Berge muthig erklimmt, und dann bis zur nächsten Station seinen Freund mit dem, was er auf der Höhe gesehen oder empfunden hat, unterhält. Solche und ähnliche

Reisende haben wir eine große Menge. Wie die Engländer laufen sie pflichtschuldigst, mit einem papiernen „Führer durch den Harz" versehen, auf dem breitgetretenen Wege, den ihre Vorgänger wandelten, und sind höchlich zufrieden, wenn sie das gesehen haben, was auch jene sahen. — Ja, selbst talentvolle Männer, welche uns gediegene Reiseberichte liefern könnten, bieten uns in ihren Schriften über den Harz nichts Neues, da Alle nur dem allgemeinen Strome von Falkenstein nach Mägdesprung, Alexisbad, Stufenberg, Roßtrappe, Rübeland, Wernigerode, Ilsenburg, Brocken, u. s. w. folgen, und sich wenig um das bekümmern, was abgeschieden im Gebirge, wo die Pfade unwegsamer, und die Gasthäuser unwirthlicher werden, ja, was nur einige Stunden rechts oder links von der eben angegebenen bequemen Reiseroute liegt. Es sind daher noch viele Punkte auf dem Harzgebirge, die fast noch gar nicht bekannt und deshalb auch wenig besucht sind, und zu diesen gehört auch die Ruine Morungen.

Zwei Stunden von der freundlichen Stadt Sangerhausen, und eben so weit von der alten Kaiserpfalz Wallhausen, erheben sich in düsterer Abgeschiedenheit die morschen Reste der Burg Morungen, die, um sie von mehreren eben so heißenden andern Burgen zu unterscheiden, trotz ihrer Zerfallenheit, den Namen Neu-Morungen führt. Wenig bekannt, wird sie auch wenig besucht, denn keine belebte Landstraße führt in ihrer Nähe vorüber, und nur selten verirrt sich der Fuß eines einsamen Wanderers zu dem alten Gemäuer, das so viele Jahrhunderte gesehen hat, und dessen Anblick in uns gar wehmüthige, ernste Gefühle erweckt.

Wir ersteigen den Berg, auf dem die Ruinen liegen, und gelangen zuerst an ein Thor, das, überall geborsten, jeden Augenblick zusammenzustürzen droht. Hier und da erheben sich Reste der Ringmauer, die an einigen Stellen schon ganz und gar eingefallen und in Staub gesunken ist. Im Innern der Burg angelangt, sehen wir uns von mehreren Mauerresten, welche Theile des eigentlichen Wohnhauses waren, umringt, über welche sich ein hoher, halbgeborstener Thurm noch immer kühn in die Lüfte erhebt. Hohe Trümmerhaufen, von Gebüsch und Stauden aller Art überwachsen und umsponnen, zeugen von der ehemaligen Größe und Pracht dieser gewiß einst sehr ansehnlichen Burg, die auch von bedeutender Festigkeit gewesen sein muß, da man, nach dem sich weiter fortziehenden Bergrücken hin, noch Spuren vieler ehemaliger Außenwerke sieht, die stets durch tiefe Gräben, — welche mit unsäglicher Mühe in den Thonschieferfelsen, aus dem der Burgberg besteht, hineingearbeitet sind, — von der eigentlichen Burg getrennt waren.

Wer die Veste Morungen erbaute, ist nicht bekannt, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Entstehung in das graueste Alterthum hinaufreicht. Einer Sage zufolge hielt sich Karl der Große, in den Kriegen, die er mit den Sachsen führte, oft auf Morungen auf, und aus jenen Zeiten sollen auch die Verschanzungen herrühren,

welche man in der Nähe der Burg findet, z. B. die Sachsenschanze*), auf einer nahe gelegenen Anhöhe, wo man noch einen Schutthaufen gewahrt, der mit einem Graben, in welchem uralte Eichen aufgesproßt sind, umgeben ist. — Sehr wahrscheinlich ist es, daß sie erbaut wurde, um bei herannahender Gefahr die in der Nähe liegende mächtige Pfalz Wallhausen schützen zu helfen, denn sowohl die Größe der Burg, als auch die Menge der Befestigungen, bezeugen, daß man auf den Besitz von Morungen einen ganz besondern Werth gelegt haben muß. Daß es, nach der Erzählung des Volks, Grafen von Morungen gegeben, welche die Burg erbaut haben, und so ansehnlich und mächtig gewesen sein sollen, daß ihnen, außer andern Besitzungen, auch die ganze Stadt Sangerhausen gehörte, läßt sich zwar nicht beweisen, aber das ist ausgemacht, daß man eine Familie von Morungen, vielleicht ein burgmännisches Geschlecht, findet, die den Namen von unserer Burg führte, denn in einer vor mir liegenden alten Chronik der nicht weit von Morungen gelegenen Stadt Sangerhausen, sagt der Verfasser **) bei Aufzählung der in Sangerhausen wohnenden adeligen Familien: „In der Stadt haben noch einen Sitz die von Morungen an St. Ulrichs Kirchhofe, und ein Backhaus hinten aus an der Straße gegen dem Riestädter Thor zu. Ob sie es lang gehabt haben, oder ihr Sitz ein Stück vom Nonnenkloster gewesen sei, stehet zu erforschen. Itzo sitzen sie da, und haben über das zu Obersdorf einen Rittersitz, davon sie Pachtgeld bekommen. Anno 1467 hat gelebt Busso von Morungen, ein Ritter, ist bei der Lehenempfahung der Mannesfeldischen Grafen vom Erzbischof Johann zu Magdeburg als Zeuge gewesen. Anno 1483 hat Görge von Morungen gelebet und zu Riestädt gewohnet, dem ist die Schenke zu Emseloh zu Lehn gegangen. In der Kirche St. Ulrich haben sie unter der Orgel einen Erbstuhl, und unter dem Chor ein Erbbegräbniß, — wie sie vorgeben; — zu St. Jakob einen Weiberstuhl, der nur pro **Forma** da steht, ledig und wüste, kömmet das ganze Jahr nicht eine Magd hinein. Vor der Stadt ist etlich Acker, davor sie einen Zins, Rietschart genannt, bekommen, auf Michaelis allezeit. So haben sie auch Zins-Getreidig in der Stadt zu fordern. Ihren Namen finde ich Anno 1367, da wird Herr Heinz von Morungen jenennet in Herzogs Magni Brief. Die Hälfte an des Raths Malzmühle ist auch ihr gewesen vor zweihundert Jahren, aber wegkommen. Anno 1627 ist in der Kirche hinten, da die Laterne hänget, — man nennets die Gruft — geleget worden Wolf von Morungen,

---

*) Einige dabei gelegene Teiche heißen: die Sachsenteiche.

**) Samuel Müller's SUPERINTEND. zu Sangerhaußen Chronicka der Uralten Berg-Stadt Sangerhaußen, darinnen 2c. — Das Buch ist in einem höchst pikanten Tone geschrieben. Der Verfasser scheint sehr bissiger Natur gewesen zu sein, der Jedem etwas anhängt und auch die von Morungen nicht verschont.

der war vor der Pest Anno 1626 nach Edersleben in den Gasthof geflohen, da hat ihn zwar nicht die Pest, aber doch derselben Schwester, die rothe Ruhr, gefunden und weggenommen. Er stund wohl ein halbes Jahr in einem Keller seines Hauses, ehe er zur Erden bestattet wurde, denn die Söhne waren im Kriege, und furchte sich die Wittib vor dem Sterben, in die Stadt zu kommen, es sollte erst Alles wieder gut werden. Die Morungen wollen ein Erbbegräbniß an selbigem Ort der Kirche haben, fiel demnach nichts davor. Obs aber wahr sei, weiß ich nicht. In der Kirche haben die von Morungen unter der Orgel einen Vorstand, der haltich auch erblich und lösefrei sein soll. Melchior von Morungen, der auch Anno 1626 gestorben, hat drei junge Söhne gelassen. Von der Verstorbenen guten Werken weiß man nichts. Melchior aber hat gemeiner Stadt Rechtfertigungen zugezogen, etliche Hufen Landes dem Stift zum heiligen Geist verkauft, und hernach nicht gewähren können, darüber eine Zanksache worden. Seine Söhne sind einer dem Könige von Dänemark, der andere dem Kaiser zugezogen im niedersächsischen Kriege, und also einer den andern zu erschlagen. Es soll dieses sich versucht heißen. Melchior von Morungen ist ein wüster Mensch gewesen, den Leuten die Fenster eingeschlagen, viel verwundet, die Bürgermeister agirt, und auf dem Felde zu Boden geritten, nämlich Bürgermeister Johann Klebischen. Anno 1635 hielte er Haus, daß er das liebe Brot nicht hatte, kunnte sich auch nicht länger behelfen, zog davon, und ließ das Gut stehen. Heinrich sein Bruder ein jung Bürschlein. Es erstach ihn einer liederlich. Es stehet auf diesen dreien von Morungen das ganze Geschlecht, gehen sie ab, als leicht geschehen kann, gehet das ganze Geschlecht dahin."

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Familie die Burg Morungen inne gehabt, aber ob sie jemals Eigenthümer derselben gewesen sind, ist sehr zweifelhaft, wenigstens werden sie nie als solche genannt. Wären sie wirkliche Besitzer der Veste gewesen, so müßte sie ihnen in sehr früher Zeit abgekauft oder entrissen worden sein, es ist daher am Wahrscheinlichsten, daß sie nur Burgmänner auf Morungen waren, und sich, nach damaliger Sitte, davon nannten. Dies wird um so wahrscheinlicher, da wir die Burg immer in den Händen solcher Männer finden, die nicht selbst hier hausen konnten, und daher zu ihrer Vertheidigung einen Burgmann halten mußten.

Einer, jedoch unverbürgten Nachricht zufolge, besaß sie im elften Jahrhundert Pfalzgraf Friedrich IV. von Sachsen. Ihm wurde sie durch Kaiser Heinrich IV. entrissen, aber in den Kriegen, die dieser unruhige Fürst gegen die Thüringer führte, im J. 1076 zerstört, jedoch, als Heinrich wieder die Oberhand erhielt, augenblicklich wieder aufgebaut.

In den letzten Jahren des elften Jahrhunderts finden wir Morungen im Besitze des Grafen Wiprecht von Groitzsch. Im Bene=

dictinerkloster Pegau, welches von Wiprecht im J. 1094 gestiftet worden ist, sollen noch vor nicht gar langen Jahren folgende Worte über seinem Bildnisse zu lesen gewesen sein:

Wipprecht, Graf zu Grötsch, Marggraf zu Laussnitz, Graf zu Eckartsberge, Herr zu Budissin, Nisin und Morungen.

Als im J. 1110 der Graf von Groitzsch, Wiprecht II., seinen Sohn Wenzel, der in Gefangenschaft gerathen war, auslösen wollte, mußte er an Kaiser Heinrich V. viele Besitzungen, und unter ihnen auch Morungen, abtreten. Der Kaiser belehnte nicht lange nachher den Grafen Hoyer von Mannsfeld damit, jedoch nur auf Lebenszeit, weshalb derselbe auf Erhaltung und Verschönerung der Burg nicht viel verwendet haben wird. Im J. 1330 brachte sie Graf Heinrich von Hohenstein an sich, dessen Nachkommen sie bis zum J. 1401 behielten. Im genannten Jahre verpfändete sie Graf Heinrich II. von Hohenstein mit Vorwissen seiner Söhne, der Grafen Heinrich, Günther und Ernst, für 3787 Gulden, an seine Vettern und Schwäger, die Grafen von Mannsfeld, woraus im J. 1408 ein förmlicher Kauf wurde. *) Im J. 1466 wies Kaiser Friedrich III. die Grafen von Mannsfeld wegen der Lehen über die eine Hälfte des Schlosses Morungen und der dasigen Bergwerke, an das Haus Sachsen, und im J. 1487, nach dem Tode des Churfürsten Ernst, belieh dessen Bruder, Albrecht, die Grafen von Mannsfeld mit dem halben Theile des Schlosses Morungen, sammt allen dazu gehörigen, ziemlich weitläufigen Besitzungen.

Im J. 1512 geriethen die Grafen von Mannsfeld mit dem Herzog Georg von Sachsen in Streit wegen der Berggrenzen, die bei dem „Hoylbrunnen" sein sollten, aber sich nicht genau bestimmen ließen, weil die Mahlsteine aus der Erde gerissen, und die Mahlbäume weggebrannt worden waren, ohne daß man den Thäter entdecken konnte. Es wurden deshalb im Januar des Jahres 1525 Zusammenkünfte in Sangerhausen gehalten, durch die man aber nicht zum erwünschten Ziele kam, doch wurden die Mißhelligkeiten später auf gütlichem Wege beigelegt. **)

Da die Veste mehrere Jahrhunderte hindurch aus einer Hand in die andere ging und aus eben diesem Grunde kein Besitzer auf ihre Erhaltung etwas verwendete; so war es nicht zu verwundern, daß sie schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sehr verfallen war. Da auch die spätern Besitzer sie nur immer wiederkäuflich erwarben, und sich ihrer auch nicht weiter annahmen, so ist es allein nur dadurch zu erklären, daß diese einst so mächtige

---

*) cf. Mannsfeldische Chronik, pag. 353.

**) Viele interessante Mittheilungen über die Burg werden wir noch erhalten, wenn einst die Geschichte der Grafschaft Mannsfeld einen tüchtigen Bearbeiter findet. Die Geschichte der Grafen von Mannsfeld von L. F. Niemann (Aschersleben 1834) ist ungenügend.

Veste kaum noch die äußern Umrisse ihrer ehemaligen Größe aufzuweisen vermag. Dennoch sind ihre Reste des Beschauens sehr werth, der Berg aber, auf dem sie in stiller Einsamkeit trauern, verdient besucht zu werden, wenn auch schon lange von der Burg kein Stein mehr zu erblicken sein wird, denn die Aussicht von dieser Höhe in die mit allen Reizen der Natur geschmückte Gegend ist eine der anziehendsten, die ich kenne. Kein Reisender, besonders aber keiner von denen, welche die nahegelegene, — auch nur durch ein im grauesten Alterthume wurzelndes Volksfest, auf welches mehrere Dichter aufmerksam machten, bekannt gewordene Ruine Questenberg besuchen, sollte sich verdrießen lassen, nach Morungen zu wandern, um sich an dem Blicke auf eine der schönsten und romantischsten Gegenden Deutschlands zu weiden. Ganz dicht am Fuße des Berges liegt zwischen hohe Berge tief hinabgesenkt das Dorf Morungen, in dessen Nähe sonst Bergbau auf Kupferschiefer betrieben wurde, und das, so wie die Burg, jetzt der Familie von Eberstein gehört. Gerade vor uns liegt die goldene Aue und die fruchtbare Riethgegend, und der Blick weilt mit Entzücken auf den wallenden Saatfeldern, den üppig grünen Triften, den waldbewachsenen Höhen, und unzähligen Dörfern und Flecken freundlichen und wohlhäbigen Aussehens. Rechts grüßt die alte Warte der Burg Kyffhausen zu uns herüber, weiter hin die Ruine der Rothenburg, und unsere Augen verfolgen die Bergzüge aufwärts bis zum Eichsfelde, wo der mächtige Höhenzug des mir in den letztern Jahren meines Lebens so liebgewordenen Ohmbergs zwischen der alten Grafschaft Hohenstein und dem Eichsfelde Wache hält, links vom Kyffhäuser sehen wir die Ruinen der Sachsenburg und in weiter Ferne die blauen Höhen des Thüringer Waldes, sammt dem Inselsberge. Steht man an einem schönen Tage einsam auf dieser Höhe, umgeben von den Trümmern der Vorwelt, so fühlt man sich von stiller, heiliger Wonne erfüllt. Fern von dem kleinlichen Treiben der Alltagswelt schwebt unser Geist, von heiligen Gefühlen bewegt, zum Höchsten empor, und fühlt sich gestärkt und gestählt, mit neuer Kraft den Mühen und Kämpfen, welche das Leben jedem Sterblichen beut, muthig entgegen zu gehen.

C. Duval.

Kloster Dietenborn.

> Dort stand mit schlanken Kuppeln,
> Von Bäumen rings umgrünt,
> Ein Kloster still und friedlich,
> In dem man Gott gedient;
> Doch schweigt schon lange der Gesang,
> Es tönt nicht mehr der Glocke Klang.
>
> Δ

Einsam und abgeschieden von dem Treiben der Welt, liegt etwa vier Stunden von Nordhausen, und anderthalb Stunden von Bleicherode, in der Nähe des alten Schlosses Lohra, in einem friedlichen Thale, Dietenborn, sonst ein Kloster, jetzt ein Erbpachtsgut.

Die Nachrichten über das Kloster sind im Ganzen sehr dürftig. Nicht nur ist uns der Stifter des Klosters unbekannt, — obgleich zu vermuthen ist, daß es die Grafen von Lohra gegründet haben — sondern wir wissen auch von seinen innern Verhältnissen nicht das Geringste. Paul Jovius im Chronicon Schwarzburgicum erzählt, daß der heilige Bonifacius bis in diese Gegend vorgedrungen sei, den Dienst der Göttinn Lohre vernichtet, zu Elende eine Capelle errichtet, an dem Orte, wo jetzt Dietenborn liegt, die Bewohner der Gegend versammelt, belehrt, aus einem „Bornn" getauft, zur Erinnerung an diese Taufe bei dem Brunnen ein Kloster errichtet, und dasselbe „Dietenborn" genannt habe. Spätere Schriftsteller, z. B. Schmaling (im Hohenstein'schen Magazin) suchen diese Behauptung dadurch zu unterstützen, daß ein Feldweg in der Gegend von Dietenborn noch heute der „Bonifaciusgang" genannt werde, allein die jetzigen Bewohner des Klosters konnten sich, als ich darnach forschte, nicht entsinnen, einen Weg, der so genannt werde, in der Umgegend zu haben.

Die erste sichere Nachricht, welche wir von Dietenborn haben, stammt aus dem Jahre 1186, als der Erzbischof von Mainz dem=

selben einige Privilegien ertheilt. (cf. Pauli Jovii Chron. Schwarzburg. pag. 157). Später finden wir es öfterer erwähnt, doch sind die Notizen über dasselbe fast stets nur von geringem Interesse. Landgraf Albrecht der Unartige belehnte im J. 1299 den Grafen von Hohenstein, Dietrich III. und dessen Bruder, aus Dankbarkeit dafür, daß sie ihm viel Anhänglichkeit bewiesen und ihm namentlich gegen seine Söhne beigestanden hatten, mit der Voigtei über das Kloster Dietenborn. Seit dieser Zeit nahmen sich die Grafen von Hohenstein des Klosters an, und ließen ihm mancherlei Benefizien zufließen. So schenkten, wie uns ebenfalls Paul Jovius berichtet, die Brüder Dietrich VI. und Ulrich, Grafen von Hohenstein, und ihr Vetter, Graf Heinrich, „dem Gotteshause zu Dietenborn, gutwillig und aus christlicher Andacht," das Pferd, welches das Kloster bis zu dieser Zeit den Grafen von Hohenstein alljährlich hatte liefern müssen. — Im J. 1377, den Sonntag nach Gregorii, schenkt Graf Heinrich VIII. von Hohenstein, „der Kahle," oder „der mit der rothen Platte" genannt, welcher, bei der Theilung der Grafschaft Hohenstein, zu seinem Antheile Lohra und Clettenberg erhalten hatte, aus „sonderbarer Andacht," für sich und seine beiden ältesten Söhne, dem Kloster Dietenborn einige Zinsen mit der Bedingung, daß davon eine ewige Lampe unterhalten werden solle.

Als Thomas Münzer sich anschickte, nach der Grafschaft Stolberg zu ziehen, ergriff die Flamme des Aufruhrs auch die Gegend bei Lohra. Die Landleute rotteten sich zusammen, und die erste That, welche sie auszuführen beschlossen, war die, das Kloster Dietenborn zu überfallen. Noch zu ungeübt in dem schrecklichen Handwerke, das sie eben erst zu treiben begannen, brannten sie Dietenborn nicht nieder, sondern begnügten sich damit, es bloß rein auszuplündern, was sie auch ohne Widerstand ausführten, da die Nonnen, bei dem Herannahen des drohenden Gewitters, geflohen waren. Sie kehrten auch nach Beendigung des Bauernkrieges nicht zurück, und weil Niemand sich berufen fühlte, auf die Erhaltung oder Wiederherstellung des Klosters etwas zu verwenden; so glich es schon nach wenigen Jahren einer Ruine, und würde seinem gänzlichen Ende mit schnellen Schritten entgegen gegangen sein, wenn nicht die Grafen von Hohenstein im J. 1546 angefangen hätten, die Reformation in ihrem Lande einzuführen, die meisten Klöster zu säcularisiren, und im J. 1556 auch Dietenborn förmlich in Besitz zu nehmen.

Es blieb nun ein Eigenthum der Grafen von Hohenstein bis 1593. Als in diesem Jahre der letzte Graf von Hohenstein, Ernst VII., im Kloster Walkenried starb, nahmen Schwarzburg und Stolberg die hohensteinischen Lande, und also auch Dietenborn, in Besitz, wozu sie auch, da sie mit den Grafen von Hohenstein eine Erbverbrüderung geschlossen hatten, berechtigt waren; aber schon am andern Tage ließ Heinrich Julius von Braunschweig, Bischof

von Halberstadt, unter dem Vorwande, daß Lohra und Clettenberg mit allen Zubehörungen Stiftslehen seien, beide Schlösser mit gewaffneter Hand einnehmen, die Diener der Grafen vertreiben, und diejenigen, welche nicht gutmüthig weichen wollten, als Gefangene nach Braunschweig abführen.

Obwohl die Grafen von Schwarzburg und Stolberg im besten Rechte waren, mußten sie doch der Gewalt weichen, sie klagten aber beim Reichskammergerichte, und da dasselbe dem Herzoge Friedrich Ulrich von Braunschweig Vorstellungen machte; so erbot sich dieser endlich nicht nur, die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode sammt allen Pertinenzien, an die Grafen von Schwarzburg und Stolberg abzutreten, sondern versprach auch, daß sie, sobald die Wolfenbüttel'sche Linie ausstürbe, auch das Amt Clettenberg wieder erhalten sollten, wenn sie nur die Erklärung abgeben würden, daß sie dasselbe von den übrigen Linien des Hauses Braunschweig zu Lehn nehmen wollten.

Die Grafen, welche froh waren, wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen, gingen auf die gestellten Bedingungen ein, und sahen freudigen Herzens dem Zeitpunkte entgegen, wo sie wieder in den Besitz der ihnen gewaltsam entrissenen Güter treten würden.

Im J. 1630, wo die Kaiserlichen in unserer Gegend die Oberhand hatten, eröffnete sich für die Katholiken die Aussicht, die Klöster und auch Dietenborn, das sich damals in den Händen eines Herrn von Gladebeck, wahrscheinlich desselben, welcher Mönchenlohra besaß, (s. diesen Art.) befand, wieder in ihre Gewalt bekommen und mit Ordensleuten besetzen zu können.

Ein noch vorhandener Brief des Abtes Christoph von Walkenried an den Propst des Klosters Annrode, giebt uns darüber nähere Auskunft, und theilt uns auch mit, daß Dietenborn mit Cistercienserinnen besetzt war, was man bisher noch nicht wußte. Der Brief enthält Folgendes:

Hochwürdiger, in Gott andächtiger, hochgeehrter Herr und Vater, deme wünsche ich aus söhnlichem herzen fröhliche Ostern und alle glückliche wohlfart.

Demnach mir beyde Klöster unsers Ordens Tittenborn und Mönchslohr von dem oberhauptmann der graffschaft hohnstein nächster tages eingeliefert werden sollen und ich gesinnet auf das baldest, als möglich und wenn es seyn kann, auf zukünftigen herbst Kloster Jungfrauen in das eine zu setzen, auch ich mit dem herrn oberhauptmann dahien gehandelt, daſſ er das Sommerige Feld zu Tittenborn bestelle und alsdann so wohl von diesem, als auch von dem winterigen etwas gewisses und ehrliches dem Kloster erstatte; wie er denn eingewilliget, so bleibet gleich wohl Mönchslohr wegen dessen von Gladebeck Saumseligkeit unerbauet sintemahl er etwas weniges über Winter bestellet und wenig auch zur Sommersaat umgerissen, weilen ich dann gesinnet mit gutem rath meines hoch=

geehrten herrn und vaters aus dem Kloster Anroda Jungfrauen nach Tittenborn zu führen und solche wieder in's Künfftige ihnen eingeraumet können werden, wollte ich meinen Herrn gebethen haben, die Domina zu Anrode dahien zu vermögen, daß sie mit einem oder Paar Spann ochsen sammt dem Same gersten und habern wollte byspringen, und also ihren Klosterjungfrauen und künftigen Dominae, so aus ihrem Conventu genommen soll werden, wolle anhelffen. Ich will mein mögliches dabey thun, daß die maturation beschehe mit Einführung der Klösterjungfrauen in das eine, denn in dem andern gar keine accomodation, sonsten wenn man nicht hilft, und die Klöster besetzt, ist sorglich, daß die schwarzen Raubvögel mit, scit quid velim, mögten darein als in derelictis einnisten. Will per interpositionem Ew. Hochwürden bey der Domina zu Anroda in diesem Fall hilffreichende hand zu der Ehr des heiligen ordens und dann auch ihrer selbsten gewärtig sein, weilen noch zeit zu Bestellung des Felds vorhanden, und thue mich meinem hochgeehrten Herrn und vater söhnlich empfehlen. Walkenried den 7ten Aprilis 1630.

Meines hochgeehrten Herrn
gehorsamster Sohn Fr. Christophorus Abbus.

Da die Angelegenheiten der Kaiserlichen bald darauf eine für sie unglückliche Wendung nahmen; so konnte der Abt von Walkenried seinen Plan, Dietenborn wieder in ein Kloster umzuwandeln, nicht erreichen, und „die schwarzen Raubvögel" behielten also die Oberhand, ja, sie scheinen gar nicht aus ihrem Horste gewichen zu sein; aber auch sie mußten ihr Eigenthum in dem Augenblicke verlieren, in welchem sich ihnen die Aussicht eröffnete, Vieles von dem Verlorenen wieder zu erhalten.

Es erlosch nämlich mit Herzog Friedrich Ulrich die Wolfenbüttel'sche Linie, als sich aber die Grafen von Schwarzburg und Stolberg, dem Vertrage mit Herzog Friedrich Ulrich gemäß, in den Besitz von Clettenberg setzen wollten, erschien der Graf von Metternich, und nahm am 30. April 1636 nicht nur Clettenberg, sondern auch Lohra ein, besetzte beide Schlösser mit Soldaten, jagte die gräflichen Diener fort, und behielt sogar alles dasjenige, was er an Vieh und Getreide, welches doch jedenfalls den Grafen gehörte, auf den Schlössern vorfand.

Wie schon bei der Geschichte Hohensteins, Lohra's und Clettenbergs erzählt worden ist, erhielt im westphälischen Frieden Brandenburg, als Vergütigung für die aufgeopferten Vorpommerischen Lande, die Herrschaft Lohra und Clettenberg, und auf diese Weise kam auch das in der Herrschaft Lohra gelegene Kloster Dietenborn an den Churfürsten von Brandenburg, der den Werth der Herrschaften Lohra und Clettenberg nicht kannte, und dieselben an den Grafen Johann von Sayn und Witgenstein gab, aus Dankbarkeit

dafür, daß derselbe als brandenburgischer Gesandter beim westphälischen Frieden den Vortheil des brandenburgischen Hauses sehr eifrig wahrgenommen, und dem Churfürsten auch bedeutende Vorschüsse gemacht hatte. Da beide Herrschaften mit bedeutenden Schulden behaftet waren; so sahen die Grafen von Witgenstein kein anderes Mittel, sie zu tilgen, als einzelne Stücke ihrer neuen Besitzung zu verpfänden, und so gaben sie denn auch Dietenborn an den Kriegsrath Paul Hafner, der es noch im J. 1664 inne hatte. Die Kirche in dem benachbarten Dorfe Groß-Berndten, in welches Dietenborn, das nur das Capellenrecht noch beansprucht, seit seiner Säcularisation eingepfarrt ist, bewahrt noch ein Andenken an ihn, nämlich einen schönen, silbernen und stark vergoldeten Kelch, an welchem die Worte stehen:

Anno MDCLXIV hat der Herr Kriegsrath Paul Hafner und Fr. Gertraut Elisabeth von Drebber als jetzige Einhabern des Klosters Dietenborn diesen Kelch verehrt. D. G. B. K. *) —

Wie die Churfürsten von Brandenburg den Werth der Herrschaften Lohra und Clettenberg endlich einsahen, und dieselben zurückverlangten, wie die Grafen von Witgenstein sich lange sträubten, aber doch endlich durch Güte und Gewalt zur Herausgabe gezwungen wurden, ist schon in diesem Werke erzählt worden; wir brauchen daher nur noch zu bemerken, daß, als die Herrschaften Lohra und Clettenberg in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wiederum an das preußische Haus kamen, Dietenborn in ein Domainenamt, welches die Dörfer Groß- und Klein-Berndten in sich begriff, verwandelt wurde.

Im J. 1760 kam Dietenborn an die Herren von Hagen, welche für ihre Arbeiter eine Anzahl Häuser anbauen ließen. In neuern Zeiten ist es in den Besitz der Familie Felber gekommen.

Schon Anfangs wurde erwähnt, daß Dietenborn seinen Namen von einem „Borne" oder Brunnen erhalten haben soll. Ein solcher ist noch vorhanden, ist mit Quadersteinen eingefaßt, und liefert ein reichliches Wasser.

Das Kloster muß einen bedeutenden Umfang gehabt haben, denn alle Amtsgebäude und sämmtliche Scheuern und Ställe sind auf alte Kloster- und Kirchenmauern errichtet, auch sprach der Inspector Schmaling (Herausgeber des Hohenstein'schen Magazins,) noch viele Leute, welche ganz genau anzugeben wußten, wie weit sich die Ruinen erstreckten. Noch im J. 1760 sahen sie an der Klosterschenke, die etwa vierhundert Schritte vom Amtshause entfernt liegt, einen großen Bogen, der jedenfalls den Eingang zum Kloster bildete, außerdem hat man in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Gärten des jetzigen Amtes viele Grund-

---

*) D. G. B. K., das heißt: Die Gross-Berndtische Kirche.

mauern ehemaliger Gebäude, die nicht unbedeutend gewesen sein konnten, aufgefunden.

Das neue Amtshaus wurde im J. 1772 erbaut, und man nahm dazu die besten Steine von den alten Klostergebäuden, so daß das klösterliche Aussehen, welches Dietenborn bis zu jenem Jahre bewahrt hatte, fast gänzlich verschwand.

In der Umgegend von Dietenborn finden sich viele Petrefacten, Muscheln, Bonifaciuspfennige, Ammonshörner und dergleichen mehr.

C. Duval.

Das Okerthal.

Ihr Berge mit dem waldbekränzten Haupt,
Ihr dunklen, wilderhab'nen Felsenhöhen,
Empfanget mich, und laßt mich noch einmal
All eure tausend wilden Reize sehen.

Hier hingestreckt am rauhen Felsenhang,
Will ich den Geistern dieser Wildniß lauschen,
Indeß der Himmel sich in Trauer hüllt,
Und schwermuthsvoll des Waldes Zweige rauschen.

Eine Stunde von Goslar entfernt liegt, zwischen sanftgewölbten Anhöhen versteckt, der bedeutende harzische Hüttenort Oker, welcher seinen Namen von einem Flusse erhalten hat, der am Bruchberge, zwischen Andreasberg und Altenau, entspringt, durch Altenau fließt, das Kalkwasser aufnimmt, das Schulenburger Thal durchfließt, an dem Dorfe Schulenberg und der dabei liegenden Silberhütte vorüberrauscht, das weiße Wasser aufnimmt, und, nach einem vierstündigen Laufe innerhalb des Gebirges, bei der Messinghütte in Oker aus dem Gebirge tritt, nachdem er den sehr weitläufig gebauten Flecken Oker in zwei Theile, in die „Communion-Oker," und die „einseitige Oker" getheilt hat. Die Communion-Oker liegt am rechten Ufer des Flusses, hat gegen sechzig Häuser mit ungefähr fünfhundert Einwohnern, und gehört Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich, daher ihr Name Communion-Oker. Der Theil von Oker, welcher auf dem linken Ufer des Flusses liegt, gehört Braunschweig allein, weshalb er die Benennung „einseitige Oker" erhalten hat.

Die Communion-Oker enthält sehr viele, eben so wie der Ort gemeinschaftliche Hüttenwerke:

1) Das Messingwerk, welches im J. 1756 angelegt wurde

und gegen dreißig bis vierzig Menschen beschäftigt. Das hiesige Messing wird aus schlesischem Zink und aus Kupfer, welches über Drontheim in Schweden in den Handel kommt, zusammengesetzt, denn das Rammelsbergsche Kupfer ist zu den feineren Messingsorten unbrauchbar, und die Hütte bei Lauterberg liefert jährlich nur gegen drei- bis vierhundert. Die Beschickung besteht für einen Guß in vier Tigeln aus fünfhundert Pfund Garkupfer, zweiundvierzig Pfund alten Kupfers und fünfundzwanzig Pfund Zink.

Zu dem Messingwerke gehören:

a) Die Gießerei mit drei Schmelzöfen zu Anfertigung der Messingtafeln und zwei kleinen Tigelöfen. Das Messing wird hier durch Zusammenschmelzung von Kupfer und Galmei erzeugt, und zwischen großen, länglichen, viereckigen, inwendig geebneten Granitsteinen in Platten gegossen, welche nachher zu verschiedenem Behufe, theils nämlich auf einem Drathzuge zu Messingdrath aller Art, theils zu Messingkesseln in einem eignen dazu bestimmten Kesselbereithause verarbeitet werden;

b) die neue Walzhütte mit Walzen und Glühöfen für Kupfer und Messing;

c) das alte Walzwerk mit einem Bohr- und Drehwerke, in welchem sich auch Scheibenzüge für Messingdrath befinden. Es liefert Messingblech, Kupferblech und Rollenblei, und steht, sammt dem Kupferhammer zu Oker, unter der Administration der Berghandlung zu Hannover;

d) eine Drathzieherei;

e) zwei Kesselwerkstätten;

f) das Bereithaus und der Schabeboden;

g) ein Magazin.

2) Die Frau-Marien-Seigerhütte, oder die sogenannte Okerhütte, das größte Silberhüttenwerk des Unterharzes, auf welchem die Schätze des Rammelsberges verschmolzen werden. Die Rammelsbergschen Erze werden wegen ihrer Festigkeit weder ausgeklaubt, noch gepocht, sondern in Blei- und Kupfererze und in Schwefelkiese gesondert, sodann aber unter freiem Himmel dreimal geröstet. Das Schmelzen geschieht auf mehreren Blei- und Kupferöfen, einem Kupferfrischofen, einem Treibofen zum Silberabtreiben, einem Treibofen zum Kupfersteinverblasen und zum Kupfergaarmachen, fünf Saigerheerden, einem Darrofen, einem kleinen Gaarheerde, und einem Glattfrischofen, — und man gewinnt durch alle die verschiedenen Operationen: Brandsilber, Kaufglätte, Frischblei, Gaarkupfer, Zink und Schwefel. Die Kupferlauge wird nach Goslar gefahren, und dort versotten.

3) Der Kupferhammer, auf welchem jährlich gegen sechshundert Centner Kupfer verarbeitet werden.

4) Das Gold-Scheide-Laboratorium, in welchem die Scheidung des Goldes aus dem gewonnenen Blicksilber bewirkt wird. Das Rammelsbergsche Silber enthält nämlich $\frac{1}{384}$ Theil

Gold, und man erhält jährlich gegen dreitausend Mark Brandsilber und gegen sieben bis acht Mark Gold.

5) Das Bereithaus, in welchem die kupfernen Schalen zu den Kesseln bereitet werden. —

Die einseitige oder braunschweigsche Oker liegt an dem linken Ufer der Oker, hat gegen sechzig Häuser und über vierhundert Einwohner, und hat eine Ausdehnung von wenigstens einer halben Stunde. Sie besteht:

a) aus der eigentlichen Oker, die den Bezirk am linken Ufer des Flusses ausmacht, eine Mahl- und Sägemühle am Sudmerberge enthält, und eine sehr ansehnliche Papiermühle besitzt, bei der sich die Abzucht *) mit der Oker vereinigt, und die ihr Wasser aus dem Stollen, den Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig an der Oker ansetzen ließ und nach dem Rammelsberge führen wollte, der aber nicht vollendet worden ist, bekömmt.

b) aus der Schlecke, welcher Theil nach Goslar zu liegt, und einen Kupferhammer, der einem Privatmanne gehört, eine Walk- und drei Oelmühlen enthält.

c) aus dem Osterfelde, einem Häuserbezirke, welcher vor dem breiten Thore von Goslar liegt. —

Wenn man alle die Gebäude, welche dem Gewerk dienen, besucht, wenn man alle Schmelzhütten voll qualmender Oefen und dampfender Heerde, alle Schmiedehäuser und Hammerwerke, Messinghütten und Kesselfabriken beschaut; so wird man von dem Rauschen der Wasser, dem Klappern und Knarren der Räder, dem Pfeifen der Blasebälge und dem Pochen der Hämmer ganz betäubt, so daß man sich wohl fühlt, wenn man die Stätten, auf denen der menschliche Fleiß sich unablässig abmüht, hinter sich hat, und hineinwandelt in das Thal, das in wilder Schönheit uns entgegentritt, und in welchem nur die Stimmen der Natur laut werden.

Unter den schönen Thälern, welche das Harzgebirge aufzuweisen hat, verdient das Thal, in welches man bei Oker tritt, und das daher das Okerthal heißt, einen der ersten Plätze. Die Oker, eines der bedeutenderen Harzflüßchen, strömt, mit dem frischen Reize eines Gebirgswassers, in Schlangenwindungen durch das wilde, schöne Thal, hier sich zwischen zackichtem Gestein brausend hindurchdrängend, dort über zertrümmerte Granitblöcke rauschend. Jeder Freund großartiger Gebirgsscenen wird sich durch einen Gang in dies Thal reich belohnt fühlen. Wild thürmen sich auf beiden Seiten die Steinwände empor, wie von Riesenhänden gespalten und hin-

---

*) Mit dem Worte „Abzucht" bezeichnet der Bergmann eigentlich den Abfluß des Wassers aus einem Stollen; — hier aber ist ein Wasser gemeint, das am Rammelsberge entspringt, von dem Punkte an, wo sich die Wasser des obern Rammelsbergschen Stollens damit vereinigen, Abzucht heißt, durch Goslar läuft, daselbst die Gose aufnimmt, an der nördlichen Seite des Osterfeldes hinfließt und 1 Stunde von Goslar in die Oker fällt.

geworfen ragen ringsumher hohe Granitfelsen, und aus den düster beschatteten Tiefen steigen thurmähnliche Steinmassen in die Lüfte, die von Baumgruppen umwachsen, durch dichte Laubwaldung umgürtet, und mit hier und da an dem Geklipp wachsenden Tannengebüsch geschmückt sind. Am Bemerkenswerthesten sind die Granitfelsen des Ziegenrückens und der Studentenklippe, die Kalkfelsen der Rohmkeklippe, und die Grauwackenfelsen der Juliusstau. Wem es an Zeit oder Lust gebricht, das ganze Thal zu durchwandern, was jedoch kein Reisender unterlassen sollte, der besuche wenigstens den Ziegenrücken, welcher in seiner Zerrissenheit ein Musterbild wildester Naturschöne abzugeben vermag. Er liegt an der rechten Thalwand, und man erreicht ihn von Oker aus recht gut in einer Stunde. Auf seine Höhe und zu allen schönen Punkten desselben führen gut geebnete Fußwege, an abschüssigen oder einigermaßen gefährlichen Stellen finden wir sichernde Geländer, und überall, wo man sich eines ausgezeichneten Umblickes erfreuen kann, treffen wir Ruhesitze und Anlagen aller Art, welche den Eindruck, den die Umgebungen auf uns machen, durchaus nicht stören, sondern den Naturgenuß nur erleichtern und erhöhen, wofür ein jeder Harzreisende dem Schöpfer derselben im Herzen gewiß recht dankbar sein wird.

Auf dem Ziegenrücken finden wir eine Masse kühn aufgethürmter und wild durcheinander geworfener Granitfelsen, und man hat von ihm eine Aussicht, die schauerlich, erhaben und schön ist, je nachdem wir thalaufwärts auf die grotesken Felsenmassen blicken, oder thalabwärts in die sonnigen Ebenen des dörferreichen Flachlandes, in dessen Hintergrunde sich Braunschweig klar und deutlich vor den entzückten Blicken ausbreitet. Wie wohl fühlt man sich, wenn man dem Menschengewühl und seiner Plage entrückt, auf dem Gipfel dieses Berges steht, am Busen der Natur, die Jeden, der ihr mit empfänglichen Herzen entgegen tritt, mit Liebe bewillkommt. In die Einsamkeit dieser Felsengipfel, dieser schauerlichen Thalgründe, muß sich begeben, wen das Leben belastet oder langweilt, wen die Erbärmlichkeit der Menschen anekelt, wen die Kleinlichkeit derselben mit Verachtung und ihre Bosheit mit Abscheu erfüllt, — hierher muß gehen, wer sich allein fühlt in der vollen, reichen Welt, — und er wird genesen, denn mitten unter diesen hohen Felsen und Bergen schleicht sich in unser Herz eine Resignation, in der alle Ansprüche der eitlen Brust erlöschen, man versinkt in ein Vergessen alles Kleinlichen, was uns in der Vergangenheit wichtig erschien, und wird in eine Stimmung versetzt, in der man gesundet, und wie ein Neuerstandener zum Leben muthig zurückkehrt.

Wer von Clausthal aus nach der Okerhütte wandert, dem bietet sich eine Anzahl sehr malerischer Punkte dar. Einen derselben findet man in Dr. Zimmermann's Werke: „Anleitung zur Bereisung des Harzgebirges" abgebildet. Wenn man von Clausthal kommend, unterhalb der Schulenburger Hütte, die Juliusstau, einen engen Felsenpaß, durch welchen der Fluß gezwängt wird, passirt ist,

so zieht sich der Weg allmählich bergab, bis man völlig an das Ufer des Flusses hinabkommt. An dieser Stelle, wo links vom Berge ein klares Wässerchen herunterrieselt, unter Moos und Steinen in dichtem Gebüsch versteckt, erhebt sich rechts, jenseits der Oker, die steile, mehrere hundert Fuß hohe, felsige, meist aber mit üppigen Kräutern und Birkengebüsch bewachsene Wand des Ahrensberges, von der man im Bilde nur den Fuß sieht. Die Mitte des Bildes nimmt der spitze Vorsprung des Hutberges ein, wo die Rohmke sich mit der Oker vereinigt. Links von diesem streben die schroffen, zum Theil mit hohen Fichten bewachsenen Wände der zackigen Marmorfelsen des Okerthals empor. Der Fluß ist hier minder reißend, als an andern Stellen und seine Ufer sind mit saftigem Grün bekleidet.

Das Hauptgebirge, dem man im Okerthale begegnet, ist isabellfarbiger Granit. Das Bett der Oker ist voll zackiger Granitfelsen, zwischen denen ungeheure Granitblöcke und große Grauwackengeschiebe liegen. Die Rohmkerklippen bestehen aus schwarz und weiß gestreiftem Marmor, der recht gut benutzt werden könnte, aber bis jetzt nicht benutzt wird.

C. Duval.

Die Kelle.

Nur frisch, ihr Herrn und Damen! Gleich
Sind wir an unsrer Höhle.
Seht da! — Nicht wahr, es fährt auch Euch
Ein Schauer durch die Seele?

von Göckingk.

Keine Höhle in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, kann sich eines schöneren Eingangs rühmen, als ihn die bekannte Höhle: die Kelle, noch vor einigen Jahren aufzuweisen hatte; wenigstens haben Männer, welche fremde Länder gesehen, und besonders das an schönen Höhlen reiche Italien durchwandert hatten, einstimmig erklärt, bei keiner andern einen schönern, romantischeren Eingang gefunden zu haben. Sie wurde deshalb auch von jeher alljährlich von unzähligen Fremden besucht, und wird es noch heute, obwohl sie in den letzten vier Jahren an Schönheit bedeutend verloren hat.

Zwischen den Städten Nordhausen und Elrich, und zwar von ersterer zwei, von letzterer eine Stunde entfernt, liegen einige von Eichen und Buchen beschattete Berge, die nach Süden hin aus hohen, weißen und sehr schroffen Felsenwänden bestehen, von deren Rande man die Aussicht auf eine sehr schöne Landschaft hat. Im Innern dieser Felsberge, in dem Walde, welcher das Kell- oder Kehlholz genannt wird, liegt die Kelle*), oder die „neue Kelle,"

*) Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, woher wohl der Name: „die Kelle" entstanden sein möge? Der eigentliche Name der Höhle ist aber nicht: die Kelle, sondern: die Kehle, d. h. der Schlund, Abgrund. Das ganze Gehölz, in welcher die Kelle liegt, heißt auch: das Kehlholz, und ein nahegelegener Erdfall: der Kehlsumpf. Hinlänglich bekannt ist auch: die Heimkehle, eine sehr merkwürdige Höhle im Stolberg'schen, von der weiter unten die Rede sein wird.

denn es giebt nahe dabei noch eine „alte Kelle," welche wahrscheinlich früher eine ähnliche Höhle war, jetzt, von schroffen Felsenwänden eingefaßt, unter freiem Himmel liegt, ovalförmig gestaltet und theilweise mit Wasser angefüllt ist, dessen Tiefe man bis jetzt noch nicht ergründet hat.

Wer die Kelle zum ersten Male besucht, wird wunderbar überrascht sein, denn man sieht sich plötzlich vor einer ziemlich bedeutenden Vertiefung, aus der eine Felsenwand von blendend weißem Gyps, die von dem schönen Grün der Gebüsche und überhangenden Bäume malerisch geschmückt wird, senkrecht emporsteigt. Tief unten in dem steilen Felsen zeigt sich das Portal der Höhle, welches wenigstens achtzig Fuß hoch ist. Ein unheimlicher See streckt sein Wasser in das Innere der Höhle hinein, und um an den Rand desselben und zum Eingange der Grotte zu gelangen, muß man etwa hundert Schritte abwärts steigen, was jedoch mit der größten Vorsicht geschehen muß, damit man an dem steilen, schlüpfrigen Abhange nicht in's Laufen kommt, und etwa gar in den tiefen See hineingeräth. Ist man endlich unten angelangt; so blickt man nicht ohne ein geheimes Grauen in das Innere der Höhle hinein. Eine eisige Kälte, die theils durch die Wasser des See's, theils durch die in Gypshöhlen immer bemerkbaren sauern Dünste erzeugt wird, strömt uns entgegen, und wer daher nicht Lust hat, sich zu erkälten, der wird wohl thun, sich oben auf der Höhe erst gehörig abzukühlen. Das Innere der Höhle ist ungefähr dreihundert Fuß lang, gegen zweihundert und sechzig Fuß breit, wenigstens hundert und funfzig Fuß hoch, und die Decke hat eine Mächtigkeit von etwa dreißig bis vierzig Fuß, welche Angaben aber, wie bei allen andern Höhlen, nur immer für einige Zeit Geltung haben, da die Kelle, bei dem mürbem Gyps, aus dem sie besteht, beständigen Veränderungen unterworfen ist und sehr häufig bedeutende Blöcke von der Höhe herabfallen, weshalb es auch räthlich ist, weder während eines Gewitters, noch nach einem starken Regen die Höhle zu betreten. Noch gefährlicher würde es sein, wenn man in derselben ein Schießgewehr abfeuern wollte, was zudem aus reinem Uebermuth geschehen müßte, da bis jetzt nirgends ein Echo wahrgenommen worden ist. — Der in der Höhle befindliche und sich seitwärts unter dem Felsen hinziehende See, welcher still und unbeweglich da liegt, hat krystallhelles, sehr tiefes und so kaltes Wasser, daß ein hineingeworfener Fisch oder Frosch sogleich erstarrt, was jedoch schwerlich allein von der Kälte, sondern besonders wohl von der beizenden Eigenschaft des Wassers herrühren mag, da dasselbe von dem Durchsickern durch den Gypskalk eine gewisse Schärfe erhält. In den Wänden der Grotte befinden sich einige düstere Gewölbe, die den Seitengängen der Baumannshöhle gleichen, aber gewiß niemals befahren werden, da das Gestein viel zu mürbe und die Gefahr zu groß ist.

Wenn man ganz allein im Innern dieser schönen Grotte steht; so wird man von einem ganz eigenen, schauerlich süßen Grauen erfaßt. Rings um uns her herrscht tiefe Grabesstille, welche nur von dem Geräusch der von der Decke fallenden Tropfen unterbrochen wird, dicht neben unsern Füßen ruhen die unheimlichen Wasser des See's, über uns dehnt sich das hohe weiße Gewölbe, das schon an einer Stelle eingebrochen ist,*) aus, durch welchen Bruch das Blau des Himmels neugierig herabschaut, allenthalben hängen schon halb abgelöste Felsenstücken, welche jeden Augenblick Verderben bringend auf uns herabstürzen können, und man ist sich bewußt, auf einem Boden zu stehen, der jeden Augenblick zusammenstürzen kann, denn immerfort entstehen in der Gegend neue Erdfälle mit zum Theil unergründlichen Wassern, welche hinlängliche Beweise von der Lockerheit und Hohlheit des hiesigen Bodens liefern. Unter den ältern Erdfällen in der Nähe der Kelle ist der beachtenswertheste der schonerwähnte Kehlsumpf, dessen Wasser, nach der Erzählung glaubwürdiger Leute, alle sieben Jahre mit so lautem Getöse, daß es in den zunächstgelegenen Dorfe gehört wird, in die Tiefe sinkt und erst nach einiger Zeit wieder zurückkehrt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bald im Kehlholze eine neue Höhle entsteht, welche die bisher so berühmte, aber jährlich mehr zusammenstürzende Kelle an Schönheit übertrifft; aber selbst wenn das Deckengewölbe gänzlich zusammengestürzt sein sollte, wird doch ein Besuch nach dem zwischen hohen, schroffen Gypsfelsen liegenden See besonders für die, welche die Kelle nicht früher schon kannten, immer lohnend bleiben.

Die Kelle zog schon in den frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich, und es wurde auch von Zeit zu Zeit etwas für den bequemern und gefahrloseren Besuch derselben gethan. Als im Jahre 1675 der hannover'sche General von Pudewels nach Nordhausen kam, wo er mit seinen Soldaten vier Jahre lang blieb, wurde ihm von der Kelle erzählt, und als er ihr einen Besuch abgestattet hatte, war er von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sich sehr häufig zu derselben begab, Parthieen dahin veranstaltete, ja sogar hier förmliche Gastmähler gab, bei denen in heißen Sommertagen die Weine und die übrigen Getränke in dem See der Kelle abgekühlt wurden, und, zur Bequemlichkeit der Besucher, bis zur Höhle hinab breite Stufen anlegen ließ, auf deren Erhaltung er stets bedacht war, die aber, nachdem er Nordhausen verlassen hatte, vom Regen bald wieder vernichtet wurden. Am Meisten unter allen Bewunderern der Kelle war jedoch der bekannte Dichter Friedrich Leopold Günther

*) Zur Zeit, als Göckingk die Kelle besang, hatte die Oeffnung in der Decke nur sechs, vor fünf Jahren, als ich die Höhle einmal wieder besuchte, schon über sechzig Fuß im Umfange. Durch diese Oeffnung wird übrigens der Höhle ein herrliches Licht zugeführt, das auf den weißen Wänden vorzüglich schön reflectirt und jede Fackel entbehrlich macht.

von Göckingk (geb. 13. Jul. 1748, gest. 18. Febr. 1828) für sie eingenommen. Er kam im Jahre 1770 als Canzleidirector nach dem nahegelegenen Elrich, sah die Grotte, besuchte sie sehr häufig, verewigte sie durch Gedichte und Beschreibungen, verglich sie mit dem Orkus und ließ, als er ein der Kelle nahes, dem Herrn von Spiegel zum Diesenberge gehöriges, geschmackvolles Landhaus bezog, die Höhle mit mythologischen Figuren sehr romantisch ausschmükken. Am See fand sich der Fährmann Charon, und die übrigen Theile der Höhle waren mit Gruppen aus dem Tartarus geziert; auch ließ er zur Bequemlichkeit der Besucher oben vor der Höhle Schattengänge und Ruhesitze anlegen und bis hinab zur Tiefe schöne Stufen in das Gestein hauen; welche Anlagen freilich bald verschwanden, als er die Gegend wieder verlassen mußte.

Im Munde des Volkes leben viele Sagen von der Höhle und allgemein ist in der Umgegend der Glaube verbreitet, daß sie alljährlich ein Menschenopfer fordere. Um die tückischen Wassergeister zu versöhnen, stellte man sonst alljährlich Processionen nach der Höhle an. „Es ist aber solche vermeynte Versühnung folgender massen geschehen: Auff dem Berge gegen der Höhle oder Kelle über ist eine Capelle S. Johanni geheiliget, in diese ist ein Priester aus Elrich alle Jahr zu gewisser Zeit, in Begleitung seiner Pfarr-Kinder und andern Benachbarten der Höhle, in voller Procession, mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern derer Heiligen gegangen, so bald nun daselbst der heilige Johannes genugsam verehret worden, hat derselbe mit eben der Procession sich fort nach der Höhle gemachet, und in dieselbe ein Creutz hinabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugeruffen:

Kommt und kucket in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle."

Die Processionen haben schon längst aufgehört, aber die Geister der Tiefe sind noch immer geschäftig und locken nicht selten einen Wanderer, der sorglos in dieser gefährlichen Gegend wandelt, in ihre Fluten, auch hat schon mancher Unglückliche, dem die Welt nichts mehr zu bieten vermochte, sein glühendes Herz in dem kalten See abgekühlt; besonders machte der räthselhafte Selbstmord zweier Zimmergesellen, welche vor einigen dreißig Jahren den Tod in der Kelle suchten und fanden, großes Aufsehen. Beide wurden, nachdem sie schon zwei Jahre verschwunden waren, in der Kelle aufgefunden. Der Eine war von Elrich und nur noch an dem messingenen Schlosse seines Schurzfelles zu erkennen; der Andere war von Benneckenstein, und erhielt ein solennes Begräbniß.

Auch Nixe und Nixen hausen in den Tiefen der Kelle. — Einstmals kam ein Nix an das Fensterlein der Hebamme eines benachbarten Dorfes und forderte sie auf, ihm zu folgen. Die Gerufene war auch also bald bereit, kleidete sich hastig an und trat

hinaus auf die Gasse; als sie aber das gespenstische Wesen erblickte, wollte sie ihn nicht begleiten, und nur durch große Versprechungen konnte sie der Nix zum Mitgehen bewegen, aber das Herz klopfte ihr gewaltig, als sie bemerkte, daß das Männchen den Weg nach der Kelle einschlug und sie machte schon Miene, umzukehren, als der Nix, der jede Bewegung seiner Begleiterinn beobachtete, sie fest beim Arme faßte und hinab in ein unterirdisches Gemach führte, welches er mit seinem Weibe bewohnte. Als die Hebamme sah, daß wirklich eine Kreisende vorhanden war, faßte sie neuen Muth und verrichtete ihr Amt schnell und glücklich, wofür sie der Nix reichlich belohnte. Ehe sie sich aber entfernte, winkte ihr die Kindbetterinn zu und klagte heimlich mit einem Thränenstrome, daß der Nix alle ihre Kinder, so bald sie geboren wären, erwürgt habe, und daß er gewiß auch dieses gleich erwürgen würde. Wirklich sah auch die Hebamme, als sie wieder aus der Tiefe emporgekommen am See stand und einige Augenblicke verweilte, auf der Oberfläche des Wassers einen blutrothen Strahl, welcher ihr die Gewißheit gab, daß der Nix das Kind wirklich gemordet hatte.

Der See in der Kelle soll übrigens, nach dem allgemeinen Volksglauben, mit dem grundlosen Loche bei Salza *) in unterirdischem Zusammenhange stehen und wird behauptet, daß Späne oder dergleichen, in die Kelle geworfen, im grundlosen Loche wiederum zum Vorschein kämen. Wir lassen dies dahin gestellt, führen aber als etwas Bemerkenswerthes an, daß man am ersten November 1755, an dem Tage, als die Hauptstadt von Portugal, Lissabon, durch ein Erdbeben zerstört ward, ein seltsames Getöse im Kehlholze vernommen und auch im nahen Elrich ein anhaltendes Krachen, wie fernen Donner, gehört hat; auch zeigten die Müller daselbst an, daß das Wasser urplötzlich mit ungewöhnlicher Gewalt auf die Mühlen geschossen sei.

Göckingk und Christiane vom Hagen **) haben zwei Sagen von der Kelle dichterisch bearbeitet, und da beide Romanzen ziemlich unbekannt sein dürften, so lassen wir sie, da sie auch ganz eigentlich hierher gehören, nachfolgen:

---

*) cf. den vierten Band dieses Werkes, S. 140.

**) Christiane vom Hagen war zu ihrer Zeit eine nicht unbeliebte Dichterinn und ist die Verfasserinn des bekannten Volksliedes: „Hier ruhst Du Karl ꝛc."

I.

Johann und Johanne,

oder:

der Einsiedler in der Kelle.

Von Christiane vom Hagen.

Ihr, denen schwarz die Sonne scheint,
Weil Gram das Aug' umschattet,
Das noch um jüngst Verstorb'ne weint,
Die ihr so lieb sonst hattet;
Kurz, alle, die ein Leiden drückt:
Kommt mit zu einer Stelle,
Die sich für jeden Kummer schickt,
Kommt mit mir in die Kelle.

Bei Elrich liegt die Höhle; rings
Umschirmt vom dunklen Haine;
Gebüsch bekränzt sie; rechts und links
Ruhn grün bemooste Steine;
In tiefe, weite Felsenkluft
Geht's viele Klafter nieder. —
Ihr Hände der Natur erschuft
Ein solches Werk nicht wieder!

Hinab zur Höhle schimmert bleich
Nur so viel Sonnenhelle
Um uns in einen klaren Teich
Aus unterirdscher Quelle
Zu spiegeln, wie wir trüb' und blaß
Am Felsenufer stehen.
Allein nichts mehr davon! So was
Muß man mit Augen sehen.

Vor funfzig Jahren saßen hie
Zwei Liebende am Rande;
Johann hieß er, Johanne sie,
Das schönste Paar im Lande. —
Einst sang er auf der Moosbank ihr
Scherzhafte Liebeslieder;
Sie zwang zum Lächeln sich, doch stier
Sah sie in's Wasser nieder.

„Sag, was der schwermuthsvolle Blick," —
Frug er sie sanft, — „bedeutet,
Da jetzt die Lieb' ein dauernd Glück

So gütig uns bereitet?
Wär's Zweifel," fuhr mit einem Kuß
Er fort, „an meiner Treue,
So schwör' ich Dir zum Ueberfluß
Sie noch einmal auf's Neue!"

„„Nicht Zweifel," sprach Johanna, „nein!
Trübt meinen Blick, o Lieber!
Die Zukunft schwebt mit düstrem Schein
Zwar oft vor ihm vorüber;
So düster, ach! als würde hier
Kein Ring uns je vereinen,
Als trennte mich der Tod von Dir, —
Und ach! dann muß ich weinen!""

Da weinte sie, da weint' auch er,
Doch sprach er sie zufrieden.
Die Braut ward froher, zärtlicher
Der Bräutigam; sie schieden. —
Und wurden sie darauf getraut? —
Geduld! Johann, der treue,
Wie Männer sind, verließ die Braut,
Und nahm sich eine neue.

Vergessen, ganz vergessen war
Die trauernde Johanne;
Da saß die neue Braut, ein Jahr
Darauf, beim falschen Manne
Auf dieser Moosbank hier; es ward
Jetzt Nacht, der Mond schien helle:
„Was ist das?" rief Johann und starrt'
Erschrocken in die Helle.

Und langsam und mit leisem Schritt
Im weißen Todtenkleide,
Steigt bleich Johann' herauf, und tritt
Vor die versteinten Beide.
„Was zittert ihr?" ich bin es ja!
Johann, hast Du vergessen,
Daß ich, — ein Jahr ist's kaum! — noch da
Als Deine Braut gesessen?"

„Hier fing sich unser Bündniß an,
Hier schwurest Du mir Treue;
Doch wisse, ungetreuer Mann,
Daß ich Dir jetzt verzeihe.
Nur will ich, daß mein Körper hier

In diese theure Erde,
Die ich im Leben einst mit Dir
Betrat, begraben werde!"

Johann griff nach der Hand ihr zwar,
Und wollt' ihr seine Sünden
Abbitten, aber nirgends war
Johannen's Hand zu finden.
„Dies, was Du Körper wähnst, ist Luft,
Zu fein für Deine Sinnen.
Lebt wohl zusammen, denn schon ruft
Mein Schutzgeist mich von hinnen!"

Und wie ein Wölkchen sahe man
Sie auf zum Himmel ziehen.
Nachrufend aber lag Johann
Am Felsen auf den Knien;
Und klagte lauter sein Vergehn,
Und schwur, sich zu bekehren,
Und mocht sein Mädchen nicht mehr sehn,
Und nichts mehr von ihr hören.

Er baut' als Eremite sich,
Dicht bei Johannen's Grabe,
Ein Hüttchen klein und schauerlich,
Verschenkte Gut und Habe;
Denn außer Gott und außer ihr
Mocht' er nun nichts mehr haben.
Er starb, und wurde nun auch hier
Bei seiner Braut begraben.

II.

Die Kelle.

Von Göckingk.

Nur frisch, ihr Herrn und Damen! Gleich
Sind wir an unsrer Höhle.
Seht da! — Nicht wahr, es fährt auch Euch
Ein Schauer durch die Seele?
Wohlan! Nehmt Platz! Warum ihr das
Empfindet, sollt ihr hören.
Erst aber lasset uns ein Glas,
Auf's Wohl der Todten leeren.

Nun! Sitzt ihr alle? — Hört denn an!
Nicht lang' vor Luther's Tode,
Bewohnt' ein wack'rer Edelmann,
Herr Veit von Wülferode,
Das Haus, woher wir kommen. Doch
Lag freilich Muskateller,
Nicht solcher Bleichert, damals noch
In jenes Hauses Keller.

Zwei Kinder hatte Veit. Sein Fritz,
Verlobt mit Fräulein Goltze,
Zu Bischofsrod', des Vaters Sitz
Gleich hinter diesem Holze,
Kam oft auf dieser Stelle hier
Mit seiner Braut zusammen. —
Doch, noch ein Glas! Mir fängt es schier
Im Gaumen an zu strammen.

Nun! Eine Tochter hatt' auch Veit,
Die jung zu einer Muhme
Nach Querfurt kam, wo Adelheid, —
So hieß sie, — um die Blume
Der Unschuld sich im Augenblick
Des Taumels ließ bethören.
Sie floh, doch Furcht hielt sie zurück,
Zum Vater heimzukehren.

Aus Appenrode kam von ihr
Zum Bruder Fritz ein Bote:
Sie harre bei der Kelle hier,
Sein mit dem Morgenrothe. —
Fritz mit des Tages Anbruch fort,
Und seht, (den Platz umzäunte
Man später) bei der Eiche dort
Saß Adelheid und weinte.

Ob Neugier gleich und Ungeduld
Im Bruder Fritz sie baten,
So schwieg sie dennoch; ihre Schuld
Ließ sie ihn selbst errathen.
Sie sank verschämt in seinen Arm,
Und floß in Thränen über,
Und schluchzte nur: „Erbarm, erbarm
Nur jetzt Dich mein, Du Lieber!"

„Gib Dich zufrieden, gutes Herz!
Ich liebe Dich noch immer.

Nur häufe Schmerzen nicht auf Schmerz,
Und stille Dein Gewimmer.
Hier hast Du meine rechte Hand,
Dein Fritz wird treulich sorgen
Für Dich, und Deiner Liebe Pfand,
Und Alles bleibt verborgen!" —

Gertrud von Goltze ging oft früh
In dieses Holz spaziren;
Das Unglück mußt' auch heute sie
Nah an die Kelle führen.
Hier hört sie eine Stimm' und spitzt
Das Ohr, schleicht durch die Hecken,
Sich immer näher hin, und jetzt —
Denkt selbst Euch Trudchen's Schrecken.

„Für sie und ihrer Liebe Pfand
Will Fritz getreulich sorgen?
Bin ich bei Sinnen, — bei Verstand?
Ist's Nacht und Traum? Ist's Morgen?
Halt, sie stehn auf! — Sie gehen fort! —
Was thu' ich? Folg' ich ihnen?
Kann solch ein Scheusal noch ein Wort,
Noch einen Blick verdienen?" —

Fritz und die Schwester waren grad'
An jenem Schlund, den oben
Ihr in der Höhle Kuppel sah't, —
Als durch's Gebüsch gestoben
Das Fräulein kam. „Ist das die Braut?"
Fragt höhnisch sie und bitter,
Indem sie auf die Schwester schau't,
Und lächelnd sprach der Ritter:

„„Ei, ei! das Horchen thut nicht gut!
Wenn ich mich nun beklagte?"" —
Sie aber stieß mit voller Wuth
Ihn vor die Brust, und sagte:
„Fort, Bösewicht! bist Du noch kühl
Dabei, daß Dein ich spotte?" —
Fritz wich zurück, und glitsch't und fiel
Hinab in diese Grotte.

„Mein Fritz, mein lieber Fritz!" so schrie
Das Fräulein Adelheide,
Und sank erblassend in die Knie,
Erdrückt von so viel Leide.

„„Was? Er Dein lieber Fritz? So flieg
Dem Teufel nach zur Hölle!“ “
Sprach Gertrud. Adelheide schwieg.
Todt war sie auf der Stelle.

Gertrude floh durch Busch und Dorn;
Gewinsel aus der Höhle
Erreicht sie hier; weg war ihr Zorn,
Voll Mitleid ihre Seele.
Als sie herab zur Grotte sprang,
Lag Fritz von Wülferode
Zerschmettert auf der Erd' und rang
Zähnknirschend mit dem Tode.

Fritz! Fritz! Was machst Du? Kennst Du mich
Nicht mehr? Ich bin ja Trude!
Sieh! ich bin nicht mehr bös' auf Dich!
Was ist das? — Schwimmst im Blute?“ —
Sie faßt ihn bei der Hand, doch schier
Fiel schwer wie Blei sie nieder;
Fritz schlug die Augen auf, sah stier
Sie an, und schloß sie wieder.

Aus seiner Tasche hing von Flor
Ein Tuch, das sie ihm stickte;
Sie zog's, und ach! den Brief hervor,
Den Adelheid ihm schickte.
Das Fräulein las, sank hin und lag
Die Händ' auf Fritz gefaltet;
Als sie erwacht' am Nachmittag,
War Fritz bereits erkaltet.

Gertrude, fühllos, dumpf und krank
Am Leib' und an der Seele,
Saß ohne Speis' und ohne Trank
Drei Tag' in dieser Höhle.
Ihr Vater und sein Hofgesind
Durchstöbert alle Sträuche,
Und fand zuletzt das schöne Kind
Im Schlaf auf Fritzens Leiche.

Sie blieb am Leben, doch betrog
Die Hoffnung manche Freier
Um ihre Hand, das Fräulein zog
In's Kloster, nahm den Schleier,
Und saß, wenn Alles schlief, und wacht'
Und weint' auf ihrer Zelle,

Und starb. — Oft hör' ich jetzt bei Nacht
Sie trauern in der Kelle.

Das Horchen thut, sprach Fritz, nicht gut!
Doch Eifersucht noch minder.
Drum, bitt' ich, seid auf Eurer Hut,
Ihr guten, schönen Kinder.
Denn vorgethan, und nachbedacht,
Wie wir zu oft vergessen,
Hat Manchen in groß Leid gebracht! —
Doch kommt zum Abendessen.

C. Duval.

Stadtilm,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Ilm, (ehemals Ilmene, Ylmene, Ylmmene, Ilmme, Ilmen, auch zum Unterschiede von dem nahe liegenden Dorfe Oberilm Mart- (Markt) Ilm, Stadt der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg Rudolstadt mit 347 Häusern und 2314 Einwohnern, und Sitz eines Justizamtes, welche von dem Flusse Ilm und dieser von den an seinen Ufern wachsenden Ilm- oder Ulmbäumen benannt worden ist. Die Zeit ihrer Erbauung läßt sich nicht bestimmen. Allem Anscheine nach ist sie aber eine der ältesten Städte Thüringens und kommt vielleicht schon als villa quae dicitur Jlmine in einer Reinhardsbrunner Urkunde vom 14. September 1114 vor, nach deren Zeugnisse der Graf Ludwig der jüngere von Thüringen an diesem Orte d. 4. Mai d. J. drei freien Männern für das erwähnte Kloster einige Güter bei dem Walde Loiba übergab. Unter derjenigen villa Jlmina, welcher die Bestätigungsurkunde des Petersklosters zu Salfeld vom Pabst Honorius im J. 1126 gedenkt, ist wohl am passendsten das Dorf Ilm in dem Amte Leutenberg zu verstehen. Schon im 11. und 12. Jahrhundert gehörte Stadtilm den Ahnherren des gräflichen Hauses Kevernburg-Schwarzburg. Sizzo des III. Söhne theilten sich nach dessen Tode ums Jahr 1160 in die von ihm hinterlassenen Länder und in diese Stadt, deren eine Hälfte Kervernburgisch, die andere Schwarzburgisch wurde — so wie wir auch das benachbarte Arnstadt in ähnlich, nicht immer günstigen Verhältnissen treffen. Auch für die Bewohner der unsrigen scheint dasselbe die fruchtbare Mutter von Streitigkeiten und Bedrückungen gewesen zu sein, die uns durch ihre Aufzeichnung jetzt wenigstens den Vortheil gewähren, zugleich

tiefere Blicke in ihre Verfassung und Einrichtung zu thun. Schon im J. 1274 heißt Ilm urkundlich oppidum, 1282 civitas und erfreute sich damals verschiedener, von den beiderseitigen Regenten verliehener Rechte und Begünstigungen.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts soll zwischen den Besitzern der Stadt, dem Grafen Günther VIII. von Kevernburg und Heinrich XI. von Schwarzburg Unfriede geherrscht haben, und sogar in offene Fehde ausgeartet sein. Wir werden später wieder darauf zurückkommen, wenn wir das ehemals in den hiesigen Kirchen doppelt vorhandene Bild, welches auf ein, vermeintlich durch diesen Zwist veranlaßtes, unglückliches Ereigniß bezogen wird, näher betrachten. Um die traurigen Folgen, welche dergleichen Unruhen auch in Zukunft für die Stadt äußern konnten, möglichst zu verhüten, gaben Günther VIII. von Kevernburg und Günther XI., Graf und Herr zu Schwarzburg, am 12. April 1293 die feierlich verbriefte Versicherung, daß, wenn sich hinfort zwischen ihnen Hader oder Krieg entspinnen würde, dieß den Bürgern an Habe und Gut, Haus und Hof unschädlich sein sollte, beide wollten deswegen während der Dauer der Mißhelligkeiten die Stadt nicht betreten, sondern so lange auf das Oeffnungsrecht verzichten, derjenige aber, welcher das gegebene Wort bräche, habe den Verlust seines Theils zu gewärtigen. Auf diesen Fall wurden die Bürger aller ihrer Verpflichtungen gegen denselben entbunden und ihnen die Befugniß ertheilt, sich an den andern, als ihren rechten und natürlichen Herrn, allein zu halten, der von nun an die ganze Stadt für sein Eigenthum ansehen könne. Am 18. Oktober 1302 bestätigten die Grafen nicht nur das vorige Privilegium und alle hergebrachten Freiheiten, sondern gestatteten den Bürgern noch außerdem, nach Belieben und ungehindert aus einem Theile der Stadt in den andern mit Leib und Gut sich zu wenden, oder auch ihren Wohnsitz an fremden Orten zu wählen, ohne deswegen ihre unbeweglichen Habe einzubüßen. Ferner machten sie sich anheischig, niemals eine Burg oder ein Bollwerk in den Ringmauern oder außerhalb im städtischen Gebiete anzulegen. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Günther von Kevernburg im schmerzlichen Gefühle, sein Land keinem männlichen Erben hinterlassen zu können, sich mancherlei Beeinträchtigungen und Erpressungen gegen seine Unterthanen erlaubt hatte, und daß die Reue darüber ihm (1302 feria secunda post communes), kurz vor seinem Abschiede von der Welt das Versprechen abnöthigte, die Bürger zu Ilm ohne Ursache unbilliger und unziemlicher Weise nimmer zu belästigen, zu beunruhigen, gefangen zu halten oder in Ketten und Banden zu legen. Seine ununterbrochenen Reibungen mit dem Abte von Hersfeld wegen beiderseitiger Gerechtsame in Arnstadt entsprangen wohl aus der nemlichen Quelle. Doch läßt sich auch das lobenswürdige Streben der Regenten der damaligen Zeit, die Entwickelung des Wohlstandes ihrer Städte durch

verliehene Freiheiten und Begünstigungen zu fördern, dabei nicht verläugnen.

Durch welche Mittel die andere Kevernburgische Linie die dem Verstorbenen bisher gehörige Hälfte der Stadt zu erlangen wußte, ist unbekannt, da Günthers übriger Nachlaß seinen beiden Töchtern, vermählten Gräfinnen von Hohnstein und Orlamünde, vermöge des in Thüringen herrschenden Gebrauchs der Todtheilung anheim fiel.

Freiheit ist die Seele Handel und Gewerbe treibender Städte. Dieß erwägend bemühten sich nicht nur ihre Bewohner eifrig um ungehinderten und erhöhten Genuß dieses Gutes, sondern auch ihre Besitzer, welche die Hülfe jener bei den damaligen Unruhen und daraus entstandenen Geldverlegenheiten oft in Anspruch nehmen mußten, zeigten sich bereit zu Verleihung mancher Vorrechte, um ihre Zuneigung zu gewinnen, um sie für die in ihrem Dienste gebrachten Opfer zu entschädigen. — So erneuerte Mechtild, Wittwe Günthers XII. als Vormünderin ihrer unmündigen Söhne, am Peters- und Paulstage 1390 die früheren Privilegien von 1293 und 1302, und Günther der ältere Herr zu Blankenburg, Günther von Kevernburg, Heinrich und Günther, Herren zu Schwarzburg, trafen am Sente Georigen Abende 1330 die auf möglichste Sicherung der Selbstständigkeit abzweckende Anordnung „daß der Stadtrath volle Macht und Gewalt haben solle, zu setzen und zu ordnen und wiederum aufzuheben und abzuschaffen, was gemeiner Stadt ersprießlich oder schädlich sein möchte, und daß ihn hieran niemand hindern oder ihm Eintrag thun sollte; würde aber jemand sich solchen Verfügungen widersetzen, so solle er nach eingebrachter Klage dem Landesherrn und dem Rathe jedem Theile in eine Buße von einer Mark Geldes verfallen, sein, oder so lange die Stadt räumen, bis er dieselbe erlegt hätte."

Die ältesten, unstreitig von beiden gräflichen Familien ertheilten Ilmischen Statuten mögen schon aus dem dreizehnten Jahrhundert und nicht erst aus der Mitte des vierzehnten herrühren. Zu dieser Vermuthung berechtigt nicht nur der Umstand, daß der Jahrzahl 1350 in der Ueberschrift die Worte: copiate sunt hinzugefügt sind, sondern auch die darin vorkommenden Spuren der ältesten teutschen Rechtsgebräuche und der Mangel an gehöriger Ordnung ꝛc. Ein Anhang enthält verschiedene Beschlüsse des Rathes und eine 1338 aufgesetzte Nachricht von dem Weichbilde der Stadt und die Grenzen desselben. Das bei dem Brande vom 1. Aug. 1780, nebst den neuen, noch gültigen Stadtrechten, verloren gegangene Original war auf Pergament in Quart geschrieben und die Form der Buchstaben die nämliche, wie in den Urschriften der salfeldischen und erfurtischen Statuten.

Das Jahr 1388 brachte endlich die ganze Stadt unter Schwarzburgische Botmäßigkeit. Am Sonntage Judica nämlich kaufte Graf Johann II., Herr zu Wassenburg, Leuchtenberg und Kranichfeld, nebst seinen Vetter Günther XXVII. und Sohne XXIX. die an-

dere Hälfte der Stadt von der verwittweten Gräfin Sophie von Kevernburg, geb. von Stolberg, für 925 Schock guter breiter Meisner Groschen Freiberger Münze, acht gute Pfennige für einen Groschen gerechnet, mit Bewilligung der treuen Händer (Vormünder) der Gräfin, Heinrichs von Stolberg und Friedrichs von Henneberg, Herrn zu Ascha. Von der Kaufsumme wurden sogleich 425 Schock baar entrichtet, die übrigen 500 Schock aber der Gräfin auf ihre Lebenszeit jährlich mit 50 Schocken verzins't und die Zahlung dieser Zinsen an die Städte Ilm und Königsee verwiesen.

Acht Jahre später 1396 am sande Marien Magdalenen Abende trugen die Grafen Johann, Heinrich, Günther und Günther, Herren von Schwarzburg, Haus und Stadt Ilm, das bisher, wie sie sich in der Urkunde ausdrücken, „ihr recht eigen war" dem Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen, Wilhelm, zu Lehn auf.

Noch einmal sollte Stadtilm seine Oberherren wechseln, aber glücklicher Weise nur in dem Hause Schwarzburg selbst.

Im Jahre 1434 (am Sente Michelsabend) sah sich Günther **XXXII.**, Graf und Herr zu Schwarzburg, genöthigt, seinem Vetter Heinrich **XXVIII.**, Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, dasselbe mit allen und jeglichen Zugehörungen, der Gerechtigkeit über das Kloster, den Zöllen daselbst, zu Marlishausen und Arnstadt ꝛc. für 1440 Mark löthigen Silbers zu verkaufen. Der Käufer erklärt am Tage des heil. Märtyrers Tiburcius d. J., daß er die Bürger, welche ihm rechte Erbhuld mit Hand und Mund gethan haben, freie und begnade mit allen hiernach geschriebenen Stücken und Artikeln: „1) wolle er sie bleiben lassen bei der Fischweide, die sich anhebt zu Oberilm bei dem Wehre und geht bis an das Weidig bei Niederbargfeld und bei der Wildbahn, als sie vor Alter gehabt haben. — 2) Funfzehn ganze Jahre keine Nothbete, noch Heerfahrt aus dem Lande, sondern blos innerhalb desselben zu thun, von ihnen fordern. — 3) Ihnen während dieser Zeit folgen lassen das Gericht mit allen Zöllen, Nuzen und Zugehörungen, zu richten sowohl den Armen als den Reichen*), ausgeschlossen Hals und Hand. Auch freiet er sie. 4) Daß kein Richter, noch sein Frone von Gerichtswegen keinen Mann nicht vorbithen (mit Arrest belegen), noch kommen soll in keines Bürgers Haus, sondern seine Habe, ob er die darin hat, mag er vorbieten. Auch ob ein Gezog (Auflauf, Aufruhr) würde, und die den Gezog erhüben, ob die in eines Bürgers Haus kämen, darin soll ihnen kein

---

*) Auch anderwärts wurden die zur eigentlichen Bürgergilde gehörigen Bürger, insonderheit die Kaufleute und Gewandschneider, zu den Reichen, die meisten Handwerker und Ackerbürger aber zu den Armen gerechnet. — Da vorzüglich durch Handel und Gewerbe der Reichthum der Städte sich hob, so brauchte man das Wort: Kaufleute bisweilen statt Bürger, wie es auch im Liede der Niebelungen vorkommt.

Richter, noch sein Frone nachfolgen, sondern mit Rechte und Gerichte heraus gewinnen. 5) Die Bürger sollen bei aller ihren von den Grafen von Kevernburg und Schwarzburg ertheilten Freiheit, Recht und guter alter Gewohnheit, die sie, nach Ausweisung ihrer versiegelten Briefe und ihres Stadtbuches, bisher gehabt haben, bleiben. 6) Welcher Mann vor Gerichte erfordert und mit Pfanden vorbracht würde, will der sitzen auf der Bürger Gebot, das hat er Macht, also daß die Bürger von ihm haben zu helfen über das Gerichte nach der Stadt Gewohnheit und Recht. — 7) Was sich Auflaufs oder Unfuge erhübe im Rathhause oder in den Fleischbänken, darüber soll ein Rath Macht haben zu helfen, ausgeschlossen Todschlag. 8) Auch würde es Sache, daß auf Jemandes stürbe Anfall oder sonst einer dem andern abkaufte, das da anträte (anbeträfe) Erbe und Gut, das soll er suchen vor einem Rath und anders nicht, der darüber zu helfen hat. 9) Auch soll kein Bürger kein Helfegeld (Hülfsgeld) nicht geben, ob er vor Gericht erklagt und erfordert wird, als sie dann alles vor Alter her bracht und gehabt haben."

Am Sonnabende Luciä 1438 verglich sich Graf Heinrich mit dem Rathe und den Bürgern wegen der ihnen auf einige Jahre abgetretenen Gerichte und Zölle, welche sie ihm gegen Erlaß von 50 fl. jährlich zu entrichtender Erbzinsen wieder zurückgegeben hatten.

Daß die Herren der Stadt sich bisweilen darin aufhielten, beweisen hier von ihnen vollzogene Urkunden. Auch bewohnte Irmingard, Gräfin und Frau von Kevernburg, im Jahre 1324 einen Hof bei dem dasigen Kloster. Die von älteren Geschichtschreibern geäußerte Vermuthung aber, daß einige Grafen von Schwarzburg diese Stadt zum beständigen Wohnsitze erwählt und sich deswegen davon geschrieben hätten, beruht auf einem Irrthume und der Verwechselung mit dem ehemals Kevernburgischen und nachher Schwarzburgischen Ilmenau. Daß sich ein Haus oder Schloß hier befand, wissen wir aus dem Lehnbriefe von 1396, und der in der Beschreibung des Weichbildes von 1338 erwähnte Burgweg weist ebenfalls darauf hin, den man freilich auch für den Weg auf die nahe liegende Veste Ehrenstein halten könnte, wenn nicht in einem Zinsregister des Kloster von 1442 ein dem Gotteshause gehöriges Stück Feld „hinter der Burg" ausdrücklich vorkäme.

Was den Stadtrath betrifft, so bestand derselbe aus drei Räthen oder drei mit einander wechselnden Mitteln. Im J. 1330 bezeugten folgenden zwölf: „Die vromen lute der Rat der Stat zu Ilmen, Herman Brothsac. Johannes von osthouen, Heynrich neycke, lutolf wolf. Conrad von Crana. Heynrich Helmbrich Heynrich Hernpetirs. ludewic Bechere. Apelo koch. Johannes von Ostenredin. Günther von Walisleybin und Bertold pomilhard — vnd von dem alden rate Reynbote von Achilstete, Heynrich Schröter und ire kumpan," den obengedachten Freiheitsbrief.

Im. J. 1353 waren daselbst 2 Ratismeister und 10 Ratisman, 1372, 1517, drei Räthe.

Das größere Ilmische Stadtsiegel stellt eine Mauer mit zwei Thürmen und zwischen denselben einen offenen Helm, über welchem man den vermeinten Kamm oder vielmehr den Turnierkragen mit dem Pfauenschweife erblickt, so wie er auch auf den Schwarzburgischen und Kevernburgischen sogenannten Secret- oder Helmsiegeln erscheint. Die Umschrift lautet:

SIGILLVM. CIVITATIS. DE. ILMENE. — Das kleinere Siegel enthält blos die beiden, den Helm umgebenden Thürme und die Worte: SECRETUM, CIVITATIS YLMENE. Es befindet sich an mehreren Urkunden, z. B. an einer Paulinzellischen von 1455, noch ganz unversehrt.

Die eben geschilderten, größtentheils günstigen Verhältnisse eröffneten den betriebsamen Einwohnern ein weites Feld verschiedenartiger Thätigkeit. Die Blüthe des Handels und der Gewerbe entfaltete sich immer mehr. Einer der vornehmsten und einträglichsten Nahrungszweige war das Rasch- und Zeuchmachen, und das Spinnen der dazu erforderlichen Wolle. Der Wollenweber daselbst gedenkt bereits eine Urkunde von 1457. Im Jahre 1753 soll das Raschmacherhandwerk, welches ungefähr 70 Meister zählte. 4000 Stück Rasch gefertigt und dadurch einen ansehnlichen Gewinn aus dem Auslande gezogen haben. Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschte in diesem Geschäfte ziemliche Regsamkeit.

Aus dem Dasein der jetzt abgestellten, schon in einem Dokumente von 1301 erwähnten Dritten- oder Mittelmühle über der Brücke hat man auf eine zahlreiche Bevölkerung der Stadt und lebhaften Verkehr mit der Nachbarschaft wohl nicht mit Unrecht geschlossen. Auch die Braunahrung muß nicht unbeträchtlich gewesen sein. Wenigstens stand bereits zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das dasige Bier in so gutem Rufe, daß es an auswärtige Orte verfahren und unter andern zu Arnstadt, nächst dem Naumburger, Eimbecker rc., im Rathskeller verschenkt wurde, wie Rathsrechnungen von 1475 lehren. Zu diesem Behufe befleißigte man sich schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts des Hopfenbaues in dieser Gegend. —

In einer lebhaften Handel treibenden Stadt bedurfte man bei dem häufigen Geldumsatze auch eine eigene Münze. Daß zu Stadtilm eine solche vorhanden war, und daß wirklich in derselben geprägt wurde, bewähren nicht nur Urkunden von den Jahren 1331 und 1335, durch welche ein Theil der gräflichen Einkünfte von dem Zoll, der Münze (moneta) und dem Gerichte daselbst dem Jungfrauenkloster gewidmet wird, sondern es sind auch in neuester Zeit ums Jahr 1300 nach dem Muster der Erfurtischen geschlagene Brakteaten aufgefunden worden, welche entweder die Umschrift: Ilmene, oder den Namen und das Bild des heiligen Nikolaus als Schutzpatrons des Klosters, enthalten.

Ob das hiesige **Jungfrauenkloster** Cistertienser Ordens wesentlich und dauernd zu Vermehrung des Wohlstandes beigetragen habe, wagen wir weder zu bejahen, noch zu verneinen, da bei dem offenbaren Nutzen, welchen dasselbe gewährte, auch der vielleicht noch nachtheiligere Einfluß nicht aus den Augen verloren werden darf. Es wurde von dem Grafen Günther VII. zu Schwarzburg, ursprünglich in Salfeld bei der Kapelle des heiligen Nicolaus, als Versorgungsanstalt für Töchter des gräflichen Hauses und demselben verwandter Familien, so wie des einheimischen Adels, gegründet, und 1275, zwar mit des Stifters Genehmigung, aber erst nach seinem Tode, hierher verlegt, wo es bald durch fromme Vermächtnisse zu ansehnlichem Güterbesitz gelangte. Warum man Stadtilm zum neuen Aufenthaltsorte dieser Gottgeweihten Jungfrauen erkohr, sagt der Erzbischof Werner von Mainz in dem Bewilligungsbriefe der beabsichtigten Veränderung, „weil nämlich dieser Ort wegen seiner Triften und Waldungen geeigneter wäre, ihnen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als ihr bisheriger Wohnsitz zu Salfeld." Doch mögen auch die Beschränktheit des Raumes und die Streitigkeiten mit den Franziskanermönchen einen solchen Wechsel wünschenswerth gemacht haben. Anfangs gebrach es an zureichenden Mitteln zur Uebersiedelung und Herstellung der erforderlichen Gebäude, ungeachtet der Sohn des Verstorbenen, Günther IX. sich des ihm von seinem Vater dringend empfohlenen Baues eifrig annahm. Es wurden daher von verschiedenen Bischöfen Ablaßbriefe für alle diejenigen ausgefertigt, welche das Werk durch Beiträge unterstützen würden. Dennoch konnte dieses nur allmählig zu Stande gebracht werden, und man mußte, um es zu vollenden, die Gesuche um wohlthätige Förderung desselben von Zeit zu Zeit erneuern, was z. B. 1279 und selbst noch 1300 und 1303 geschah, wenngleich die Einweihung des Klosters schon 1287 Statt gefunden hatte. Denn daß sie in dieses und nicht, nach Behauptung der Chronisten, in das vorhergehende Jahr gesetzt werden müsse, lehrt die jetzt an dem ehemaligen Schlosse angebrachte Inschrift:

ANNO. DOMINI. M°. CC°. LXXX° VII° VII° KL. APRILIS. INICIATA. EST. HEC. DOM°. DEI. AD. HONORE. GLOSE. VIRGINIS. MARIE. ET. SCI. NICOLAI. NEC. NO. VENERABILIS. PATRIS. BENEDICTI. QVEM. HIC. SCIMONIALES. INMITANDO. SECVNTVR. XPE. TIBI. GRATUS. LOCVS. HIC. SIT. LAVDEQ. DIGNVS.

d. i. Anno. Domini. M°. cc°. LXXX°. VII°. VII°. Kl. Aprilis. Iniciata. Est. Hec. Domus. Dee. Ad. Honorem. Gloriose. Virginis Marie. et Sancti. Nicolai. Nec. Non. Venerabilis. Patris. Benedicti. Quem. Hic. Sanctimoniales inmitando. sequuntur. Christe. Tibi. Gratus. Locvs. Hic. Sit. Laudeque. Dignus.

Das Kloster heißt, nebst der Kirche, um nur einige der mannigfaltigen, in Urkunden vorkommenden Benennungen anzuführen, bald Monasterium Sancti Nicolai in Ilmene, ubi virgines ordinis Cistertiensis Deo deserviunt (1298); bald Ecclesia s. Nicolai sanctimonialium ordinis sancti Bernhardi (1279). Ecclesia claustri Cistertiensis ordinis — in honorem beati Nicolai pii confessoris atque pontificis fundata (1279), — coenobium grisearum dominarum Kloster zu Ilm des grawen ordins (2322), sacer conoentus ancillarum Christe coenobii in Ilmene (1280.)

Schon Graf Günther VII. hatte befohlen, ihn zu Stadtilm in einer Kapelle an dem Orte, wo nachher das Kloster erbaut wurde, zu bestatten. Auch sein Sohn Günther IX., welcher die Einweihung des Gebäudes nur kurze Zeit überlebte und Gunther XII. fanden hier ihre Ruhestätte und ihre Nachfolger wählten dasselbe gleichfalls zu ihrem Begräbnisse. Wem von den hier beerdigten Personen der vor mehreren Jahren wieder entdeckte Grabstein angehöre, verdient eine genauere Untersuchung.

Daß die Grafen von Schwarzburg, als Stifter des Klosters, sich auch das Schutzrecht oder die Voigtei über dasselbe vorbehielten, war ganz der Ordnung und Gewohnheit gemäß. Doch besaßen dieselbe vorzugweise die Herren der eigentlichen Schwarzburgischen Linie und nach einer Erklärung der Aebtissin, der Priorin, des damaligen und der früheren, noch lebenden Pröbste v. J. 1417 hatten die Grafen zu Schwarzburg-Leutenberg keine Ansprüche darauf.

Wir wollen jetzt versuchen, die Aebtissinnen und Pröpste, welche dem Kloster bis zu seiner Aufhebung vorstanden, an dem Leitfaden von mehr als sechshundert, deswegen aus den Schwarzburgischen Briefgewölben ans Licht gezogener Urkunden der Reihe nach aufzuführen, um zugleich die Angaben unseres fleißigen Vorgängers Jovius, der ebenfalls in seiner Schwarzburgischen Chronik (S. 188 ff.) ein Verzeichniß derselben liefert, zu berichtigen und zu ergänzen.

Der ersten waren achtzehn und zwar folgende: 1) Irmengard, Gräfin von Schwarzburg, Tochter des Stifters, Günther VII., namentlich erwähnt in den Jahren 1275, 1282, 1314. — 2) Jutta I., Tochter Günther VI. von Kevernburg, 1321. — 3) Jutta II., Gräfin von Schwarzburg, Tochter Heinrich X., befand sich bereits 1316 in dem Kloster und bekleidete von 1323—1342 die Stelle der Aebtissin. — 4) Mechtild, Tochter Heinrich XIV., Grafen von Schwarzburg, 1347, 1356. — Jutta III., Tochter Heinrich IV., Grafen von Orlamünde, Osterländischer Linie, dessen öffentliches Leben vom J. 1311 bis 1347 reicht. Im J. 1357 verkaufte Dietzel von Wizleben derselben und ihrem Stifte eine halbe Mark Silbers zu Veranstaltung eines Jahrgedächtnisses für den Grafen und Herren von Orlamünde und seine Gemahlin. — 6) Mechtild von Schwarzburg, nach

Jovius (S. 234) mit Mechtild unter Nr. 4. eine und dieselbe Person 1358, 1383. Sie müßte also ihr Amt auf einige Zeit niedergelegt und dann wieder angetreten haben. — 7) Lutrudis, (Lutterat) Gräfin von Barby, des Grafen Albrecht II. und seiner Gemahlin Jutta, aus dem Hause Schwarzburg, Tochter, Schwester Albrecht III. und Günther II., kommt schon 1355 als Ilmische Klosterfrau und 1382 als Aebtissin vor — 8) Agnes, 1387. Ihre Verwandtschaft mit den gräflichen Familien Kevernburg, Stolberg und Mannsfeld erhellt daraus, daß Sophia und Mechtild von Kevernburg sie in einer Urkunde von dem erwähnten Jahre ihre liebe Muhme nennen. — 9) Felicitas, Tochter Pezolds von Griesheim zu Gräfinau, 1386 (?), 1417. — 10) Anna (I ?) Tochter Günther XXX. von Schwarzburg 1416, (?), 1418, 1419. Nach Jovius (S. 288) soll sie ums Jahr 1421 auf diese Würde verzichtet haben. — 11) Barbara, Tochter Hermann IV., Herren zu Kranichfeld und muthmaßlich Enkelin der mit Hermann III. von Kranichfeld vermählten Gräfin Sophia von Schwarzburg. (S. Jovius S. 241) 1422; war 1436 bereits todt. — 12) Anna (II. ?), Gräfin von Schwarzburg, wie wenigstens Jovius behauptet, nicht von der unter Nr. 10 erwähnten Aebtissin gleiches Namens verschieden, welche nach Barbara's Tode ums J. 1430 zum zweiten Male gewählt wurde, und dieses Amt bis 1440 verwaltete. — 13) Anna II. (III. ?), Tochter des Burggrafen Albrecht III. von Kirchberg, geboren 1409, 1436. 1438 Priorin, 1440—1468 Aebtissin. — 14) Katharine von Wertheim, 1465 Kellnerin, 1471—1495 Aebtissin. — 15) Elisabeth I., Tochter Georg I. Grafen von Henneberg auf Aschau und Römhild, geboren 1426, 1466 Kellnerin, 1492 Priorin, 1494 Aebtissin, starb 1507 Dienstags nach Reminiscere. — 16) Elisabeth II., Tochter Heinrich XXX., Grafen zu Schwarzburg von der Leutenbergischen Linie, kam schon in ihrem vierten Lebensjahre 1467 in das Kloster, war 1492 Priorin, 1508—1522 Aebtissin. — 17) Barbara, Tochter Günther XXXVIII. von Schwarzburg, im Kloster zu Kelbra erzogen, erscheint in Urkunden von 1505, 1507 als Küsterin, 1512 als Kellnerin, 1521, 1522 Aebtissin. Sie starb 1523 und liegt in der Klosterkirche begraben. — 18) Margaretha, Gräfin von Schwarzburg, Tochter Heinrich XXXVIII., geboren den 19. Mai 1502, brachte ihre frühere Jugend ebenfalls im Kelbraischen Kloster zu, aus dem sie 1523 als Aebtissin an das Ilmische berufen wurde, welche Stelle sie aber, abgeschreckt durch den unordentlichen und zügellosen Wandel ihrer Untergebenen, worüber sie sich in einer Zuschrift an ihre Stiefmutter schmerzlich beklagt, nur ungern annahm. (S. Jovius S. 642.) Ueberhaupt scheint die Klosterzucht hier niemals sehr streng gehandhabt worden zu sein, wie die Chronisten hin und wieder zu verstehen geben. Nach Zerstreuung der Klosterjungfrauen durch den Bauernkrieg im J. 1525 hielt sie sich erst bei ihrem Vater und nach dessen Tode bei ihrem Bruder auf, in der Hoffnung, die vorige Stelle wieder zu erlangen, als aber diese Aussicht gänzlich verschwunden war, wurde sie 1533 mit Bewilligung des Erzbischofs Albert zu Magdeburg Pröpstin des Stiftes Quedlinburg, doch un-

ter der Voraussetzung, daß auch der Papst ihren Uebergang von einer strengeren Ordensregel zu einer gelinderen genehmigen würde. Sie starb im Jahre 1540. —

Außerdem waren in das Kloster aufgenommen worden: 9 Gräfinnen von Schwarzburg, 6 Gräfinnen von Kevernburg, 7 Gräfinnen von Henneberg, 2 Gräfinnen von Gleichen, 2 Gräfinnen von Hohnstein, 1 Gräfin von Wertheim, 1 Gräfin von Bickenbach, 1 Gräfin von Stolberg, 1 Freiin von Kranichfeld und Töchter der adeligen Familien: von Berlstedt, Gleichen, Gräfendorf, Greußen, Griesheim, Heise, Hesberg, Hirschberg, Hoff, Holbach, Kindleben, Kochberg, Krumsdorf, Machwiz, Oberniz, Ostheim, Röder, Roßla, Scheidingen, Sulzbrücken, Wazdorf, Weimar, Werthern, Wizleben, Wüllersleben, Zenge, Zimbern.

Pröbste:

1) Bertoch (Berthous, Bertold) wahrscheinlich aus Salfeld gebürtig, wo er begütert und 1265 Plebanus war. Wie angelegentlich er für die neue Stiftung zu Ilm sorgte, erhellt, unter andern, aus der im Jahre 1280 durch ihn bei dem Grafen Günther den ältern von Kevernburg bewirkten Ueberlassung eines Hofs in jener Stadt, den er für sein eigenes Geld erkauft hatte, an dieselbe. Er stand dem Kloster von 1265 bis 1291 vor, in welchem er der vormalige Propst (quondam praepositus) genannt wird, und erhielt vermuthlich eine höhere geistliche Stelle. — 2) Konrad (von Witerde), von 1289—1291, vorher Rector puerorum, heißt 1324 der alte Propst zu Ilmen. — 3) Berthold 1292, 1293. — 4) Gottfried, 1294. — 5) Wicfried, Bruder des Schultheißen, Heinrich (von Bechsteten?) zu Ilm, welcher 1288, 1290, 1308 vorkommt, wird in Urkunden von 1282, 1289, 1291, 1292, 1298 Notarius der Grafen von Schwarzburg, und 1286 quondam Rector puerorum in Ilmene genannt. Aus dem ihm beigelegten Namen Magister hat man, wohl ohne zureichenden Grund, geschlossen, daß er Lehrer der jungen Grafen von Schwarzburg gewesen sei, wahrscheinlich wird aber dadurch auf sein zuletzt erwähntes Verhältniß als Schulmeister hingewiesen. Das Amt des Propstes verwaltete er von 1308—1315 im folgenden Jahre erscheint er als ehemaliger Propst, er muß also seine Stelle niedergelegt und vielleicht mit einer anderen vertauscht haben. — 6) Heinrich (von Hammerfeld) starb nach Jovius 1314 (?). — 7) Friedrich von Apolda (de Apoldia) 1318, übergab die Propstei 1321, in welchem Jahre er schon, so wie später 1324, 1333, 1334 der alte Propst genannt wird. Er starb 1337 III. Non. Junii. (S. das Todtenbuch des Marienstifts zu Erfurt in Monés Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 1835. 2. Quartalheft S. 142.) — 8) Heinrich, Propst von 1328 bis 1348, zugleich Pleban in Seebergen, 1339 heißt er bisheriger Pleban daselbst. — 9) Andreas, 1355, 1359. — 10) Nikolaus Kilian, 1360, 1363. — 11) Otto von Lüten (de Luten), 1370, 1373, 1379. In einem 1765 in dem Hauptaltare der Michaeliskirche zu Lüneburg gefundenen Rotulus aus dem 15. Jahrhundert lies't man folgende ihn betreffende Worte:

O . . . S. Marie. virg. et. S. Nicolai. conf. in Ilmenc. Otto prepositus. (S. Wedekinds Noten zu einigen teutschen Geschichtschreibeen. 3. H. S. 338) — 12) Otto von Sprechenberg (Sprechenberg?) 1380. — 13) Otto III. vom Hoff erhielt die Propstei 1383 und verwaltete dieselbe 26 Jahre. Er erscheint später z. B. 1408 als Domherr zu Würzburg, wo er noch 1412 lebte. Eine Urkunde von 1418 erwähnt ihn als verstorben. — 14) Nikolaus von Waltheim war 1412, 1415 acht Jahre hindurch Propst, und wahrscheinlich, wenigstens 1412, dabei Pfarrer zu Braunsdorf. — 15) Siefried (Siegfried) Sack 1417, bekleidete zugleich eine Domherrenstelle zu Nordhausen. — 16) Hermann Loßhardt 1419, 1429, 1430. Im J. 1421 wird Hermann Obeloß (Abeloß) vielleicht durch einen Schreibefehler oder eine unrichtige Lesart als Propst angeführt. — 17) Heinrich Böttner (Bottener) 1436, 1445. Im J. 1448, wo er Vicarius St. Michaelis zu Ilm genannt wird, scheint er von der Propstei abgegangen gewesen zu sein, 1452 heißt er der alte Propst, ob er 1471, in welchem Jahre seiner zuletzt gedacht wird, wieder zu diesem Amte gewählt oder todt war, läßt sich aus dem Inhalte der Urkunde nicht entscheiden. — 18) Albrecht von Werterde (Werthern) 1448, 1461. Er soll 1469 das Amt eines Rector ecclesiae parochialis zu Sondershausen angetreten haben. (S. Zeitfuchs Stolberg. Chronik S. 1368.) — 19) Berthold Gönitz (Göinitz, Goynitz, Goynutz) 1463. Im J. 1466 kommt er nur als „der Erbare Berldt Göynitz" vor, er scheint also damals seine Stelle niedergelegt zu haben. 1452, 1473, 1474 war er Kanonikus des Stiftes Jechaburg, und wurde in dem ersten Jahre von dem Dompropst, Grafen Heinrich zu Schwarzburg als Official angenommen. — 20) Widekindt von Wenden. 1464, 1466. Im J. 1470 erscheint er als Propst des Jungfrauenklosters zur Kapelle bei dem Schlosse Arnsburg in der Schwarzb. Rudolst. unteren Herrschaft. (S. Jovius a. a. O. S. 550.) — 21) Heinrich Loßhardt, 1466, 1478, 1480. 1489 heißt er bloß Vikarius zu Ilm und 1512 gottselig. — 22) Johann Schmidt (Hans Smed). 1473, 1475, 1480, 1488. Er wird bald Vorsteher, bald Probst des Klosters genannt. — 23) Johann Möller 1489, starb 1492. — 24) Johann von Gräfendorf 1492 (Mittewochs nach Galli) bis 1505 (Montags nach Lätare). Eine Urkunde von 1510 bezeugt, daß er damals schon verstorben war. — 25) Martin Kämmerer (Kemmerer), Vorsteher 1505, 1506. — 26) Nicolaus (Claus) von Holleben, angeblich ein Sohn Hermanns von Holleben, welcher 1469—1480 vorkommt, Vorsteher 1510, 1512, 1513. (Ein Claus von Holleuben war 1499—1502 Vorsteher des Jungfrauenklosters zu Arnstadt, und 1506 wird Claus von Hollewbem als dasiger Amtmann erwähnt. Der letzte soll ein Sohn Heinrichs von Holleben gewesen und 1501 von dem Grafen Günther zu Schwarzburg mit Wildenspring beliehen worden sein. Die Beleihung seines Sohnes Eucharius (Carius) mit diesem Gute erfolgte, wahrscheinlich nach des Vaters Tode, 1522. — 27) Martin (Merten) von der Kehre, 1520, 1522. — 28) Heinrich Spitznase, 1523. — 29) Sebastian

(Bastian) von Wizleben, 1515, 1516, 1517, 1526, 1531. (Im J. 1509 war ein Bastian von Wizleben Ammanus zu Arnstadt). — Auf diesen lassen Einige noch Volkmar Frobenius folgen, welcher nach Einführung der Lutherischen Lehre erster Pfarrer zu Stadtilm wurde.

Daß der im Jahre 1525 entstandene Bauernkrieg dem Kloster Verderben und Untergang bereitete, ist schon oben bemerkt worden. Wir theilen jetzt die näheren Umstände dieses für unserer Stadt so verhängnißvollen Ereignisses mit. —

Die Bewohner des Waldes hatten sich zusammengerottet und waren herunter nach Königsee und, weil sie vorzüglich auf die Klöster, in denen sie große Schätze zu finden hofften, ihr Augenmerk richteten, von da nach Paulinzelle gezogen. Günther XXXIX. von den hier begangenen Ausschweifungen benachrichtigt, besorgte, es möchte nun auch das reiche Jungfrauenkloster zu Ilm ein ähnliches Loos treffen. Er eilte deswegen persönlich von Arnstadt dahin, um sich der Kirchen- und Klosterkleinodien vor Ankunft der Aufrührer zu versichern, was ihm auch vollkommen glückte. Diese entrüstet, daß die unfehlbar gehoffte Beute ihren gierigen Händen entgangen war, suchten ihre Rache einstweilen dadurch zu befriedigen, daß sie den Propstei- oder Klosterteich fischten. Unterdessen kam der aus Bewohnern der Städte und Aemter Blankenburg und Rudolstadt bestehende Haufe vor Paulinzelle an, lagerte sich vor der Stadt, vereinigte sich hierauf mit den dasigen Bürgern, und fiel mit denselben in das Kloster ein, ungeachtet der Vorsteher, Heinrich Spitznaß, sie nach Vermögen und Nothdurft mit Essen und Trinken hatte versehen lassen. Doch fruchteten gute vermittelnde Worte soviel daß das Kloster wenigstens keine frevelhafte Behandlung und förmliche Plünderung erdulden mußte. Auch war das von dem Propst Sebastian von Wizleben, einem der Verbündeten anvertraute Silbergeräthe nebst andern werthvollen Gegenständen, an den Ort seiner Bestimmung, in Heinze Hohlbocks Haus, richtig und unversehrt abgeliefert worden. Während dieser Händel setzte man den Voigt nebst dem Stadtrathe ab, und nahm diesem die Schlüssel zum Rathhause und zu den Thoren. Einige Edelleute und Geistliche, selbst der Stadtilmer, auf dessen Befehl das Gut zu Griesheim geplündert wurde, standen in Gemeinschaft mit den Empörern. Die Befehlshaber der dasigen Bürger, denen nebst ihren Genossen der geräumige Markt zum Sammelplatz diente, waren gleichförmig gekleidet, die Obersten und Hauptleute geharnischt, die verbündeten vier Städte führten ebensoviel Fahnen. —

Das neue Klostergebäude (das alte hatte Dienstags an sanct Antoniustage des heil. Beichtigers 1492 bedeutend durch Brand gelitten und besonders war das Schlafhaus und der Kreuzgang vom Feuer verzehrt und großer Schade an Hausgeräthen, Kleidern, Büchern, Bettgewandten und andern Kleinodien, „welche zu den klösterlichen Ampten und geistlichen Zierden gehörten,“ ver-

ursacht worden,) soll einer der Anführer sich haben zueignen wollen, nach anderen Aussagen bestimmt man es zum Rathhause oder zum Getreidemagazin.

Freitags nach Quasimodogeniti d. J. ließ der Rath und die Gemeine dem Grafen eine Vorstellung von 31 Artikeln einhändigen, welche ihre Forderungen und Wünsche wegen Abstellung alter Mißbräuche sowohl in Ansehung der kirchlichen als politischen Verfassung und Einführung neuer, zeitgemäßer Einrichtungen enthielt, und die im Wesentlichen mit den Artikeln anderer Städte des Landes übereinstimmten. Ungeachtet der Graf Gewährung und Erleichterung der Lasten, durch welche die Unterthanen bisher so hart gedrückt worden waren, am Walpurgistage feierlich gelobt hatte, so vereitelte doch die unglückliche Schlacht bei Frankenhausen alle Aussichten auf Verbesserung. —

Nach derselben ordnete der Stadtrath, welcher an den geschilderten unruhigen Auftritten nie thätigen Antheil genommen hatte, aber zu ohnmächtig gewesen war, sie zu hindern, zwei seiner Mitglieder an die Grafen Günther und Heinrich ab, um sich und die Seinigen zu rechtfertigen, dennoch mußte die Stadt für diese Verirrung auf's empfindlichste büßen. — Vier der Rädelsführer wurden Sonnabends nach Corporis Christi hingerichtet und den Bürgern das vormals verliehene Fischwasser entzogen, welches der Landesherr ihnen aber im J. 1531 unter gewissen Bedingungen wieder einräumte. Noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren fünf Klosterjungfrauen übrig, welche in einem Hause am Markte lebten, deren Verpflegung dem damaligen Schösser Thomas Hasch (v. 1547—1553) übertragen war. Sie sollen, wie Samuel Walther erzählt, „in Ganserts Hause" gestorben sein. —

Das Konventsiegel des Klosters zeigt die stehende Figur der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme und die Worte: S. COVENTVS. SANCTIMONIALIVM IN ILMENE. — Es ist von länglicher Form. — Auf den gleichfalls länglichen Siegeln der Aebtissinnen ist die Jungfrau Maria, aber sitzend, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, dargestellt, zu deren Füßen noch eine knieende Person erscheint: S. ABBATISSE. SCIMONIALIV. I. ILM (INE) oder ABBISSE. SCI. NICOLAI IN ILMINE. — Die Siegel der Pröpste sind kleiner, als die vorigen, und enthalten eine stehende Figur mit dem Bischofsstabe, wahrscheinlich das Bild des heiligen Nikolaus, Schutzpatron des Klosters, vor welchem eine Person im Mönchsgewande (der Propst?) mit zum Beten oder Schwören ausgestreckter Hand kniet. S. PREPOSITI. SCI. NICOLAI. IN. ILMI. —

Die ehemalige Klosterkirche, welche durch einen auffallenden Mißgriff in dem neuesten, den Denkmalen der Baukunst des Mittelalters im Schwarzburgischen gewidmeten Werke mit der noch stehenden Stadtkirche verwechselt wird, wurde, wie man erzählt, abgetragen und an die Stelle derselben und der übrigen in Ver-

fall gerathenen Gebäude kam ein herrschaftliches Schloß, in welchem die Grafen Günther der jüngere, Albrecht Günther und Ludwig Günther I. (dieser von 1624—1634) nach einander bisweilen Hof hielten.

Daher konnte Sylvester Liebe in seiner handschriftlichen Salfeldographie sagen: „Zu unsern Zeiten (d. i. ums J. 1625) scheint dieses Kloster gleichsam blos aus Mauertrümmern zu bestehen, doch bringe ich in Erfahrung, daß die Landesherren mit Hülfe jener Ruinen ein schönes Schloß erbaut und dasselbe von Zeit zu Zeit bezogen haben." — Dieses nachher im Gegensatze zu dem neuen als altes bezeichnete Schloß wurde 1780 ein Raub der Flammen, jenes aber, dessen Kirche den 25. Aug. 1735 feierlich eingeweiht worden war, ist seit 1811 Eigenthum des Stadtraths, der es zu seinen Sitzungen und anderen Zwecken gebraucht.

Die erste Nachricht von einer in Stadtilm vorhandenen Pfarrkirche (ecclessia parochiales) empfangen wir durch eine zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts (ums J. 1199) ausgestellte Urkunde, welche den zwischen dem Abte von Paulinzelle und Gotebold von Ettinsleibin entstandenen Streit über das Patronsrecht der Kirche zu Schwarza betrifft. Als Ort der Zusammenkunft war den Parteien die Parochialkirche zu Ilm angewiesen und bei der deswegen gepflogenen Verhandlung der Pleban Otto zu Ilm als Zeuge gegenwärtig. Ist das noch vorhandene Gebäude von dem Bischofe Wilhelm von Havelberg eingeweiht worden, so kann dieß nicht im J. 1335 geschehen sein, denn damals lebte kein Havelbergischer Bischof dieses Namens, wohl aber ein Jahrhundert früher (von 1219—1244). Seine Anwesenheit in Thüringen und besonders zu Erfurt in den Jahren 1223, 1235 und 1242 wird durch glaubwürdige Zeugnisse bestätigt. Im J. 1241 befand er sich zu Paulinzelle, und verlieh denen, welche sich gegen dieses Kloster wohlthätig erweisen würden, Ablaß auf 30 Tage. Auch die ursprüngliche Bauart dieses Gotteshauses, soweit sich nämlich dieselbe nach den durch den letzten Brand von 1780 erlittenen Beschädigungen und den damit im Laufe der Zeit vorgenommenen mancherlei Veränderungen erforschen läßt, deutet auf das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und auf die Uebergangsperiode aus dem Neugriechischen oder Romanischen in das Reingothische hin. Der Rund- und Spitzbogenstyl sind hier mit einander vereinigt, und der erste besonders an dem untersten von den fünf Stockwerken der beiden kunstvollen Thürme, welche ein hölzerner Gang (die höchste Brücke in Thüringen) mit einander verbindet, sichtbar. — Außer diesen und ihrem Zwischenbau haben sich nur die auf beiden Seiten hinter denselben angebrachte Vorhalle und der plattgeschlossene mit drei Fenstern versehene Chor der ersten Anlage erhalten; alles übrige ist erneuert. —

Die größte Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers verdienen die an dem äußern Eingangsthore der nördlichen Vorhalle dieser

Kirche befindlichen Skulpturen, welche auf beiden Seiten des Einganges bis zu der Höhe, wo der ihn überwölbende Spitzbogen sich anfängt, ausgehauen sind. Jedes Gewände desselben enthält sechs Darstellungen: abenteuerliche Gebilde von Thieren verschiedener Art, männliche und weibliche Figuren in den sonderbarsten Zusammensetzungen und Aufzügen, deren eine das Volk für den Teufel, welcher einen Mönch weggeführt, zu erklären gewohnt ist. Daß ihnen eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt, ist keinem Zweifel unterworfen, aber diese zu entdecken, kann nur demjenigen gelingen, dem sich bei einer längeren Beschäftigung mit diesem Gegenstande Gelegenheit dargeboten hat, die große Zahl ähnlicher Denkmäler mit dem gegenwärtigen zu vergleichen und die verschiedenen Meinungen über ihre Entstehung und Absicht sorgfältig zu prüfen.

In dem Chorfenster über dem Altare dieser Kirche waren noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zwei Bilder zu sehen, welche Jovius mit einer freilich noch ungewissen Begebenheit, welche hier vorgefallen sein soll, in Verbindung zu bringen sucht. Er vermuthet, daß diese Bilder, das eine, laut der Umschrift, eines Grafen von Schwarzburg, in langem, grünen Rock und Talar, ein in der Scheide befindliches Schwert zu den Füßen kehrend, das andere eines Grafen von Kevernburg, roth gekleidet und das bloße Schwert in der Hand führend, die Ermordung des ersten von dem letzten anzeigen. Er hält den Entleibten für den ums Jahr 1293 verstorbenen Schwarzburgischen Grafen Heinrich XI. und glaubt, daß sie sich wegen der Grenzen und Gerichte der ihnen gemeinschaftlich gehörenden Stadt Ilm entzweit hätten, oder auch bei den damaligen Fehden in Thüringen, in welchen selbst Glieder eines Stammes verschiedenen Parteien folgten, feindlich zusammen getroffen wären. Auch in der ehemaligen Klosterkirche an der Mauer über der Treppe, wo man auf das Chor ging, erblickte man zu jener Zeit ein Gemälde, worauf zwei Männer in alter Manier und in der Tracht des Herrenstandes gegen einander stehend abgerissen waren, deren einer auf den andern das Schwert zückte. Nach Versicherung des damaligen Stadtilmer Amtmannes Hans Christoph von Marschall las man dabei die Worte: „Hier ersticht ein Graffe den andern," wovon aber nur die ersten beiden noch ganz deutlich waren. Zu den Füßen eines jeden befand sich das Familienwappen, ein gelber Löwe in blauem Felde.

So ansprechend nun auch die Erklärung des trefflichen vaterländischen Geschichtsschreibers von diesen Bildern erscheint und so gern man dem Scharfsinne, mit welchem er daraus wirkliche Thatsachen herzuleiten sich bemüht, Beifall zollen möchte, so unterliegt dieselbe doch nicht unerheblichen Bedenklichkeiten. Es wäre nämlich auch hier der anderwärts häufige Fall möglich, daß Jovius der nach und nach im Volke herrschend gewordenen Ansicht von diesem Gemälde, dessen eigentliche Veranlassung und Bestimmung man

nicht mehr genau kannte, unbedachtsam gefolgt wäre. Wie leicht pflegt man zu Wahrscheinlichkeiten und Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen, um wißbegierige Beschauer solcher Denkmäler der Vorzeit, denen man seine Unkunde nicht verrathen will, wenigstens einiger Maßen zu befriedigen. Das entblößte Schwert mußte, bei der Geneigtheit, überall und bei dem leisesten Verdachte Schauerliches und Grausenerregendes wahrzunehmen, Zeugniß von einer begangenen Mordthat ablegen. Und doch sollte dasselbe vielleicht auch hier nur als Merkmal der Grafenwürde, der Landesherrlichkeit und höchsten Gerichtsbarkeit, besonders des Rechts über Leben und Tod gelten, wie es oft in dieser Beziehung auf Siegeln, Münzen, an Bildsäulen rc. vorkommt. So wurden auch die Stifter und Schirmvoigte der Kirchen und Klöster deswegen mit Schwertern in der Hand abgebildet. Sollte man also nicht bei unserm Gemälde an zwei Grafen von Kevernburg und Schwarzburg, als Besitzer der Stadt und Schutzherren der Kirche und des Klosters zu denken berechtigt sein, ohne jener, wahrscheinlich nur aus dem mißlungenen Streben, dasselbe zu deuten, entwickelten Sage weiter ängstlich nachzuspüren, zumal da Jovius die Umschrift nicht selbst untersucht, sondern sich auf fremde Mittheilung und den Ausspruch eines vielleicht zum Entziffern alter Schriftzüge nicht gehörig Befähigten verlassen hat.

Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurde diese Kirche mit ausdrücklicher Bewilligung des Erzbischofs Matthias von Mainz und des Papstes Johann dem Kloster einverleibt, welches den Gottesdienst nunmehr durch einen Kapellan, der ein Weltgeistlicher sein mußte, besorgen ließ. Besondere Vorträge von 1327 und 1330 bestimmten die sowohl dieser geistlichen Anstalt, als dem Stadtrathe darüber zustehenden Rechte.

Außer diesen zwei Kirchen gab es noch folgende vier Kapellen zu Stadtilm: die zum heiligen Andreas vor der Stadt gegen Mittag auf dem Berge, welche schon 1286 und zuletzt 1495 erwähnt wird. Sie kann also nicht abgebrochen und die Kapelle des Hospitals, worin sich eine Vicarie des h. Kreuzes, Michael, Andreas und Jodokus befand, damit erweitert worden sein. Als im Jahr 1452 der gewesene Propst Heinrich Bottener die bisherige Judenschule in eine Kapelle (was damals auch anderwärts gebräuchlich gewesen zu sein scheint,) zu verwandeln beabsichtigte, so erklärte der Graf Heinrich von Schwarzburg, daß sie nach ihrer Einweihung die nämlichen Freiheiten genießen solle, als die Kapellen zu St. Andreas und zu den Siechen. Mit der Judenschule, allen ihren Zugehörungen und Freiheiten, „als die Juden vor Alters hergebracht haben," war Isaak von Jena 1428 durch den Grafen Günther beliehen, und ihm Hoffnung gemacht worden, daß er die drei daran stoßenden Häuser, wenn sie von ihren gegenwärtigen Besitzern verkauft würden, ebenfalls zu Lehn empfangen solle. Heinrich XXXI. trug dieses Lehn

1446 auf die Wittwe und den Sohn des genannten Juden über. Die Vicarie der h. Maria, des h. Thomas und Bernhard im Siechen (in leprosorio) und die des Petrus und Paulus in der neuen, wahrscheinlich von Heinrich Bottner gestifteten Kapelle waren mit einander vereinigt.

Erst im J. 1533 bekannte sich Stadtilm öffentlich zu der durch Luther gereinigten Religionslehre. Der damalige Pfarrer scheint den Akten der ersten in diesem Jahre veranstalteten Kirchenvisitation zufolge, eine sehr vortheilhafte Meinung von seinen Kenntnissen gehabt zu haben, da es von ihm heißt: „Praedicator se ipsum praedicat et gloriatur, valde doctos cupit adesse — Catechismum non exercet etc.“

Daß die Stadt schon frühzeitig eine Schule besaß, erhellt aus der Erwähnung des Schulmeisters, der oft als Zeuge in dasigen Klosterbriefen vorkommt. Schon oben haben wir den Propst Wicfried als Rector puerorum kennen gelernt und 1284 bekleidete Konrad, und 1353—1354 Johannes das nämliche Amt. Nach der Reformation enthielt diese Anstalt Anfangs nur drei Klassen, worin ein Rector, Kantor und Collaborator Unterricht ertheilten.

Von den Unglücksfällen und widrigen Begegnissen, welche Stadtilm theils durch Krieg und feindliche Durchzüge, theils durch Feuer, Wasserfluthen und ansteckende Krankheiten erlitt, verdienen hier folgende bemerkt zu werden. —

Im Jahr 1204 soll die Stadt in dem Kriege des Königs Philipp mit dem Landgrafen Hermann I. in Thüringen zerstört worden sein. Man hat sich dabei auf thüringische Zeitbücher berufen, welche von den durch Ottokar von Böhmen, als Verbündeten des letztern, in den Gauen Langewiz und Ilmin angerichteten Verwüstungen reden. (Atrex Bohemiae cum magno multitudine veniens vostutis undique quae erant in pago longevice et Ilmini.) Der Ausdruck pagus aber kann in diesem Zusammenhange schwerlich auf den einzigen Ort Ilm bezogen werden, wenn auch das Dasein eines besondern Ilmengaues nur aus dieser Stelle erweislich sein sollte.

In dem sächsischen Bruder- und schwarzburgischen Hauskriege, Mittwochs vor dem Feste der Heimsuchung Mariä (d. 30. Junius) 1450, rückte der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit einem Heere, dessen Stärke verschiedentlich bald zu 18,000, bald zu 1800 Mann angegeben wird, unvermuthet vor diese Stadt und suchte sich ihrer durch einen lebhaften Angriff mit dem Geschütze, das er bei sich führte, zu bemächtigen, allein der Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg vertheidigte sie so heldenmüthig, daß der Kurfürst nach Verlauf von acht Tagen sich zum Abzuge genöthigt sah. Während der Belagerung leuchteten die Rathsmeister, Simon Stuff und Heinrich Sintram oder Sinderam (Jovius und Andere nennen ihn Smied, Smed oder Schmied und allerdings waren beide Familien damals und lange vorher hier an-

säßig,) ihren tapfern, von Vaterlandsliebe beseelten Mitbürgern durch ihr glänzendes Beispiel voran. —

Ueberhaupt schienen die Bewohner Stadtilms von jeher sich als versuchte und wackere Krieger ausgezeichnet zu haben, da sie an den Heereszügen ihrer Beherrscher, z. B. an der Ueberrumpelung von Lauenstein im J. 1429, steten Antheil zu nehmen pflegten, und der Schutz der häufigen Angriffen ausgesetzten Stadt Uebung in den Waffen erheischte, womit auch die städtische Rüstkammer hinlänglich versehen war.

Eine noch ungedruckte thüringische Chronik ertheilt bei dieser Gelegenheit den Stadtilmern folgenden herrlichen Lobspruch: — Herzog Friedrich von Sachsen zog mit dem Heere vor das stetichin Ylmen vf graneu Heinrich von Swarczpurg vnde schossin mit buchsenn vaste dorynn Nu worin so vil trefflicher Lute dorinne, die das weretin das sie musten abezeihen. —

Noch im J. 1494 waren nicht alle Spuren der feindlichen Verheerungen in den nächsten schutzlosen Umgebungen der Stadt vertilgt, denn ein damals abgeschlossener Vertrag betrifft „ein Haus und Erbe, das in dem Kriege unserer Herren von Schwarzburg" niedergerissen ward.

Eine jährlich an jenem Feste veranstaltete feierliche Procession, welche leider jetzt abgekommen ist, sollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus so großer Bedrängniß erinnern.

Wir wiederholen hier die in einem alten Stadtbuche über dieselbe und ihre Veranlassung enthaltene gleichzeitige Nachricht: „Es ist zu merken ein treffliches, das ist geschehen nach Christi Geburt anno 1450, daß Marggraff Friedrich von Meißen, Herzog in Sachsen, Landgraff in Thüringen hat bezogen und umgeben Ilmen mit Heeres Kraft an der Zahl mit Namen 18000 Mann und mit gewapneter Hand auf Mittwoch vor Visitat. unser lieben Frauen und hat genöthiget die Stadt auf den Abend des obgenannten Festes mit Feuer und mit Pulver und mit anderer unchristlicher Wehre, jedoch haben die Rathsmeister, auf damals Simon Stuff und Heinrich Smedt, mit Hülfe zuvor an Gott und zu unser gnäd. Herrn Graff Heinrich von und zu Schwarzburg*) und andere Herren und auch der andere Cumpan des Rath und einer ganzen Gemein unsere Stadt behalten (erhalten) und aller solch unchristlicher Wehre widerstanden mit Hülffe Gottes. Des hat die Stadt, drei Räthe, eine ganze Gemeine Gott zu Lobe und seiner lieben Mutter Maria eine ewige Procession zu begehen geordnet auf unser lieben Frauentag des obgenannten Festes Visitationis, die Räthe eines solchen vermahnt zu

---

*) Anstatt dieser Worte lies't Jovius S. 520: nechst Gott durch Hülffe unseres gnädigen Herren Graff Heinrichs von Schwarzburg.

sein*) und solche Procession zu ewigen Zeiten zu begehen, auf das, daß Gott uns alle gleich vor solcher Noth zu ewigen Gezeiten wolle (solle) behüten. Des zu Urkund pflegen die Räthe dem Propst, den Capellanen und allen Vicarien, die in der Procession gehen, auf den Tag Gott zu Lobe ewiglich, zu schenken ein Stöbigen Weins des besten, und waren auf das mal Kämerer Hannß Kellner und Hanns Siwald (Seybald, Seybold) mit andern unsern Cumpan Dietzel Krempff, Dietzel Weimar (Weyner), Günther Wettich (Wettig) und Clauß Reinhardt."

Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt sowohl von den Kaiserlichen, als den Schweden schonungslos behandelt und dreimal ausgeplündert. —

Brandunglück traf dieselbe in den Jahren 1609, 1610, 1651, 1669. 1675 und, wie wir bereits gehört haben, 1780 den 1. August, an welchem 172 Häuser nebst dem alten Schlosse, dem Rathhause, Diakonate, beiden Schulen und der Kirche in Asche gelegt wurden. Dieser ehrwürdige Tempel konnte erst 1789 völlig und, Dank sei der Einsicht der höchsten, den Bau leitenden Behörde! mit möglichster Erhaltung der Eigenthümlichkeiten der ursprünglichen Anlage wieder hergestellt und am 24. Junius eingeweiht werden.

Als Merkmal, wie hoch das Wasser bei einer Ueberschwemmung der Ilm an der Ringmauer gestiegen sei, (und als Wahrzeichen der Stadt) wird ein über dem Keller- oder neuen Thore in Stein gehauene Ente angesehen.

Man setzt diese Wasserfluth entweder in das Jahr 1565 oder 1611, allein es ist glaublich, daß sie am Tage der sogenannten thüringischen Sündfluth, den 29. Mai 1613, Statt gefunden habe. Andere starke Ergießungen der Gewässer in dasiger Gegend werden bei den Jahren 1559, 1579 (d. 3. August), 1609 (d. 7. Mai), 1642, 1646, 1682, 1702 und 1714 erwähnt.

An der Pest, mit welchem Namen man sonst jede gefährliche und ansteckende Krankheit bezeichnete, starben hier im Jahr 1582 681, 1611 312 nnd 1625 603 (nach andern Nachrichten nur 587) Menschen. —

Noch mögen hier die Namen einiger gebornen Stadtilmer stehen, die sich als Gelehrte oder Künstler durch ihre Schriften und Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete Ruhm und Ehrenstellen erwarben, oder sonst wegen ihrer wechselvollen Schicksale merkwürdig sind:

1) Kaspar Arnurus (Lämmerzahl) war 1573 Professor der Philosophie zu Jena, st. 1586.

---

*) Eine vor uns liegende Abschrift aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (denn das Stadtbuch selbst ist verloren gegangen,) enthält diese Stelle in folgender Fassung: „Eines solchen sollen vormahnt sein die Räthe ewiglich eine solche Proc."

2) Christoph Basilus Becker, im J. 1632 Konrektor zu Husum, dann Pastor primarius zu Kiel und endlich Rektor zu (Kloster) Bergen bei Magdeburg.

3) Johann Heinrich Bohr, geb. 1677, war 1743 Senior des lutherischen Ministeriums zu Erfurt und starb 1750.

4) Johann Heinrich Brömel wurde 1668 zu Straßburg Doktor der Rechte und bekleidete 1685 die Stelle eines Kurpfälzischen Raths und Amtmanns zu Dülsberg am Neckar.

5) Johann Bußleben (Bußleb) gab 1560 zu Erfurt ein Buch in Reimen unter dem Titel: Jungfrau Spiegelein ꝛc. heraus.

6) Hieronymus Deubener (Peristerius) geb. im J. 1561, Rektor zu Rudolstadt, nach der Zeit an den Gymnasium zu Gräz in Steiermark, zuletzt Pfarrer zu Grävenwerda, verwickelt in die damaligen theologischen Streitigkeiten.

7) Hartmann Gramann, begleitete die herz. holsteinische Gesandschaft im J. 1633 als Reisemedikus nach Persien und empfing dann den Ruf als kaiserlicher Leibarzt zu Moskau, lebte noch 1659. Sein Heilverfahren scheint dem der neuern Homöopathen nicht unähnlich gewesen zu sein. Er wird in Paul Flemmings Gedichten oft erwährt.

8) Michael Gramann geb. 1631, besuchte das Gymnasium zu Reval in Livland, studirte zu Dorpat und Wittenberg, war bei dem Czaar Feodor Alexejewitsch von Rußland 12 Jahre bis 1677 Leibmedikus, starb 1702 in seinem Geburtsorte.

9) Theophilus (Gottlieb) Grosgebauer, geboren 1627 Prediger zu Rostock ums J. 1648, gründlicher Kenner der hebräischen, spanischen, italienischen, holländischen und englischen Sprache, st. 1661.

10) Johann Friedrich Klinkhard geb. 1766, aus einer schon 1330, 1437 daselbst unter den Namen Clinchard oder Klinghard bekannten Familie, war seit 1796 zweiter Hofprediger und 1799 zugleich Diakonus an der Stadtkirche zu Rudolstadt. Nach seinem Tode (d. 30. December 1803) erschien daselbst 1806 (in 8) eine Sammlung ausgewählter, von ihm gehaltener Predigten.

11) Johann Albert Gottlieb Methfessel geb. d. 23. September 1786, Sohn des dasigen Kantors, wurde 1810 als Hofsänger und im folgenden Jahre als Kammersänger zu Rudolstadt angestellt, 1823 begab er sich nach Hamburg, wo er bis zu seiner Berufung nach Braunschweig zum Herzogl. Kapellmeister lebte. Von ihm und seinen zahlreichen, mit Beifall aufgenommenen musikalischen Werken handeln Gerbers N. Lexikon der Tonkünstler III. 405 und Schillings Universallex. der Tonkunst IV. 677—679.

12) Johann Christoph Friedrich Methfessel, ein älterer Bruder des vorigen, geb. d. 27. August 1771, Kandidat der Theologie, machte sich als Dichter und Komponist vortheilhaft bekannt. Er starb den 22. Mai 1807. S. Gerber III. 406 ff. Schilling IV. 679.

13) Hironymus Metzel wurde 1649 Kantor zu Stade und st. d. 13. April 1693. Er gab ein Compendium musices (Hamburg 1660) heraus S. Gerber III. 408 f.

14) Johann Nicolai, geb. 1653, war Professor der Alterthümer in Tübingen und Verfasser mehrerer, von rastlosem Sammlerfleiße zeugenden Schriften und Abhandlungen dieses Fachs. Er st. 1708.

15) Johann Theodor Pöhn, geb. 1678, starb 1741 d. 27. August als Rektor in seiner Vaterstadt und schrieb 1713, bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier der Sülznerschen Stiftung für die dasige Schule, eine gelehrte Abhandlung unter dem Titel: Pyramis Ilmensis.

16) Johann Gottlob Temper, geb. d. 6. Februar 1752, st. d. 12. Aug. 1804 als Pfarrer zu Großliebringen, hatte unter Anleitung des bekannten Orientalisten Dathe zu Leipzig sich vornehmlich mit dem Studium der hebräischen Sprache beschäftigt und ging mit dem Plane um, eine Uebersetzung der biblischen Bücher zum Gebrauch des Bürgers und Landmanns zu liefern, wovon auch eine Probe gedruckt wurde. Außerdem erschienen von ihm in Rudolstadt 1785: Heilige Reden.

17) Nikol Walther geb. 1556, erst Rektor zu Rudolstadt, hierauf Pastor und Dekan zu Frankenhausen. Von ihm besitzt man verschiedene theologische Abhandlungen und Predigten. Er starb 1609.

Es bleibt uns noch übrig den sogenannten Schäfertanz, eine auch in andern thüringischen und teutschen Orten gewöhnliche Lustbarkeit *) zu schildern, wobei wir eine ältere und neuere von Augenzeugen herrührende Nachricht zu Grunde legen. Die erste ist im Jahre 1733 abgefaßt: „Am Kirschjahrmarkte (oder St. Margarethen-Ablaß) kommen auf vorheriges Ausschreiben der Stadtilmer Schäfer bei sechzig und mehr Schäfer von den benachbarten Orten zum Theil mit ihren Mädchen in dieser Stadt zusammen um, wenn sie vorher in einem besondern Aufzuge dem Beamten einen guten Widder mit vergoldeten Hörnern und Bändern verziert, überreicht haben, auf dem Markte und in den dazu errichteten Schranken, um einen aufgerichteten Tannenbaum zu tanzen, wobei die Vortänzer jedes Mal einen blanken Säbel zu führen pflegen. Mit solcher Kurzweil vergeht fast die ganze Woche, es wird aber kein Schafknecht von solchen Orten, wo Schmiervieh ist, zu derselben zugelassen. Dieser, den Herren der Schäfer, welche unterdessen mit andern Leuten Haus halten mußten, nicht sehr willkommene Tanz war einige Zeit wegen eines dabei verübten Todschlags ver-

---

*) S. darüber vor andern: F. A. Riemanns teutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert, (Weimar 1839. 8.) S. 310–321. 477 N. 28.

boten worden, wurde aber ums J. 1717 wieder angestellt", (und dauert dann bis 1800 fort, wo er völlig einging). —

Ausführlicher, lebhafter und mehr Einzelnheiten berührend ist die zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgesetzte Beschreibung, so daß wir sie zu Entwerfung eines recht anschaulichen Bildes von diesem Feste nicht übergehen dürfen.

„Den Sonnabend früh vor dem auf den folgenden Montag fallenden Margarethenablaß wurde aus dem Paulinzeller Holz, eine schlanke, den Stadtilmer Schäfern vorher angewiesene Fichte nebst mehreren kleinen Tannen und Maien auf den ehemaligen Hauptwachenplatz angefahren und ein 20 bis 30 Schritte langer und breiter Plan oder Kreis angelegt, in dessen Mitte man die am Gipfel mit seidenen Bändern und Tüchern geschmückte Fichte aufstellte.

Am Morgen des Margarethentages versammelten sich alle Schäfer aus den Aemtern Ilm, Paulinzelle, Ehrenstein und den benachbarten Orten in der Schäferei unterhalb der Stadt. Nach zehn Uhr begann der feierliche Zug: Voran der älteste Schäfer mit bloßem Säbel, dann sechs oder mehr Musikanten mit Schalmeien und einen Dudelsack, hinter diesen wieder zwei Schäfer und der mit vielen seidenen Bändern und Flitterkränzen geputzte fette Hammel, von einem Schäfer an einem langen, mit messingenen Platten verzierten Riemen geleitet, diesem folgt der ganze, oft aus 30 — 40 Schäfern bestehende Zug paarweise, die Schäferstäbe hoch auf der rechten Schulter tragend. Abwechselnd wurden verschiedene Schäferstückchen geblasen, und dabei von sämmtlichen Schäfern auf den Fingern gepfiffen. War man in dieser Ordnung durch das untere Thor über den Markt zu dem Plane gelangt, so wurde der Hammel 3 Mal unter Musik und Begleitung sämmtlicher Schäfer um die Fichte geführt, an der sein Führer mit ihm Halt machen mußte.

Jetzt begann ein feierlicher Tanz, welchen der älteste Schäfer, mit dem bloßen Säbel in der Hand, aufführte, dessen Wendungen und Bewegungen alle andern mit ihren Stäben nachahmten, und zwar so, daß sich die Glieder trennten und jeden einzeln hinter dem andern nachhüpfte, wobei man es so einzurichten wußte, daß der erste und älteste Schäfer den letzten und jüngsten berührte und ihm seine Nähe etwas unsanft mit dem Säbel auf dem Rücken zu erkennen gab, dessen Beispiel auch ein jeder der übrigen bei seinem Vorgänger befolgte und ihm den Stab fühlen ließ. In dem Schloßhofe, wohin man ohngefähr nach einer Viertelstunde aufbrach, so wie ferner in der Wohnung des Pachters, der den schon ziemlich Ermatteten Bier zur Erfrischung reichen ließ, und endlich vor dem Hause des Amtmanns wurde der Tanz, also drei Mal, wiederholt und dieser geputzte Hammel als Geschenk überwiesen. Man kehrte nun wieder auf den Plan und in die hier errichtete, geräumige Hütte zurück, worauf sich einer nach dem andern zum Mittagsmahle verlor. Nachmittags fanden sich die Töchter und Weiber der Schä=

fer und Hirten ein, um mit den gewöhnliche teutschen Tänzen sich zu belustigen. Bei ungünstiger Witterung, welche jedoch die eben erwähnten Aufzüge im Freien nicht hinderte, geschah dies auf dem alten Kellersaale vor der Stadt. — Die ganze Festlichkeit wurde gemeiniglich schon am nächsten Dienstage Nachmittags durch Wiederholung des ersten Schlangentanzes beschlossen, wobei der mit einem scharfen Beile versehene Vortänzer der Fichte, so oft er ihr nahe kam, einen Hieb versetzte, die anderen Schäfer aber mit Säbel und Stäben die kleinen Bäume niederzuschlagen suchten. Mit dem Falle der Fichte hörte der Tanz auf, derjenige, welcher sich für den besten Springer ausgab, stellte sich mit dem geputzten Gipfel in einer Entferung von ohngefähr 15 Schritten vor die erste Reihe der Schäfer, und wem unter den übrigen es gelang, ihm denselben bei dem Wettlaufe durch die Gassen eines gewissen Bezirks der Stadt bis wieder zu dem Stamme jenes Baumes abzugewinnen, dem erkannte man Bänder und Tücher als Preis seiner Behendigkeit zu. Wurde der erste aber nicht eingeholt, so blieben sie Eigenthum desselben."

L. F. Hesse.

Kurzgefaßte Notizen

über noch einige bemerkenswerthe thüringische Orte, deren genaue Beschreibung theils nicht zu erlangen war, theils des beschränkten Raumes wegen nicht statt finden konnte:

1) Breitenbach,

in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen hart vor dem Thüringer Walde; soll seinen Namen von dem hindurchfließenden breiten Bache haben; Olearius sagt in seiner Chronik davon: „Der Ort wird fruchtbar und lustig gerühmt, wegen umher liegender schöner Felder, Wälder, Berge, Hügel, Thäler, Wiesen und Gründe," und wir setzen hinzu, daß, wenn die Natur um Breitenbach vermöge der cultivirenden Menschenhände nur ergiebiger, schöner und freundlicher geworden ist, seine Bewohner bei dem erfreulichen Fortschreiten in der zeitgemäßen geistigen Ausbildung, ihren biederen, treuen ächt thüringischen Sinn und ihre nationelle Heiterkeit in den zum Theil viel bewegten und hart bedrängten Zeitläuften zu bewahren wußten. Ohne Breitenbachs Ursprung nachweisen zu können, wissen wir doch, daß es im Jahr 1533 nur 60 Häuser zählte, daß eine der beiden Kirchen daselbst 1690 neu erbaut und der heiligen Dreifaltigkeit geweiht wurde, wie auch, daß in jener Zeit schon: „ein fein Herrschaft-Rath- und Schulhauß" zu finden gewesen. — In dem Wappen von Breitenbach befindet sich ein wilder Mann, welcher in der rechten Hand ein großes Anhänge- oder Vorlegeschloß und in der linken zwei Schlüssel hält, mit der Inschrift:

„Der Gemeine Breitenbach V. D. T. W. S."

Dieses in dem Wappen aufgenommene Schloß wurde als eine alte denkwürdige Curiosität, sonst auf dem Rathhause zu Breitenbach aufbewahrt, (ob solches jetzt noch vorhanden, ist dem

Verfasser unbekannt) und wurde gewöhnlich ein Mahlschloß, von den Schlössern aber ein Salzmaaß genannt; es war stark, auch zierlich und künstlich verfertiget. Es soll dem Orte als ein Zeichen verehrt worden sein, daß Breitenbach gleichsam das Schloß zu der vornehmsten Thüringer-Waldstraße sei, welche die Einwohner den Feinden verschließen könnten; die fünf Buchstaben der Inschrift hat man gedeutet: „Verehrt Das Thüringer Wald Schloß," und die an dem einen Schlüssel befindlichen Buchstaben B. B. R. G. legte man aus: „Breiten Bacher Rath Gegeben." Merkwürdig war, daß zwei Schlüssel zu diesem Schloß gehörten, der eine zum Auf- und der andere zum Zuschließen.

Breitenbach zählt jetzt gegen 3000 Einwohner, von welchen sich eine ziemliche Anzahl immer auf Reisen befindet und ihr Geschäft als Moldenhauer betreibt. Außerdem gewähren mehrere Schneidemühlen, eine Porzellainfabrik und die Verfertigung von mancherlei Holzwaaren den betriebsamen Einwohnern lohnende Beschäftigung, und in der Nachbarschaft verdient das Vitriol- und Alaunwerk zu Wallbrücken bemerkt zu werden.

2) Clingen

ganz nahe bei Greußen an der Helbe gelegen, ebenfalls nicht genau nachzuweisenden alterthümlichen Ursprungs; denn nach Olearius wurde bereits 1207 die dasige St. Gumperti Kirche erbaut, auch hat sich zu jener Zeit ein St. Catharinen-Kloster daselbst befunden, und 1282 erhielt Clingen die Stadtgerechtigkeit. Ferner sagt unser Chronist: „Anno 1381 haben Graf Heinrich und Graf Günther zu Schwarzburg den Freiherrn zu Querfurt, Herrn Gebhard und seinem Sohn, Herrn Branden, Frankenhausen und Clingen versetzt. — Im Jahr 1542 hat Graf Günther zu Schwarzburg das neue Schloß zu Clingen zu bauen angefangen und im selbigen Jahre das obere Haus, das die Breite nach dem Garten hat, sammt dem Keller darunter mauern lassen. Darnach im Jahre 1543 ward das andere Haus, so die Breite nach dem Steingraben hat, gemacht. Anno 1544 ward mit Mauern still gehalten, und wiederum Stein und Kalk in Vorrath geschafft. Anno 1546 und 47 ward das Haus nach dem alten Schloß gemauert. In selbigem Jahre 47 ward der Thurm und das alte Schloß bis auf ein Haus abgebrochen. Anno 1552 starb Graf Günther, und ist der Bau dieses Schlosses nicht vollführet worden.

Clingen blieb, seiner Lage wegen, von den Bedrängnissen der Kriegsunruhen und Leiden keineswegs verschont und erfreuet sich bei dem Fleiß und der Gewerbthätigkeit seiner Bewohner, gleich seinen Nachbarorten, der Segnungen des Friedens; es zählt gegenwärtig wohl 600 Einwohner; auch liefern die Anhöhen um Clingen einen für die hiesige Gegend ganz guten und brauchbaren Wein.

3) Großen-Ehrich

ohnweit Ebeleben; davon sagt Olearius:

„Vor dem Thore, da man nach wenigen Ehrich geht, hat eine „Capelle gestanden, die ward anno 1632, gebraucht zum „Brauhause, ist sider Zeit eingegangen. Die gewelbte Brücke „wurde gemacht anno 1587, das Städtlein ist gepflastert anno „1590, die Stadtmauer angefangen anno 1592, aber nicht „rings herum geführet;"

welche Notizen wenigstens Beweise für Großen-Ehrichs alterthümliche Entstehung ablegen, wenn auch die Spuren davon in dem jetzt zeitgemäßen veränderten Zustande wenig mehr merkbar sind.

Nach den Nachrichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert wurde der Ort häufig von Feuerschaden und großer Sterblichkeit heimgesucht, welche Leiden jedoch später von ihm fern blieben, ihn wenigstens nicht mehr als andere Orte betrafen.

Welche Veränderungen die Zeit hier bewirkt hat, ergiebt sich besonders daraus, daß mehrere Ortschaften in der Nähe ganz verschwunden sind; als z. B. das zwischen Ehrich und Westgreußen gestandene Schloß Grober, wovon in alten Registern und Flurbüchern das Grobrische Geschoß zu finden; ferner zwischen Ehrich und Bliderstedt das Dörfchen Faul, woher noch die Faulmühle, das Faul-Hölzchen und der Faulische Geschoß stammen, und zwischen Ehrich und Rhonstedt das Dorf Neustadt; und so betreten wir — besonders in unsrem Thüringen — uns unbewußt manche Stelle, auf welcher Menschen lebten, wohnten und wirkten, und an welche sich manche uns nie bekannt werdende geschichtliche Merkwürdigkeit knüpfen mag.

4) Gebesee

an der Gera, welche nicht weit davon in die Unstrut fällt; und wird der Name von dem Satz: „Gebe einen See" hergeleitet, weil, wenn sich die beiden Gewässer Unstrut und Gera, ergießen oder übertreten, welches bei anhaltendem Regen und Gewittern oft der Fall ist, auf beiden Seiten von dem Orte eine solche Fluth und Ueberschwemmung bildet, welche einem großen See gleicht. —

So dunkel auch die erste Begründung von Gebesee ist, so führen uns doch die chronistischen Nachrichten in eine frühe Zeit zurück, indem sie uns von Kirchenbauten und Restaurationen, wie auch besonders von geistlichen Einrichtungen schon aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Kunde geben.

Die Besitzer von Gebesee haben häufig gewechselt. Es waren dies von Alters her die Grafen von Beichlingen; und starb der letzte dieses Stammes im Jahre 1567 zu Gebesee, worauf es an

den Churfürsten von Sachsen gefallen. Olearius berichtet von den ferneren Besitzern Folgendes: „Hans von Germar hatte etliche Jahr vor des Grafen Absterben beim Churfürsten Augusto Gebesen ausgebeten, darum ward's ihm nach des Grafen Tode eingeräumet. Dieser Germar bauete 2 Theile oder steinerne Häuser am Schlosse, lebete nicht über 2 Jahr, verließ einen unmündigen Sohn Adam genannt, dem wurden die nächsten Freunde, Barthol und Heinrich von Germar zu Vormündern geordnet. Als nun besagter von Germar 20 Jahr alt worden, ist er ohne Erben verstorben; und weil die Vormünder nicht in der Mitlehnschaft begriffen, ward bei Churfürst Christian I. zu Sachsen anno 1588 von Balzar Worm und Hans Gensch das Rittergut zu Gebesee wieder ausgebeten. Weil aber jetzt gedachter Hans Gensch, indem die Unterthanen huldigen sollten, zu Gebesee auf dem Schlosse Bärenstein am Schlage plötzlich starb, behielt es obgedachter Worm alleine, und bauete alsbald am Schlosse das steinerne Haus, da man forn durchfährt. Anno 1595 verkaufte mit Churfürstl. Verwilligung bemeldeter Worm Gebesee zweien Brüdern, Hans Wilhelmen und Hisso Otten von Kerstlingeroda, mit Vorbehaltung der Mitbelehnschaft um 50 tausend Gülden baar Geld. — Hans Wilhelm von Kerstlingerode starb ohne Erben; Hisso Otto anno 1610 zu Herbstleben und hinterließ 4 Söhne, welche alle ohne Erben abgiengen. 1624, haben die Kerstlingeröder Gebesee auf 6 Jahr Christoph Moritzen von Werthern verpachtet. Weil sich aber auf dies Rittergut starke Schulden gutentheils von Ausstattung der Töchter herrührend, gehäufet haben, anno 1629 Otto Christoph und Hans Wilhelm von Kerstlingeroda gedachten von Werthern Gebesee wieder käuflich zugeschlagen und versetzt um 45,000 Gülden, dergestalt, daß er ihnen 5000 Gülden baar Geld ausgezahlet und 40,000 Gülden Schuld auf sich genommen. Und war der Handel kaum geschlossen, da ist der von Werthern kurz darauf Todes verfahren, und anno 1630 zu Gebesee begraben. Seine Wittwe Frau Lucretia Margaretha, geborene von Miltitz, behielt das Rittergut als einen Pfandschilling der 56,000 Gülden. Anno 1634 hat Herr Rittmeister Caspar von Rana besagte Wittwe geeheligt und mit ihr das Rittergut Gebesee bekommen. Als nun Gebesee von den Kerstlingerödern nicht wieder eingelöset worden und der letzte dieses Stammes anno 1641 zu Göttingen erblos verstorben, auch der Mitbelehnte, so der Letzte von Balzer Worms Linie war, 1645 zu Weimar auf seinem Beilager erstochen und das Lehnrecht dem Churfürsten von Sachsen wieder zugefallen, ward dem Rittmeister von Rana sein Pfändschilling disputirlich und streitbar gemacht, und erwuchs zu einer schweren Rechtfertigung. Endlich ward anno 1655 die Sache also verglichen, daß der Rittmeister über die Wiederkaufssumme noch mußte 7500 Gülden auszahlen; darauf ward er und seine Nachkommen von dem Churfürsten mit dem Rittergute Gebesee und allem Zubehör belehnt nnd durch Churfürstliche Commissarien zum Erbherrn

eingeführet. Nach Frau Lucretia's Tode 1642 hat wohlgedachter Rittmeister von Rana eine von Kutzleben aus Freien-Bessingen, und anno 1659, eine von Schütz aus Weißenschirmbach als dritte Gemahlin, geheirathet. — Mit welchen Veränderungen und auf welche Weise Gebesee bis an seine jetzige Besitzer, die Freiherrlich von Oldershausen'sche Familie gekommen, kann von dem Verfasser nicht genau angegeben werden, dürfte jedoch nicht schwer zu ermitteln sein.

Aus Gebesees früherer Geschichte ist noch zu bemerken, wie in dem 1373 entstandenen Streit über die Wahl des Erzbischofs zu Mainz, im Jahre 1375 die Erfurter mit dem nach Thüringen gekommenen Kriegsheere Bischof Adolphs, auch das Schloß Bärnstein zu Gebesee, 8 Tage lang belagerten und Landgraf Balthasar den Gebeseern zu Hilfe kam. Die Bonifacius-Kirche, aus welcher sich die Gebeseer vertheidigten, wurde von den Bischöflichen in Brand gesteckt und sodann das Schloß gestürmt, dessen Besatzung jedoch tapferen Widerstand leistete, den Feind mit siedendem Wasser empfiengen und von dannen trieben. Auch die Bedrängnisse des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges und nicht minder die der neuesten Kriegszeiten, betrafen Gebesee gleich andern Orten Thüringens; doch hat es dieselben unter manchen schweren Opfern überstanden und bewahrt sowohl von diesen, als auch von seinen frühesten Zeiten her manches bemerkenswerthe Erinnerungszeichen in seiner Mitte und in seiner nächsten Umgebung. Die Einwohnerzahl von Gebesee wird sich auf mehr als 1700 belaufen.

5) Heringen,

zwei Stunden von Nordhausen in der goldenen Aue an der Helme. — Das daselbst befindliche, wenn auch nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Gestalt bestehende, aber doch noch mit vielen Merkmalen des Alterthums versehene Schloß, wurde im Jahre 1327 von den Grafen zu Hohnstein erbaut nach dem für sie so unglücklich ausgefallenen Tumult in Kloster Walkenrieth, in welchem Graf Otto von Hohnstein von den Mönchen ermordet wurde. In dem Kriege der Grafen von Hohnstein mit der Stadt Nordhausen anno 1368 und 69 hatte Heringen manche Bedrängniß zu erleiden; ja es wurde später im Namen des Kaisers und römischen Reichs zweimal (anno 1406 und 1407) belagert, jedoch nicht erobert. Anno 1437 fiel Bischof Burkhard von Halberstadt mit 800 Pferden und 1000 Fußgängern in die goldene Aue und plünderte und brandschatzte. Graf Heinrich zu Hohnstein schlug ihn bei Uftrungen und brachte 700 Gefangene nach Heringen, Kelbra, Lora, Clettenberg und andere Orte. In den Kriegen der Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. mit den benachbarten Königen, verdankte es Heringen der daselbst residirenden verwittweten Gräfin

von Hohnstein, Clara, einer geborenen Prinzeß von Braunschweig, daß es nicht gleich anderen Orten mitgenommen und verwüstet wurde; später ward es jedoch besonders von verheerenden Feuersbrünsten öfter und schwer heimgesucht, wovon es sich jedoch durch den Fleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner immer wieder bald genug erholte und auch die mancherlei Veränderungen und Lasten der neueren Zeit glücklich überstand. Seit 1815 befindet sich Heringen unter Preußischer Hoheit und wird circa 2000 Einwohner zählen.

6) Kelbra

ebenfalls in der goldenen Aue und an der Helme gelegen, soll seinen Namen von der Kälber-Aue, oder guten Viehweide haben. Chronistische Nachrichten erwähnen schon im Jahre 1254 eines Nonnenklosters zu Kelbra, welches in den Thüringer Unruhen 1525, von den Bauern geplündert, beraubt und verwüstet worden und von welchem zwar noch die Ruinen vorhanden sind, aber keine weitere Nachrichten zu erlangen waren; so wie sich der Verfasser überhaupt vergebens um weitere Notizen von der Geschichte Kelbra's bemühete. Die Bewohner dieses in dem gesegnetsten Landstriche Thüringens gelegenen Städtchens scheinen aus den auch sie nicht unberührt gelassenen Ereignissen der denkwürdigen Vergangenheit, einen kräftigen Lebensmuth und einen patriarchalischen, heitren Sinn gerettet zu haben und sich bei ihren wohl nährenden Beschäftigungen, Ackerbau, Viehzucht, Wollhandel und Weberei, gleich Heringen unter Preußischer Hoheit, der Segnungen eines langen Friedens in ruhiger Behaglichkeit zu erfreuen.

7) Straußfurth

an der großen Straße von Weißensee nach Erfurt gelegen mit einem Herrschaftlichen Schlosse, dermalen der Familie von Münchhausen zugehörig. Zwei von Tenstedt herabfließende Bäche, die Orte und der Schwambach fallen nahe unter Straußfurth in die Unstrut. Diese Gewässer nebst der Unstrut selbst, setzen bei Regengüssen, im Frühjahr und bei Gewittern häufig die zwischen Straußfurth, Vehre und Henschleben liegenden schönen Wiesen und Felder unter Wasser und haben behufs der großen Straße, die Aufführung eines bedeutenden mit vielen gemauerten Durchzügen und Brücken versehenen, kostspieligen Dammes nöthig gemacht. Nach unseren chronistischen Nachrichten wurde anno 1616 die Kirche zu St. Peter zu bauen angefangen und 1620 vollendet. Es war auswendig an derselben in einem (alten mit eingemauerten) Stein gehauen das ganze Leiden Christi mit allen Werkzeugen, so dazu ge-

braucht worden. Ferner war eine alte Grabschrift eines Edelmanns von Görmar (weiland Gerichtsherrn) daselbst, welcher mit 11 Söhnen, und dessen Frau mit 3 Töchtern daran abgebildet. Dabei stand eine Butte, das Wappen derer von Germar, und eine Gans, der Frauen Wappen, welche eine geborene Gans gewesen. Oben an befand sich die Jahrzahl 1484, und darunter diese Worte: „Wer diese Figur knieende anbetet mit 4 Vater Unser und 4 Ave Maria, und mit den andern Gebetlein hierunter hangend, der hat verdient zwey und vierzig tausend Jahr Ablaß vom Pabst Sixto dem Vierdten."

Kaiser Heinrich IV. hielt anno 1080 den 8. Februar eine Feldschlacht mit seinem Widersacher, dem aufgeworfenen und vermeinten Kaiser Rudolf an der Unstrut auf der Wiese zwischen Straußfurth und Vehre. Rudolf und die Sachsen wurden in die Flucht geschlagen, Kaiser Heinrich behielt das Feld, durfte ihnen aber nicht nachsetzen, weil er selbst viel Leute verloren hatte. Bischof Werner von Merseburg und mehrere andere Prälaten wurden in dieser Schlacht vom Kaiser gefangen genommen.

8) Tennstädt

zwischen Langensalza und Weißensee, ist gleich alterthümlichen Ursprungs als die übrigen bereits bemerkten Orte; und wird das Jahr 1448 als das der Grundlegung der dasigen Stadtmauern angegeben. Es sollen jedoch schon vor Anlegung der Stadtmauern, von drei bei Tennstädt gestandenen Schlössern oder Burgen bereits zwei wieder eingegangen und abgebrochen gewesen sein. Der Platz und Hügel behielt später noch den Namen: „auf den Burgen, oder Burggraben; und die spätere Klippmühle hieß früher die Burgmühle. Das dritte Schloß oder Burg stand zu Osthöfen und war rings von dem Teiche umgeben, und die Edelleute auf demselben hießen Burgleute. Diese Burgmannen oder Burgsaßen haben anno 1377 in Gemeinschaft mit dem Rathe und der Bürgerschaft das Rathhaus erbauet, welches anno 1503 abgebrannt, auch hatten sie mancherlei bedeutende Privilegien und Gerechtsame. Das Schloß gehörte jedoch den Burgmannen, welche es bewohnten, nicht eigen, sondern dem Landgrafen, welcher ihnen zur Seite nach Gefallen noch einen Stadthalter setzen konnte. Anno 1403 hatten die Freiherren von Salze das Schloß zu Tennstädt inne, und 1447 verordnete Herzog Wilhelm zu Sachsen den Grafen Adolph von Gleichen als Landeshauptmann und Stadthalter dahin. Es gehörten dazu sechs Hufen Land, welche Junker Fritz von Lissen, als sie wüste geworden, von dem Landgrafen Friedrich dem Friedsamen zum Geschenk erhalten, sie wieder ganghaftig gemacht und sie an den Rath und die Bürgerschaft verkauft hat, welcher Kauf auch von benanntem Landgrafen am Montage nach Margarethe anno 1438 bestä-

tiget worden. Nachher ist die Burg von Jahr zu Jahr baufälliger geworden, bis der Churfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen dieselbe 1484, mit ihrer Umgebung, Wall und Graben, für 100 Rheinische Goldgülden (21 gl.) an den Rath und die Bürgerschaft verkauft und es verstattet haben, daß das Material des Mauerwerks anderweitig benutzt werde, wovon auch sofort ein großer Theil zu Vollendung der Stadtmauer verwendet wurde. — Der Platz hieß, — wie schon erwähnt — auch ferner noch: „vor der Burg", aber der Teich, welcher das Schloß umgab und über welchen eine Zugbrücke in dasselbe geführt, ist seit 1615 auf der einen Seite ganz ausgefüllt. — Die Mauer um Tennstädt kann nicht unbedeutend gewesen sein, denn als dieselbe im Jahre 1489 vollendet war, hatte man 41 Jahre (natürlich mit manchen Unterbrechungen) daran gearbeitet. Es befanden sich in dieser Mauer vier Thore und eine Pforte, welche Eingänge nach damaliger Weise stark befestiget und verwahrt gewesen sein mögen, denn die Kriegsgefahren und Bedrängnisse besonders in den Jahren 1445, 46, und 47. hatten die Nothwendigkeit einer solchen Sicherung veranlaßt.

Gleich den meisten anderen thüringischen Orten, hat auch Tennstädts Aeußeres und Inneres ein freundlicheres, friedlicheres Ansehen erhalten.

Ueber die seit einer Reihe von Jahren in Tennstedt entdeckte und zu einer Badeanstalt benutzte, auch oft viel besucht gewesene Mineralquelle, fehlen uns specielle Nachweisungen; wohl aber ist die mannichfache und guten Fortgang habende Betriebsamkeit der Einwohner (wohl 3000 an der Zahl) hinreichend bekannt.

Köniz,

in der oberen Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Köniz, (ehemals Cons, Coniza, Konice, Kantz, Kuntz, Chunzen,) hat ohne Zweifel seinen Namen von einem Sorbischen Worte erhalten, das soviel als Grenze bedeutete und mit dem polnischen Koniecz verwandt war. Diese Meinung wird nicht nur durch die in der Sprache des erstgenannten Volkes gewöhnliche Endung: iz, sondern auch durch die Lage des Ortes selbst, der in ältern Zeiten zu dem Sorbischen Gau Orla gerechnet wurde, vollkommen bestätigt. Unter den neuern Geschichtforschern hat Chr. Gottf. Stemler in einer besondern Schrift, welche er unter dem Titel: der Pagus Orla oder Historie des Neustädtischen Kreises ꝛc. (Leipzig, 1750, 8.) herausgab, zwar ziemlich ausführlich, aber nicht ohne Andern eine reiche Nachlese von Ergänzungen und Berichtigungen übrig zu lassen, von dem Umfange und Bestandtheilen dieses Gaues gehandelt. Er hält Köniz nicht mit Unrecht für eine zum Schutze der Grenzen desselben erbaute Burg.

Ein beträchtlicher Theil des Sorbenlandes war mit großen undurchdringlichen Waldungen bedeckt, wozu auch der Wald Louba gehörte, unter dem Einige den ganzen Thüringer Wald, Andere nur einen Theil desselben verstehen wollen. Er heißt ausdrücklich der Wald der Slaven (Saltus Slavorum). In den Ebenen und Thälern an den Flüssen hatten die Sorben Dörfer, Marktflekken und Burgen angelegt. Hier trieben sie Ackerbau, Handwerke und Viehzucht. Ueber die Kultur und Sitten dieser Nation, in Vergleichung mit den Teutschen, haben einige Gelehrte sehr günstig geurtheilt, andere haben derselben die wohl in zu reichem Maße beigelegten Vorzüge wieder abgesprochen und das Wahre von dem Falschen sorgfältig zu scheiden versucht.

Der Orlagau gehörte ohne Zweifel, wie das benachbarte Sal-

feld, nach Bezwingung der Sorben, zu den Domänen der teutschen Monarchen, und theilte wahrscheinlich, wenigstens in Rücksicht auf einige in demselben liegenden Orte, das Schicksal jener Stadt, da sie, nebst der dazu gehörigen Herrschaft, im J. 1011 vom Kaiser Heinrich II. dem mächtigen Pfalzgrafen Ezo oder Ehrenfried von Lothringen erb= und eigenthümlich überlassen wurde. Die älteste Tochter desselben, Richza, erhielt von den Patrimonialgütern ihres Vaters die Salfeldischen Lande nebst Besitzungen zu Koburg. Sie vermählte sich im J. 1013 mit dem Polnischen Könige Nicolaus, und als dieser sich von ihr scheiden ließ, flüchtete sie 1036 aus Polen und begab sich mit ihrem Sohne Casimir nach Salfeld, wo sie ihre übrige Lebenszeit in Andachtsübungen zubrachte. Bei herannahendem Alter und nach dem Tode ihres Sohnes faßte sie im J. 1056 den frommen Entschluß, die Salfeldischen und Koburgischen Erbgüter, zu welchen ersteren auch Besitzungen im Gau Orla gehörten, dem Erzstifte Köln, unter Vorbehalt des lebenslänglichen Genusses, zu übergeben. Der Erzbischof Anno zu Köln stiftete bald darauf, im J. 1074, das Benediktinerkloster zu Salfeld, und stattete dasselbe mit einer Menge umliegender Dörfer und Güter reichlich aus. Einer von den Gründen, welche die Bischöfe jener Zeit vermochten, Klöster anzulegen, war auch der, daß die Mönche junge Sorben im Christenthume unterweisen, und aus ihnen Lehrer ihrer Landsleute und Missionarien ziehen sollten. Sie fanden aber mehr Vortheile, wenn sie bei Bekehrung der heidnischen Bewohner der ehemals den Sorben unterworfenen Gegenden, statt der Predigten und des Unterrichts, gewaltsame Mittel anwendeten. Sie kauften ganze Burgwarten den adeligen Eigenthümern ab und trieben die wendischen Unterthanen aus, oder gaben ihnen solche Beamte, die sie, nach dem Ausdrucke einer Urkunde, aus halben Heiden zu guten Christen zu machen wußten. Auch die benachbarten adeligen Familien trugen das Ihrige zu Aufnahme des Klosters zu Salfeld bei. In Urkunden von 1125 und 1126 wird Adelbert von Köniz und seine Ehefrau Christina erwähnt, welche dem Kloster ihre Güter zu Köniz, Buch, Preswiz, Quczine (Geiniz?) jedoch mit Ausnahme der Advokatie oder der Gerichte und der damit verbundenen Einkünfte, welche demselben erst nach ihrem Tode zufallen sollten, überließen. Adelberts Familie muß schon vorher hier wohnhaft gewesen sein, da er diese Stiftung auch mit zum Gedächtniß seiner Eltern bestimmt hatte. Reinhard von Könize nimmt, als Graf Sicho (Sizzo) von Schwarzburg 1137 dem Ritter Konrad von Wazdorf die Trift nach Blankenburg und Quittelsdorf zu seinem Vorwerke bei jenem Orte verschrieb, unter den Zeugen die erste Stelle ein.

Daß Köniz in der Folge von Salfeld getrennt und zu der Grafschaft Orlamünde gerechnet worden sein sollte, ist nicht glaublich, weil wir es nirgends als Orlamündische Besitzung antreffen. Die Stadt Salfeld blieb, ungeachtet ihrer Verhältnisse zu dem

Erzstifte Köln, eine Reichsdomäne und die dasige Abtei eine königliche. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, woher dieses kam. Einige neuere Schriftsteller, denen die Geschichte des Mittelalters manche wichtige Aufklärung verdankt, haben darüber verschiedene Vermuthungen geäußert, von welchen aber keine, bei genauer Prüfung völlig genügt. So viel ist gewiß, daß Salfeld bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dem Reiche unmittelbar unterworfen war, und damals von dem Kaiser den Grafen von Schwarzburg erblich verliehen wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch Köniz unter dieser Schenkung begriffen war. Die Grafen von Schwarzburg, namentlich Heinrich X., Stifter der Blankenburgischen Linie, Günther XV., Heinrich XVII. und Günther XXV. besaßen nunmehr Salfeld nebst den dazu gehörigen Orten in der Eigenschaft eines Reichslehns, die Lehnsverhältnisse gewannen aber unter der Regierung Kaiser Karls IV. eine veränderte Gestalt. Bekanntlich ging das Streben dieses Regenten immer dahin, die Grenzen seines böhmischen Reiches zu erweitern und besonders dem dortigen Lehnhofe einen größern Umfang zu verschaffen. Er wußte die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, als sie 1361 dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, zu bewegen, diese Stadt nebst Rudolstadt und Köniz von der Krone Böhmen zu Lehn zu empfangen. Im J. 1373 kam das Letzte in der Theilung an Heinrich XXV. und Günther XXIX., welche anfangs gemeinschaftlich regierten. Dieß war die Ursache, warum, als im J. 1389 Günther XXVIII., Herr zu Ranis, die Stadt und Herrschaft Salfeld an die Markgrafen zu Meißen verkaufte, Köniz dem Hause Schwarzburg verblieb. Zwar überließen die genannten Grafen dasselbe im J. 1403 den drei Brüdern von Entzenberg, aber nur auf einen Wiederkauf und mit der Bedingung, daß sie es von ihnen zn Lehn nehmen sollten. Dieß und der Umstand, daß Köniz der Arnstädtischen Linie gehörte, sicherte Schwarzburg bei dem 1418 erfolgten Tode Günthers XXVIII. vor dem Verluste dieses Ortes. Die Markgrafen zu Meißen hatten nämlich schon bei dem Leben dieses Grafen gewisse Rechte auf Ranis und Pösneck sich zu erwerben gewußt, und säumten nicht, in dem erwähnten Jahre sich dieser Besitzungen des Verstorbenen zu bemächtigen. Köniz, auf das sie, aus den angeführten Ursachen, keine Ansprüche machen konnten, erbten hierauf Heinrich XXV., Günther XXIX., Heinrich XXIX. und Heinrich XXXI. nach einander.

Bereits in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hatte die damals in unserm Vaterlande in verschiedenen Zweigen blühende Familie von Holbach das Schloß zu Köniz nebst den dazu gehörigen Gütern inne. Schwarzburgische Urkunden gedenken dieses Geschlechts so häufig, daß es sehr leicht sein würde, mit ihrer Hülfe einen Stammbaum desselben zu entwerfen, der einen höhern Grad der Vollständigkeit, als die in den allgemeinen Werken über den teutschen Adel davon enthaltenen genealogischen Nach-

richten, erreichen dürfte. Die Holbache, erkannten die Grafen zu Schwarzburg in Rücksicht auf ihre neue Besitzung, wie die Entzenberge, ebenfalls als Landes- und Lehnsherren an. So erklärt der Ritter Heinrich von Holbach in einem noch vorhandenen Lehnsreverse vom J. 1438 ausdrücklich, daß die Grafen Heinrich von Schwarzburg und dessen gleichnamiger Sohn, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, ihm das Schloß Könitz nebst allen Nutzungen, Renten, Zinsen und Zugehörungen, jedoch mit Ausnahme der Kirch- und Ritterlehen, der Wildbahnen und Bergwerke eingeräumt hätten. Zugleich verspricht er die nöthigen Verbesserungen in dem Schlosse vorzunehmen, dasselbe stets in baulichem Stande zu erhalten, die dazu gehörigen Männer und Unterthanen bei ihren Rechten, Würden und Gewohnheiten zu lassen, und sie mit keinen neuen Abgaben zu beschweren. Endlich fügt er noch die Versicherung hinzu, daß den Grafen und ihren Erben auf diesem Schlosse stets das Oeffnungsrecht zustehen solle, und macht sich verbindlich, an allen Kriegen und Fehden, in die sie verwickelt werden würden, Antheil zu nehmen.

Eine ähnliche „am Dienstage nach Sancte Mauricientage" 1443 von Heinrich von Holbach dem jüngern wegen der ihm durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg, in Betracht der treuen Dienste seines verstorbenen Vaters, Reinhards von Holbach, zu rechtem Mannlehn verliehenen Oberburg zu Könitz mit ihrer Zugehörung, mit Renten, Zinsen, Geleite, Zöllen, Freiheiten, Wassern, Wonnen, Weiden, obersten und niedersten Gerichten, nichts ausgeschlossen als die geistlichen und weltlichen Lehen, die hohe Wildjagd, die Gold-, Silber- und Kupferbergwerke, („vnd ab icht berckwercke von goltercze von silber ercze adder von kupper ercze funden vnde uffgerucket worden") ausgestellte Urkunde fügt noch die genauere Bestimmung hinzu, daß der nunmehrige Inhaber ohne Verzug einen guten und festen neuen Zwinger um das Schloß machen, dasselbe an Mauern, Holzwerk und Dachung ausbessern lassen, und dem Lehnsherrn zwanzig Schock alter Groschen jährlicher Zinsen in dem Gerichte zu Blankenburg für die erlangte Begünstigung anweisen solle. — In der Folge erschienen Georg, Sigismund, Melchior, Veit Dietrich und Heinrich von Holbach als Eigenthümer von Könitz. Sigismund war Schwarzburgischer Rath und wohnte im J. 1532 dem Reichstage zu Regensburg als bevollmächtigter Gesandter dieses Hauses bei, und 1534 stellte er ein Gutachten über das Verfahren gegen die noch in dem Kloster Paulinzelle lebenden Mönche aus, wodurch der Graf zu völliger Aufhebung dieser geistlichen Stiftung bewogen wurde. — Nach dem Absterben Veit Dietrichs von Holbach, mit dem dieses Geschlecht erloschen zu sein scheint, fiel Könitz an die Grafen zu Schwarzburg-Rudolstadt, zu deren Landestheile es schon vorher 1570 geschlagen worden war, wieder völlig zurück. Die feierliche Besitzergreifung geschah am 4. August d. J. 1608. Seit dieser Zeit blieb Könitz bei der Ru-

dolstädtischen Linie, welche ein besonderes, neuerlich mit Leutenberg vereinigtes Amt daraus bildete. Dieses wurde im J. 1630 der verwittweten Fürstin, Anna Sophia, Gemahlin des Grafen Karl Günther, als ein zu ihrem Witthumssitze Kranichfeld geschlagenes Leibgedinge angewiesen. Sie behielt dasselbe bis an ihren 1652 erfolgten Tod. Am 9. Febr. 1664 verschrieb Graf Albert Anton seiner Mutter Aemilie das Amt Köniz für 20,000 fl. auf Lebenszeit, jedoch mit Vorbehalt sämmtlicher Hoheitsrechte. —

Das Jahr vorher, ehe dies geschah, wurden die Schloßgebäude untersucht, und „die verfallene Badestube, der lange Reitstall, das Angebäude, worauf Junker Veit von Holbach gewohnt hat, mit zwei hübschen Gewölben und der kleine Reitstall,“ der Verbesserung bedürftig befunden. Von der ursprünglichen Anlage scheint sich blos der Berchfrit erhalten zu haben und in den späteren Bau aufgenommen worden zu sein. (S. Heinrich Leo über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutschland vom 11. bis 14. Jahrhundert; in Fr. von Raumer histor. Taschenb. 8. Jahrg., Leipzig, 1837. S. 314. Anmerk. 1.)

Auch die Familie von Beulwitz hatte hier Güter, wie ein altes auf Pergament geschriebenes Dokument vom J. 1515 beweis't, vermöge welches Hans von Beulwitz mit Bewilligung seiner Mitbelehnten, der Herren von Holbach, seinen im obern Theile des Dorfes liegenden Rittersitz für 23,000 fl. verkaufte. Noch im J. 1673 wurde Johann Steuber, wie es in dem Lehnbriefe wörtlich heißt, „mit dem sogenannten adlichen Beulwitzischen Hause sammt dessen Umfange und dazu gehörigen Hofstätte, ingleichen einem Gärtlein gegenüber gelegen, ferner mit acht und zwanzig Aeckern wüsten Landes und theils mit Holz bewachsen, ohnweit Bucha 2c.,“ welches alles vorher dem damaligen Vicekanzler zu Weimar, Volkmar Happe, zugehört hatte, von dem Grafen Albert Anton beliehen.

So sparsam auch die Quellen der Geschichte des Mittelalters fließen, so waren wir doch im Stande, mit ziemlicher Zuverlässigkeit die Oberherren anzugeben, welchen Köniz in diesem Zeitraume unterworfen war. — Wenn wir dabei von den frühern Forschern in einigen Stücken abwichen, so geschah dies nicht ohne vorhergegangene genaue Untersuchung und sorgfältiges Abwägen der Gründe, welche für diese oder jene Meinung sprechen. —

Jetzt gehen wir zu einem, wenigstens in neuern Zeiten etwas lichterem Punkte, zu der Kirchengeschichte von Köniz über. Die erste Nachricht, die wir über die kirchliche Verfassung dieses Ortes finden, ist vom Jahre 1499. In demselben wurde von Georg von Holbach zwischen „den Dörfern und Männern“ zu Köniz, Buch und Preswiz an dem einen, und Georg Steynbach, damals Verweser (Vicarius) der Pfarrei zu Köniz, in Vollmacht Johanns von Holbach, ordentlicher Pfarrer daselbst, an dem andern Theile, über die Besorgung des Gottesdienstes in den genannten Ortschaften ein Vertrag abgeschlossen. Vermuthlich waren schon da=

mals, als noch die katholische Religion in unsern Gegenden herrschte, alle Filiale, welche jetzt zu Könitz gezählt werden, damit vereinigt. Was das öffentliche und allgemeine Bekenntniß zu der lutherischen Lehre betrifft, so gebührt Könitz vor allen andern Schwarzburgischen Orten der Vorzug. Denn, nach dem Zeugnisse des dasigen Kirchenbuchs, erhielt es bereits im J. 1524 einen lutherischen Prediger, Kaspar Boltz, die Gründe, durch welche die Einwohner bewogen wurden, der Reformation so frühzeitig freiwilligen Eingang zu verstatten, muß man unter andern in der Nähe sächsischer Ortschaften suchen, deren einige sogar in die dasige Kirche eingepfarrt sind, welche bereits mehrere Jahre vorher dem alten Glauben entsagt hatten. Hierzu trug noch bei, daß auch in der Stadt Salfeld schon 1522 die Religionsverbesserung zu Stande gekommen war. — In den katholischen Zeiten und bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die dasige kleine, dem heiligen Pantaleon gewidmete Kapelle zureichend, die geringe Zahl der Einwohner zu fassen. In derselben befand sich der Altar der heiligen Anna. Als aber die hiesigen Bergwerke wieder in solche Aufnahme kamen, daß allein in dem Jahre 1690 sechshundert und einundachtzig evangelisch-lutherische Bergleute sich zu der Beichte und dem heiligen Abendmahle einfanden, so wurde beschlossen, das alte Gebäude, das ohnedieß des gehörigen Lichtes ermangelte, von Grund aus abzubrechen, und eine neue geräumigere Kirche an die Stelle desselben zu setzen. Die über dem Haupteingange der jetzigen Kirche in Stein gehauene Inschrift bezieht sich auf diese Begebenheit und lautet folgendermassen:

Auctis ob rem metallicum heic loci hominibus, cum Sacellum non caperet multitudinem,

Celsissimus Comes ac Dominus
Dn. ALBERTIUS ANTONIUS IV. IMP. COMIT.
Comes in Schwartzb. et Holmstein etc. in laudem Dei
hanc aedem sacram extrui curavit
A. C. CIƆ IƆCXCI.

Während des Baues wurde der Gottesdienst einstweilen auf dem Schlosse in einem dazu angewiesenen Saale gehalten. Die feierliche Einweihung der neuen Kirche erfolgte am Himmelfahrtsfeste 1695. — Auf dem Kirchthurme befinden sich drei Glocken. Die größte derselben ist im J. 1508 zu Schleitz gegossen worden. Die Orgel wurde erst im J. 1704 verfertigt und 1773 beinahe zu einem ganz neuen Werke umgeschaffen.

Die Schulwohnung ist 1751 neu erbaut.

Im J. 1726 bestand Könitz, außer den öffentlichen und herrschaftlichen Gebäuden, aus 61 Häusern. Schon 1688 waren zwei Reihen für Bergleute bestimmter und auf herrschaftliche Kosten errichteter Wohnungen zu denselben gekommen. Jetzt ist die Zahl sämmtlicher Häuser 94. Die Einwohner haben sich seit hundert

Jahren beträchtlich vermehrt ohngeachtet bisweilen, besonders wegen der hier von Zeit zu Zeit herrschenden Kinderkrankheiten, und der, wenn auch nicht in dem Grade, wie an andern Bergbau treibenden Orten, vorkommenden Bergsucht, mehr starben, als geboren wurden. Jetzt sind ihrer 641.

Wir wenden uns nun zu der Geschichte des Bergbaues in der Gegend von Köniz, welcher den blühenden Zustand desselben am meisten gefördert hat.

Man schreibt schon den Sorben Kenntniß dieser Beschäftigung zu und behauptet, daß sie auch in unserer Gegend derselben obgelegen haben. Allein in den ächten und unverfälschten Quellen der Geschichte findet sich durchaus nichts, woraus man einen sichern Beweis für dieses Vorgeben herzuleiten vermöchte. Gemeiniglich hat man sich dabei auf das hohe Alter der böhmischen Bergwerke berufen, aber bei einer genauern Untersuchung zeigt es sich, daß dieses Land den Ursprung seines Bergbaues vielmehr den Teutschen verdankt. — Ebenso beruht auch die Meinung, daß die Böhmen zu dem Bergbau im Sächsischen Erzgebirge Anlaß gegeben hätten, auf keinem zureichenden Grunde, da sich im Gegentheil darthun läßt, daß die ersten dortigen Bergleute größtentheils vom Harze kamen S. (Adelungs Direktorium d. i. chronol. Verzeichniß der südsächs. Geschichte. [Meißen 1802. 4.] S. LIII. f. und 141. Gmelins Beitr. zur Geschichte des teutschen Bergbaues. [Halle 1783.] S. 261 — 267.)

Sichere Spuren von Bergwerken in der Salfeldischen Gegend zeigen sich zuerst um die Zeit des Erzbischofs Anno von Köln, welcher 1075 starb, *) und für das Dasein und die Fortdauer derselben im dreizehnten Jahrhundert bürgt die Erwähnung des Bergmeisters (magister montium) Friedrich zugleich mit der Münze (moneta) zu Salfeld in einer Urkunde von 1268 (VI. Kalend. Februar.), worin der Graf von Schwarzburg, Günther der ältere,

---

*) Folgende Nachricht gehört zu den wenigen Goldkörnern, die sich unter vielen Schlacken in der Erzählung de translatione Sancti annonis Archiepiscopi, einem Anhange der von einem Sieberger Mönch aufgesetzten Lebensbeschreibung desselben, — im 2. Buche finden:
„Aurifex quidam de Colonia cum esset in remotis partibus juxta confinia Turingorum et Slavorum, associatis sibi maltis ex episcopo coloniensi pro fodiendis metallis, infirmitate gravi per undecim septimanas dententis est. Tandem ad extrema perductus quinque diebus sine auditu et visa jacuit. Postremo auditu modice recepto audivit a circumstantibus dici, quam sanctus Anno de tumulo elevatus maltis coruscaret miraculis. Mox aeger in quantum sub silentio sed tamen ex imo corde, vocem emisit, dicens: Sancte Anno succurre! Mox mirum in modum sibi redditus convaluit et surrexit pariterque filius ejus, qui eadem invalitudine detentus erat. Ex hoc in illis regionibus nomen Annonis celebre fuit."

die Schenkung Hermans von Rockendorf von acht Mark an das dasige Kloster des heiligen Nikolaus bestätigt.

Was namentlich die Bergwerke zu Köniz und Leutenberg betrifft, so sollen diese im J. 1306 durch Unterstützung Nürnberger Kaufleute den Anfang genommen haben, oder doch, was glaublicher ist, mit regerem Eifer bearbeitet worden sein.

Im J. 1361 errichteten Heinrich XIV. (XVII.) und Günther XXV., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, mit ihren Vettern, Günther XXII. und Heinrich XVII., Herren zu Schwarzburg und Johann II., Herrn zu Wassenburg (Wachsenburg), und Günther XXVI. Herrn zu Lichtenburg (Leuchtenburg), einen Vertrag über alle Fünde und Bergwerke in allen Gerichten und Gebieten der sogenannten alten Herrschaft, als zu Pösneck, Ranis, Salfeld, Blankenburg, Ehrenstein, Arnstadt, Ernburg, Leutenberg, Schwarzburg, Königsee, Remda, Schwarzwald, Wassenburg, Liebenstein, Ilmenau, Kranichfeld und Georgenthal. In demselben wurde festgesetzt, daß diese Bergwerke jedem von beiden Theilen zur Hälfte zugehören, und von ihnen gemeinschaftlich verwaltet werden sollten. Die erste, durch ein untrügliches Zeugniß beglaubigte Nachricht von Bergwerken zu Köniz giebt das oben angeführte Dokument von J. 1438, worin sich zwar der Graf dieselben im allgemeinen vorbehalten, aber doch auch seinen Vasallen, Heinrich von Helbach, den Ertrag einiger Eisensteingruben auf Lebenszeit bewilligt hatte. Im J. 1476 soll der Bergbau zu Köniz wegen des Holzmangels und anderer Ursachen fast aufgehört haben. Ohne Zweifel kam er aber zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wenigstens in andern Gegenden unseres Vaterlandes, wieder etwas in Aufnahme, da die Grafen zu Schwarzburg am 8. März 1533 eine Bergordnung durch den Druck bekannt machen ließen. Nach langer Unterbrechung wurden um das J. 1685 die Hoffnungen der Bergbaulustigen auf einmal durch folgenden Umstand wieder belebt und gingen bald hernach auf eine glänzende Weise in Erfüllung. Die Bauern hatten bisher nur auf Eisenstein gegraben und verkauften ein Fuder desselben zu 28 bis 36 gl. — Als dieser aber zuletzt kupferhaltig wurde, und nicht mehr abgehen wollte, so ließen sie etwas davon zu Ilmenau schmelzen. Da man nach diesem angestellten Versuche eines günstigen Erfolgs gewiß sein zu können glaubte, so fing man nun mehr an, blos auf Kupfer zu bauen. Dieses Unternehmen fand sogleich viele eifrige Beförderer, die sich auch für ihre Theilnahme schon in dem ersten Quartale durch eine unerwartet reiche Ausbeute belohnt sahen. Noch in dem erwähnten Jahre wurde Salomo Mey zum ersten Bergmeister und der Amtmann, Barthol. Friedr. von Bielen, zum Berghauptmann bestellt. Den 1. August d. J. erschien zu Rudolstadt eine sogenannte gemeinschaftliche Schwarzb. Bergwerksfreiheit, welcher 1686, auf Befehl der Grafen Albert Anton, Christian Wilhelm und Anton Günther, die neue Bergwerksordnung folgte. Schon im J. 1695 waren in dem Könizer Zuge

25 Gruben im Gange, worunter sich aber auch einige alte, wieder aufgenommene Gebäude befanden. Daher heißt es öfters in den Grubenberichten der damaligen Zeit: „daß man wieder auf den alten Mann gekommen sei." Wie wichtig der Bergbau schon unter den beiden ersten Bergmeistern wurde, läßt sich auch daraus schließen, daß man zur Aufbewahrung des bei demselben nöthigen Pulvers, einen eigenen Pulverthurm erbaute. Die Anzahl der Ausbeutzechen stieg vom Jahre 1685 bis 1704 wenigstens auf etliche vierzig; diejenigen ungerechnet, welche sich theils selbst bauten, theils auch noch von ihren Gewerken gebaut wurden. Man kann überhaupt gegen 80 Gruben anführen, auf die damals mit dem besten Erfolg gebaut worden ist. In jenem Zeitraume wurden zusammen 28128 Centner Gahrkupfer geschmolzen, und dadurch eine Summe von 588,679 Thalern gewonnen. Der Landesherr erhielt 334,209 Thlr. durch herrschaftliche Hütten- und Bergkosten, die Gewerken 250,613 Thaler Ausbeute. Die ergiebigsten Gebäude waren: 1) Die Anna. Diese lieferte 1668 Centner Gahrkupfer. 2) Die Bartholomäuszeche 1757 Centr. 3) Friedrich Barthol 1263 Centr. 4) Hoffnung Gottes und Werner Glück 8898 Centr. 5) Juliane 1860 Centr. 6) Wildemann und Salono gaben 14204 Thaler und 7) die Wernerzeche 17525 Thaler Ausbeute. Von einigen Zechen erhielt man auf einen Kux das Quartal 10 Thaler und von der Grube Werner, schon im Jahre 1686 acht Thaler Ausbeute. Im J. 1700 war der Ertrag der Bergwerke am ansehnlichsten. Die Ausbeute von 9 Gruben stieg auf 24914 Thaler, die Kupferlieferung aber bestand in 2902 Centner und 5 Pfund. Nach einer bei dieser Gelegenheit gemachten Bemerkung hatte das berühmte Freiberger Revier in 78 Jahren keine so reiche Ausbeute gehabt. Diese glücklichen Zeiten dauerten bis zum Jahr 1730 fort. Seitdem geriethen die Bergwerke allmählig in Verfall. Doch wurden noch vom J. 1768 bis 1787, nach Abzug der herrschaftlichen Hütten- und anderer Kosten, 4000 Centner Kupfer gewonnen, ohngeachtet man damals schon größtentheils auf Eisenstein zu graben pflegte, auch nach der Zeit noch alle Jahre 32 bis 40,000 Centner Eisenstein aus der Taufe gefördert, und es scheint nicht die Schuld der dasigen Gebirge, sondern vielmehr der gesunkenen Baukunst der Gewerken rc. zu sein, daß der Bergbau nicht mehr so einträglich ist, als vormals. Bei der glücklichen Lage, in welche Könitz durch die eben geschilderten Umstände versetzt worden war, fehlte es diesem Orte aber auch nicht an Unfällen, die ihn von Zeit zu Zeit trafen. Zwar blieb er, wie sich wenigstens aus dem Stillschweigen der Jahrbücher schließen läßt, größtentheils vom Feuer verschont, allein dafür litt er desto mehr durch Ueberschwemmungen und das Ungemach, welches der Krieg mit sich führt.

Besonders verwüstend war eine Wasserfluth, die sich am 19. Mai 1748 ereignete. In der Kirche stand das Wasser 4½ Elle und einen Zoll hoch. Es riß die Kirchhofmauer um und öffnete die

hintere Kirchthüre. Die Weiberstühle wurden mit Schlamm angefüllt, einige umgeworfen. Das Wasser floß, als es zu fallen anfing, zur hintern Kirchthüre hinaus, und führte die Kirchenbibel mit fort welche man in der unteren Stube des oberen Wirthshauses wieder fand. Zwei Häuser und vier Scheuern wurden weggerissen, viele beschädigt. Die Fluth nahm die Gottesackermauer völlig hinweg, hob viele Särge aus den Gräbern und sogar drei aus den Gewölben, verschlemmte die Aecker und Wiesen. Vieles Vieh ertrank. Von neun Menschen, welche in Lebensgefahr geriethen, wurden nur vier gerettet. Der Schade, welchen man auf mehr als 9000 fl. berechnete, würde noch beträchtlicher gewesen sein, wenn nicht schon nach 40 Minuten der Zufluß des Wassers wieder nachgelassen hätte.

Köniz erduldete während des dreißigjährigen Krieges große Drangsale. Besonders war das Jahr 1640 für diesen Ort und die ganze umliegende Gegend eines der verhängnißvollsten. Das schwedische Heer, unter dem Feldmarschall Banner, stand in hiesiger Gegend, und dem kaiserlichen, welches sich in und bei Salfeld gelagert hatte, gegenüber. Mehrmals bot der Anführer der Schweden dem Feinde eine Schlacht an, und stellte deswegen seine Truppen bei Köniz und Birkigt auf. Allein endlich sah er sich genöthigt, aus Mangel an Lebensmitteln, und wegen der Verstärkungen, welche die Kaiserlichen erhielten, diese Gegend zu verlassen, und sich nach Hessen zu wenden. Nicht lange hernach folgten ihm auch die Kaiserlichen. — Was dieser Ort im siebenjährigen Kriege und seit dem Jahre 1806 gelitten hat, ist noch im frischen Andenken.

Hesse.

Leutenberg,

in der oberen Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Leutenberg, das in alten Urkunden Lutinberg, Lutenberg, Lutemberg, Luthenberg geschrieben wird, und dessen Name vielleicht, sowie Leuchtenburg oder Luxemburg (Blankenburg und Gleisberg) eine leuchtende oder glänzende Burg bedeutet, liegt nahe an der südlichen Grenze Thüringens, an dem Sorbizflusse, und hat in Ansehung seiner Lage viele Aehnlichkeit mit dem Baireuthischen Städtchen Berneck. Es ist mit folgenden Bergen umgeben: Auf der Nordseite, vom Löhm- (Lohm- Lom-) und Tannenberge, gegen Osten, vom Schloßberge, Hohenschleifenberge, Kirchberge und Mönchsberge; gegen Westen, vom Schleifberge, Neuenwegsberge, Kuppen- und Rodaberge, von der Goldkoppe und dem Mühlberge;*) gegen Süden geht das Sorbizer Hauptthal bis Grünau und sodann weiter bis über die Grenze fort.

Zu welcher Zeit das Haus Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses und der dazu gehörigen Herrschaft gelangte, bleibt wegen Mangels urkundlicher Nachrichten, der bei Darstellung der Geschichte desselben, mehr als bei jedem andern Gebietstheile des Fürstenthums fühlbar ist, unentschieden, doch ist die Vermuthung, daß es

---

*) Andr. Toppius (s. J. Chr. Olearii Rer. Thuringica. Syntagm. I. 265) u. J. H. R. Scheibe in Progr. XXV. melapyrgum repurgatum exhib. (Rudolstadt, 1737, 4.) führen diese Berge unter etwas veränderten Namen in folgender Ordnung an: 1) Der Schloßberg. 2) Kirchberg. 3) Mönchsberg. 4) und 5) der große und kleine Mittelberg. 6) Rodeberg. 7) Kippenberg. 8) Goldberg. 9) Mühlberg. 10) Pfaffenberg. 11) Lohmberg.

ums Jahr 1209 zugleich mit der Reichsdomäne Salfeld, den Grafen Heinrich und Günther von Otto IV. verliehen worden sei, die empfehlenswertheste. Die Familie, welche sich von Leutenberg schrieb, und wovon unter andern Heinrich im Jahr 1187, Volrad 1299 und Friedrich 1301 erwähnt werden, darf man nicht für Eigenthümerin des Schlosses ansehen, in welchem sie wohl nur das Amt der Voigte oder Burgmänner bekleideten. —

Im J. 1326 verkaufte Graf Günther XV. von der Blankenburgischen Linie Schloß (Haus oder Veste, wie es in der „an der nestin Mittewochen nach sente Jacofestage" zu Erfurt ausgestellten Urkunde heißt,) und Stadt Leutenberg, sammt Zugehör, an den Grafen Heinrich XIV. (nach Jovius) und dessen Bruder Günther XVIII. von der Schwarzburgischen Linie, behielt sich aber dabei vor, es noch auf Lebenszeit zu besitzen. In der Folge kam es an den Grafen Heinrich XX., des vorigen Heinrichs Sohn, den Stifter der Leutenbergischen Linie, welcher um das Jahr 1358 sich daselbst aufhielt. Dieser errichtete 1398 mit dem Grafen der Schwarzburgischen Linie eine von dem Kaiser Wenzeslaus zu Nürnberg bestätigte und im J. 1401 erneuerte Erbverbrüderung. Seine Söhne waren Heinrich XXVII., Albrecht XXXIV. und Sieghard II. Heinrich trat 1402 mit seinem Bruder Albrecht die Regierung an. Im J. 1404 suchte er nebst den Grafen von der Arnstädtischen oder Blankenburgischen Linie und dem Grafen von Orlamünde, welcher Lauenstein besaß, das Goldbergwerk zwischen Salfeld und Lauenstein gegen die Markgrafen von Meißen standhaft zu behaupten.

Das im Jahr 1417 von dem Grafen Günther, Herrn zu Ranis, damaligen kaiserlichen Hofrichter, in den zwischen Heinrich XXVII. und Günther XXXII., Herren zu Schwarzburg entstandenen Irrungen, gefällte Urtheil lehrt uns, daß zu Leutenberg verschiedene Orte gerechnet wurden, welche jetzt davon abgekommen sind. In dieser, auch in anderer Hinsicht wichtigen Urkunde werden nämlich folgende namhaft gemacht: Lantzendorf, Jamen (Gama), Glide (Glinde?, Gleima), Lenze (Burglemniz), Hersdorf (Herschdorf), Grüne (Grünau*), in älteren Zeiten ein hoher Ofen und Eisenhammer, später ein Messingwerk), Witensberg (Weitisberga), Gortzbach (Wurzbach, jetzt Reußisch), Vtzel (Oßla, ebenfalls Reuß.), Heneudorf (Heberndorf), Smydbach (Schmiedebach), Lichtentanne (wie das vorige im Herzogl. Meiningischen Amte Gräfenthal), Wittichendorf (Wickendorf, Vorwerk und Schäferei bei Lichtentanne), Steinbach (sonst Markgräflich Brandenburg-Baireuthisch, jetzt K. Bairisch); Zelle, „die Propstei und Behausung daselbst" (Propstzelle) jetzt S.-Meiningisch); Euschinde (jetzt Rosenthal); Hogkenruwe (Hockerode, die Smydt daselbst, (der unter dem Dorfe liegende

---

*) Grun oder Grün ist so viel als Furche, ein zum Feldbau geeignetes Land.

ehemalige Kupfer- und jetzige Eisenhammer); Lockwiz (Unterloquiz); Lasen, Arembach (Arnsbach); Dolen (Dölen, Döhlen); Knobelichdorf (Knobelsdorf); Fischersdorf, Lomen (Löhma); Munswitz (Munschwiz); Steisdorf (Steinsdorf); Swendichen (Kleingeschwende); Ylmen (Dorf Ilm); Aldengeseße (Altengesees); Rupelsdorf (Rupersdorf, nebst dem vorigen Reußisch); Wisebach (Weißbach); Hersbach (Hirzbach); Swymbach (Schweinbach); Ezelrode (Möselrode, untergegangenes Dorf, dessen Güter in die Hände der Einwohner benachbarter Orte gekommen sind.)

Albrecht war 1397 Komthur zu Christburg in Preußen. Günther und Sieghard standen während ihrer Minderjährigkeit unter der Vormundschaft ihrer Brüder, nahmen aber in der Folge Theil an der Regierung. Günther stiftete nach seiner Brüder Tode 1436 mit den Grafen von der Arnstädtischen Linie eine Erbvereinigung, vermöge welcher mit dem Tode Günthers XXXII. die Hälfte des Schlosses Schwarzburg und der dazu gehörigen Grafschaft an Leutenburg fiel. Heinrich XXX., Sohn des vorigen Heinrich, erhielt um das Jahr 1440 die ganze Herrschaft allein erblich. Im J. 1447 wurde er von dem Grafen Ludwig von Gleichen und Blankenhain auf seinem Schlosse Leutenberg überfallen. Ludwig hatte sich des äußern Schlosses schon bemächtigt und suchte auch das innere zu erobern, als ihn die nur aus einigen Mann bestehende Besatzung mit Steinen zurücktrieb und völlig zum Weichen brachte. Konrad Stolle beschreibt diesen mißlungenen Versuch in seiner Thüringisch-Erfurtischen Chronik ziemlich umständlich, wenn er erzählt: ,Darnach sammelte sich Graf Ludwig von Gleichen mit vierhundert Pferden und Männern, und zog des Nachts am Donnerstage vor Palmarun vor Leutenberg, das Schloß, und meinte solches zu gewinnen, und es war ihm eigentlich verkundschaftet, daß nicht mehr Leute auf der Burg wären, denn zween Männer und zween Jungen, und zogen bei der Nacht, und warteten so lange, bis es begunnte Tag zu werden, und stiegen in die Burg, und öffneten zwei Thore, und kamen in die Vorburg, wären sie fortgestiegen, hätten sie es gewonnen, Sie hatten zween Steinbüchsen mit hausen, die schickten sie vor das Thor, und meinten das innerste Thor aufzuschießen, und hatten viel Arbeit mit den Büchsen, bis es ein Junge hörte auf der Burg und schrie Feind. Und da die in der Burg aufkamen und sich wehrten hieben die hausen in das Thor mit Aexte und wollten es aufhauen, ließen aber zeitlich ab. Hätten sie fortgefahren mit Hauen, hätten sie es gewonnen. Denn Graf Heinrich von Leutenberg und seine Gesellen, die mit auf der Burg waren, liefen von dem Thor auf die Thürme, und konnten anders nichts thun, denn daß sie mit Steinen hinunterwurfen, denn sie hatten kein Geschütz droben, und worfen doch gar sehr, und schrien und es ward bald Tag, daß Graf Ludwig besorgte, es möchte Rettung kommen, daß er beschädigt würde, und liefen davon, und zogen wieder heim, und liesen die Büchsen dar und ward

also versehen, daß die Burg nicht gewonnen ward." Diese Begebenheit ist von der kunstgeübten Hand des verewigten Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg Rudolstadt im J. 1787 durch einen gelungenen Kupferstich dargestellt und von einem vaterländischen Dichter in folgender Ballade besungen worden:

Die befreite Burg.

„Sitzt auf! Es geht in Heinrichs Land!
Den Schimpf, der mir geschieht,
Den räch' ich selbst mit schwerer Hand,
Eh er es sich versieht.

Was gönnt er mir die Güter nicht,
Die Günther *) mir versprach,
Macht mir ein höhnisches Gesicht,
Und lacht nur spöttisch nach!

Ich reit auf ihn unabgesagt,
Und fall ihm in das Haus,
Und hol als Sieger, eh es tagt,
Gefangen ihn heraus.

Sitzt auf! Heut oder nimmermehr
Blüht mein und euer Glück.
Ihr kommt, das glaubt mir, kommt nicht leer
Von Leutenberg zurück."

So sprach auf seiner Burg im Grimm
Graf Ludwig, zog das Schwerdt,
Und schwang mit Ritterungestüm
Sich auf sein treues Pferd.

Und jeder Ritter saß schon auf,
Eh Ludwig sich gewandt,
Und jedes Roß begann den Lauf
In Heinrichs nahes Land.

In stiller Nacht bergab, bergan
Ging es durch Wald und Feld,
Und jeder machte seinen Plan
Auf Beut' und Lösegeld.

*) Günther XXXII., der letzte Graf von der Schwarzburgischen besondern Linie.

Da hört erstaunt der Saalastrom
Der Rosse schweren Trab;
Und voll Verwundrung schaut der Lohm
Auf Ludwigs Schaar herab.

Schaut hin, wenn dann und wann ein Stern
Aus schwarzen Wolken blickt,
Und leichenblaß der Mond von fern
In dunkle Thäler blickt.

Die Loquiz muthig und getrost
Wälzt ihre Fluth einher,
Und rauscht, als wenn sie schon erbost
Auf Heinrichs Feinde wär.

Da rauscht die Loquiz! Hörest du?
Du bist vom Ziel nicht weit.
O Ludwig, Ludwig reite zu
Und spare keine Zeit!

Er hört sie rauschen, stutzt, und spricht
Zum Fehdezuge: Halt!
„Zu große Eil beglücket nicht.
Zieht euch in jenen Wald!"

Hier rasten sie, und halten Rath
Und freun sich ihrer List
Und rühmen schon die große That,
Eh sie vollendet ist.

Indessen zog bereits der Schlaf
Aus Heinrichs Burg davon.
Die Gräfin Schwester *) und der Graf
Genoß das Frühstück schon.

Obgleich der erst erwachte Tag
Sich noch die Augen rieb,
Und Nacht und Schatten allgemach
Vom hohen Schloßthurm trieb.

Graf Heinrich, unverdorbnen Bluts,
Kunundchen schön und jung,
Begrüßten beide frohen Muths
Die Morgen=Dämmerung.

---

*) Die Schwester des Grafen Heinrich zu Leutenberg, welche nach der Zeit an den Grafen Matthäus Schlick von Passaun vermählt wurde.

Und labten ihr zufriednes Herz —
Kunegundchen schenkte ein —
Bei traulichem Gespräch und Scherz
Mit Blankenburger Wein. *)

Heraus, heraus! — Der Thürmer schreit, —
Verschließt das inn're Thor!
Heraus, wer streiten kann, zum Streit.
Der Feind berennt das Thor. —

Da sieht Graf Heinrich Ludwigs Schaar,
Die schon im Schloßhof hält,
Und sieht der drohenden Gefahr
Sein Leben bloßgestellt.

Zwei Thore sind in Feindes Hand,
Das dritte hält nicht aus.
Leicht sprengt er Riegel, Schloß und Band
Und dringt ins inn're Haus.

„Den Thurm hinauf, wer streiten kann!
Das Aeußerste versucht!
Noch bring' ich wohl mit sieben Mann
Luz Gleichen in die Flucht.

Das Thor verrammelt! Hanns und Fritz
Steht Wache an der Thür!
Der Jäger Kunz holt mein Geschütz.
Die Knappen folgen mir." —

Jetzt fiel, wie Hagel groß und klein,
Im Blitz = und Donnersturm,
Sand, Schiefer, Kiesel, Ziegelstein
Auf Ludwigs Schaar vom Thurm.

Selbst Fräulein Kunegundchen schont
Die zarten Hände nicht,
Vom glücklichen Erfolg belohnt,
Wenn Helm und Panzer bricht.

Du kommst doch früh zu rechter Zeit,
Graf Luz! Willkommen hier!
Sie sprichts — und voll Empfindsamkeit
Trift sie ihn aufs Visir.

---

*) Der Blankenburger Wein stand damals in vorzüglich gutem Rufe und die Grafen der Leutenbergischen Linie hatten sich bei der Erbtheilung einen Weinberg zu Blankenburg vorbehalten.

Dort fällt vom Gaul, wie reifes Obst,
Wenn es der Wind bewegt,
Der alte steife Ritter Jobst,
Durch ihren Wurf erlegt. —

Luz Gleichen sprengt im Hof umher,
Und knirscht vor Schmerz und Wuth
Ob Heinrichs tapfrer Gegenwehr
Und Kunegundens Muth.

„Setzt,“ ruft er, „setzt noch einmal an
Aufs maledeite Thor!
Zerschmetterts bis zum letzten Span
Und steigt zum Thurm empor.“

Erschollen war sein Machtspruch kaum,
So folget Stoß auf Stoß,
So stürmt mit Axt und Hebebaum
Man auf die Pforte los.

Sie ächzet laut vom Feind bedrängt,
Und größer wird die Noth.
Denn ist sie einmal aufgesprengt,
Thut Luz, was er gedroht.

Da sieht Graf Heinrich drein, und nimmt
Sein hohles Mordgeschütz,
Und schießt zum ersten Mal ergrimmt
Auf Feinde Pulverblitz.

Die große Donnerbüchse knallt,
Daß Thurm und Mauer bebt,
Und daß im nahgelegnen Wald
Ein Sturmwind sich erhebt.

Entsetzen fiel auf Mann und Roß,
Wie es nach altem Stil
Noch nie vom tödtlichen Geschoß
Auf Roß und Reiter fiel.

Als nach dem Heldenkopf im Kampf
Noch keine Kugel flog,
Und noch kein herber Pulverdampf
In Ritternasen zog.

Die Rosse brausen, bäumen sich
Im wildesten Gedräng.
Selbst Luzen wird es wunderlich,
Und um die Brust zu eng.

„Sitzt,“ spricht er, „sitzt im Sattel fest!
Der Böse hauset hier.
Der Schwefel aus dem Teufels-Nest
Versetzt den Athem mir.“

Zurück, zurück! zum Thor hinaus!
Erstickt war Ludwigs Zorn.
Er floh vor Heinrichs Donnerhaus,
Verlor im Fliehn den Sporn.

Ihm folgten seine Ritter nach —
Wie konnt es anders sein —
Den Berg hinab, und mancher brach
Den Hals, den Arm, das Bein.

Da rief Graf Heinrich hinter her:
„Die falsche Hoffnung trügt.
Man lobt nicht ehe seinen Speer,
Ihr Herrn, bis man gesiegt.“

Und als die Burg sich quitt und frei
Von Ludwigs Fehde sah,
So schallt vom Thurme Siegsgeschrei
Und frohe Musika.

Balthasar II., des vorigen Sohn, geboren 1454, kündigte vor erlangter Volljährigkeit Heinrich XXIX., Herrn zu Arnstadt, die Vormundschaft auf, begab sich an den Hof des Herzogs Ludwig von Baiern nach Landshut, und erhielt die Stelle eines Pflegers oder Landshauptmannes über die Herrschaft Heideck. Im J. 1481 hatte er einen Streit mit dem Bischofe zu Würzburg, fiel in dessen Land ein, und nahm ihm ein Schloß weg. Von seiner nach Palästina zum heiligen Grabe in Gesellschaft des Kurfürsten Friedrichs des Weisen d. 19. März 1493 angetretenen Reise kam er als Ritter zurück, und wohnte 1496 dem Feldzuge Kaiser Maximilians I. wider den König von Frankreich, Karl VIII. bei. Im J. 1504 that er sich im Baierischen Kriege sehr hervor, und als ihn nach der Zeit Kurfürst Friedrich III. und Herzog Johann von Sachsen zu ihren Rath ernannt hatten, erwarb er sich bei dieser Gelegenheit gute Kenntnisse von dem Berg- und Hüttenwesen und suchte hierauf im Schwarzburgischen Gebrauch davon zu machen. Er starb 1525 und liegt in Leutenberg begraben. Johann Heinrich und Georg Philipp waren Balthasars Söhne. Der letztere starb jung 1555. Er beschäftigte sich eifrig mit den Wissenschaften und war Freund und Beschützer der Gelehrten. Er reiste 1517

im 21. Jahre seines Alters nach Jerusalem, und wurde daselbst zum Ritter geschlagen. Sein Vater übergab ihm noch bei Lebzeiten die Herrschaft, worüber er vom Kaiser Karl V. 1521 die Lehn empfing. Im J. 1546 befand er sich zu Eisleben bei einer Unterhandlung der Grafen von Mannsfeld, wozu auch Dr. Luther eingeladen war, welcher den 18. Februar daselbst starb. Dieser Graf von Leutenberg und Heinrich XXXVII. zu Arnstadt führten in den Jahren 1530 bis 1533 zuerst die Reformation in dem Schwarzburgischen ein, wo sie auch schon vorher an einigen Orten Beifall gefunden hatte. Von Johann Heinrichs sechs Söhnen starben Heinrich XXXVIII., Balthasar III. und Gebhard jung zu Leutenberg, Albert VII. im J. 1555 auf der Akademie zu Jena. Sieghard III. wohnte 1550 der Belagerung von Magdeburg bei, und verfiel 1554, nachdem er einige Tage in großer Kälte gereist war, in eine Geisteskrankheit, die ihm 1560 auf dem Stammhause Schwarzburg durch einen unglücklichen Sturtz aus dem Fenster den Tod zuzog. Der jüngste Sohn Philipp, war 1540 geboren, kam 1559 zur Regierung, vermehrte die noch sehr eingeschränkte Stadtgerechtigkeit durch ein neues Privilegium und starb 1564. Mit diesem Grafen, welcher Verfasser eines 1566 zu Erfurt mit N. Joh. Andreä's Vorrede unter dem Titel: Der Seelen Paradies oder Lustgarten gedruckten Andachtsbuches ist, erlosch die Leutenbergische Linie, und diese Herrschaft fiel, nachdem sie eine Zeit lang von dem Hause Sachsen in Anspruch genommen worden war, durch die günstige Entscheidung des Reichsoberhauptes wider an die Blankenburgische oder Arnstädtische, und nach der Landestheilung an Rudolstadt.

In der Folge erhielt Elisabeth, geborene Gräfin von Leiningen-Westerburg, zweite Gemahlin des Grafen Albert von Rudolstadt, und nach ihr Aemilie aus dem Hause Oldenburg, Gemahlin des Grafen Ludwig Günther, welcher 1646 mit Tode abging, die Herrschaft Leutenberg zum Witthume. Erstere lebte von 1608 bis 1617, letztere aber, von 1664 bis 1670 auf dasigem Schlosse. Während dieser Zeit machten beide Gräfinnen, sowie auch Aemilie bei ihrer vormundschaftlichen Regierung, verschiedene neue Einrichtungen in Schul- und Kirchensachen. —

Aus dem bei der Uebergabe an dieselbe im J. 1647 aufgesetzten Inventarium lernt man die damalige Beschaffenheit dieses Schlosses kennen. Es war, diesem Zeugnisse zufolge, „an Dach und Fach, wie auch sonst noch, außer was die Schwedischen eine Zeitlang darauf gelegenen Dragoner an Fenstern und Oefen, und Ständen im Reisigen- und Kutschstall verwüstet, in gutem, baulichen Wesen.“ Zugleich werden folgende darin befindliche Gemächer: Zimmer, Kammern, Säle, Gewölbe, Keller rc. erwähnt.

Das Gemach des verstorbenen Grafen Ludwig Günther, das Kaurtlein in der Stube, die Apotheke, Schlafkammer dabei, der Gräfin Stube, die Kammer, der Saal, die große Saalstube, Kammer neben der Gräfin Gemach, die grüne Stube, Kammer dabei,

noch eine Kammer, gegenüber das Fräuleingemach, die Fräuleinstube, Kammer dabei, der Hofmägdlein Stube, Kammer dabei, das Sälgen, die Schneiderei, ein Stübchen im obern Gebäude, kleine Kammer dabei, das Wollengewölbe, die Zeugkammer für das Jagdgeräth, ein Gewölbe dabei, das Brenngewölbe, des Amtmanns Stube, Kammer dabei, die Eßstube im neuen Gebäude nebst Kammer, der Saal, der neue Kornboden, die große Hofstube, die Junkerstube nebst Kammer, die untere Waschstube, und dabei befindliche Kammer, die große Küche, das Kellerhaus, die untere Junkerstube, das Schloßthor, der Reisigenstall, die obere Thorstube und Kammer, die untere Kutschstallstube, der Stall, Bad- und Nebenstübchen, Darr- und Brauhaus, das obere, mittelere und untere Schloßthor, die untere Thorstube.

Noch genauere Rechenschaft von den Bestandtheilen des Schlosses, mit welchem während des dasigen Aufenthalts der Gräfin mancherlei Veränderungen vorgenommen worden sein mögen, und von der Ausschmückung desselben mit Gemälden (z. B. den noch jetzt zu Rudolstadt vorhandenen sechs Bildern, welche die Geschichte des Grafen Huno von Oldenburg, darstellen) giebt ein zweites Inventarium vom Jahr 1667. —

Späterhin bezog das Schloß, welches indeß mit einem Burgvogte besetzt gewesen war, der appanagirte Prinz, Wilhelm Ludwig, Bruder des Fürsten Friedrich Anton, und hielt sich bis 1732 daselbst auf. Von jener Zeit an ist es unbewohnt geblieben, bis es nach dem letzten großen Brande, der Leutenberg traf, auf einige Zeit zum Sitze des Justizamtes bestimmt wurde. Es faßt eine von der Gräfin Aemilie neuerbaute und 1664 feierlich eingeweihte kleine Kapelle in sich, und wird noch immer unter Dach gehalten. Die in einigen Zimmern desselben befindlichen, leider nicht mehr unversehrten und bei nicht zweckmäßiger Auffrischung der ursprünglichen Eigenthümlichkeit zum Theil beraubten Frescogemälde des ehemaligen Schwarzburgischen Hofmalers, Seyfart **Lammers**, der im J. 1711 im Alter von 64 Jahren starb, verdienen alle Aufmerksamkeit. — Sie sind in Chr. L. **Kämmerer's** vermischten Schriften ꝛc. (Gotha und St. Petersburg 1797.) 1. B. S. 195 ff. ausführlich beschrieben worden. Das Titelkupfer dieses Buches, das von dem Bruder des Verfassers, Ernst Kämmerer herrührt, stellt das Schloß Leutenberg nach seiner jetzigen Beschaffenheit dar.

In einer freien Verbindung eckiger und runder Gebäude, die mit ihren Wänden und Dächern nebst den aufsitzenden Erkern und Schlöten in vielfacher Richtung verschiedene Flächen darbieten, und zusammen eine wohlvereinigte Masse bilden, hat dieses alterthümliche Gebäude ein großes, festes und etwas wildes Ansehen. Man besteigt es von der Stadtseite auf einem Wege, der sich zwischen Gärten und Obstbäumen hinaufschlingt, und tritt vor dem Thore auf einen ebenen Platz, von dem man, wie von einer hohen Zinne, hinabsieht. Das Thor öffnet den Eingang auf einen kleinen Vor-

hof, und durch ein halbfinsteres Gewölbe kommt man auf den inneren Hof, welcher von allen vier Seiten von dem hohen Gebäude umgeben ist. — Das Schloß soll, nach der einstimmigen Aussage der Geschichtschreiber, ehemals Friedeburg geheißen haben. —

Die Stadt Leutenberg kam nicht nur dadurch, daß sie seit dem Verblühen des davon benannten Zweiges des Schwarzburgischen Stammes mehrmals (z. B. 1575, 1603, 1638 ꝛc.) verwittweten Gräfinnen zum Aufenthalt diente, sondern vornehmlich durch die ihr 1563 ertheilte Brau- und Schenkgerechtigkeit in größere Aufnahme. Vorher übten die Grafen die letzte allein im Rathhause und nur unter gewissen Umständen „um Bauung willen der Stadt, auch einen Vorrath damit zu machen" wurde dieselbe dem Rathe zu Zeiten bewilligt. Man hat behaupten wollen, daß Leutenberg, ungeachtet der erhaltenen Stadtgerechtigkeit bis zu dem genannten Jahre nur ein Marktflecken gewesen sei, vielleicht auch aus dem Grunde, weil es den Grafen einen Marktzoll, (oder Erbgülte) 123 Schock, welcher nachher mit einigen Zusätzen vermehrt und das Geschoß genannt wurde, jährlich entrichtete. Doch heißt es, wie wir oben bemerkten schon 1326 ausdrücklich eine Stadt, und es bediente sich 1350 eines eigenen Siegels, wenn gleich die städtische Obrigkeit, welche aus vier Personen bestand, nicht als Rathsleute oder Rathsherren, sondern als die geschworenen Viere bezeichnet wird, 1463 hingegen erscheint sie in gleicher Zahl unter der Benennung die ersamen weisen Ratismeister, und 1496 kommen zwei Bürgermeister vor.

Die ältesten noch vorhandenen Statuten sind in dem nemlichen 1496sten Jahre, durch den Stadtschreiber Oswald Weicker auf Pergament in Folio zu umschreiben angefangen und am Abend „sancte Barbare der heiligen Jungfrauen" beendigt worden. Schon aus dem Eingange derselben: „Diß ist das Statbuch der Leuthenberg dorinnen Ordnung gesetz vnd statuta der Inwonenden Burger vnd anderer angezceigt vnd begriffen als vor alter vnd gar manigen iarhergebracht vnd gebraucht" — und aus dem 62 Paragraphen: „Wir Heinrich und Albrecht grauen zu Schwarzburgk dieses buchs bestetiger haben dem Rat zu Leutenberg geben gense auf den Juden zu Leutenberg Ir sey vil oder wenig, so sollen sie eyne geben an sant Burckharz abend: vnd eine an sant Merteins abend, das sol stete sein" — erhellt, daß sie schon weit früher abgefaßt sein müssen, da die erwähnten Grafen bei Anbeginn des funfzehnten Jahrhunderts zur Regierung gekommen sind. — Uebrigens stimmen sie mit den aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts herrührenden salfeldischen Statuten zwar nicht in der Zahl der Paragraphen (jene enthalten deren 164, diese 198), aber in Rücksicht auf die Folge und den Inhalt derselben fast wörtlich überein, so daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, daß Leutenberg die seinigen wenigstens noch zu einer Zeit, als Salfeld unter Schwarzburgischer Herrschaft stand,

also vor 1389, empfangen habe. — Ein Anhang des Stadtbuches enthält die Beschreibung der Erbgüter der Bürger mit Bemerkung der Lage, des Ackergehaltes und des davon zu entrichtenden Geschosses, und ein Verzeichniß „wie viel jedes Haus zu Geschoß giebt, und was Harnisch (Krebs) in jedes gehört, der also für und für dabei bleiben soll, ob es auch yoch verkauft würde, auch was Wehr (Büchse oder Armbrust, und Wind [Winde] oder Armbrust und Leier, oder eine Helmpartien oder Armbrust und Wind) ein jeglicher inwohnender Bürger darin halten, haben, gebrauchen, und damit verkaufen soll, als solches Graf Balthasar 1495 geordnet." — Die Zahl der namentlich angeführten Bürger und ihrer Häuser betrug 35, der Umsessel 11 und in der Vorstadt 27 — mithin überhaupt 73. Noch im J. 1621 besaß Leutenberg nicht mehr als 100 Wohnhäuser, als aber 1712 die Neustadt erbaut wurde, so vermehrten sich dieselben so ansehnlich, daß sie schon 1726, außer den Amts- Geistlichen- und Schulgebäuden, auf 128 gestiegen waren. Jetzt hat es deren 159 und 1027 Einwohner.

Ein anderes Buch, unter dem Titel: Ordnung und Stadtregiment durch — den Grafen Balthasarn — zu Schwartzburgk mit Rath und Bedenken Bürgermeister und Rathspersonen zu Leutenberg begriffen, vom J. 1508, enthält manches Merkwürdige, wovon wir nur der Anwendung der auch an andern Orten, z. B. in Arnstadt, gewöhnlichen Strafe mit dem Korbe gedenken wollen. „Es ist geordnet" heißt es in dieser Rücksicht, „daß zu Bestrafung etlicher geringen Ding ein Korb oder Brot an einer Stange über einen Stadtgraben bei der Mühle aufgerichtet worden, der Korb soll an eine Stange gehängt werden, und so jemand ichts geringes verschuldet, den soll man in den Korb setzen, so lange darin zu sitzen, bis sich eines selbst abschneidet, oder die Schling mit einen Strick aufzwingt, daß der Korb ins Wasser fällt. 2) Wer aus Gewohnheit oder Zorn einen Gotsschwur vermelde, der solle dem Rathe ein halbes Pfund Wachs geben, oder sich in den Korb setzen lassen. Das Wachs solle gesammelt und in einer Geltwochen in das Kloster und in die Pfarrkirche zu dem Gottesdienst geantwortet werden. Wer aber fürsetzlich schwört, der soll gerichtlich durch Verschneidung seiner Zunge oder nach Gestalt der Sachen wie recht ist mit dem Fever gestraft werden."

In den Zeiten des Papstthums befand sich zu Leutenberg ein Dominikaner- oder Predigerkloster, dessen Stiftung man gemeiniglich in das Jahr 1395 setzt. Die nur spärlich darüber vorhandenen Urkunden sind nicht geeignet, diese Angabe vollkommen zu bewähren und die Schicksale desselben genau zu erforschen, wir müssen uns also mit bloßen Bruchstücken seiner Geschichte begnügen.

An der Spitze der Klosterbrüder, deren bisweilen drei, vier, oder sechs angeführt werden, stand der Prior, welche Stelle 1416 Dietrich Bertel dis, 1463 Nikolaus Bischoff, 1491 und in den nächstfolgenden Jahren, Johannes Ellinck (Elling), welcher wahr-

scheinlich von einer zu Leutenberg ansäßigen Familie stammte, 1500 blos als Bruder und 1516, wo er sich in Leipzig aufhielt, als gräflicher (?) Kaplan und Lesemeister der heiligen Schrift bezeichnet wird. 1500 Johannes von Künstal.

Außerdem wird 1493 der Subprior Heinrich Tuchscherer erwähnt.

Das Konventsiegel des Klosters, das an einer Urkunde von 1416 und 1464 sich ziemlich unversehrt erhalten hat, stellt zwei männliche Personen vor, deren eine einen großen Schlüssel in die Höhe, die andere ein Schwerdt zu den Füßen hält, wahrscheinlich die Apostel Petrus und Paulus. — Unten erblickt man eine knieende, die Hände faltende Figur. Den Rand umgiebt folgende Schrift: S. COVETVS. LVTBEGESIS ORDIS FRM PREDICATORV (Sigillum conventus Lutenbergensis Ordinis Fratrum predicatorum.) Auf dem Prioratsiegel an einem am St. Bartholomäustage 1500 ausgestellten Documente ist ein Heiliger stehend abgebildet.

Die Grafen von Schwarzburg bewiesen sich gegen diese ihre Stiftung sehr wohlthätig.

So beliehen die Brüder Heinrich und Albrecht 1416 das Kloster mit verschiedenen von Walther von Holbach für 30 rheinische Gulden erkauften Geld- und Getreidezinsen zu Löhma und Steinsdorf, und 1463 widmete der Graf Heinrich demselben vier alte Schock ewiger Zinsen auf den Männern und Gütern zu Lasan (Lasen), um dafür an den sieben Marienfesten Vigilien zu halten und Messen zu bestellen. Aehnliche Gaben bestimmten 1493 und 1500 die Gräfin Brigitta und ihr Sohn Balthasar zur Feier ihrer Jahrgedächtnisse ꝛc., jene 5 fl. jährliches Zinses von dem Marktzolle der Stadt, dieser 70 fl. —

Außerdem flossen den Mönchen auch Vermächtnisse von andern Personen, z. B. von der Familie von Köniz zu Eiba (1504, 1505) zu, in der Absicht, daß das Gedächtniß der aus ihrer Mitte Verstorbenen feierlich begangen werden möchte. —

Unter den dem Kloster von ihren Stiftern oder deren Nachkommen eingeräumten Rechten war die Besorgung des Gottesdienstes in der dasigen, der Maria Magdalena geweihten Pfarrkirche, keines der geringsten, doch hatten sie sich die Befugniß vorbehalten, diese Begünstigung demselben in Zukunft wieder zu entziehen. So erklärt der Graf Balthasar am sanct Marien Magdalenentage 1491, daß dieses Patronatrecht wieder in seiner Eltern Hand gekommen, von diesen und ihn selbst gebraucht, aber dem Pfarrer nichts wider des Klosters Gerechtsame verliehen worden sei. „Da nun aber," fährt er fort, „in diesem Gebirge sich die Brüder Terminacien (Terminarien?) hertlich (nicht ohne Schwierigkeit, mit genauer Noth) erhalten mögen, auch izunt in kurz (im J. 1463) durch Brunst zu großen Schaden gekommen sind, so haben wir solche unsere Gerechtigkeit dem Kloster wieder zugeeignet,

— und darum sollen sie in demselben über die Terminarien (diejenigen Klosterbrüder, welchen das Almosensammeln in einem gewissen Bezirk oblag,) zum wenigstens sechs Priester halten, die ihre Horas zu ordentlicher Stunde Tags und Nachts singen, und lesen, auch die Amt und Predigt, wie sich gebührt, vollbringen, desgleichen in dem Kloster und der Pfarrkirche zu jeder gebührlichen Zeit der Herrschaft ordentlich Begängniß und Gedächtniß halten." Endlich wurde bestimmt, daß der Bruder, welcher den Gottesdienst in der Kirche zu versehen hätte, sein Wesen im Kloster in Gehorsem seines Prior halten, und daß nach Gutbefinden der Grafen die Zahl der Mönche bis auf zwölf vermehrt werden sollte. —

Im Jahr 1492, Freitags nach St. Markustage, fügt Balthasar der Pfarrei noch die Besorgung der Messe Corporis Christi hinzu und begabt, in Erwägung der Armuth und großen Nothdurft der Mönche, dieselben mit einem Fischwasser in der Sale, das Drosthenwasser genannt, welches sich anfängt in der Schlicht und geht bis Drogenbach unter Konitzers Schmidten, mit allen Hauptfischen und Herrlichkeiten — dem Garten unter dem Kloster, die Terminei genannt, sammt zwei daran liegenden, früher der Familie von Köniz gehörigen Hofstätten — einem halben Pfunde Wachs, welches sie ihm jährlich vom Bienengarten und einem kleinen Wiesenflecklein daran in der Grün (Grünau) zu Zins gegeben hatten, — dem Orte des Stadtgrabens unter dem Rittergut, das etwa Erhart's von Wallenfels gewesen, bei dem niedern Stadtthor, den sie zu fischen haben und zurichten sollen — alle die pewthen (Beuten), so sie in dem Holz dem niedern Herßpach, das wir ihnen hievor geeignet — auch sonst andern Hölzern, die sie haben, finden werden." —

Mittwochs nach Pfingsten des nämlichen Jahres wendete sich der Graf an den Erzbischof Berthold von Mainz mit der Bitte, „den jetzigen Prior, Johann Ellinck, zu dieser Kirche und Pfarre auszurufen, einzusetzen und zu investiren." —

Doch zog sich das Kloster bald hierauf wegen Nichterfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten und verschiedener Anmaßungen und Uebergriffe in fremde Gerechtsame die Unzufriedenheit Balthasars zu, wovon ein Schriftenwechsel zwischen demselben auf der einen, und dem Prior und dem Ordensprovinzial zu Leipzig auf der andern Seite, aus den Jahren 1516 — 1519 den Beweis liefert. Zu demselben gaben die Schmähreden und Lästerungen, welche sich ein dasiger, durch sein ausschweifendes Leben übel berüchtigter Mönch, Linck, öffentlich von dem Predigtstuhle herab gegen den Grafen erlaubt hatte, die nächste Veranlassung. Hierzu gesellten sich mehrere andere Beschwerden: daß die Mönche sich der erst vor Kurzem errichteten herrschaftlichen und städtischen Brauhäuser bedienten, anstatt sich mit einem eigenen und dem nöthigen Geschirr zu versehen, daß sie eine zu große Menge Tauben hielten und besonders, daß sie bei den damals in angrenzenden sächsischen Orten

häufig von Mordbrennern angelegten Feuersbrünsten, ungeachtet der zum Schutze der Stadt durch sorgfältige Bewachung der Thore und verdoppelte Aufmerksamkeit auf verdächtiges Gesindel getroffenen Vorkehrungen, aus dem Kloster einen Gang auf das Feld hatten anbringen lassen, den die jungen, unverständigen, frechen Mönche bei Tag und bei Nacht zum heimlichen Aus- und Eingehen gebrauchten. — Ueberhaupt war die Klosterzucht bei dem Mangel älterer, streng auf Ordnung sehender Vorsteher tief gesunken.

Alle diese Wahrnehmungen machten einen so ungünstigen Eindruck auf den sich schon dem Ziele seines Lebens nähernden Grafen, daß er das Kloster mit dem Verluste dieser Pfründe bedrohte, wenn es jene gerügten Unregelmäßigkeiten nicht abstellen würde.

Welchen Erfolg diese Schritte gehabt haben, läßt sich nicht entscheiden, da die über die ganze Angelegenheit gepflogenen Verhandlungen nicht vollständig auf uns gekommen sind. Nur soviel erhellt noch daraus, daß die Obern des Ordens stets Ausflüchte suchten, um dieselben in die Länge zu ziehen und die Bestrafung jenes Nichtswürdigen zu umgehen.

Als Leutenberg dem Papstthume entsagte, zerstreuten sich die Mönche und nahmen ihre wichtigsten Urkunden mit an ihre nunmehrigen Aufenthaltsorte. Es scheint, als wenn sie zum Theil, wenigstens der ehemalige Prior, Zuflucht im Paulinerkloster zu Leipzig gefunden hätten, da in dem Archive der dortigen Universität einige das Leutenburger Kloster betreffende Documente aufbewahrt werden, welche auf diese Weise dahin gekommen sein mögen. Andere in geringerer Anzahl enthält das Großherzogliche Archiv zu Weimar, wo auch vielleicht das Kopialbuch oder Chartarium anzutreffen ist, aus dem Christian Schlegel zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Auszüge entlehnt hat. —

Bei der 1703 wegen allzuengen Raumes erweiterten Stadtkirche befand sich eine alte Kapelle mit dem gräflichen Erbbegräbniß. Diese Kirche wurde den 7. Mai 1800 ein Raub der Flammen. Die Einwohner bedienten sich nun einige Zeit der ursprünglich dem heil. Cyriakus gewidmeten Gottesackerkirche zu religiösen Versammlungen. Am 22. Julius 1812 wurde der Grundstein zu der neuen Stadtkirche gelegt, und dieselbe 1815 feierlich eingeweiht.

Der erste lutherische, von dem Grafen Johann Heinrich ums Jahr 1533 hierher berufene Geistliche war Achatius Clauser, aus Wien, vorher Augustinermönch zu Erfurt, der fast 30 Jahre sein Amt verwaltete, und den 23. Oktober 1564 starb. Mit der hiesigen Pfarrstelle wurde erst im Jahre 1650 die Adjunktur verbunden und ein Jahr hernach das Diakonat errichtet.

Wegen Vermehrung der Schuljugend ernannte man 1660 einen Rektor, welcher zugleich mit zwei andern Lehrern, dem Kantor und Collaborator, den Knaben Unterricht ertheilte.

Die Unterweisung der Mädchen besorgten bis zum Jahr 1713,

in welchem ein eigener Lehrer für dieselben angestellt wurde, von dem jedesmaligen Geistlichen zu diesem Geschäfte tauglich gefundene Frauen dasiger Bürger.

Leutenberg hatte das Unglück, mehrmals ganz oder doch zum Theil vom Feuer verheert zu werden. Von dem großen Brande am Sonnabende nach Ostern 1463 haben wir schon beiläufig gesprochen. — Im J. 1640 zündeten kaiserliche Soldaten, die in dieser Gegend lagen, 5 Häuser in der obern Vorstadt an der Sorbiz und der Brücke an. Auch 1726 und 1734 waren hier Feuersbrünste. Die am 20. November 1794 legte 5 Häuser in Asche. Der letzte bereits erwähnte Brand am 7. Mai 1800 war für die Einwohner so verderblich, daß er sie fast sämmtlicher Wohnungen und Habe beraubte. Es wurden damals, mit Einschluß der Hauptkirche, der geistlichen Gebäude, des Amt-, Forst- und Rathhauses 141 Häuser und 31 Scheuern durch die Gewalt dieses Elementes in kurzer Zeit vernichtet. —

Die mannichfaltigen Drangsale, welche diese Stadt in dem dreißigjährigen Kriege erduldete, übergehen wir der uns gebotenen Kürze wegen, zumal da an einem andern Orte ausführlich davon gehandelt wird. (S. Rudolstädt. Wochenblatt, Jahrg. 1785. 40. St.), und fügen nur noch hinzu, daß diese in älteren Zeiten, vor Lichtung der Wälder, weit rauhere und zum Theil noch nicht angebaute Gegend oft durch Wölfe unsicher gemacht wurde, wovon der Anhang zu dem Stadtbuche ein grausenerregendes Beispiel erzählt: „1494 im Sommer hat ein Wolf bei 28 Menschen neuerlich (ungefähr?) hierum in der Herrschaft Leutenberg, Lobenstein, Lauenstein und den umliegenden Dörfern erwürgt, der eines Theils bei 50, 60 — 70 Jahr, darunter kleine, große, erwachsene und alte Menschen.

Hesse.

Das Schloß Weißenburg

im Herzoglich Sachsen-Meiningischen Verwaltungsamte Salfeld.

Weißenburg (ehemals Wizsinborg, Wyzseuborg, Wizzenburg) drei Stunden von Salfeld auf einer steilen Anhöhe, am rechten Salufer, in höchst romantischer Lage.

Bei dem Verkaufe des Schlosses und der Stadt Orlamünde, behielt sich der Graf Heinrich IV. von der Osterländischen Linie diese Burg („das Haus zu der Wyzzenburg") mit Mühlen, Aekkern, Wiesewachs, Fischerei, Holze und besonders dem Forste zu Parscheual auf Lebenszeit vor und empfing von dem Käufer, dem Landgrafen Friedrich dem Ernsten von Thüringen, der erst nach jenes ums J. 1347 erfolgten Tode wirklichen Besitz davon ergreifen konnte, 180 Mark löthigen Silbers zur Ausbesserung und Wiederherstellung des damals sehr baufälligen Gebäudes.

In dem, wegen Vermählung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Schwester der thüringischen Landgrafen Friedrich und Balthasar, Elisabeth, Dienstags nach Egidii 1350, geschlossenen Vertrage verschrieben diese als Unterpfand für die der Braut bis zu Martini 1352 in zwei Fristen auszuzahlenden 2000 Mark Silbers das Schloß Orlamünde nebst Zubehör und räumten dasselbe Christian von Wizleben und seinem Sohne, Titzel ein. In Ansehung der Weißenburg wurde, wie der Vater des jungen Burggrafen in jener Urkunde bekennt, folgendes verabredet: „daz Titzel von Wizeleiben vns vnd vnserm Sune (den erwähnten Burggrafen) mit dem Hauß zu der Wizzenburg gewarten vnd zu Gebote sten soll geleicher Weiz alß vnsern Swegern selber. Wolten auch wir oder vnser Sun nach den vorgenanten zwei Jarn dieselben vesten Wizzenburg losen, daz mügen wir tun, wene wir wollen, und derselbe

Tizel sol vns die für hundert Schock breite Grossen ane allerlei widerrede zu losen geben, dieselben hundert Schock sullen vnser Sweger vns und vnsern Sune mit den obgenanten zweien tausend Marken widergeben, wene sie ire vesten von vns losen."

Es erhellt hieraus, daß Tizel von Wizleben dieses Schloß damals inne hatte, ob aber in der Eigenschaft eines landgräflichen Beamten und Voigts oder lehnweise, kann man nicht mit Sicherheit bestimmen, so sehr auch diese Ansicht sich dadurch empfiehlt, daß Voigte des früheren und späteren Besitzers daselbst vorkommen. Vielleicht hoffte der Burggraf, durch Einverleibung dieses Punktes in die Eheberedung seine Schwäger zu desto pünktlicherer Bezahlung jener Summe zu veranlassen, da sie bei Verzögerung derselben das Schloß noch länger entbehren und dann zu dessen Wiedererlangung ein abermaliges Opfer bringen mußten. —

Später treffen wir die Weißenburg in den Händen adeliger Lehnsleute. z. B. Heinrichs von Wizleben, im J. 1424; und 1445 bewohnte sie Bernhard von Kochberg.

Zur Zeit der lutherischen Kirchenverbesserung war das Schloß Eigenthum der Familie von Thüna, (Thünau, Thun) und der letzte, aus derselben entsprossene Abt des Petersklosters zu Salfeld, Georg, flüchtete sich 1525 im Bauernkriege mit seinen Kleinodien und Schätzen hieher, wo er 1527 starb. Die Vermuthung, daß er auch die Urkunden jener geistlichen Anstalt bei dem Einbruche der gegen ihn erbitterten Schaaren auf seine Stammburg gerettet habe, gewinnt wenigstens insofern Glauben als die Zerstreuung und das Verschwinden, sowie der fast gänzliche Mangel solcher Dokumente in den Landesarchiven sich am leichtesten durch diesen Umstand erklären läßt.

Vom alten Schlosse sind nur wenige Ueberreste vorhanden, die durch ihre Festigkeit der Vernichtung noch Jahrhunderte trotzen werden, das jetzige ist schon das dritte. Es wurde nach dem Brande des zweiten 1796, erbaut. Bald hernach brachte es der in den Kreisen der angesehensten und gebildetsten Männer des In- und Auslandes wegen seines Dichtertalents, seiner gründlichen Studien alter und neuer Sprachen und der Rechtswissenschaft geschätzte Freiherr Hermann von Eelking an sich, der es abwechselnd bewohnte. Im J. 1841 wurde es für 93,000 Fl. verkauft.

Hesse.

Sorge.

Und hätten wir bis an den Tod,
Im Schweiß bei Hitz' und Frost,
Gar weiter nichts, als Salz und Brot
Zu unsrer Bergmannskost;
Lebt doch in uns ein fröhlich Herz,
Und ein gesundes Blut,
Das gibt dem Herzen Heiterkeit
Und in Gefahren Muth.

Entzückend ist es, wenn man in der Frühe eines schönen Sommermorgens ein einsames Gebirgsthal betritt, wo eine balsamische Luft uns anhaucht, wo von den goldgrün leuchtenden Wiesen uns die Düfte würziger Waldkräuter entgegen wehen, die Blumen des Wiesengrundes mit funkelnden Thautropfen prangen, die Wellen des Baches glitzern, das Wild friedlich äset, und aus den Gebüschen und von den Bäumen herab der Vögel fröhliches Geschmetter ertönt; wo den bläulichen Duft der Frühe, welcher die Bergwände umschleiert, die Morgensonne in die Tiefe drückt, die Häupter der Berge röthlich glühen, die schroffen, mit Gebüsch umkränzten Felsenwände leuchten, und ein Steinadler mit ausgebreitetem Fittich einen grauen Felsgipfel umschwebt, wo wir, von starrenden Bergen umgeben, von tosenden Wassern umrauscht, von jedem lebenden Wesen abgeschieden, in einem unberührten Naturtempel stehen, in welchem ein poetisches Grauen wohnt, und das Gemüth sich zu den kühnsten Träumen erhebt; — aber nicht minder schön ist es, wenn man ein schönes Thal betritt, in welchem sich wohin man auch schaut, ein kräftiges Leben regt, wo die trotzigen Wildwässer an die knarrenden Räderwerke gespannt sind, die Mühlen rauschen, die Hohenöfen qualmen, die Eisenhämmer stampfen, die Pochwerke donnern, der Knall der Peitschen, das Rufen vieler Stimmen, das Schnarchen der Sägen, der Schall der Axt laut

wird, und die hohen Berge mit ihren grünen Häuptern auf all das Treiben zu ihren Füßen ernst und majestätisch herniederschauen.

Das Zorgethal ist eins von den Thälern der letzten Art, und man mag zu ihm vom Gebirge oder von der Ebene her wandern, man wird sich stets sehr angenehm überrascht und von der großartigen Gebirgslandschaft überaus angesprochen fühlen, besonders aber ist der Weg von Elrich nach Zorge höchst interessant. Auf einem Fußpfade, der über lachende Wiesen läuft, wandert man dem Hochgebirge zu, das sich plötzlich vor uns öffnet und ein großartiges Gebirgsthor bildet. Wir wandern in dem schmalen und tiefen, von der brausenden Zorge durchflossenen Thale weiter. Der Donner der Eisenhämmer schlägt, ehe wir eine menschliche Wohnung erblicken, an unser Ohr, wir biegen um eine Waldecke, und sehen hin und wieder zerstreut liegende Gebäude, die sich, je weiter wir vorwärts schreiten, immer mehr an einander schließen, bis wir uns endlich in dem Dorfe Zorge befinden, das sich in sehr bedeutender Ausdehnung in dem von himmelhohen Waldbergen gebildeten Thale hinzieht. So tief das Dorf, welches ungefähr 150 Häuser und gegen 1300 Einwohner zählt, auch in das Gebirge eingezwängt ist, liegt es doch immer noch 1050 Pariser Fuß über der Meeresfläche.

Nachdem wir in dem Gasthause: „Zum Stiftsamt Walkenried,"*) — dessen Besitzer, Herr Escherich, ein eben so gebildeter, als freundlicher Wirth ist, — einen Imbiß genommen haben, betrachten wir zuvörderst das Dorf Zorge selbst.

Dasselbe hat seinen Namen von dem Flusse Zorge, der schon in den ältesten Zeiten genannt wird, und, als die Eintheilung in Gaue entstand, einem Gau, dem Zürrigau, Zorgegau, — dessen Kaiser Heinrich I., welcher diese ganze Gegend besaß, im J. 927 in einer Schenkung an seine Gemahlinn Mathilde gedenkt, — den Namen gab. Der Fluß hat zwei Hauptströme, welche in dem Dorfe Zorge selbst zusammentreffen. Der unbedeutendere kommt aus zwei Hauptquellen, nämlich aus dem Wolfsbache und dem Kunzenthale. Der Wolfsbach quillt am Eversberge hervor, treibt mit dem dazu gekommenen Gretchenthalswasser die Wolfbachsmühle, und fließt mit dem weiter unten aufgenommenen Bärenbache weiter. Das Kunzenthalswasser entspringt an der Rauhen Höhe, nimmt das Stubenthals- und Kellerthalswasser auf, nimmt den Namen des letztern an, fließt durch den alten Teich, treibt die Obermühle, heißt nun das Alt-Zorgewasser, fließt in Verbindung mit dem Bärenbache nach Neu-Zorge und auf die Mühlen- und Hüttenwerke. — Die vorzüglichste Quelle des stärkern Hauptstrom's ist der Junkerborn, welcher zuerst das Hurhauswasser aufnimmt, sodann den Sprakelbach, dessen Namen er nun empfängt, und sich später noch durch die Kirch-

---

*) Walkenried liegt etwa 1½ Stunde von Zorge entfernt.

thals=, Joachimsthals=, Leimthals= und Wagnerthals=Wasser verstärkt. Die andere Quelle ist im Bruchmannsthale, sie nimmt den Hühnerstieg und den Steinbach auf, empfängt von letzterem den Namen, und vereinigt sich mit dem Sprakelbache und dem Karlstollenswasser. Bei der Dorfmühle kommen beide Hauptströme zusammen, und heißen von nun an: „die Zorge." Dieselbe empfängt noch im Dorfe das Steyer= und Petersilien=Wasser, unter der Blechhütte den Rabenbach, oberhalb der untern Sägemühle den Elzebach, unter der Oberhütte das Taubenthalswasser, unter der Zainhütte den großen und kleinen Hilligesbach, nimmt ihren Lauf nach der Unterhütte, auf das Drathhüttenwerk und sodann nach Elrich. Nachdem sie noch den Leienbach, das Wasser aus den Auenteichen, beim Neuen=Hause die Bonthel= und Cammerforst=Quellen, später den Sulzhagenbach, bei Wolfleben die Wiede, am Konsteine die Kalte Wiede, und endlich die von Ilfeld kommende Behre aufgenommen, läuft sie gen Nordhausen, wo der Theil von ihr, welcher durch die Stadt läuft, der Mühlgraben, der an der Stadt hinlaufende aber das Feldwasser genannt wird. Unterhalb der Stadt vereinigen sich beide Arme wieder, und der Fluß läuft nun auf Heringen, bei welchem Städtchen er sich mit der Helme vereinigt, die bei Artern in die Unstrut fällt. *)

„An Fischwerk" — sagt ein alter Scribent in der Beschreibung des Flusses Zorge, **) — „hat die Zorge keinen Mangel, sonderlich ober= und unterhalb Nordhausen, da es sonderlich schöne Forellen, Aschen und Schmerlinge gibt, dazwischen aber trifft man anjetzo nicht gar viel davon an, weilen solches daselbst nicht geheget, sondern einem jeden Bürger, darinnen durch das ganze Jahr zu fischen, zugelassen wird. Vor diesem aber hat man auch allhier schöne Forellen gefunden, massen dasselbe die zwei auf dem Rathhause zu Nordhausen abgemalte und in diesem Feldwasser vormals gefangene, große Forellen bezeugen, als wovon die eine funfzehn und ein halb Pfund gewogen hat, wie an dem vor besagten Gemälde zu ersehen ist. — Sonst ergießet sich die Zorge, sonderlich im Frühling und Herbst, durch die von denen Harzbergen in dieselbe fallenden Schnee= und Regenwasser oftmals also, als ob dieselbe schiffreich wäre, und thut alsdann nicht allein großen Schaden an Brücken, Stegen, Wasser=Wehren, Ländereien und andern Sachen, sondern bringet auch fast jährlich manchen Menschen um das Leben, wovon ein erbärmlich Exempel Herr Ericus Christoph Bohne, E. E. Raths der Stadt (Nordhausen) Bier= und Bauherr, als mein Special= guter Freund, in seiner geschriebenen Chronik mit folgenden Worten anführet: Indem ich der Kirche des Hospitals

*) cf. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftsamts Walkenried, Thl. II. S. 198.

**) Henning Behrens: Hercynia Curiosa. S. 118–120.

St. Cyriaci, sonst St. Cyliar genannt, so allernechst bei der von der Zorge Anno 1689 im März-Monat eingerissenen vormaligen, sechs jochigen steinern, nunmehro aber auf eine andere Art wieder über dieses Wasser gebauten Brücke lieget, erwähne, muß ich letzlich noch dieses gedenken. Es sind an derselben Kirch-Mauer acht Kreuze von rothen, sandigten Steinen, so durch das Zeit-Alter nunmehro gelbe worden, zu befinden, welche vielleicht nicht jeder so genau betrachtet hat. Oben in der Höhe unter dem Kirch-Schiefer-Dache kniet ein Priester in seinem Priesterrocke, den Kelch in der rechten Hand gen Himmel haltend, fragt sich, was solches bedeute? Hierauf dienet zur Antwort: Es ist einst in vorigen Zeiten des Papstthums, gleich als der Priester, vor dem Altar stehend, seinen Eingepfarreten, welche damals als Communicanten um den Altar herum gangen, das heilige Nacht-Mahl gereichet, ein stark sausend- und brausendes Donner-Wetter, darauf ein heftiger Wolkenbruch, und daraus eine große und ungeheure Wasserflut entstanden, welche den Priester sammt denen Communicanten und Gebäuden mit sich hinweggeführt, deswegen zu stetem Andenken und Erinnerung allen Vorübergehenden diese Kreuze an bemeldter Kirche, nach Anzahl derer Personen, so viel ihrer ersoffen, eingemauret, jetzo noch zu ersehen;*) die Kirch-Glocken hat man etliche Wochen hernach, nach vergangenen Fluten, welche dieselbe hinfort getrieben, so durch eine Sau ausgewühlet und ausgegraben worden, in dem Erd-Moraste wieder gefunden, daher derselben Länderei-Gegend, die Sau-Grube genannt, annoch soll den Namen haben, wie Herr Bürgermeister Augustus Sigismund Wilde, Erbsaß auf Bischoferode Seeliger, als viel Jahr gewesener Vorsteher dieses Hospitals, mir seinem damaligen Collegen, umständlich Alles erzählet hat. Ohnerachtet nun die Zorge also zu gewissen vorbesagten Zeiten mit ihrer Flut wüthet und tobet, so wird man doch mitten im trockenen Sommer entweder ein weniges oder gar kein Wasser davon, außer demjenigen, was in dem Mühlgraben vorhanden, antreffen, es sei denn, daß solches von einem heftigen Platz-Regen Wolkenbruch in einem Donner-Wetter entstehe. Dieserwegen ist es keine unmögliche Sache, wenn Einige hiesiges Orts entweder aus Scherz oder aus Ernst vorgeben, wie sich eines mals in der Fremde zwei reisende Handwerksbursche, dieses Wassers wegen, heftig gezanket und geschlagen hätten, indem der eine vorgegeben habe, als ob ein schiffreich Wasser bei Nordhausen wäre, welches er mit seinen Augen gesehen habe; der andere aber hätte behaupten wollen, daß dem

---

*) Stübner a. a. O., Thl. I., S. 595, versetzt diesen Vorfall in das Dorf Zorge, und sagt: „Von dem gedachten Hospital findet man aber keine Spur, und der Vorfall selbst ist den Zorgern unbekannt.“ — Freilich, da die Geschichte vor Nordhausen geschah, suchte Stübner in Zorge vergeblich nach den Steinkreuzen. Letztere waren noch vor einigen Jahren am Siechenhause eingemauert, und werden auch jetzt noch aufbewahrt.

nicht so sei, weilen solches von ihm daselbst nicht gefunden worden. Als aber zu diesem Streite der dritte Mann kommen, der um die Beschaffenheit dieses Wasser's gute Wissenschaft gehabt, und beide gefragt, zu welcher Zeit sie zu Nordhausen gewesen wären? Habe er aus der Antwort vernommen, wie solches zu unterschiedenen Zeiten geschehen sei, indem der eine zur Fasten=, der andere aber zur Erntezeit sich daselbst aufgehalten, worauf von diesem Schiedsmanne der Streit bald beigeleget, und ihnen die Ursach angezeiget worden, warum sie beide Recht hätten." —

Da der Strom so oft reißend wird, so wühlt er an den Stellen, wo der Boden nicht widersteht, leicht ein neues Bett, und es liegen hier und da um ihn ganze Strecken von Kieseln, Kies und mancherlei Steinen, die er vom Harze mitgebracht hat. Diese Stein= und Kieselmassen, unter denen sich auch Stücken Achat, Jaspis, Porphyr, Serpentin, Granit, Crystall u. s. w. finden, liefern ein treffliches Straßenbaumaterial, und werden im Sommer, wo der Strom fast ganz versiegt, oft sehr weit verfahren.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, — wahrscheinlich im J. 1569, — wurde am Staufenberge eine Kupferhütte *) angelegt, welche die erste Veranlassung zu dem Entstehen des Ortes gab. Das allmählich sich bildende Dorf erhielt von dem Flusse den Namen, und wurde die Zorge genannt.

Da der Bau auf Kupfer, welches hier nesterweise vorkommt, nicht so ergiebig war, als der später angefangene Bau auf Eisen, so verwandelten die Mönche des nahegelegenen Klosters Walkenried, in deren Händen sich die Kupferhütte befand, dieselbe im J. 1571 in eine Eisenhütte, von der sie die eine Hälfte selbst behielten und mit der andern Adrian Lubek und den Auffehr über die Waldungen, David Preust, belehnten. Weil das Eisen beim Beginn der hiesigen Bergwerke nicht gut war, so standen die Zorgischen Hüttenwerke anfänglich nicht im besten Rufe, als aber die Gruben im Kastenthale, welche vortreffliches Eisen lieferten eröffnet wurden, kamen sie bald in Aufnahme, und stehen jetzt keiner der übrigen harzischen Eisenhütten nach. **) Unter allen Braunschweigischen Eisenhütten ist sie unstreitig die wichtigste.

---

*) Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß sich schon in früheren Zeiten hier Hüttenwerke befanden.

**) Anno Christi 1569 sub monte graduum (Staufenberg) ad Zorgam exstructa erat officina conflando saxo fissili. Ex ea A. Chr. 1571 facta est Ferraria, cujus dimidiam partem sibi vendicavit monasterium (Walkenried), alteram partem in feudum contulit Adriano Lubeco Secretario et Davidi Preustio Saltuario.

Ferraria a multis annis fuit condita ad Zorgam fluvium vicinarum vallium undis auctiorem factum, quod montes vicini ferro essent foecundi. Locus fluvii nomen retinuit. Qui ibi opus faciebant, principio rei sacrae causa monasterium adibant. Cum autem incolarum numerus cresceret, Abbate Georgio aedes sacra ibi est exstructa et Pastori Hohengeissensi commendata. Diu male audierunt offici-

Die hier befindlichen Gruben sind überaus tief und ihr Bau ist in neueren Zeiten sehr vervollkommnet worden. Es bricht in ihnen Blutstein und Glaskopf in ausgezeichneter Güte, und außerdem findet man hier noch ausgezeichneten faserigen Kalkstein von weißer und rother Farbe, Steinmark, Jaspis, grauen Katzen- oder Stinkstein, und manches Andere.

In Zorge herrscht, wohin wir blicken, das regste Leben, und Alles, vom Kinde bis zum Greise, ist thätig, was einen um so wohlthuendern Eindruck auf uns macht, da Jeder der Arbeiter sein Werk mit besonderer Lust zu treiben scheint.

Wir wandern durch alle Hüttenwerke, zu den hohen Oefen, Hammerhütten, Zainhämmern, Blechhämmern, Drathhüttenwerken, Blankschmieden, Dreh- und Bohrwerken, welche alle Sorten Eisen und Drath von vorzüglicher Güte liefern, und verweilen besonders lange in der Maschinenfabrik, in welcher Dampfmaschinen, Buchdruckerpressen, Cylindergebläse u. s. w. gefertigt werden. In allen diesen Werkstätten wallet und siedet und brauset und zischt es um uns her, die Wasser rauschen, die Hämmer pochen, daß die Häuser von den mächtigen Schlägen erzittern, das Räderwerk knarrt, über die schwarzen Dächer hin wälzen sich dichte Rauchsäulen, die Essen sprühen Funken, die Blasebälge pfeifen, und vor den gewaltigen Oefen, die den Kratern feuerspeiender Berge gleichen, stehen, den Cyklopen ähnlich, die dunkeln Gestalten der Arbeiter, die im Schweiße des Angesichts ihr mühsames Brot verdienen.

Die Arbeiten, welche in Zorge gefertigt werden, sind von ausgezeichneter Schönheit und Güte. Außer einer großen Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, werden hier die bekannten, mit dem braunschweig'schen, springenden Rosse gezierten Ofenplatten gegossen, und auch der den beiden in den letzten Kriegen gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1815 gefallenen Herzögen von Braunschweig vor Braunschweig im J. 1823 auf dem ehemaligen Walle errichtete gegen 70 Fuß hohe schöne Obelisk aus gegossenem Eisen, ist in Zorge verfertigt worden.

Die meisten Einwohner des Ortes haben ihre Nahrung vom Berg- und Hüttenwesen, vom Holzhauen, vom Kohlbrennen und von der Viehzucht. Es ist auch ein Holzmagazin in Zorge.

Die Berg- und Hüttenleute, welche zuerst in diese Gegend kamen, siedelten sich anfänglich am Fuße desjenigen Berges an, welcher sich von Hohegeiß herunterzieht, weshalb jener Theil des Dorfes noch jetzt die „alte Zorge" genannt wird. Der übrige Theil des Dorfes, welcher sich nach und nach, längs dem Wasser hinab, an den ältern anschloß, erhielt den Namen: „die neue

---

nae Zorgenses propter ferrum non satis probum: sed portquam apertus fuit illis mons a cista cognominatus (Kastenthal) hactenus nulli officinarum Hercynicarum ferri bonitate cedunt. Eckst. Chron. Walkenred. p. 254 u. 255.

Zorge." Zu Durchwanderung des Ortes hat man wenigstens eine halbe Stunde nöthig.

In ältern Zeiten gingen die Hüttenleute aus Zorge nach dem Kloster Walkenried in die Kirche, da sich aber die Einwohner bald sehr bedeutend vermehrten, so ließ ihnen der letzte Abt des Klosters Walkenried, Georg Kreite, im J. 1577 auf dem Kirchberge, dem spätern Friedhofe, eine Capelle bauen, an welcher das Amt von dem Prediger zu Hohegeiß versehen wurde. Seit dem eben genannten Jahre ist Zorge über ein Jahrhundert lang das Filial von Hohegeiß gewesen, bis endlich im J. 1684 durch ein Consistorial-Rescript den Einwohnern von Zorge erlaubt wurde, einen eigenen Prediger zu halten. Da die Bewohnerzahl des Dorfes bedeutend zugenommen hatte, so wurde die alte Capelle vergrößert; sie wurde aber bald sehr baufällig, und man erbaute deshalb mitten im Dorfe eine neue Kirche, die im J. 1702 eingeweiht wurde. Sie hat keinen Thurm und auch kein Glockenhaus, sondern das letztere befindet sich auf einer gegenüberliegenden Klippe, die den Namen: „das Bockshorn" führt, von der man einen hübschen Blick in das Zorgethal hat, weshalb sie auch von keinem Reisenden unbesucht gelassen werden sollte.

Es ist bei der Enge des Thals und bei den vielen in demselben zusammenfließenden Bächen erklärlich, daß Zorge zuweilen auch von verheerenden Wasserfluten heimgesucht wird. Namentlich war dies im J. 1740 der Fall, wo der Damm des Teiches über der obern Sägemühle durchbrochen war, wodurch der ganze Ort in die größte Gefahr versetzt wurde.

Wenn wir, um einen Blick in die Ferne zu gewinnen, aus dem engen, tiefen Thale auf einen der rings sich erhebenden Berge steigen wollen; so wählen wir vor allen Dingen den

Fuchsberg,

welcher der herrlichen Aussicht wegen, die sein Gipfel darbietet, ganz besonders auf die Ehre eines Besuches Anspruch zu machen berechtigt ist. Dieser Berg ragt gleich dicht am Dorfe so steil empor, daß man, wenn man nach langem, ermüdenden Steigen auf seinem Gipfel anlangt, eine Zeit lang still stehen, und das hochschlagende Herz auspochen lassen muß; für alle gehabte Anstrengung entschädigt aber die Umsicht auf das Reichlichste. Auf der einen Seite blickt man auf Berggipfel, Bergrücken und Berghalden des Harzes, und in die tiefen Thäler und Abgründe, welche uns rings umher angähmen, und in deren einem das Dorf Zorge sich hinerstreckt, dessen Häuser überaus winzig erscheinen; — auf der andern Seite sieht man herrliche vom Gebirge umkränzte Fluren, einen Theil derselben verdeckt zwar ein gewaltiger Bergkegel, der kleine Staufenberg, aber links und rechts von demselben erscheint die Ebene desto lachender. Wir erblicken nahe vor uns das schön gelegene Städtchen Elrich, sehen darüber weg hinunter nach der gol-

denen Aue, gewahren rechts die Höhen bei Sondershausen, den Possenthurm, die Berge bei Bleicherode, die dortigen Bleichen, das am Walde gelegene Gasthaus, welches den Namen „der Japan" führt, die Berge bei Bodungen, unter denen sich die Hasenburg und die über dem Dorfe Hauröden emporspringende Klippe des Ohmgebirges besonders markiren, mehrere Bergzüge des Eichsfeldes, und im weiten Hintergrunde die blauen Gipfel des Thüringer Waldes. Mit der uns umgebenden wilden Natur contrastiren die mit dem reichsten Fruchtsegen geschmückten Felder, wo sich überall ragende Kirchthürme aus dichtem Grün erheben, auf das Angenehmste, und dieser Fernblick mildert das Gefühl der Verlassenheit, das uns in dieser völligen Abgeschiedenheit von der Welt beschleicht, aber, wie jedes Grauen, nicht ohne eine gewisse heimliche Lust ist.

Nachdem wir den Fuchsberg in bedeutend kürzerer Zeit herabgestiegen sind, als wir denselben erklimmt haben wandern wir an der Zorge abwärts, lassen den großen Staufenberg, (welchen die Mönche von Walkenried im J. 1243 gegen die Berrunger Mühle, den Wald jenseits der Wiede und gegen das Recht, an der Wiede und am Staufenberge weiden zu dürfen, vertauschten,*) der einem Zuckerhute ähnlich ist, und auf dessen Gipfel sich ein nie versiegender Brunnen befindet, unbestiegen, und wenden uns nach dem am linken Ufer der Zorge liegenden kleinen Staufenberge, einer mächtigen Höhe, auf der einst

die Staufenburg

welche nicht mit der bei Gittelde zu verwechseln ist,**) ihre gefürchteten Mauern und Thürme erhob.

Auf allen Bergen, welche den Namen Staufen, Staufberg oder Staufenburg führen, soll ein Gott, Namens Stuffo, verehrt worden sein, es ist daher natürlich, daß nach dem Berichte der Chronisten auch hier jenem Gotte geopfert worden sein soll. Da hier nicht der Ort ist, Untersuchungen über die Existenz jenes Gottes anzustellen,***) so lassen wir es dahin gestellt sein, ob hier wirklich ein Opferort des Stuffo war, und berichten lieber das Wenige,

---

*) A. Chr. 1243 permutatione monasterium (Walkenried) pro Stauffenbergo accepit molendinum Beringense, Sylvam trans Widam, jus pascendi ad Widam et Stauffenbergum. cf. Eckstorm. Chr. Walck. p 92.

**) Dies ist sehr häufig geschehen, und auch Hoche in seiner Geschichte der Grafschaft Hohenstein S. 64 thut dies, wenn er sagt: das Schloß Staufenberg war früher ein Widwensitz und im 14. Jahrh. residirte hier die Herzoginn Elisabeth, Widwe des Herzogs Wilhelm des Jüngern von Braunschweig.

***) cf. Casp. Sagitarii Antiqq. Gentilismi et Christianismi Thuringici p. 165 sq. — Calvörs heidnisches und christliches Niedersachsen, S. 129. 138. — Wolf: Stuffo, kein thüringischer Abgott.

was wir von der Geschichte der Staufenburg in verschiedenen Chroniken aufgefunden haben.

Der Erbauer der Veste ist gänzlich unbekannt, und wir lernen ihren Namen erst durch die Klagen gegen sie kennen, denn sie war ein höchst gefürchtetes Raubnest, dessen Bewohner die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzten. — Im dreizehnten Jahrhundert befand sich die Staufenburg in den Händen der Grafen von Clettenberg, von denen sie an die Grafen von Hohenstein gelangte, denn wir finden, daß Graf Dietrich II. von Hohenstein Elrich und die nahegelegene Staufenburg im J. 1233 von dem Grafen Albrecht von Clettenberg erkaufte und seiner Grafschaft, Hohnstein, einverleibte. *) Nun ist ihre Geschichte mehrere Jahrhunderte hindurch in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und erst im dreißigjährigen Kriege wird sie wieder erwähnt. Im J. 1642 schlug der schwedische General Graf Königsmark sein Hauptquartier in dem der bekannten Höhle der Kelle nahegelegenen Dorfe Werne auf, und da ihm die Staufenburg gefährlich schien, so ließ er sie beschießen. Nach kurzer Gegenwehr sah sich die Besatzung genöthigt, das Schloß zu übergeben, und Königsmark ließ die Mauern und Befestigungen desselben ohne Weiteres niederreißen. Seit jener Zeit ist die Burg in ihren Ruinen liegen geblieben.

Neuere Reisebeschreiber, welche die schöne Aussicht, die man von der Staufenburg habe, rühmen, haben höchst wahrscheinlich weder Zorge, noch die Staufenburg jemals gesehen, sondern ihre Notizen lediglich älteren Beschreibungen dieser Gegend entlehnt. Allerdings müßte die Aussicht von diesem mächtigen Bergrücken, der seinen Fuß in die Ebene hinausstreckt, ausgezeichnet schön sein, aber leider hemmen hohe, dichtbelaubte Bäume jeglichen Fernblick. Der Freund des Alterthums besteigt daher den Berg nur in der Hoffnung, beschauenswerthe Reste der Vorzeit anzutreffen, aber er wird auch diese Erwartung getäuscht sehen, denn es sind von der Burg nur noch wenige Spuren vorhanden. Der Eingang zu einem Gewölbe, verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, ein sich nur wenig über den Boden erhebender Mauerrest und Spuren von den die Veste umgebenden Gräben sind Alles, was uns an das ehemalige Vorhandensein der Staufenburg erinnert.

Bemerkenswerth ist an einer Stelle des Wallgrabens ein Felsen, welcher

die Jungfernklippe

genannt wird. Sie soll ihren Namen davon erhalten haben, daß im dreißigjährigen Kriege eine Jungfrau, welche von den die Burg

---

*) Theodericus II., Comes Hohensteinius, Comitatui suo adjevit oppidum Urichiam et Stauffenburgum, arcem vicinam. cf. Eckst. Chr. Walck. p 19.

zerstörenden Schweden verfolgt wurde, um ihre Unschuld zu retten, von dieser Klippe herabsprang. Oben auf der Platte der Jungfernklippe sieht man eine Vertiefung, welche Aehnlichkeit mit einer Fußtapfe hat. Die Tochter eines Burgherrn, welche lange Jahre hindurch auf diesem Felsen stand und mit unerschütterlicher Geduld auf die Rückkehr ihres Geliebten harrte, soll ihren Fuß dem harten Gestein eingedrückt haben. Auch geht die Sage, daß sich auf der Burgstätte von Zeit zu Zeit ein verzaubertes Fräulein in goldenen Pantoffeln und mit langen, gelben geringelten Locken sehen lasse.

C. Duval.

Kloster Pölde.

Umweht von einem Ulmenhain,
Schien dort im Kloster sel'gen Frieden
Für jeden Kummer zu verleihn!

P. H. Welcker.

Das in mehrerer Hinsicht merkwürdige Kloster Pölde lag im alten Lisgau, zwischen den Schlössern Herzberg *) und Scharzfels, **) in einer sehr angenehmen Gegend, denn nördlich von ihm ragen die hohen, waldigen Berge des Harzes empor, westlich breiten sich fruchtbare mit buschigen Hügeln durchzogene Ebenen aus, südlich liegt das Eichsfeld und östlich die ehemalige Grafschaft Klettenberg.

Der Name des Klosters wird in alten Schriften sehr verschieden angegeben, und wir finden: Polithi, ***) Polodi, Poletha, [1]) Palichi, [2]) Polide, [3]) Pholne, [4]) Polede, Palathi, Palithi, Poledi, Poela, Polde, Poilde und Pölde.

Einige Chronisten behaupten, daß das Kloster seinen Namen von dem vorüberfließenden Wasser, der Pule, empfangen habe, Letzner dagegen und mehrere Andere leiten ihn von dem lateinischen Worte Palus, der Sumpf, ab, weil es ursprünglich „in palude“

*) S. meine Beschreibung von Herzberz in: Thüringen und Harz, Band III. S. 269.

**) S. meine Beschreibung von Scharzfels in: Thüringen und Harz, Band II. S. 103.

***) bei Dietmar von Merseburg.

[1]) bei Lambert von Aschaffenburg.

[2]) bei Gobelinus Persona.

[3]) bei dem Verfasser der lateinischen Magdeburg'schen Chronik.

[4]) in: Geschichte der alten Landgrafschaft Thüringen.

d. h. an einem sumpfigen Orte angelegt worden sein soll, es ist aber wohl das Richtigere, die Benennung von Phol *) abzuleiten.

Einen königlichen Hof „Pölde" finden wir schon in den grauesten Zeiten aufgeführt. Kaiser Heinrich I. hielt sich auf demselben sehr oft auf, besonders wenn er von Quedlinburg nach Mühlhausen oder von diesem Orte nach jenem reiste. Ihn gab er auch seiner Gemahlinn Mathildis, einer Tochter des Grafen Dietrich II. zu Ringelheim, nebst Allem, was er Erbliches und Eigenes in Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt und Grone besaß, zum Leibgedinge. **)

Mathilde nahm auch, sobald ihr Gemahl gestorben war, die ihr angewiesenen Güter in Besitz, schenkte aber, bei ihrer bekannten Vorliebe für den Klerus, viele derselben an Geistliche, stiftete mit Bewilligung ihres Sohnes Otto, auf den die Güter nach ihrem Tode hätten zurückfallen müssen, das Kloster Pölde zu Ehren Johannis des Täufers und des heiligen Servatius, und besetzte es mit Mönchen.

Da Kaiser Otto das Kloster nicht nur mit Privilegien, sondern auch mit verschiedenen Gütern ***) beschenkte, so ist er mit Recht als Mitstifter zu betrachten.

Im J. 952 standen die Klostergebäude bereits fertig da.

Der Autor der Lebensgeschichte der Königinn Mathildis erzählt: Die Stifterinn habe dreitausend Geistliche in Pölde versammelt, welche ansehnliche Schaar schon oft bei Historikern nicht geringes Bedenken verursacht hat; aber ein scharfsinniger Geschichtsforscher [1]) unserer Zeit hat bewiesen, daß jene Angabe nur auf einem lächerlichen Irrthume beruht.

Die ersten Mönche, welche in Pölde lebten, waren Benedictiner und ihr Kloster wurde sowohl auf ihre eigenen, als auch der Stifter Bitten, von Hatto, Erzbischof von Mainz, bestätigt.

Kaiser Otto II., welcher sich im November des Jahrs 975 selbst

---

*) S. meine Beschreibung des Rondels bei Keula.

**) Quitlingaberg, Palithi, Northuse, Gronau, Duderstete. cf. Leuckfeld's Antiquitt. Poeld. p. 15.

***) Placuit vero nihilominus scripto nostro confirmare praedia vel praedictae ecclesiae reditus in his scilicet locis: Schartfelde, Alvingenpunrod, Runigerod, Monickerod, Abbaterot, Rudesrot, Tuferot, Ammekerod, Watterod, Elwingen, partes in Palithi, Berckeveld, Hattorf, Bilshusen, Herste, Lengede, Popfum, Göttingen, Seborch, Brakele et Tunede, Drutmande, Wicfort, Unewerde, Colmerhorn, Frankenhusen. cf. Leuckf. l. c. p. 19. 20.

[1]) Die Stelle lautet: Tunc construxit beatissima Regina Mathild monasterium in Palidi, illic congregans tria millia Clericorum ...: wozu Leibnitz in seinem Werke: Scriptores Rerum Brunsuicensium bemerkt: Nimia multitudo facit, ut vitium in numero esse credam. — Professor Dr. E. G. Förstemann, in seiner Urkundlichen Geschichte der Stadt Nordhausen, hat darauf hingewiesen, daß statt tria millia, „turmula, ein Häuflein," gelesen werden müsse.

in Pölde befand, schenkte dies Kloster, auf Bitten seiner Gemahlin Theophania, im J. 981 an das Erzstift Magdeburg, welches von seinem Vater gegründet worden war.

Im J. 1002 trug sich in Pölde eine eben so merkwürdige als traurige Begebenheit zu.

Kaiser Otto **III.** war nämlich gestorben, und es war nun von dem sächsischen Kaisergeschlechte nur noch der Urenkel Heinrich's **I.**, Herzog Heinrich von Bayern, als Herzog Heinrich der Dritte, übrig. Die Deutschen waren diesem Bayer'schen Geschlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher schon die Geistlichkeit durch seine Freigebigkeit auf seiner Seite, und die Reichskleinodien in seinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen, deutschen Stämme nach einander zu gewinnen; so daß er wirklich von den meisten Reichsfürsten zum Kaiser gewählt wurde. Mit dieser Wahl war aber Eckard **I.**, Markgraf von Meißen und Thüringen, gar nicht zufrieden, da er selbst gar zu gern Kaiser geworden wäre.

„Wo ist ein Fürst im deutschen Reich
An Ahnen, Glanz und Macht mir gleich?
Die Fürsten werden nach Fug und Gebühren,"
Sprach Eckard, „nur mich zum Kaiser küren!"

Es wurmte auch viele Fürsten gar sehr
Daß Luther von Bernburg und Geiseler
Die Wahl in Frosa durch List verschoben,
Und Heinrich in Werla zum Kaiser erhoben.

„Ich schwör' es," rief Eckard, „bei Höll' und bei Gott,
Sie zahlen mit Blut mir den Trug und Spott!
Hart sollt ihr Sieben zu meinen Füßen,
So wahr ich Markgraf bin, drob büßen!"

Gen Meißen lenkt er grollend sein Roß
Und kam nach Nordheim, Siegfrieds Schloß;
Der sprach zu ihm: „Seid Gott willkommen,
Die Reisigen stehn Euch zu Dienst und Frommen!"

Doch Siegfried sann auf List und Verrath,
Die Zeit schien ihm günstig zur schwarzen That.
Mit seinem Gewissen ward er bald fertig
Und stand des Rachewerks gewärtig.

Die Schüsseln dampften, es perlte der Wein,
Die Hörner erklangen, es wogten die Reih'n,
Die Zecher lärmten, es hallten die Lieder
Mit Jubel im fürstlichen Saale wieder.

Der Markgraf staunt ob der Ehr und Pracht,
Da raunt des Siegfried Weib *): „Hab Acht!
Steh' ab, bei'm Humpen die Zeit zu verschwatzen,
Es streckt ein Tiger nach Dir die Tatzen.

Und ob zu mir Blutesliebe spricht,
Mein Herz lebt, schau' ich Dein edles Gesicht.
Sei auf der Hut! Im Waldesgrunde
Harrt Deiner Verrath zur Morgenstunde."

Die Sonne schied, die Nacht brach ein,
Der Markgraf ritt bei Fackelschein
Mit seinem Häuflein gewappneter Mannen
Geraden Weges die Straße von dannen.

Und als die Verräther das Häuflein sah'n,
Zum Kampfe gerüstet, dem Waldgrund nah'n,
Da wagte nicht Einer vor Furcht und Schauer,
Zu brechen aus wohl versteckter Lauer.

Der Markgraf zog mit den Reisigen sein
Im Dunkel der Nacht nach Pölde hinein.
Das Lager war schlecht, die müden Glieder
Riß schnell ein tiefer Schlaf darnieder.

Sieh! plötzlich erhebt sich ein wildes Schrei'n
Und klirrend fliegen die Fenster ein.
Die Schläfer im Zimmer, bleich vor Entsetzen,
Bunt durch einander zur Wehr sich setzen.

Doch Finsterniß hüllet den Umkreis ein,
Zur Schandthat leuchtet kein Mondenschein.
Graf Eckard wirft Kleider und was er findet,
In's glimmende Feuer, das schnell sich entzündet.

Und springt an die Fenster mit Wuth und Hast,
Daß Schrecken und Furcht die Verräther erfaßt,
Schickt an sich zum blutigen Todestanze,
Durch's Fenster kämpfend mit Schwert und Lanze.

Vom Streit erdröhnten Hof und Haus,
Doch eilte kein Mann vom Söller zum Strauß;
Es konnte die müden Schergen und Recken
Das Rufen und Waffengeklirr nicht erwecken.

---

*) Ethelinde.

Der Markgraf wehrt sich mit Löwenmuth,
Rings fließet um ihn in Strömen das Blut,
Doch ob auch die Freunde wie Felsen standen,
Von Spießen getroffen den Tod sie fanden.

Voll Schauder tritt er vom Fenster zurück;
Da stößt ihm Siegfried die Lanz' ins Genick.
Bleich sinkt er zusammen, die Augen brechen,
Der Mund erstarrt, kann nicht mehr sprechen.

Die Mörder stürzen mit Räubersinn
Sich über den blutigen Leichnam hin,
Und als sie den Kopf vom Rumpfe geschlagen,
Frohlockend nach Nordheim zurück sie jagen.

Und also starb Eckard, dem Keiner im Reich
An Ahnen, Glanz und Macht war gleich.
Bevor er bewährt im Kampf die Rechte,
Ward er ein Raub der Schicksalsmächte. *)

Einige Schriftsteller geben andere Mörder an, und namentlich werden zwei Herzöge von Sachsen als solche genannt. Der Autor der alten sächsischen Chronik sagt: **)

„By düsser Tyt so was eyn, de het Marggreve Eggart to Sassen, unde de hadde dem Kayser Hinricke to wedderen gewesen in dem Köre, unde he ampelde darna, he wolde hebben Kayser geworden, und dat verdorff öme Greve Lüder unde syn Broder Hertoge Bruno to Luneborch, dar te Forsten to hope weren to Warle, de Marggreve Eggart de sprack tv Greven Lüder to Luneborch: Worümme he öme de Köre hinderde. Greve Lüder de sede to Marggreve Eggart: Weistu nicht, dat veer Rade to einem Wagen hort? — Umme des Hinderts willen, so worden de Hertogen to Sassen unde Lunenborch unde düsse Marggreven Eggart to Sassen Unstrünt, so, dat da Forsten der Sassen den Marggreven Eggart dot slogen to Polede."

So viele verschiedene Angaben man aber auch, hinsichtlich der Mörder, bei den Chronisten findet; so sind doch alle darin einig, daß Eckard hier in Pölde überfallen, und mit einem Jagdspieße, den man ihm durch den Hals rannte, getödtet worden sei. ***) Der damalige Abt in Pölde, [1]) Alfkerus, besichtigte den ermordeten Mark-

*) Karl Haltaus.
**) Sächs. Chronik fol. m. 82.
***) Transacto per collum ejus venabulo occisus est.
[1]) Viele Scribenten, welche unser Pölde nicht kennen, — was auch, da seit Leuckfelds im J. 1707 erschienener Chronik nichts über dasselbe geschrieben wurde, sehr zu verzeihen ist, — verlegen Eckards Ermordung fälschlich nach Apolda.

grafen, und stellte zahlreiche Seelmessen für ihn an. *) Schwanehild, Eckard's Gemahlinn, und sein Sohn Hermann, welcher so eben einen Sieg über den Grafen Wilhelm von Weimar, mit welchem er in Fehde lag, davon getragen hatte, holten die Leiche des Ermordeten und begruben ihn in ihrer Burg Geni, — dem jetzigen Dorfe Groß-Jena, am linken Ufer der Unstrut, unweit ihres Ausflusses in die Saale, gelegen, wo Eckards Stammhaus gestanden zu haben scheint.

Kaiser Heinrich II., welcher den Beinamen „der Heilige" führt, durfte, wenigstens vor der Welt, der Ermordung seines Gegner's nicht so ruhig zusehen, er begab sich deshalb selbst nach Pölde, um an Ort und Stelle über die nähern Umstände bei dem Ueberfalle Nachricht einzuziehen. Der Tod Eckard's war ihm aber zu erwünscht gewesen, als daß er gegen die Mörder nicht hätte nachsichtig sein sollen, wenigstens finden wir nicht, daß die Schuldigen bestraft worden wären. — Wie aber Pölde, an das sich, wegen Eckard's Ermordung, für Heinrich so unangenehme Erinnerungen knüpften, ein Lieblingsaufenthalt Heinrichs werden konnte, bleibt unerklärbar. Wir finden ihn sehr oft hier und er hat nur allein achtmal das Weihnachtsfest hier gefeiert. Zum ersten Male im J. 1002, dann im J. 1004, bei welcher Gelegenheit viele Herren aus Italien mit Geschenken zu ihm kamen, — ferner im J. 1006, so wie auch im J. 1007. Damals kamen auch Willigis, Erzbischof von Mainz, und Bernward, Bischof von Hildesheim, nach Pölde. Beide waren wegen der Einweihung des nach einem Brande wieder aufgebauten Stiftes in Gandersheim einander feindselig geworden, und hatten sich gegenseitig in den Bann gethan. Der Kaiser brachte aber hier in Pölde „durch sein gnädiges Zusprechen" zwischen ihnen einen Vergleich zu Wege „und mußte also," wie der Chronist bemerkt, „eine Lay-Person denen geistlichen Herren predigen, wie Einer dem Andern vergeben sollte!" — In den Jahren 1013, 1015 und 1017 finden wir den Kaiser ebenfalls hier.

Auch Kaiser Heinrich III. oder „der Schwarze," welcher vom J. 1039 — 1056 regierte, hielt sich oft in Pölde auf. So hat er im J. 1047 das Weihnachtsfest in unserm Kloster gehalten. „Dahin sind kommen der Römer Gesandten, und berichtet, welcher Gestalt Papst Clemens der Andere verschieden, und demnach umb einen andern Papst gebeten. Also hat er ihnen Bischof Poppen zu Brixen, einen geborenen Bayern, zum Papst geordnet und bestätigt, den sie Damasum den Andern genannt, welcher auch im folgenden Sommer nach Rom kommen, aber nach dreiundzwanzig Tagen richteten ihn die Römer mit Gift auch dahin, denn es thät ihnen trefflich wehe, daß die deutschen Kaiser die Macht haben sollten, ihnen

---

*) Abbas ejusdem loci, Alfkerus nomine, corpus visitavit ac commendationem animae summa devotione perfecit. cf. Dietmar. Lib. 5 p. 366.

ihres Gefallens Päpste aufzudringen." *) Ferner feierte Heinrich das Weihnachtsfest in Pölde im J. 1048, bei welcher Gelegenheit er seinen Canzler Hezekin zum Bischofe von Bamberg und den Ekbert zum Abte von Fulda erwählte.

Als im folgenden Jahre Kaiser Heinrich III. zum Michaelisfeste in Pölde war, kam Graf Dietmar, Bruder des Herzog's Bernhard von Sachsen, zu ihm zum Besuch. Da trat plötzlich dessen Leibknecht, Arnold, auf und klagte seinen Herrn des Verraths gegen den Kaiser an, weil er aber seine Anklage nicht beweisen konnte; so mußte er mit dem Grafen Dietmar bei dem Kloster auf Leben und Tod kämpfen, in welchem Gottesgerichtskampfe der Graf von seinem Knappen erlegt, und also für schuldig gehalten wurde.

Die für den Kaiser wichtigste und folgenreichste Anwesenheit in Pölde fand zum Weihnachtsfeste des Jahres 1052 statt. Er hatte nämlich die Fürsten hierher berufen, und brachte es bei ihnen dahin, daß sie seinen Sohn Heinrich, welcher damals erst fünf Jahr alt war, durch einen Eid huldigten. Auch dieser hat sich später — als Kaiser Heinrich IV. — oft in den Mauern unsers Klosters eingefunden. Wie er von hier aus, und mit Hilfe eines Pöldischen Mönchs, die Frau eines Ritters von der Helden verführte, und dadurch einen Aufstand der Bergleute und den Verfall der Bergwerke veranlaßte, haben wir schon bei der Geschichte des Schlosses Scharzfels gesehen. **)

Im J. 1056 wurde Pfalzgraf Dedo von Sachsen, auf Befehl des Bischofs von Bremen, von einem Pöldischen Geistlichen „schelmischer Weise" zu Pölde ermordet.

Gegen das J. 1130 waren die Mönche in Pölde sehr verwildert und liederlich. — Ihr geistlicher Oberherr, Erzbischof Norbert von Magdeburg, an welches Stift, wie wir oben gesehen haben, Pölde von Kaiser Otto II. im J. 981 geschenkt worden, war nicht der Mann, solchem unheiligen Treiben lange zuzusehen. Erzbischof Norbert, von Geburt ein adeliger Niederländer, war früher selbst sehr weltlich gesinnt gewesen, als ihn aber einstmals ein Blitzstrahl zu Boden warf, ging er in sich, zog barfuß und in Schaffelle gekleidet, als Bußprediger umher, und ließ sich im J. 1120 zu Prämonstrat ***) bei Coucy in der Champagne nieder. Der Ruf seiner Heiligkeit war so groß, daß er endlich zum Erzbischof von Magdeburg berufen wurde, woselbst er sich nun eifrig bemühte, den Prämonstratenser-Orden, dessen Verfassung der des Cistercienserordens ähnlich war, an der Elbe und weiter hin auszubreiten. Sobald er daher das liederliche Leben der Poeldischen Mönche erfuhr, jagte er sie aus dem Kloster, und besetzte dasselbe sofort mit Prämonstratensern. Die vertriebenen Benedictinermönche ließen zwar nichts

---

*) Schwarzburg's Mannsfeld. Chronik. p. 175 a. Eisleben 1572.
**) Band II. dieses Werkes, S. 108.
***) Pré montré, Pratum monstratum, Praemonstratum.

unversucht, sich wieder in Pölde einzudrängen, allein der neue Prälat des Stiftes, Conradus, schlug alle Angriffe ab, bat, vom Erzbischof Norbert unterstützt, um die päpstliche Confirmation über das Closter und dessen Zubehör, erhielt dieselbe auch vom Papste Innocenz II., und die Prämonstratenser haben sich auch bis zum Ende im Kloster behauptet.

Im J. 1181 kam der geächtete Heinrich der Löwe, auf der Verbannungsreise von dem Reichstage zu Erfurt, im November nach Pölde, um daselbst zu übernachten. Er war im Begriff, sich zu dem Vater seiner zweiten Gemahlin, Mathildis, dem König Heinrich III. von England, welcher sich zu jener Zeit in der Normandie aufhielt, zu begeben. Der Propst zu Pölde erkannte den Herzog, und ließ ihm eine reichliche Abendmahlzeit vorsetzen, war aber durchaus nicht zu bewegen, mit ihm an einem Tische zu essen.

Dreihundert Jahre nach der Stiftung des Klosters, nämlich im Jahre 1240, ist Pölde abgebrannt, und von Neuem aufgeführt worden. Der Bischof Wilhelm von Havelberg weihete das neue Stift ein, und versprach denen, so dasselbe reichlich beschenken, und zu den dasigen Reliquien wallfahrten würden, reichliche Indulgenz, oder zwanzig Tage Ablaß. Im J. 1295 versprachen mehrere Bischöfe vierzigtägigen Ablaß denjenigen, welche an den hohen Festtagen, als: Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, den Marientagen, Michaelis u. s. w. das Kloster Pölde besuchen, demselben etwas schenken, oder in ihrem Testamente etwas vermachen würden. — Im Jahr 1282 am Tage Agathä, hat der Lakonische Bischof Johannes in diesem Kloster einen Altar in die Ehre des heiligen Nikolaus, der Marie Magdalene und des Epiphanius geweiht, und dabei verordnet, daß alljährlich das Gedächtniß der Einweihung der Altäre in diesem Stifte gefeiert werden sollte, daher er auch für die Besucher und Wallfahrer nach diesen Altären hundert Tage Ablaß ertheilte. — Im J. 1287 schenkten fünf andere Bischöfe Denjenigen vierzigtägigen Ablaß, welche die Messe in diesem Kloster am Johannis- und Marienfeste besuchen würden. — Im J. 1308 hat Bischof Conrad von Münden in einem neuerrichteten Altare etwas von dem wahrhaften Blute Christi eingeschlossen, zu dessen Ehre eingeweiht, und jedem Besucher desselben vierzig Tage Ablaß beigelegt, wodurch eine große Menge Volks, besonders aus der Nachbarschaft, herbeigezogen wurde.

Das Kloster suchte und erhielt viele Privilegien, besonders von Heinrich VII. im J. 1224, und von Rudolf von Habsburg, der im J. 1290 nicht nur die früheren Privilegien bestätigte, sondern auch das Kloster und seine Bewohner in seinen besondern Schutz aufnahm.

Da Pölde von den alten sächsischen Herzögen und damaligen Kaisern gestiftet worden, so sind sie und ihre Nachkommen auch die

beständigen Schutzvögte desselben gewesen, und dies mußten sie um so eher sein, da sie völlige erbliche Besitzer und Beherrscher der hiergelegenen Güter und Ländereien waren. Da sie aber nicht immer in der Nähe sein konnten, so gaben sie die Advocatur an wakkere Ritter der Umgegend. Kaiser Heinrich IV. belehnte im J. 1091 Wittekinden von Wolfenbüttel mit dem Schlosse Scharzfels und der Vogtei von Pölde, nach dessen Absterben andere tapfere Ritter folgten, welche die Umgegend, als besondere Lehen, von den Eigenthums= und Erbherren erhielten, und sich nun Grafen von Lutterberg und Scharzfels nannten. Die Grafen von Lutterberg Burchard der Strube und Burchard der Weiße, deren Vater Heidenreich bei Kaiser Friedrich II. sehr wohl gelitten war, erscheinen als Advocati oder Schirmvögte des Kloster's Pölde, und die meisten ihrer Nachkommen, z. B. Burchard der Aeltere von Scharzfels und seine Gemahlin Adelana, Hadebold, Bodo, Burchard, Ernst, und viele andere.

Graf Burchard der Strube konnte der Advocatur nicht ordentlich vorstehen, er verpfändete sie daher für eine gewisse Summe Geldes auf einige Jahre an den Convent in Pölde, doch that es der Pöldische Prälat Herewicus, welcher fürchtete, das Kloster möchte um die vorgeschossene Summe Geldes betrogen werden, nur gegen schriftliche Versicherung der Rückzahlung und gegen hinlängliche Sicherheit. Nun wurden dem Grafen auf fünf Jahr zweiundachtzig Mark feines Silber mit der Clausel gegeben, daß der Contract, wenn das Geld zum bestimmten Termine nicht zurückgezahlt würde, auf neue fünf Jahre gelten sollte. Herzog Otto I. von Braunschweig und Lüneburg ertheilte zu diesem Vertrage den oberherrlichen Consens.

Die Mönche, welche merkten, daß die Grafen von Lutterberg die Advocatur sobald nicht einzulösen vermöchten, baten den Herzog Otto von Braunschweig, die Beschützung des Klosters zu übernehmen. Der Herzog nahm diese Bitte gnädig auf, und ertheilte den Mönchen die Freiheit, nach Belieben einen von seinen Lehensleuten als Unterschutzvögte an seiner Statt zu wählen; in nöthigen Fällen, wo der Unterschutzvogt nicht ausreiche, wolle er, der Herzog, selbst dem Kloster zu Hilfe kommen. Dies geschah im J. 1242, und es scheint, als seien die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, namentlich die der Grubenhagen'schen Linie, in welches Fürstenthum der Ort noch bis heute gehört, die beständigen Schutzvögte des Kloster's gewesen.

Im J. 1252 gibt Graf Wilhelm von Holland, als damaliger Kaiser, dem Herzoge Albrecht zu Göttingen die Tutel über Pölde.

Zu dem Kloster Pölde gehörten mehrere Kirchen, über welche es das Patronatrecht hatte:

1) Die Albani-Kirche zu Göttingen, welche Kaiser Otto der Große gestiftet, und an Pölde geschenkt hatte. Herzog Albrecht der Große von Braunschweig machte im J. 1252 dies Patronatrecht dem Kloster streitig, der damalige Propst Hernvicus fing aber sogleich einen Proceß mit dem Herzoge an, und gewann ihn auch, wenigstens sah sich der Herzog genöthigt, dem Kloster statt der Albanikirche in Göttingen, die ihm wohl gelegen war, die etwa drei Meilen von Pölde gelegene Kirche in Roringen nebst aller Zubehör und vollem Rechte abzutreten, mit welchem Tausche auch das Kloster vollkommen zufrieden gestellt war;

2) die Kirche in Hattorf. Gleich bei der Gründung des Klosters, hatte dasselbe den dritten Theil des Gutes Hattorf erhalten. Im J. 1295 gab Propst Johannes, mit Genehmhaltung seines Capitels, das Patronatrecht über die Kirche zu Hattorf an Herzog Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig, den Stammherrn der Fürsten von Grubenhagen;

3) die Kirche in Westerode, welche Herzog Heinrich der Wunderliche, aus besonderer Liebe zu Pölde, diesem Kloster schenkte, wofür die Mönche eine jährliche Seelmesse für seine Aeltern und seine Gemahlin Agnes halten sollten. An diese Kirche setzte Propst Bruno einen eigenen Meßpriester;

4) die Kirche in Herste,

5) die Kirche in Waldershausen, welche Hermann von Waldershausen im J. 1387 in der Absicht an das Kloster gab, um seine und der Seinigen Seele aus dem Fegefeuer zu befreien;

6) die Capelle in Wirkeshausen, welche Herzog Heinrich der Wunderliche an Pölde schenkte.

Außerdem besaß das Kloster an Gütern, was es im J. 952 vom Kaiser Otto erhalten hatte, nämlich Güter zu Scharzfeld, Alvingenpunrode, Runigerode, Monikerode, Abderode, Ruderode, Tuferode, Ammekerode, Watterode, Elwingen, den dritten Theil der Güter Berkefeld, Hattorf, Bilshausen, sieben Hufen in Herste, sechs Hufen in Lengede, eben so viel in Popfen, und vieles Andere. Zu diesen anfänglichen Gütern erhielten sie noch eine bedeutende Anzahl durch Kauf und noch mehrere derselben durch Schenkungen. Im J. 953 schon schenkte Hatto, Erzbischof von Mainz, den ganzen Zehnten in der Gegend von Pölde, und an einigen nahegelegenen Orten, an das Kloster. Kaiser Otto **II.** versäumte ebenfalls nicht, dem Kloster im J. 981 mehrere Interaden zu geben. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts schenkte Heinrich **VI.** dem Kloster den Schierenberg zum Anbauen, und Conrad, Erzbischof von Mainz 1184 den ihm zuständigen Zehnten davon. Im Anfange des dreizehnten Jahrhundert's verkaufte Ritter Berthold von Geismar seinen von Albrecht, Grafen von Eberstein, erhaltenen Zehnten in Rudolf'shausen für achtundachtzig Mark Silber an Pölde, was Erzbischof Siegfried von Mainz, dem dieser Zehnte zu Lehn ging, be-

reitwillig bestätigte. Im J. 1221 schenkten die Brüder Burchard und Heidenreich, Grafen von Scharzfeld und Lutterberg, den Zehnten in Hennelingerode und Hagen an das Kloster. Fast um gleiche Zeit übergab Hermann, Graf von Herzberg, und sein Bruder, Graf Heinrich von Werder, den Zehnten in Ecklingerode, mit Genehmhaltung des Erzbischof's von Mainz, deshalb dem Kloster, weil ihr Vater Ludeger, Graf von Waldenbrocke, in demselben begraben lag, und für den einige Seelmessen gehalten werden mußten. — Im J. 1228 schenkte Graf Heidenreich von Lutterberg das Gut Klein-Königshagen, zur Vergebung ihrer Sünden, an die Stiftskirche in Pölde. — Im Jahr 1261 vergönnten Graf Burchard von Lutterberg und Graf Burchard von Scharzfels, um die Seele ihres Vaters und ihrer Mutter zu lösen, daß die Mönche zu Pölde in dem großen See zu Bernshausen fischen, und auf demselben einen Kahn halten durften. Außerdem besaß das Kloster noch Ländereien zu Tidershausen, Ludolfishausen, Grone, Rumspringe, Kleinhagen, Bunenrode, Wirkeshusen, Hattorf, Westerode, Lütgen Rodershusen, Radeleveshausen, Hilkerode, und an andern Orten.

Die Aebte, welche in Pölde regierten, sind aus der Zeit, als noch Benedictiner im Kloster wohnten, nicht mehr bekannt, aber von der Zeit an, wo es mit Prämonstratensern besetzt wurde, kennt man fast die ununterbrochene Reihe der Pröpste.

Conrad, der erste uns bekannte Abt, war wahrscheinlich von Norbert, Erzbischof von Magdeburg, selbst eingeführt.

Johannes I. erhielt im J. 1200 vom Bischofe von Hildesheim die Erlaubniß, für sein abgebranntes Kloster eine Collecte sammeln zu dürfen, und der Cardinal Hugo von Sancta Sabina gab vierzig Tage Ablaß Jedem, der zum neuen Stiftsbau etwas geben würde.

Herewicus ist im J. 1230 Abt,
Johannes II. 1263,
Bertram, 1269,
Otto, 1291,
Johannes III., 1295,
Otto III., 1298,
Bruno, 1301,
Johannes IV., 1304,
Luprand, 1325,
Gerbert, 1338,
Hartmann von Sulingen, 1391,
Johannes Bommel, 1408,
Ernst von Hagen, 1425,

Heinrich Helmold, auch Knockenhauer, war mit Herzog Albrecht und Ernst von Braunschweig in Unfrieden, so daß Ernst mit gewaffneter Hand in's Kloster kam, Helmolden aber nicht mehr

in demselben antraf, denn er hatte aus Furcht das Kloster verlassen, und sich nach Gieboldehausen begeben. Er wurde aber durch den Prior Heinrich Rebstein kräftig vertreten, denn dieser trat unerschrocken gegen den Herzog auf, und bat ihn dringend, von seinem Vorhaben abzulassen; als dies aber nicht geschah, und der Herzog Heinrich Barcken zum Propste machte, verließen alle Mönche, bis auf zwei, das Kloster. Der vertriebene Helmold ging mit ihnen zum Provisor des Erzbischofs von Mainz, „und war viel Streitens und Schreibens hin und her," bis der Zwist endlich im J. 1453 gütlich beigelegt wurde; denn da die Herzöge sahen, daß die Sache für sie übel ablaufen würde, so verglichen sie sich mit Helmold, und erkannten ihn für den rechtmäßigen Propst an, doch mußte das Kloster Heinrich Barcken die Pfarre zu Roringen als Entschädigung geben, „wodurch Alles wieder in das alte Geleis kam."

Johannes Bommel II. ist im J. 1493 zur Prälatur gekommen. Er soll der erste Propst des reformirten Prämonstratenser-Ordens in diesem Stifte gewesen sein.

Johannes von Sessen ist bloß ein halbes Jahr Propst gewesen und stirbt schon im J. 1505.

Henning Wulff erbaute eine neue Scheuer und die Kreuzgänge mit dem Schlafhause am Kloster.

Gotwinus, 1512.

Hermann Volprecht, 1515. Er erbaute eine Capelle auf dem Rothenberge, und zierte die Klösterkirche fein aus, gab aber am 25. Julius des Jahrs 1522 die Propstei auf, zog wieder in das Stift Unserer lieben Frau zu Magdeburg, wo er Professus gewesen war, und starb daselbst im J. 1538.

Werner Schmedichen, vorher Professus im Kloster Ilfeld, erhielt die Propstei in Pölde im J. 1522, und erhielt die Propstei im J. 1530.

Um diese Zeit hob Herzog Philipp der Aeltere von Grubenhagen das Kloster auf und die Chorherren mußten aus Pölde weichen, weil die evangelische Lehre sich in dieser Gegend auszubreiten begann. Sie begaben sich auf einen ihnen zugehörigen Klosterhof nach Duderstadt, wo sie am 12. März 1534, in Gegenwart des Abtes Pankratius von Gerode, Simon Geilharden zum Propste erwählten.

Die bisher der Andacht geweihten Gebäude wurden nun zu oekonomischen Zwecken eingerichtet, das klösterliche Aussehen Pöldes verschwand immer mehr, und es entstand in der Nähe des Amtes Pölde, wie man das Kloster nunmehr nannte, ein Dorf, welches jetzt in das Fürstenthum Grubenhagen gehört.

In der Kirche verdient ein Denkmal betrachtet zu werden, welches Heinrich den Ersten vorstellt. Dabei befindet sich die Figur eines Frauenzimmers, nach der gewöhnlichen und auch nicht unwahrscheinlichen Angabe, das Bild der Hateburgis, der verstoßenen ersten Gemahlin Heinrichs, die eine Tochter des Grafen Erwin zu Merseburg, so wie eine Verwandte des Grafen Siegfried im Suevogau und Hassegau war, bereits im Nonnenstande gelebt hatte, und ihrem Gemahle als Mitgift Allstedt und Merseburg zubrachte. Die Figur hält in der rechten Hand einen gehörnten und bärtigen Ziegenkopf, in der linken ein Panier, dessen Stange gebrochen ist, und dessen Fahne daher zur Erde hängt. Das Antlitz ist schmerzlich verzogen, die Haare sind aufgelöst, und dem gesenkten Haupte entfällt die Krone. — Von der zerstörten Umschrift vermag man nur noch zu lesen: Sima — ga.

C. Duval.

Falkenburg.

Das Schloß Falkenburg (Valckenburg) in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt mit anderen gleichen Namens, z. B. in der Neumark, im Limburgischen 2c., nicht zu verwechseln, lag ungefähr fünf Viertelstunden von der Stadt Frankenhausen gegen Abend, an einem zu dem Vorderharze gehörigen Kalkgebirge. Unter demselben geht die Landstraße nach Nordhausen, es eignete sich also in den Zeiten des Faustrechtes sehr gut zu Ueberfällen und Beraubung vorüberziehender Reisender. Der Berg, worauf es stand, ist zwar nicht sehr hoch, aber auf der Mittagsseite, nach der an seinem Fuße vorbeiströmenden Wipper zu, schwer zu ersteigen. Daher hatte das Schloß, außer der Mauer und einem starken Thurme, wovon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein nicht unbeträchtliches Stück übrig war, keine Befestigungswerke, gegen Abend, Mitternacht und Morgen wurde es durch einen tiefen Graben geschützt und von dem anstoßenden Gebirge getrennt. Die hier von Zeit zu Zeit aus dem Schooße der Erde zu Tage geförderten, aus schönen Quadern bestehenden Trümmer, sprechen für den größern Umfang der Burg, und das Dasein mehrer anderer Gebäude. Sie verdankt der auch im Hessischen und auf dem Eichsfelde begüterten Familie von Falkenburg Ursprung und Namen. Derjenige Zweig derselben, welcher sie vielleicht erst im vierzehnten Jahrhundert erbaute und bewohnte, wird ausdrücklich zu den Beichlingischen und Schwarzburgischen Mannen oder Vasallen gerechnet. In einem solchen Verhältnisse zu jenen Grafen finden wir Heinrich von Falkenburg nebst Heinrich von Rückersleibin, Fritze von Bendeleibin, Hermann Barth und Heinrich von Polwar in dem 1361 (an der heiligen Hochzyt die man czwölften

nennt,) von Heinrich von Beichlingen seinem Bruder Gerhard wegen der Rothenburg ausgestellten Verzichtbriefe als Zeugen, mit deren Willen und Vollwort dieser Vertrag geschlossen wurde, wobei sie sich auch zu den von ihnen angehängten Siegeln bekannten, was, nach Müldeners Urtheil, in einem solchen Falle nicht immer gewöhnlich war. — Ob derjenige Heinrich von Falkenburg, welcher einer ähnlichen Verhandlung Hugos von Badra über ein Stück Waldung zwischen Numburg und Badra und eine Hufe an letzterem Orte 1364 (am Tage des Apostels Barnabas) beiwohnte und als Famulus (Dienstmann) bezeichnet wird, mit dem vorigen eine Person sei, ist ungewiß, und läßt sich wohl noch weniger von Heinrich von Falkenburg behaupten, welcher Donnerstags vor Lätare 1380 den Vertrag Gebhards und Friedrichs von Beichlingen, wodurch die Verleihung sämmtlicher Lehne jedesmal dem ältesten unter ihnen zustehen sollte, durch sein Zeugniß und Siegel bestätigte.

Schon die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts soll der Falkenburg den Untergang gebracht haben.

Zwar meldet die Geschichte dieß nicht mit deutlichen Worten, doch empfiehlt sich die von Müldener in dieser Hinsicht geäußerte Vermuthung um so mehr, als sie mit damaligen Vorfällen, welche uns glaubwürdige Geschichtsschreiber und ächte Urkunden aufbewahrt haben, in treffendem Einklang stehet.

Hans von Falkenburg und seine Verbündeten: Hans von Thüne, die von Bobens (Bobenzen) und die von Stockhausen zu Bramburg, beunruhigten aus ihren Schlössern die umliegende Gegend durch Befehdungen, Brand und Raub. So war, unter andern, im Jahre 1442 einem Bürger von Nordhausen, welcher Salz in Frankenhausen geholt hatte, bei der Falkenburg das Pferd abgenommen, und er selbst gefährlich verwundet worden. Dieser Unfug nahm so überhand, daß endlich Herzog Wilhelm zu Sachsen, die Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg, Heinrich von Stolberg, Ernst IV. und Hans III. von Hohenstein, Adolph von Nassau, erzbischöflich mainzischer Provisor des Eichsfeldes, demselben mit vereinten Kräften zu steuern beschlossen. Sie errichteten deswegen im J. 1458 (am Dienstage Johannis Apostoli et Evangelistä) zu Weimar ein Bündniß, welchem auch die Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen beitraten. Einer so überlegenen Macht konnten jene nur schwachen Widerstand entgegensetzen. Noch in dem erwähnten Jahre wurden ihre Raubsitze erobert. Daß auch die Falkenburg dieses Loos getroffen habe, ist mehr als wahrscheinlich. Zwar gedenken die Zeitbücher der Zerstörung derselben nicht ausdrücklich, doch fürchten wir nicht, einen Mißgriff zu thun, wenn wir die Stelle der Erfurtischen Annalen, Hartung Kammermeisters, (in Mencken. Scriptor. rer. Germanic. T. III. p. 1224 sqq.) darauf beziehen. „Im Jahr 1458 am Montage nach Visitationis Mariä zog Herzog Wilhelm von Sachsen mit großer Macht

und mit viel Geczugis (Geschütz) vor das Schloß" — entweder der Schriftsteller selbst hat den Namen nicht gekannt, oder er ist in der Handschrift unleserlich gewesen und deswegen weggelassen worden — „das Herr Johann inne hatte, und nahmen es ein ohne alle Noth und ließen sobalde einen Theil einbrechen." — Wenigstens glauben wir unter Herrn Johann mit gleichem Rechte Johann von Falckenburg verstehen zu können, als Andere (z. B. Jovius) dabei an Johann von Thuna zu denken geneigt waren. Die Belagerung der Bramburg, gegen welche das Heer jetzt auszog, wird von dem Chronisten umständlich beschrieben. Müldener setzt hinzu, daß die Falkenburg damals völlig zu Grunde gerichtet, niedergerissen und in Asche gelegt worden sei. Er schließt dieses aus den an ihrer Stätte zu seiner Zeit ausgegrabenen verbrannten Balken und Kohlen, und glaubt, daß die unter derselben im Felde nach Thaleben befindlichen zahlreichen Linien und aufgeworfenen Gräben, (die sogenannten Heergräben) von jenem Ereignisse herrührten. Ueber das Schicksal des Burgherrn herrscht tiefes Schweigen, das seiner verbrecherischen Genossen hingegen, welche die Sieger mit unverdienter Milde behandelten, lernen wir desto genauer aus ihren eigenen urkundlich aufgezeichneten, in ihren Urfehden niedergelegten Geständnissen und Versicherungen, so wie aus den Erzählungen der Zeitbücher kennen. Als die Verbündeten sich der Bramburg nach ziemlich hartnäckigem Widerstande der Besatzung bemächtigten, bekamen sie auf derselben vier und funfzig wehrhafte Männer, meistens von Adel, gefangen. Einige wurden sogleich am folgenden Morgen aufgeknüpft. Den Besitzer der Burg, Lamprecht von Stockhausen, nebst seinen Verwandten und Helfern, führte man, wahrscheinlich nach Weimar, in Haft, aus welcher er aber auf sein Ehrenwort entlassen und nach Gotha zu völliger Beilegung der Sache beschieden wurde. Daselbst Dienstags nach Donati Episcopi et Martyris 1459 ist die von ihm, dem Abte Hermann von Helmershausen, (der gleichfalls zu dieser Familie gehörte, wie das seinem Siegel beigefügte Wappen derselben beweist,) Albrecht, Hans, Bernhard und Steben von Stockhausen geleistete Urfehde vollzogen, worin es unter Anderm heißt: „Nachdem — Her Wilhelm Herzog zu Sachsen ꝛc., bewegt sind worden in dem nechstvergangenen Jare einen Hereczog für vns vnnd vnser Sloß die Bramburg zcu thunde durch die vrsache das sie ire lande lute vnd vnderthanen durch etliche von vns vnd die Ihnen bei vns enthalden vß vnd in dasselbe vnser Sloßs gebrand geplackt geraubt vnd beschedigt sind mit sollicher Herestkrafft sie das genante vnser Sloß Bramburg erobirt mich Lamprechten mit sampt vast erbarn myner freunde vnd auch reysiger knechte gefangen vnd czu des Herczogs Wilhelm handen bracht haben, der vns nu sollich gnade vnd gute erczeigt vnd vns vß egerurten gefengnißen vnd Hefften had komen lassen vf sollichen vertrag vrfehde vnd vorlobniß ꝛc. —

Ein ähnliches Gelöbniß der Gefährten und Mitgefangenen Jener: Johann Spiegels des ältern, Johann Spiegels des jüngeren, seines Sohnes, Raues von Pappenheim, Dietrichs von Bruckhausen, Friedrichs von Wintzingerrode, Hansens von Gladebecke und Siegfrieds von Ravenshagen, vom nämlichen Jahre („am Mittewochen Cyriaci et sociorum ejus martirum) stimmt mit dem vorigen fast in allen Punkten überein. Den Inhalt beider würden wir vollständiger berichten, wenn wir uns mit den Schicksalen der Bramburg ausschließlich zu beschäftigen hätten. —

L. F. Hesse.

Das ehemalige Kloster Reinsdorf.

Das Dorf, in welchem dieses Kloster angelegt wurde, kommt schon im achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung unter den thüringischen Orten vor, an welchen Karl der Große der Abtei Hersfeld Güter geschenkt hatte. Der Name desselben, welcher bald Regenesdorp, Regenherestorf, Reginstorff, Reginstorff, bald Reinerdorph, Reinerdorf, Regensdorf geschrieben wird, deutet auf einen Erbauer hin, der Reginhard, Reinhard, Reginer, Regino oder Reiner hieß, so daß man also nicht nöthig hat, zu der Ableitung des bekannten Chronisten Nikol von Syphen, welcher ihn durch reines Dorf (munde villa oder villa puritatis) erklären will, seine Zuflucht zu nehmen. — Das Dorf wird in Ober- und Niederreinsdorf getheilt. Umgeben von den uralten und merkwürdigen Orten: Burgscheidungen, dem Sitze der thüringischen Könige, dem Schlosse Vizenburg, den Burgen und Städten: Nebra, Freiburg, Naumburg, Alstedt, Querfurt, Weißenfels, Wendelstein, Laucha, Mücheln, den ehemaligen Klöstern: Heßler, Memleben, Roßleben, Schleiplitz, der Propstei Bibra, liegt es in einem anmuthigen, mit obstreichen Gärten, grünenden Wiesen und fruchtbaren Feldern geschmückten Thale, an dessen Seiten Berge von mäßiger Höhe mit Weinpflanzungen, Obst- und Forstbäumen bedeckt, aufsteigen. Mitten durch dieses Thal fließt die Unstrut und ein kleiner Bach, der sogenannte Graben, der den Ort selbst bewässert und Mühlen treibt. Daß Reinsdorf ursprünglich ein Königshof (villa regia) gewesen sei, ist mehr als wahrscheinlich, die später von dem Reichsoberhaupte damit beliehenen Besitzer waren die Freiherren von Vizenburg (soviel als Burg des Vizo oder Weißenburg?) die Grafen von Groizsch, die Edelen Herren von Querfurt und die Landgrafen von Thüringen. —

Für den Stifter des dasigen Klosters gilt einstimmig Graf Wiprecht (Wipert, Wigbert) der ältere von Groizsch. Die Vergehungen seines früheren, durch Grausamkeiten im Kriege und andern Uebelthaten befleckten Lebens innig bereuend, suchte er, ganz im Geiste der damaligen Welt, den verdienten Zorn des Himmels durch wohlthätige Spenden an Kirche und Geistlichkeit zu versöhnen. Schon im J. 1096 hatte er deswegen das Kloster zu Pegau gegründet. Jetzt ergriff er eine neue Gelegenheit, sich Gott wohlgefällig zu machen. —

Auf dem Berge bei der Vizenburg stand ein, vielleicht zur Zeit des frommen Kaiser Heinrich II. und der heiligen Kunigunde angelegtes Jungfrauenkloster, dessen Bewohnerinnen sich später einem sittenlosen Wandel überließen, und mit den jungen Burgherren unerlaubten Umgang pflogen. Ueber diese Ausschweifungen entrüstet, befahl Wipert, der nunmehrige Erbe Vizo's von Vizenburg, seines Verwandten und Vasallen, die Entfernung der Nonnen. Nach einer damals nicht ungewöhnlichen Maßregel pflegte man bei entstandenen allzugroßen Unordnungen die entarteten Geistlichen aus ihren bisherigen Sitzen zu verbannen, diese einem andern Orden einzuräumen und vornehmlich statt der Nonnen Mönche einzusetzen. Wipert entschloß sich nun, mit Beirath und Bewilligung des Bischofs Otto von Bamberg, zu Einrichtung eines Klosters von Benediktinermönchen. Er wendete sich, um einen würdigen Vorsteher für dasselbe zu gewinnen, nach Corvei, der zu jener Zeit, nächst Hirschau in Schwaben, wegen strenger Handhabung der Klosterzucht gefeiertsten unter allen ähnlichen geistlichen Anstalten. Der Abt Windolf sandte ihm (1109 oder 1110) dazu einen seiner Mönche, den dasigen Dekan und ehemaligen Prior zu Pegau, Luidger (Liudger). Weil es dem Kloster wegen seiner steilen Lage an Wasser fehlte, so entschied sich der neue Abt für die Verlegung auf eine anmuthige Wiese an dem Ufer der Unstrut zwischen den beiden Dörfern Reinsdorf, wodurch allmälig eine veränderte Benennung des Klosters in Gebrauch kam. — Auch der bereits erwähnte Bischof Otto säumte nicht, zu zweckmäßiger Förderung und würdiger Ausstattung der neuen Pflanzung alles Mögliche beizutragen. Er widmete ihr die in dieser Gegend von seiner Mutter geerbten Besitzungen, welcher Umstand vielleicht erwünschtes Licht in das Dunkel seiner von den Gelehrten noch nicht hinlänglich aufgeklärten Abkunft werfen dürfte, da man ihn bald für den Sohn des reichsfreien Otto von Mistelbach, oder Müsselbach, am Bodensee in Umfange der ehemaligen Grafschaft Bregenz und seiner Gemahlin Adelheid, bald des Grafen Berthold von Andechs, und der Gräfin Sophie von Meran zu halten geneigt ist. Der fromme Bischof legte sich die größte Beschränkung aller Bedürfnisse auf, um Klöster zu unterstützen, oder neue zu gründen. Da ihm zur Ausführung dieses Vorhabens nahe und ferne Große wil-

lig die Hand boten und ihn mit Geschenken an Geld und Gütern überhäuften, so war er fähig, Außerordentliches zu leisten.

In Reinsdorf weihte er drei Altäre und verfügte, daß alle hier herum, in Thüringen und Sachsen, wohnende, seinem Bisthume zinspflichtige Leute eine gewisse Abgabe zu dem unter jener Zahl begriffenen und von ihm mit Einkünften versehenen Altare des heiligen Kreuzes entrichten sollten. Ferner beschenkte er das Kloster mit dreißig Hufen Landes, einem Walde, Fischteiche mit Gebäuden, Aeckern und vielen andern Gütern, und übertrug die Voigtei oder Schutzgerechtigkeit darüber, als ein auch noch von seinen Nachfolgern abhängiges Lehn, dem Grafen (Landgrafen?) Ludwig von Thüringen. —

Schon am 25. März 1121 hatte Kaiser Heinrich V. dem Altare des heiligen Petrus, Schutzpatrons der bischöflichen Kirche zu Bamberg, dieses Kloster mit allen beweglichen und unbeweglichen Zubehörungen, Leibeigenen männlichen und weiblichen Geschlechts, Hofstätten, Gebäuden, bebauten und unbebauten Ländereien, Wiesen, Weiden, Wäldern, Jagden, Wassern oder Wasserläuften, Mühlen und mit dem, was Weg und unwegsam ist, überhaupt mit aller Nutzung bestätigt. In der von J. A. Schultes (s. dess. historische Schriften rc., 2. Abth., Hildburghausen 1801, 4., S. 350 f. N. XXIV.) zuerst bekannt gemachten Urkunde ist noch von der Abtei: Vicinpurg die Rede. — Am 3. April 1123 erfolgte auch die Bestätigung des Papstes Kalixtus II. für alle von Otto gestifteten oder verbesserten Klöster: Michelsberg, Theres, Banz, Aurach, Michelfeld, Ensdorf, Prieflingen, Genzenbach, Stein, Schuttern, Reginsdorf, Arnoldstein, Glinck und Osterhofen, deren Vorstehern der letzte diese Bulle sendete, und sie zu eifriger Erfüllung ihrer Obliegenheiten ermahnte. —

Bei seinen wiederholten Reisen nach Pommern, um die von ihm zum Christenthume bekehrten Einwohner in dem Glauben an die neue Lehre zu befestigen, besuchte er die Gegend von Reinsdorf unter andern im Jahr 1128, und weihte dieses Kloster am dritten Ostertage zur Ehre Johannes des Täufers. Er brachte die ganze Osterwoche in den Bambergischen Besitzungen Scheidingen und Mücheln zu, und verfügte sich von hier zunächst nach Merseburg in das kaiserliche Hoflager. Bei der Rückkehr aus Pommern verweilte er zu Pegau bei dem Grafen Wipert und langte über den Thüringer Wald den 20. December d. J. wieder in Bamberg an.

Von dieser Erzählung weicht Nikol von Syphen, Verfasser einer noch ungedruckten Thüringschen Chronik, welcher das Amt des Prior in Reinsdorf zwar nur kurze Zeit verwaltete, aber doch seine Wißbegierde nach den Schicksalen desselben aus den ihm leicht zugänglichen Urkunden unfehlbar befriedigt haben wird, wenigstens in Ansehung des Jahres ab, wenn er die feierliche Weihe „des Klosters zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria und des Hoch-

altars (altare summum) zur Ehre Johannes des Täufers," unter der Regierung des Kaisers Lothar den 7. Mai 1135, auf Veranstaltung des zweiten Abtes Wolfram, durch unsern Bischof geschehen läßt. — Man wäre also vielleicht berechtigt, eine abermalige Anwesenheit Ottos zu Reinsdorf wenige Jahre vor seinem, den 30. Junius 1139 erfolgten Tode, und eine Wiederholung jener religiösen Handlung anzunehmen. Die erste könnte alsdann bei dem Beginn, die zweite bei Beendigung des Baues des nach Reinsdorf verpflanzten Klosters Statt gefunden haben, wenn man jene nicht lieber auf die neu eingerichtete geistliche Anstalt zu Vizenburg, oder das eher vollendete eigentliche Klostergebäude zu Reinsdorf, diese hingegen auf die später hinzugekommene Kirche beziehen will. —

Ein Denkmal über der Pforte der sonstigen Klosterkirche zeigt die Maria, das Jesuskind auf dem Arme, von dem Engel Gabriel begrüßt, und den Grafen Wipert, kniend und ihr ein mit dem Buchstaben M. (Mariae?) bezeichnetes Kloster darbringend, (wobei man wohl die ursprüngliche Gestalt des hiesigen zum Muster genommen haben möchte) zur Linken der zur ihr betende Bischof Otto und zwar ohne Heiligenschein, welcher Mangel die Entstehung dieses Bildes mit der ersten Anlage des Gebäudes beglaubigt. Die beigefügten lateinischen Worte enthalten das von jenen Personen bei dieser Widmung gethane Gelübde.

Auf dem Klostersiegel erscheint der Jesum taufende Johannes.

Reinsdorf war Bestandtheil der Halberstädtischen Dióces und wurde zu dem Osterbanne derselben gerechnet. — Der Schutz und die weltliche Gerichtsbarkeit ging von Wipert und den Seinigen auf die Landgrafen von Thüringen über, die bisweilen auch die Aebte zu Stellvertretern wählten. Die Kaiser, die ebengenannten Landgrafen, die Grafen von Groizsch, Beichlingen, Gleichen, Mansfeld, die edelen Herren von Vizenburg, Querfurt ꝛc. wetteiferten mit einander in Verleihungen von Gütern und Vermächtnissen an dieses Kloster. Auch wurde es von den Päpsten, den Erzbischöfen von Mainz, den Bischöfen zu Halberstadt, Bamberg, Naumburg, Merseburg und vielen andern durch Begnadigungen und Privilegien jeder Art begünstigt und zu größerem Wohlstand erhoben. Im sechzehnten Jahrhundert war das Kloster sehr reich. Es besaß noch eine große Anzahl Aecker, Waldungen, Wiesen, Weinberge und Zinsen, Mühlen, ein Backhaus, einen Fischteich, eine Schäferei, das Gut Zingst ꝛc. ungeachtet es durch die Kriege zwischen den Kaisern Adolph und Albert, den Herzögen Friedrich und Wilhelm zu Sachsen, die Bauernunruhen, Brände und Streitigkeiten empfindlichen Verlust und manche Schmälerung seines Eigenthums gelitten hatte.

Auch übte es das Patronatrecht über die Kirchen: Des obern Dorfes, dessen Seelsorge den Mönchen oblag, ferner die von Unterreinsdorf, Steigra und Möckerling, an welchen der Abt die Geist-

lichen zu bestellen pflegte. Zu der dem Archidiakonate der Marienkirche in Erfurt unterworfenen: sedes Reynsdorf gehörten: Allerstet, Bretla (Brettleben) Bretla Cyriaci, Buch, Chrichehofen, Gehofen, Heldrungen, Hußhelderungen, Memeleben, Remsdorff (Reinsdorf?), Ruteburg, Smedehusen, Schonewerde, Tondorf, Wihe, Wolmerstet.

Eine kurze Nachricht von den Schicksalen des Klosters im Bauernkriege verdanken wir der Sorgfalt des damaligen Geistlichen zu Karsdorf, welcher sie einem Exemplare der Schedelschen Chronik von 1493 beifügte und die wörtlich also lautet: „Im Jahr 1525 den Sonnabend vor Jubilate (den 6. Mai) haben die aufrührischen Bauern das Kloster Reinsdorf und andere mehr angegriffen, beraubt und verwüstet, darinnen dann dies Buch auch gewesen und entfremdet worden; als ist auf izt genannten Tag — Christoph von Taubenheim, Amtmann von Freiburg, mit den Amtsverwandten auf gewesen und so nach aufrührische Bauern alle verjagt und ihnen dasjenige, so sie genanntem Kloster alle (abe?) genommen, und in die Kirche Littinstedt (Liederstedt) gebracht, und geführt vors mehrere Theil (mehrentheils) wiedererlangt und ins Amt Freiburg verordnet, sich daraus getheilt, zu welcher Ausbeute, mir Johann Porder (oder Parder?) Pfarrherrn zu Karsdorf dieß Buch durch Haubold von Taubenheim und Lukas Piepitsch Holzförster auch gut willig gegeben und geschenkt worden ist, welches Buch ich dann obgemeldeten Kloster auf heutigen Freitag nach — (St.?) Valentinis (d. 16. Februar) im (15) 32sten Jahr wiederum zu Handen gestellt und zum ewigen Testament gegeben habe." (S. literarische Blätter rc. 3. B. [Nürnberg 1803. 4.] N. X. S. 148 — 150 nach einer Mittheilung des damaligen Besitzers dieses Buchs, des fleißigen Bibliographen D. C. J. Eberhard zu Leipzig.)

Nicht lange hernach schlug für das Kloster die Stunde der Auflösung. Wir entlehnen die Uebersicht seines damaligen Zustandes aus den Visitationsakten, welche auch das Verzeichniß sämmtlicher Einkünfte im J. 1539 enthalten, nemlich: 200 alte Schock Geldzinsen (im J. 1541 230 alte Schock Erbzinsen), 12 Schock Hühner 15 (1541 30) Gänse, 40 Pfd. Wachs (1541 etliche und 50 Pfd.) Wegen eines Zehnten zu Litterstet war das Kloster dem Stifte Hersfeld zu einem jährlichen Zinse von 80 Pfd. Wachs verbunden.

Getreidezins: 11 Schock 48 Scheffel allerlei Getreide Querfurtisch Maas (1541 11 Schock Scheffel) ohne dasjenige, welches man aus der Graben= und Buschmühle empfing (1541 kommen noch hinzu 2 Schock Eier und 1 Stein Unschlitt).

Mehrere Stücke Holzung.

26 Hufen Landes und ein Gebreite im ersten Felde. 33 im andern, 12 Hufen Landes und 4 Gebreite und 18 Aecker im dritten, Wiesewachs 60 Aecker, 10 Weinberge.

Schäferei, Viehzucht und Fischerei: 400 Melkeschafe, 100 Ham=

mel, 300 Lämmer, zusammen 800 Noßer, 20 Melkekühe, 15 Kälber, 8 Ochsen und Farren. —

Dem Abte hatte man jährlich zu seinem Unterhalte bewilligt: „100 fl. von den Zinsen, 1 Tonne Käse, 1 Tonne Butter, 8 Malter Gerste, 1 Ochsen fünfjährig oder 6 fl. dafür, 4 Hammel 2 Osterlämmer, ¼ Pfd. Safran, 1 Pfd. Ingber, 1 Pfd. Nelken, 1 Pfd. Pfeffer, 1 fl. Stockfische, 1 Tonne Heringe, 12 Paar Brode alle Tage, 3 Schweine ziemlich gemästet, 1 Stein Unschlitt, 5 Gänse, 6 Schock Eier, 1 Centner Karpfen, 5 Scheffel Hafer, 5 Schock Hühner, Holz soviel er bedarf, 1 Weinberg, der Weißenberg genannt, soll er behalten."

„Im J. 1539," heißt es weiter in den angeführten Akten, „hielten sich noch drei Ordenspersonen in dem Kloster auf, und wiewohl dem Abte seines Lebens halber ein gutes Zeugniß gegeben wird, so ist er doch blind und zu der Haushaltung fast ungeschickt, so sind die andern Brüder auch schwach und gebrechlich, daß sie dem großen Ackerbau, den sie des Orts haben, nicht wohl statlich vor sein können." — Schon 1535 Montags nach Judica wurde dem Abte befohlen: „alle Privilegien und brieflichen Urkunden nebst den Kleinodien des Klosters, nämlich 6 Kelche, ein silbernes Täfelein und pacem, ein silbernes Kreuz, zwei silberne Meßkendelein, ein Perlenkreuz auf ein Meßgewand, zwei Perlenschilde über Diaconröcke, ein Infell (Inful) mit silbern Thurmen, ein Theil von einem Stabe — binnen acht Tagen ins Amt Freiburg neben der Monstranz so allbereit ins Amt geantwortet, gegen Bescheinigung zu hinterlegen, aber zwei Kelche sollten im Kloster zu täglichem Gebrauche bleiben."

Als im J. 1540 sämmtliche evangelische Geistliche des Amtes Freiburg durch die vom Herzog Heinrich bestellten Visitatoren in diese Stadt gefordert wurden, um ihnen Verhaltungsregeln zu ertheilen rc., verwandelte man die beiden Reinsdorfischen Pfarreien in eine, nämlich in die untere und der Amtmann Andreas Pflugk verpachtete den Ackerbau, die Viehzucht und die Schäferei des Klosters auf 12 Jahre jährlich für 100 fl. an Otto von Wernrode (Wernigerode, Wernungerode). Der Abt war kurz zuvor gestorben und von den bisherigen Bewohnern des Klosters nur Thomas (Walther) übrig, welcher nun eine jährliche Unterstützung von 50 fl. nachsuchte. Man erlaubte ihm, noch hier zu bleiben, und wies zugleich den Verwalter an, eine andere gebrechliche Person, welche lange im Kloster gedient hatte, zu beköstigen. Im J. 1541 wurden täglich 28 Personen (zur Erndtezeit etliche mehr) gespeist. Die Gebäude waren allenthalben baufällig. Bald darauf (1542) traf man mit dem Pachte eine Aenderung und überließ die Klostergüter zwei Personen. In der Folge verkaufte der Kurfürst August die noch davon übrigen Ländereien und bestimmte den Erlös zur Unterstützung altersschwacher und in Ruhestand versetzter Geistlichen, ihrer Witwen, zu Stipendien für Studirende, für neue Kirchen rc.

Bei dem Neubau der Kloster= oder nunmehrigen Pfarrkirche zu Unterreinsdorf schaltete man auf so unverantwortliche Weise mit den Grabsteinen der Aebte und anderer hier bestatteten Personen, daß jetzt nicht einmal Bruchstücke davon sichtbar sind.

Die auf dem Thurme hangende größere Glocke rührt aus alter Zeit her und hat, laut einer 1731 aufgesetzten, und von uns auch außerdem bei dieser Darstellung benutzten Nachricht, folgende Umschrift: Ave Maria gracia plena. Auf derselben erscheint ein Ritter mit bloßem Schwerdte, Christus am Kreuz mit Maria und Johannes, endlich Simson, der den Löwen zerreißt. — Die kleinere stellt zwei Könige, welche Kronen tragen und den gekreuzigten Christus vor.

Aus den in Trümmern liegenden Grundmauern des Klosters, dessen Gebäude vielleicht eine Feuersbrunst vernichtete, kann man den früheren Umfang desselben erkennen.

Das an diesem Platze von dem Kurfürsten August erbaute Haus wurde mit seinem Namen, der Jahrzahl 1552 und dem Spruche: Thv Nichts one Radt So Reut Dich Nichts Nach Der That, bezeichnet.

Fast am Ende des Dorfes, bei dem Gottesacker nach Karsdorf zu, ist ein gewisser zu dem Rittergute gehöriger Bezirk, der Mönchenhof genannt, wo noch Gewölbe und Reste von Gebäuden angetroffen werden. Gleich dabei, über den Bach hinüber, abendwärts, liegt ein ebenfalls diesem Gute eigenthümlicher Garten, die Rotenburg, und in dessen Mitte ein großer Hügel. Ein mit Weiden bepflanzter Platz hinter den Gärten, gegen Steigra, heißt, nach mündlicher Ueberlieferung, die Klause. Daselbst hat man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch steinerne Füllmünder bemerkt und aus einem der Gewölbe in dem Kirchgarten um jene Zeit einen Topf mit vielen Schlüsseln zu Tage gefördert. —

Die nur in geringer Zahl auf uns gekommenen Urkunden dieses Klosters gedenken folgender Aebte:

1) Liudger, (Liudgerus, Luidgerus, Ludgerus) seit dem J. 1109, nach Nikol von Syphen, nach Andern 1110. Er soll den Grafen Bernhard von Plozeka auf einem Heereszuge König Konrads nach Jerusalem begleitet und den 14. März (II. Id. Mart.) gestorben sein. S. Vita Wiperti c. g. d. s. in Hoffmann. Scriptor. Rer. Lusat. p. 22. Vergl. Schamelius von dem Kl. Oldisleben. S. 38 ff. Calendar. Pegav. ap. Mencken Script. Rer. Germ. T. II. p. 118 hingegen wird er, als Abt zu Oldisleben, bei dem 13. Januar (II. Id. Januar.) irrig erwähnt, welcher also für seinen Gedächtnißtag gelten könnte. — 2) Wolfram, (Wulframus, Wolfrad) 1135, 1142. — 3) Albero, 1181. — 4) Ekkehard, 1192, 1197. — 5) Heinrich, 1218, 1219 (nach der gewöhnlichen Angabe von 1202—1226). — 6) Albert, 1250 —1257. — 7) Heidenricus, 1264, 1269, 1270—1291, ist er Zeuge in einer Oldislebischen Urkunde mit dem Zusatze: quondam

Abbas in Reinsdorf. (S. Mencken, l c. T. III. p. 628). — 8) Nikolaus, wird in dem nämlichen Klosterbriefe v. 1281 gleichfalls quondam Abbas in R. genannt. — 9) Heinrich, 1291, 1313. — 10) Bertold I., 1302. — 11) Konrad, 1319—1328 (?). S. de Ludewig, Reliq. msptor. etc. T. I. p. 315. N. CCXX. — 12) Dietrich, (Theodorius) 1323 (?). S. Würdtwein de Archidiaconatu — in comitatu Kevernburg p. 345. sq. N. CVIII.) — 13) Bertold II. 1331, 1334 (1329—1351). Sein Gedächtnißtag fiel auf den 6. December. (VIII. Id. Dcbr.) (S. Excerpta Necrolog. s. Mich. Hildesh. ap. Leibnit. Script. R. Brunsvic. T. II. p. 109.) — 14) Albert, 1363, 1364, (v. 1357—1386). An der bei Erath, cod. diplomat. Quedlinburg. p, 501. N. CCCIV. abgedruckten Urkunde vom ersten Jahre hängt sein, wie sich wenigstens aus der ebendas. Tab. XXXVIII. Nr. 3. mitgetheilten Nachbildung schließen läßt, jetzt sehr beschädigtes Siegel. — 15) Johann, (1386—1401.) — 16) Heinrich von Duderstadt, (1404—1427). — 17) Bertold III. 1444. (S. Diplomatar. Lauchens. in H. G. Frankens N. Beitr. zu den Geschichten Sachsens. 1. Th., S. 53: ff., Nr. 43. — 18) Johann, Abt und Herr (Dominus) zu Reinsderf, (1446—1453 [?]). — 19) Berld od. Berthold IV. (1456—1465). — 20) Bered (?) 1468, vielleicht von dem vorigen nicht verschieden. — 21) Johann von Gerwershausen (Gerwershussen), 1473, 1475, war vorher von 1453—1463 Prior. — 22) Berld oder Berthold V. (?) 1484. — 23) Michael, 1490—1515 (1514 [?]). — 24) Johann, (Hans) 1514—1521. —

Sonnabend nach Kreuzerhöhung des ersten Jahres wurden die zwischen ihm und Wolf von Selmniz zur Vizenburg entstandenen Irrungen und Gebrechen auf folgende Weise zu Leipzig vertragen:

„1) Der Procession halben, welche man in der Kreuzwoche anzustellen pflegt, daß der Abt oder auch seine Brüder dieselbe zu halten oder hinfort darin zu gehen nicht sollen schuldig sein, sondern auf der Vizenburg des nämlichen Tages ohne des dasigen Pfarres Beschwerung eine gesungene Messe besorgen. Es will sich auch der Abt 2) der Taufe, welche aus der Pfarrkirche ins Filial transferirt, desgleichen des Palmschießens nicht annehmen, sondern wo Selmeniz die Ordnung, welche der ehemalige Erzbischof von Magdeburg, Ernst, dieser Taufen und anderer Pfarrechte wegen, daß sie im Filial gehalten werden sollen, aufgerichtet, abtragen würden (würde [?]), will es der Abt auch dabei bleiben lassen, und Selmeniz soll derwegen seine geistliche Forderung, die er derhalben gegen den Abt angestellt, fallen lassen, oder von dem Landesherrn hierin Weisung gewarten; 3) soll der Abt, die wüste Kirche zu Stachebrede (Stadt-Rödtchen), wüste Mark bei Wendelstein im Ger. A. Nebra?) wiederum zu sich nehmen und dieselbe mit Dachung und andern Bauhaftung halten, daß man die göttlichen Amt darin vollbringen möge." —

Unter den dasigen Prioren, deren gleichfalls mehrere in Urkunden vorkommen, ist Nikol von Syphen der merkwürdigste. Dieser sagt über seine Sendung nach Reinsdorf folgendes:

„Am Tage des heiligen Lambertius (15. Decbr.) 1492 bin ich als Prior nach Reinsdorf geschickt oder vielmehr diesem Kloster bewilligt worden. Hier brachte ich 37 Wochen zu. Weil aber die Reformation desselben, (ungeachtet des im vorigen Jahre geschehenen Beitritts zur Bursfeldischen Union) keine bedeutende Fortschritte machte, und ich demselben nur auf einige Zeit überlassen war, so rufte mich der mir stets sehr gewogene Abt des Petersklosters zu Erfurt, Günther, ohne mein Suchen durch einen schriftlichen Befehl zurück. Denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß Reinsdorf durch die Reformation im Zeitlichen mehr ab- als zunähme und er kannte meine Unfähigkeit, Widerspenstige und Unruhige zu regieren."

L. F. Hesse.

Die Ascanienburg, die Burg Anhalt und das Schloß Ballenstedt.

Wie drei jungfräulich blühende edele Fürstentöchter so prangten in jugendlicher Kraft und Frische, vom dickbuschigten Walde umgrünt, einst diese drei Schwesterburgen auf drei Bergen am östlichen Eingange in den Harz. Zu den tapfersten Geschlechtern der Sachsen in diesen Gegenden gehörten nämlich die Grafen von Ballenstedt und die von Ascanien, aus denen die zwölf Vierherren der Sachsen mit erwählt wurden, und diese finden wir als die ersten Besitzer jener Burgen. Weil sich vom Jahre 1000 p. Ch. n. aber erst mit Wahrscheinlichkeit die genealogische Reihenfolge dieses edeln germanischen Geschlechts nachweisen läßt, so muß es auch unermittelt bleiben, wie die in der Geschichte zuerst auftauchenden Grafen von Ascanien mit den Grafen von Ballenstedt verwandt und vielleicht Glieder ein und desselben Geschlechtes gewesen sind. Bei diesem Dunkel der Geschichte bleibt es deshalb auch ein Geheimniß, nicht bloß, welche der drei Schwesterburgen die älteste sei, sondern welche Hände zu allen drei Bergvesten die ersten Bausteine auf der Berge Gipfel getragen haben. Uralt sind sie aber alle drei, und wenn gleich zwei schon lange zum Tode erstarrt ihre bleichen Gebeine wie unleserliche Blätter dem Geschichtsforscher darbieten, so genügt doch ihr Name allein, um ihren Ruhm kommenden Geschlechtern zu erwerben und der Erinnerung tiefen Ernst in Jedes Seele zu legen, dessen Fuß auf diesem umgestürzten Gemäuer jetzt wandelt und noch wandeln wird. Nur die Dritte, Schloß Ballenstedt, ist wie der Phönix schöner denn je aus dem Aschenstaube erstanden, und da sie noch jetzt des edeln Ascaniergeschlechtes hoher Fürstensitz ist, so strömt von ihr, wie von einer wohlthätigen Fee, noch immer Glück und Wohlergehen nach allen Richtungen auf das treue Ascaniervolk aus. Wir wollen jedoch jeder der Schwestern,

so weit wir ihre Schicksale kennen, einzeln eine Gedächtnißtafel widmen, den beiden erblichenen, Votivtaveln, der in verjüngter Pracht noch strahlenden aber eine vom Epheu der Liebe und von den Lorbeeren des Ruhmes umflochtene Ehrentafel.

1. Die Ascanienburg.

Da wo du jetzt, lieber Leser, auf der mittäglichen Seite der Stadt Aschersleben auf einem hohen nackten und auf drei Seiten sehr steilen Berge, dem Wolfsberge, die geringen Ueberreste eines dicken runden Thurmes bemerkst, da stand einst die Ascanienburg. Ein großer Kalkfelsen, an dessen Fuße sich die Eine stößt und ihn im Halbkreise nun mit einem tiefen engen aber freundlichen Thale umfurcht hat, trug einst die Burg auf seinem Scheitel. Nach den noch in ihrer Grundlage erkennbaren Umfassungsmauern muß sie umfangreich gewesen sein. Gegen Morgen und Mittag, wo der Berg sich als ein fortlaufender Rücken verflacht, scheint die Veste von drei Wällen geschützt gewesen zu sein. Hier ist in südlicher Richtung ein Hügel von Kalk- und Ziegelsteinen, der auch mit einem Walle umgeben ist, wahrscheinlich der Rest eines runden Thurmes, der zu den Außenwerken gehörte. Einen gleichen Zweck läßt auch ein anderer noch entfernter von der Burg auf ebener Fläche stehender hoher runder Thurm errathen, der als Wartthurm, wie es deren hier viele giebt, die Nähe des Feindes erspähen und bezeichnen mußte. Wohlerhalten und mit verzierten Schlußsteinen oben ringsum bekränzt, befindet sich an ihm wie bei allen diesen Thürmen etwa in einer Höhe von 20 Fuß die Thüröffnung, und, weil er noch unversehrt ist, bedient man sich seiner jetzt noch zu einem Königl. Pulvermagazin, wie die Ueberschrift zeigt. Daß diese Thürme mit einander in Beziehung standen, dafür spricht, daß beide mit dem schon erwähnten Thurme der Burg in einer Richtung erbauet worden waren. Dieser als der letzte Rest der alten Ascanierveste entbehrt in seiner geringen Höhe von etwa 15 Fuß aller malerischen Wirkung; auch ist ihm der äußere Mantel seiner Quadersteine entrissen, so daß man nur seine innern Bestandtheile, eine nach verschiedenen schrägen Richtungen durcheinander liegende Masse kleiner durch einen Kalkguß verbundenen Steine noch sieht. Aber dessenungeachtet hat dieser Kern in seiner Stärke von 8—9 Fuß noch solche Festigkeit, daß, wenn nicht nochmals Gewalt diese letzte Spur vertilgt, diese Thurmruine noch ein halbes Jahrtausend der Denkstein Ascanischen Ruhmes auf diesen Höhen bleiben wird. Alte Leute wollen sich noch eines Gewölbes in dem Thurme entsinnen, das nach ihrer Meinung das Burgverließ gewesen sein müsse. Desgleichen lassen so manche Erhöhungen und Vertiefungen auf dem Schloßplatze auf den Brunnen, auf Thorpfeiler und alle Grundmauern vermuthen. Weil es aber nirgends eine Zeichnung

der frühern Burg giebt, so entbehren diese Vermuthungen aller Gewißheit. Die Umsicht ist namentlich nach der Abendseite nicht ohne Reiz, weil hier der Harz von Mannsfeld an mit seiner Wellenlinie, vom Brocken überragt, bis Goslar den Horizont begrenzt, und wie noch jetzt das Auge, so hat einst der Thurmwart von des Thurmes Zinne der Schlösser Arnstein, Conradsburg, Anhalt, Falkenstein, Ballenstedt, Gersdorfsburg warten, ja mit seinem Blick noch die Burgen der Reinsteiner und Quedlinburg, nach Morgen hin aber selbst Bernburg und den Petersberg erreichen können. Gespenstig blicken jetzt noch des alten Arnsteins graue Thürme über der Berge Rücken nach unserer Burg herüber. Unter dem Burgberge liegt die Stadt Aschersleben, alterthümlich durch ihre vielen ehedem zum Schutze auf der Stadtmauer und über den Thoren erbaueten Thürme*). Das Klappern der Burgmühle am Fuße des Berges erinnert aber an ihre uns schon erzählte Wundersage und vollendet recht passend das romantische Rundgemälde. Den noch vor wenigen Jahren alles Gebüsch entbehrenden Burgberg bedecken jetzt durch den Verschönerungsverein der Stadt Aschersleben auf grünem Anger Obstpflanzungen und Buschanlagen, zwischen welchen Kornfelder sich hinziehen. Auf der mittäglichen Seite wird Kalkstein gebrochen und steht hier auch eine Bitterkalkhütte. Auf dem der Stadt zugewendeten mitternächtlichen Bergrande hat seit einigen Jahren aber ein Wirth dem Freunde der Natur und der Geselligkeit in einer Tabagie einen geschmackvollen und angenehmen Ruhepunct bereitet. Bei Ebenung des Platzes hierzu fand man einen ziemlich großen mit zwei horizontalen Henken versehenen Aschenkruge, zwischen der Asche eine römische Silbermünze, deren vordere Seite das Bildniß eines römischen Kaisers, die Rückseite aber eine römische Göttin dargestellt haben soll. Wessen Bild es gewesen, konnte mir, weil die Münze nach Berlin geliefert sei, nicht mehr gesagt werden, doch habe der darauf befindliche Kaiser nur drei Monate regiert, worauf er erstochen sei, weshalb es vielleicht Galba gewesen ist. Dieß soll uns veranlassen, nun auf das G e s c h i c h t l i c h e der Burg zu kommen.

Bei keiner der ältern historischen Forschungen über den Namen und das Alter einer Burg mögte bigotte Befangenheit wol so vorherrschend gewesen sein als hier, denn so erzählt selbst der gute Melanchthon in seiner Lebensbeschreibung des Fürsten Georg III. von Anhalt es den damaligen Anhalt. Chronisten nach, daß Askanas, Noahs Urenkel, ein gewaltiger Riese, 964 nach Erschaffung der Welt am Harze gestorben sei, weil er, um der Abgötterei zu entfliehen, das Morgenland einige Jahrzehnte zuvor schon verlassen

---

*) Eine historisch-romantische Schilderung der Stadt Aschersleben nebst Umgebungen kann hier aus Mangel des Raumes keine Stelle finden und sparen wir uns für eine andere Gelegenheit auf.

habe, und dieser sei sowohl der Stammvater des Ascanischen Volkes als der Erbauer dieser von ihm benannten Burg gewesen. Daß die erste Erbauung einer Burg in eine sehr frühe Zeit fällt, beweist allerdings das entdeckte Heidengrab, woraus sich folgern läßt, daß das Grab und somit eine Ansiedelung noch in die Zeit fällt, wo die Deutschen noch nicht ihres ersten eigenen Geldes, der Bracteaten, sondern des römischen Geldes im Verkehre sich bedienten. Nicht unwahrscheinlich ist es deshalb, daß, weil die Ascanienburg in der Mitte des Schwabengaues lag, *) sueriſche Häuptlinge zuerst ein Bollwerk zum Schutze sich hier erbauet haben. Wahrscheinlich ist aber auch die Sage, daß ein Krieger und Anführer der Sachsen, Beringer, in dieser Gegend im 7. Jahrundert eine Burg da erbauet und darin gehaust habe, wo die Ascanienburg einst stand. (S. Zittwitz Chronik von Aschersleben pag. 5, 6 u. 7.) Ein bestimmtes Jahr hierüber angeben zu wollen, so viel Mühe ältere Geschichtsforscher sich auch gegeben haben, bleibt aber immer eine auf sehr unsichern Gründen beruhende Hypothese. (Der alte Thüringische Chronist Bange und mit ihm Spangenberg erzählen: „Im Jahre 73 vor Chr. Geb. sind die Fürsten von Anhalt in Sachsen kommen, und Askanius fing an zu bauen Ascanien, Schloß und Stadt, welche man nun nennet Aschersleben, dazu bauete er Anhalt und Bernburg, darum ist ihr Titel Grafen zu Ascanien und Herren zu Bernburg, und der Bär ist ihr Wappen rc." Doch den Beweis für ihre kecke Behauptung bleiben sie auch schuldig. Es war Neigung der alten Scribenten, ihre Helden recht tief in der Vorwelt hervortreten und keine Lücke in ihrer Geschichte zu lassen, sondern diese auf die erste beste Art auszufüllen.) Vielleicht wurde sie auch zum Schutze gegen die vordringenden Slaven aufgeführt, die im 7. und 8. Jahrhundert diese Gegend inne hatten. **) Gewiß ist, daß Ascanien und Ballenstedt zu den ältesten Anhaltischen Besitzungen gehören. Als in den Kämpfen mit dem Frankenkönige Pipin und Carl d. Gr. die Sachsen aber erlagen und Beringer von Ballenstedt, Wittekinds Schwager, selbst fiel, wurden den Ascaniern diese beiden Herrschaften entrissen, bis Carl d. Gr. 785 den Aribo-Beringer, nachdem dieser zur Christentaufe gezwungen, zum Grafen von Ballenstedt und Ascanien erb- und eigenthümlich wieder einsetzte. In dem Kampfe mit Pipin soll die erste Ascanienburg von den Sachsen zerstört und in der Mitte des 9. Jahrhunderts von Aribert II. (Aribo, Albert) Grafen von Asca-

*) Der Schwabengau lag zwischen der Bode, Saale, Wipper und dehnte sich noch über Ballenstedt hinaus; denn Semnoren, ein sueriſcher Volksstamm, waren die ältesten Bewohner Anhalts; ihnen folgten die Thüringer, Franken und Sachsen.

**) 1723 grub man in der Aschersleбener Neustadt, auf dem rothen Berge, 12 slavische Aschenkrüge und Urnen aus, und hat man deren mehrere späterhin öfter noch gefunden.

nien wieder erbauet sein, doch sei der Bau erst 100 Jahre darnach von Graf Esiko IV., der auch Burg Anhalt bauete, vollendet worden. In diesem 10. Jahrhunderte, nach Verschmelzung der Sueven, Thüringer und Sachsen nach so vielen Kämpfen in diesen Gegenden, treten die Grafen von Ascanien, zu welcher Herrschaft auch der Falkenstein gehörte, öfter auf. Bei einem vom Kaiser Heinrich 935 in Magdeburg gegebenen Turniere sind (nach Abels Chronik v. A.) die Grafen von Ascanien, Otto, Carl und Esicus mit gewesen. In der Mitte des 10. Jahrhunderts erscheint ein Graf Esico als erweislicher Stammvater der nachher so mächtigen Ascanier (s. Böttiger Gesch. v. Sachsen). Von einem der Fürsten dieses Namens Esic oder Asic (s. Lenz und Eccart) und späterhin Asche gesprochen, hat nun höchst wahrscheinlich Aschersleben den Namen erhalten, welcher von ihnen aber der Stifter gewesen, läßt sich aus Mangel fest bestimmender Nachrichten nicht genau ermitteln. Weil sie nun aber ebenso Grafen von Ballenstedt heißen, so läßt sich auch nicht bestimmen, welche der Burgen die Stammburg dieses Geschlechtes gewesen und ob die Ascanienburg die durch Lehen erworbene war, oder ob Anhalt und Ballenstedt die nach Ascanien zu Lehen gegangene Burgen gewesen sind. Fast mögte man sich aber für die Annahme des erstern entscheiden, weil in alten Anhaltischen Lehnbriefen die Beleihung mit Ascanien andern Landestheilen nachsteht.

Der erste für Anhalt merkwürdige Fürst war Markgraf Gero (geb. 890), dessen Abstammung von einem Harzgeschlechte abgeleitet wird und dessen Macht 938 vorzüglich beginnt. (S. den Artikel: Gernrode.) Zu Ende des 10. Jahrhunderts lebte Esicus III. Graf von Ballenstedt, dessen Gemahlin, die Tochter Huodonis (Udo) Markgrafen der Ost= oder Lausitzer=Mark, aus dem Hause des Markgrafen Christian war, wo nach Aussterben dieser Familie deren reiche Güter an seinen Sohn Esic oder Asic fielen. Dieser Esic IV., dessen wir schon gedacht haben, hatte von seiner Gemahlin Mathildis, einer Gräfin von Werla, einen Sohn, Albrecht den ältern, der zugleich Graf im Schwabengau war. Dieser Albrecht fand 1063 seinen Tod auf eine gewaltsame Weise. Als er nämlich auf der Straße von Sinsleben nach Wesdorf oder Aschersleben friedlich einherzog, stürmten plötzlich verrätherischer Weise die Glocken und der auflauernde Ritter Egino von Conradsburg, sein Vetter, sprengte mit Reisigen hastig von seiner Burg herab und erschlug den vorbeiziehenden Grafen. Der Grund ist nicht angegeben, aber ein steinernes Kreuz im Wesdörfer Felde soll die Stelle bezeichnen. Albrecht hinterließ von seiner Gemahlin, Markgraf Otto's in Meißen Tochter, 2 Söhne, Siegfried und Otto, von denen Siegfried das mütterliche Erbe, die Grafschaft Orlamünde und durch die Wiederverheirathung seiner Mutter auch die Pfalzgrafschaft am Rhein erlangte. So ward die Ascanienburg in diesen Kriegen, fast zu derselben Zeit als Burg Anhalt und Schloß Bernburg ver=

wüstet wurden, 1142 abermals zerstört und die ganze Gegend durch Feuer und Schwerdt verheert. Fast 100 Jahre blieb sie nun in ihren Trümmern liegen bis Albrechts Enkel, Heinrich I., erster Fürst von Anhalt sie wieder aufbauen ließ und sie selbst bewohnte. Weil durch Albrechts und dessen Sohnes Bernhards große Kriegsthaten die Besitzungen des Anhaltischen Hauses an Umfang sehr zugenommen hatten, so theilten Graf Bernhards Söhne ihre Länder unter sich und dem jüngern Bruder Graf Otto, der andere Sohn des erschlagenen Albrecht, erhielt aber die Güter im Schwabengau, welche er durch seine Heirath mit Eilcke, einer der Erbtöchter des Sachsenherzogs Magnus, bedeutend vermehrte und deshalb der reiche genannt wurde. Er hieß Graf von Ballenstedt, und weil Kaiser Heinrich V. nach der Achtserklärung Herzog Lothars von Sachsen ihm in wohlwollender Gesinnung fur treuen Beistand dies Herzogthum zutheilte, so wurde dadurch der Grund zu den langen und schweren Kriegen zwischen seinem Sohne Albrecht dem Bären und den Sachsenherzögen Heinrich dem stolzen und Heinrich dem Löwen gelegt. Heinrich fielen namentlich die Anhaltischen Stammländer zu, weshalb mit diesem als dem nähern Stammvater des Anhaltischen Hauses die eigentliche Geschichte Anhalts als eines besondern Landes erst beginnt. Er nannte sich Comes Ascharíae et Princeps de Anhalt, und der Name Ascharien hat von da bis ins 14 Jahrhundert gedauert, wo er dann in Ascanien verwandelt wurde. S. Zittwitz pag. 17. So wie Heinrich I., den Kaiser Friedrich II.,*) zum Fürsten erhoben hatte, so bewohnte auch dessen Sohn Heinrich II. die Ascanienburg und wurde, weil der Vater seine Stammländer unter seine drei Söhne Bernhard, Heinrich und Siegfried vertheilt hatte, 1252 der Stifter der nur kurze Zeit bis 1315 blühenden Ascherslebener Linie. Als diese mit Otto II. erlosch,**) nahm Fürst Bernhard von Bernburg daher wieder Besitz von der Herrschaft. Allein sein Bruder Albrecht, seit 1303 Bischof von Halberstadt, machte für sich und sein Stift Anspruch auf die Grafschaft und verlangte, Bernhard solle sie vom Stifte als Lehn nehmen. Anfangs glückte es ihm nicht, denn Bernhard wies dieses Ansinnen von sich und behauptete sich im Besitze bis an seinen Tod 1318. Auch sein Sohn Bernhard III. blieb noch 6 Jahre lang im Besitze. Im Jahre 1324 fing Bischof Albrecht wegen seiner Ansprüche aber offene Fehde gegen seinen Neffen und gegen das Interesse des eigenen Vaterhauses an. Im Einverständnisse mit Elisabeth, Ottos Wittwe, welche in der Stadt Aschersleben wohnte, überrumpelte er die Stadt. Da nun die Bürger der Elisabeth den Huldigungseid schwören mußten, so verpflichtete sich diese dagegen dem Bischofe, zu Gunsten des Stiftes über Aschersleben zu dispo=

---

*) Andere erzählen Kaiser Friedrich I.

**) S. Zittwitz pag. 22, 23 rc.

niren, was auch geschah. Die Fürstin vermählte sich nämlich 1322 wieder mit Friedrich Grafen von Orlamünde, und da wies sie die Bürger, solche ihres Eides entlassend, an ihren Freund den Bischof von Halberstadt als ihren nunmehrigen rechtmäßigen Herrn, und diesem wurde auch wirklich gehuldigt. Bernhard suchte jetzt mit dem Schwerdte sein gutes Recht zu behaupten, und von Freunden unterstützt, fiel er verheerend in das Stift Halberstadt ein, so wie die bischöflichen Heerhaufen nicht minder Anhalt verwüsteten. Auch der Kaiser Ludwig, der Baier, um Hilfe angerufen, that alles Mögliche, den Fürst Bernhard in seinem Rechte zu schützen, und schickte deshalb den Ulrich von Bebenburg als Schiedsrichter, wo im öffentlichen Gerichte dem Bernhard die Grafschaft zugesprochen wurde. Dessenungeachtet und trotz aller Protestationen behielt der Bischof Albrecht, Herzog von Braunschweig Lüneburg, der dem Albrecht von Anhalt 1324 im Bisthume gefolgt war, aber doch die Grafschaft für das Stift, und so dem Hause Anhalt durch die eigenen Glieder entzogen, hat sie von da ab immer das Schicksal des Erzstiftes getheilt und ist späterhin auch an Brandenburg übergegangen. *) Fürst Wolfgang von Anhalt zog im Schmalkaldischen Kriege, im Januar 1547 mit Heeresmacht zwar gegen Aschersleben, um die alten Ansprüche, die das Jahr zuvor von ihm und seinen Vettern erneuert waren, mit dem Schwerdte geltend zu machen, und die Chursächsische Macht unterstützte das Unternehmen auch der Art, daß die Stadt den 6. Jan. 1547 dem Fürsten Wolfgang und dem Anhaltischen Fürstenhause huldigte; allein weil die Schlacht bei Mühlberg die Macht der Protestanten nur zu bald brach, nöthigte die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht den Rath der Stadt Aschersleben, sich im kaiserlichen Feldlager vor Wittenberg eidlich von Anhalt loszusagen, und seitdem ist Aschersleben von Anhalt getrennt geblieben. Von den Schicksalen der Ascanienburg seit 1324, oder seitdem Anhalt sie verlor, findet sich nirgends auch in den Annalen des Bisthums Halberstadt nichts aufgezeichnet. Wahrscheinlich damals schon verödet, fing sie nun, wo sie ganz unbewohnt blieb, immer mehr zu verfallen an. An Mauern und Thürmen nagte der Zahn der Zeit, und die von Wind und Wetter herabgeworfenen Steine wurden unten im Thale emsig zu neuen Häusern verbauet. So kam es, daß der alte Wolfsberg, auf dem die stolze Burg einst thronte, dem jüngeren Geschlechte wie ein Greis den nackten kahlen Scheitel nur noch zeigen, und daß Schriftsteller vor hundert Jahren schon die Ruinen einen bloßen Steinhaufen nennen konnten; sein schönster Schmuck blieb aber der Ruhm, auf seinem Nacken nie eine Raubburg getragen zu haben, wovon Geschichte und Sage uns nichts berichten. Wir wenden uns jetzt zur zweiten der Schwestern zur

*) S. Anh. Magazin 1830 p. 185.

2. Burg Anhalt.

Im Selkethale, dem Meiseberge schräg gegenüber, erhebt sich kegelförmig vom Grauwackenschiefer aufgethürmt 500 Fuß über den Spiegel der Selke, ein hoher Berg, der große Hausberg, und von diesem blickte stolz ins Thal herab einst Burg Anhalt. *) Dunkeler Wald birgt wie ein Geheimniß alle Reste der Burg, so daß Nichts den Fremdling von fern her hier Gemäuer errathen läßt, aber so wie das hohe Laubgewölbe allen hier schlummernden Todten mit seiner Waldesstille ein heiliger Dom seit Jahrhunderten gewesen ist, so bietet es auch jetzt noch dem ermüdeten Wanderer erquickende Kühlung auf den bemoosten Trümmern und auf mehreren Ruhebänken. Wie verwehet vom Sturme der Zeit sind auch hier die starken Mauern und Thürme, und Phantasie und Ahnung sind es nur, die auch hier deinem Blick, lieber Leser, jetzt noch eine glänzende Burg vorzaubern; aber auch noch etwas Anderes Höheres erfüllt, bewegt dein Inneres:

„Ueber den Trümmern, unter schattenden Bäumen, im Andenken an die Ahnherren und Ahnfrauen, an die Kraft, die Thaten, die Lieder, die Frömmigkeit und Tugend der Vorfahren, mit Wehmuth, daß das Aeußere vergeht, mit Freude, daß Tüchtigkeit, Recht, Glaube, Hoffnung und Liebe ewig bleiben, blicken aufwärts die Nachkommen."

Und diese Worte hält dir auch eine Tafel entgegen, der sie eingegraben sind, wenn du auf einem schön geebneten Pfade zwischen den Trümmern umherwandelst. Herzog Alexius von Anhalt ließ nämlich 1822 die Burgstätte aufräumen, und im Folge dessen bemerkt man jetzt wieder ein kleines Stück eines runden Thurmes und darunter den Eingang in ein halb verschüttetes Gewölbe; außerdem aber nur Gräben und zerfallenes und halb zerbröckeltes von rothen Backsteinen aufgeführtes Mauerwerk. Von der Sage, die Unheimliches flüsterte, getrieben, suchte man auch den tiefen Brunnen, aber niemand kannte seine Stätte. Nur ein greises Mütterchen wollte aus frühester Jugend sich des Platzes noch entsinnen, und als man an der angedeuteten Stelle einschlug, fand man am östlichen Abhange des Berges 150 Fuß unter seinem Scheitel und etwa 30 Fuß über der jetzigen Sohle des Wallgrabens die gesuchte Oeffnung. Nach Wegräumung von Erde und Schutt entdeckte man nun einen mit keilförmig gestalteten sehr schön gebrannten, theils fast verglaseten rothen Backsteinen 173 Fuß tief ausge-

*) Alte Chronisten rühmen den Stock des Berges als einen Jaspisfelsen und wirklich trifft man unfern der Burg auf dem sogenannten Feuersteinwege, der Landstraße nach dem Falkensteine, verschiedene Arten von Jaspis als grünen, welcher dem Serpentin ähnlich sieht, besonders aber braunen und dunkelrothen, und auch einige mit sehr schönen weißen Adern durchzogene Sorten.

mauerten Brunnen. Die Mauerung war vortrefflich und nur die Spuren der auf- und abgehenden Eimer hatten sich derselben eingegraben. Es fanden sich mehrere Fährten von Wildpret und großen Raubthieren in die Steine eingedrückt, ein Beweis, daß sie im Freien getrocknet und zu einer Zeit geformt wurden, wo dergleichen nun vertriebene Gäste noch in unseren vaterländischen Gebirgen hausten. Aber das war nicht die ganze Tiefe. 108 Fuß tief war er noch bis zur ganzen Tiefe von 281 Fuß durch sehr festen Grauwakkenschiefer und kohligen Thonschiefer niedergebracht. Unendlicher Schutt ward herausgeholt und in einer Tiefe von 150 Fuß stieß man auf eine starke Schicht vermoderten Strohes, in der sich ein mit den Füßen nach oben gekehrtes zerfallenes Menschengerippe auch Reste von Bekleidung vorfanden. — Friede mit deiner Asche du Unglücklicher, denn unglücklich warst du gewiß. — In der Tiefe von 230 — 240 Fuß fand sich mehreres noch gut erhaltenes Malter- und Nutzholz und noch tiefer außer einigen leicht vergänglichen Substanzen ein Stück Brodt im Aeußern noch völlig erhalten, nur etwas verschimmelt. Der tiefste Punct des Brunnens war kesselförmig zugerundet und trug noch die Spuren der Bergeisen. Wasser quoll den Arbeitern nur spärlich (in 24 Stunden 6 Eimer) entgegen, aber es war ein sehr trockenes Jahr. Nach vollständiger Reinigung ward er mit einem wohl verzimmerten Viereck bedeckt, das vorn auf einer eisernen Platte die Inschrift trägt:

„Bezeichnung des Brunnens auf Burg Anhalt, welcher früher verschüttet war, im Jahre 1822 auf Befehl des Herzogs Alexius Friedrich Christian geöffnet, untersucht und 270 Anhalt. Bernb. Fuß tief, aber ohne Wasser gefunden und daher wieder verschlossen ist." Auch ward ein Häuschen mit gothischem Zierrath darüber gebauet. Schon vor zwei hundert Jahren hatte man einmal nach Silbererzen in diesen Bergen eingeschlagen, wovon auch die Spuren noch sichtbar geblieben und wodurch die Ruinen sehr umgewühlt sein mögen. Nachdem man eine große Menge von Werkstücken und Ziegeln gefunden, stieß man auf Estrich, und als man noch tiefer grub, so hatte man aber auch da keine andere Ausbeute als verfaultes Holz und menschliche Gebeine. Sowohl zu Beckmanns Zeit 1710, als auch, wie Herr v. Rohr diese Trümmer besuchte 1736, müssen mehr Ueberreste davon noch sichtbar gewesen sein. Herr v. Rohr erzählt wenigstens p. 368 seiner Merkwürdigkeiten des Unterharzes: „An manchen Orten kann man bei dem verfallenen Schuttwerk noch gar eigentlich erkennen, wie der Wall und Graben um das Schloß angelegt gewesen, einige Büchsenschüsse von dem Hauptgebäude sieht man auf einem Platze einige Ueberbleibsel eines andern Gebäudes, Beckmann nennt es Rudera einer alten Capelle und wollen ihrer viele auch noch jetzt vorgeben, daß an diesem Orte die ehemals zu dem Schloß gehörige Kirche angelegt gewesen. Von dem Mauerwerk ist wenig mehr zu spüren, sondern man entdeckt nur noch gewiße Linien, hin und wieder einige

große mit Erdreich bedeckte und theils mit Gras bewachsene Steine, die von dem andern Grund und Boden dieses Berges einigermaaßen erhöhet. Wo dieses Gebäude eine Kirche gewesen, so hat sie eine ziemliche Länge und Breite gehabt und sollte man fast nicht vermuthen, daß eine so große Gemeinde auf diesem Schloß sollte zusammen gekommen sein. Hinter diesem Platze soll der Kirchhof angelegt gewesen sein und sieht man noch daselbst eine sehr alte und hohe Linde, die ihrem Untergange gar nahe und der Vermuthung nach einige hundert Jahre mag gestanden haben. Einige alte Leute wollen vorgeben, wie sie beständig von ihren Vorfahren gehört, daß diese Linde an dem Ende des Gottesackers gepflanzt gewesen. Der sel. Beckmann erwähnt eines großen Baumes, der in dieser Gegend stehen sollte, in welchen viele furstl. Namen eingeschnitten gewesen, man sollte wol meinen, daß es diese alte Linde sein müsse, der man ehedem diese Ehre angethan, ich habe aber nichts daran wahrnehmen können, auch von keinem andern Baume, in welchem fürstl. Namen eingeschnitten etwas vernommen. — Zu der Zeit, da Beckmann diese Gegend besichtigt, hat noch ein runder Thurm hier gestanden, wie man aus seiner Beschreibung ersehen kann, jetzo aber sieht man nichts mehr davon als das Fundament oder Stück eines Gewölbes, daraus man erkennet, daß ehedem ein runder Thurm darüber gebauet gewesen sein müsse. Da ich mich nebst meinem Diener in dieses unterirdische Gewölbe begeben, haben wir sehr viele Knochen von Menschen darin angetroffen, welche daselbst ihren Tod oder doch Begräbniß gefunden. In einiges unterirdische Mauerwerk kann man noch mit Mühe und Noth gehen, meistentheils aber muß man nur durch die Oeffnungen der Mauern kriechen, und weiß man fast nicht, für was man diese Oeffnungen ansehen soll, ob es Fenster oder Thüren ehedem gewesen. Eine ziemliche Ecke von dem Schloßgebäude und sonst unten am Berge entdecket man einen sehr tiefen Brunnen, von dem die Geschichtschreiber vorgeben, daß er ein sehr helles und gesundes Wasser bei sich führen soll. Bei der jetzigen Zeit kann man von der Beschaffenheit des Wassers nicht urtheilen, indem der Brunnen größtentheils verfallen und zum Theil mit Holz und Steinen überdeckt sein muß. Wenn man auch gleich große Steine hinunter wirft, so vernimmt man doch nicht, daß sie auf das Wasser anschlagen sondern man hört vielmehr ganz deutlich, daß sie eine gute Weile hernach, wenn man sie herunter geworfen, auf Holz anschlagen und daselbst liegen bleiben. Der gemeine Mann erzählt hin und wieder von diesem Brunnen, es wäre ein Kessel mit vielem Gelde darin verborgen. Ich habe mir auch für gewiß sagen lassen, daß vor nicht so gar vielen Jahren einige Bergleute sich vereinigt und den Schluß gefaßt, diesen Schatz aus dem Brunnen heraus zu holen; es wäre auch ein zu dem Ende herunter gelassener Bergmann dem Gelde bereits so nahe gewesen, daß er es mit den Händen hätte ergreifen können. Sobald er aber die Hand darnach ausge=

streckt und mit dem Einsacken den Anfang machen wollen, wäre der Kessel wieder hinunter gesunken, und dieses hätte so lange gewähret bis endlich die Schatzgräber solches überdrüßig worden und des Teufels Blendwerk erkannt."

Das Lohnendste für das menschliche Gemüth ist jetzt hier, lieber Wanderer, wenn du dich einem Gerüste in den Wipfeln einer riesigen Esche anvertrauest und nun dich auf einem Söller der alten Burg träumest, von dem dein Auge über Bergesmatten und reiche Landschaften hinaus aus dem traulich romantischen Versteck des Waldes in ungemessenen Fernen umherschweift. *) Da steigt so manche Ahnung in deiner Seele herauf, da zeigt die Phantasie dir die Bilder von der Heimkehr gewappneter Krieger, da mögte dein Ohr den Roßhuf und das Hifthorn im Thale vernehmen und des Minnesanges lauschen, da blickst du nach dem nachbarlichen Falkenstein herüber und in die Ferne hinaus nach den Warthen anderer Burgen, da umschauern dich der Brocken und der Ramberg mit ihren geheimnißvollen Hexen- und Teufelssagen, und auch des Auerberges hoher Rücken mögte Wodans Feuer deinem Auge zeigen. Ja da liegt dann deiner Seele der Gedanke so nahe, wer waltete und athmete einst auf diesen Höhen, und wer thürmte zuerst eine starke Burg auf dieses Berges-Gipfel auf? Edele Grafen und Fürsten waren es, die ihren erhabenen Sitz nie zum Sammelplatz von geraubter Kaufmannshabe oder Klostergut oder den Früchten sauern Schweißes der Armuth gemacht haben.

Graf Esiko IV. von Ballenstedt, so erzählen die Chronisten, verwandelte seine Burg Ballenstedt um 940 in ein Canonicats-Collegium und eine Stiftskirche, das er sehr reichlich beschenkte und bauete Burg Anhalt als seinen Sitz sich auf. Es mag vielleicht schon früher eine Burg hier gestanden haben und ist Esiko bloß der Wiederaufbauer gewesen, wenigstens veranlaßt die Angabe eines alten Anhaltischen Chronisten zu dieser Vermuthung, weil er erzählt, König Pipin habe noch als Großhofmeister um 747 die Burg Anhalt schon zerstört. Wovon der Name herrührt, ob davon, daß sie ganz ohne Holz „Ohn Holt" soll aufgebauet gewesen sein, darüber liegt auch ein tiefes Dunkel ausgebreitet. Geschrieben ist der Name: „Anhalt, Anhold, Anhald, Arnhalt, Anahalt und Anhalde," weshalb denn auch gar mancherlei Erklärungen versucht worden sind. Als Otto der Große oder der Reiche das Collegiatsstift zu Ballenstedt in ein Benedictinerkloster umwandelte, so soll diese Stiftung die Ursache geworden sein, daß er 1110 das alte Schloß Anhalt besser ausgebauet, auch zu seiner Wohnung gewählt und sich nicht mehr Graf von Ballenstedt, sondern Graf von Aschersleben genannt habe. Nach Spangenbergs sächsischer Chronik verwüsteten

---

*) Eine weiß- und rothfarbene seidene Fahne hoch über dieser Esche dient dem suchenden Wanderer von fern her als Kennzeichen, daß er nicht fehl gehe.

aber 1140 die Feinde des Herzogs Albrecht des Bären, Erzbischof Conrad zu Magdeburg und der Markgraf Conrad von Meißen mit einigen andern Grafen, weil Albrecht in das Land des noch unmündigen Heinrich des Löwen, ihres Freundes, eingefallen war, die Burg der Art, daß der Chronist sagt: „Mit dem Schlosse oder Hause Anhalt ist also gar grimmig und unbarmherziglich umbgangen, daß kein Mensch zu derselben Zeit gehört oder erfahren, daß man ein Haus gänzlich auszutilgen, solche Geschwindigkeit hätte gebrauchet." Nach einer wegen mancher Umstände angefochtenen Urkunde des Bischofs Burchard v. Halberstadt v. 1040, dat. zu Eisleben, verstattete dieser dem Rath zu Harzgerode (bei dem sich nach einem fürstl. Saalbuche von 1608 die Urkunde befunden haben soll) die Glocken von dem Thurme zu Anhalt in die Stadt zu nehmen. Wer die Burg darnach wieder aufgebauet habe, darüber findet sich keine Nachricht; in den kaiserlichen Lehnbriefen ist sie aber stets unter den Lehnstücken mit angeführt und den Graf Bernhard, Albrechts Sohn, findet man zuerst als Graf von Anhalt, auch von Aschersleben genannt. (Stenzel Anhalt. Geschichte.) Zittwitz Aschersleb. Chronik p. 15. Auch muß sie im Jahre 1300 wieder bewohnt gewesen sein, weil eine Schenkungsurkunde des Fürsten Otto I., wodurch er mit seiner Freigebigkeit an die Geistlichkeit das Dorf Eneckerode dem Kloster Ballenstedt schenkte, von hier aus in jenem Jahre datirt ist. Wenn und durch welche Veranlassung aber die Burg zerstört sein mag, ob durch Feindes Hand oder ob sie verlassen wurde und verfiel, darüber fehlen alle Nachrichten und selbst 1608 wußte man nicht mehr als jetzt darüber. Für gewaltsame Zerstörung sprechen jedoch die geringen Trümmer und ihr fast gänzliches Verschwinden. 1376 wurde von einer Aebtissin zu Gernrode, Adelheid vom Walde dem Pfarrer (Parrer) auf Anhalt aber noch eine Mark Silbers als lebenslängliches Vermächtniß ausgesetzt. Jetzt sind die wenigen Ruinen seit 1603 ein Gesammt-Eigenthum aller drei Herzoglich Anhaltischen Häuser. Wie die Volkssage wie auf den meisten alten Burgen, auch hier ehedem reiche Schätze verborgen glaubte, haben wir uns schon erzählen lassen. Curgänger haben daher gewiß auch einst wenig zur gänzlichen Vernichtung aller Ueberreste der Burg beigetragen. Wir wenden uns deshalb zur dritten der Schwestern zu

3. Schloß Ballenstedt.

Da blinkt es her im zitternden Sonnenstrahl
Wie Jaspis blinkt her da Ballenstedts Schloß!
Blick, nun schwelg' und Phantasie, fleuch zephyr-
Gaukelnd hinüber!

Friedrich Raßmann.

Auf einem der heitern Vorberge des Harzes, in jugendlicher Frische prangend, leuchtet ihr lichtes Annengewand weit in das

flache Land hinein und ladet gleichsam mit ihrer Freundlichkeit den rüstigen Gebirgswanderer schon von fern ein, von hier aus die heitere Bergfahrt zu beginnen. Wessen Gemüth zuerst auf dieser Höhe sich so heimisch fühlte, daß er seine Wohnstätte dahin verlegte, wer mag dieß Geheimniß der dunkeln Vorzeit entreißen können? Vielleicht bestand die erste Ansiedelung nur in einem von aufeinander gelegten Balken bestehenden Blockhause, woher man auch seinen Namen Ballenstedt, ehedem in Urkunden Balkenstet, ableiten und damit auch das Ballenstedter Wappen in Zusammenhang bringen will, das 5 schwarze Balken im goldenen Felde im Schilde führt. Es ist wahrscheinlich, daß die erste Anlage einer Burg gerade an dem Orte, wo jetzt das Schloß steht, gewesen und daß sie schon im 6. Jahrhundert erbauet sei. Spangenberg gedenkt in seiner Mannsfeldischen Chronik: „pag. 63 schon 618 eines Bernwald oder Bernthobald II. des Beer, Herr zu Ballenstedt und Ascanien, den die Sachsen gegen Lothar, der vordringenden Franken König, zu ihrem König und Kriegsfürsten erwählt hätten, der aber von Lothar in einer Schlacht überwunden und mit vielen der Seinigen getödtet sei. Einen Beringer (I.), Herrn auf dem Harze zu Ballenstedt und Ascanien erwähnt er dann wieder pag. 64 und erzählt, dieser habe, von den Sachsen zum Anführer erwählt, die Slaven und Wenden 642 wieder aus Thüringen gejagt. Als die Franken den Sachsen den deshalb erlassenen Tribut dennoch abgefordert hätten, so habe dieser Beringer, sie gegen die Franken beschützen sollen. Darauf ist Chlodoväus,*) fährt er fort, der Franken König 650 mit seinem Kriegsheere aus Thüringen über die Unstrut und durch die Grafschaft Mannsfeld nach dem Harze vor das Schloß Ballenstedt gezogen belagerte und nahm es ein. Obwohl er nun zwar den Beringer selbst nicht getroffen, so nahm er doch dessen schöne Tochter, Bathilde, (Mechtilde) als Gefangene mit sich fort nach Gallien, gewann sie aber so lieb, daß er sie, obwohl er ein Christ und sie eine Heidin, zu seinem Gemahl machte, worauf auch sie eine Christin geworden ist. Auch ihren Vater und ihre beiden Brüder Beringer den jüngern und Herrmann wollte sie zur Taufe bewegen; es gelang ihr aber nicht. Als Aribert, Fürst zu Ursin, aber vernahm, wie seine Vettern von den Franken bedrängt wurden, kam er aus Italien ihnen zu Hilfe und da dieses Beringers Söhne ohne Erben starben, trat er ihre Herrschaft an und stammen von ihm die Anhaltischen Fürsten ab." Anno 696 soll Rutpot Herr zu Ballenstedt und Ascanien, der von den Geschichtschreibern als ein stolzer zänkischer und seine Unterthanen drückender Mann geschildert wird, auf dem Harze, an der Elbe und Weser geherrscht haben. 721 starben Concello und Vitello beide Herren auf dem Harze zu Ballenstedt." 747 verband sich ein Erb=Beringer, Herr

---

*) Andere Chronisten berichten: „Gerhold, des Chlodoväus major domus."

zu Ascanien und Ballenstedt, mit Grypho, dem Bruder des Königs Pipin, gegen letztern und Aribo der Beringer Herr zu Ascanien und Ballenstedt kämpfte als Schwager Wittekinds, dessen Schwester Hasela (Gisela) er zur Frau gehabt, den großen Kampf mit Carl d. Gr., mußte aber mit seinem Sohne Beringer nach Dänemark zu König Siegfried, seinem Schwager, flüchten." — So weit Spangenberg. Beringer V. soll nun zuerst nach seiner Taufe von seinem Pathen, Carl dem Großen, zu einem Grafen von Ballenstedt, Ascanien, auf dem Harze und der ganzen Börde gemacht und sollen diese Lande ihm erblich übergeben worden sein. Wenn nun dieß Alles auch nicht historisch als durchaus wahr erwiesen ist, so ersieht man doch daraus das hohe Alter von Schloß Ballenstedt.

Gewiß ist, daß Esiko IV. (oder VI.) Graf von Ascanien und Ballenstedt um 940 zu Ballenstedt ein Canonicats-Collegium mit einer Stiftskirche gründete, welcher er die beiden Heiligen Abundius (Abundantius) und Pancratius zu Schutzpatronen gab, und daß er sich selbst zum Sitz Burg Anhalt bauete. Sein Bruder Dietrich (Theoderich) ernannte er 943 zum ersten Propste, der auch vom Papst Martin III. die Bestätigung erhielt, und beide Brüder wurden nach ihrem Tode in der Kirche beigesetzt, die außer jenen Heiligen auch noch der Ehre der heil. Jungfrau Maria gewidmet war. Eine feierliche Einweihung fand statt 1053 in Gegenwart Kaiser Heinrich III. und seiner Gemahlin, und so wie Esiko das Stift schon gut dotirt hatte, so schenkte (oder bestätigte) der Kaiser denselben, außer der Kirche zu Osmarsleve, mit 15 Hufen Landes und den Gerechtsamen noch Güter in Pedabrunno, Westholte, Rothallasburch, Immalstorpe (und Welpeslevo) im Schwabengau, welche Schenkung sein Sohn K. Heinrich IV. 1073 bestätigte und dabei erwähnt, daß die Kirche zu Ballenstedt zur Abtei Nienburg gehörig sei. Esiko's Enkel, Otto der Reiche (auch Markgraf von Salzwedel genannt) verwandelte das Stift unter Bischof Reinhard zu Halberstadt, zu dessen Diöcese es gehörte *), 1110 in ein Benedictinerkloster. Die Päpste, vorzüglich Honorius II., der damals lebte, und Lucius II., nahmen es in ihren besondern Schutz und unterwarfen es ihrer unmittelbaren Gewalt. Diese Gunstbezeugungen sicherten dem Stifter, Otto dem Reichen und seinen Nachkommen daher auch die Erbschutzvoigtei (Advocatia) über dasselbe, und wenn gleich es nachher dem Nienburger Stifte eine Zeit lang unterworfen war, so blieben die Fürsten doch immer die Schutzherren. Der Convent hatte auch die Freiheit, einen Abt nach eigener Willkür zu wählen, und wurde der erste Abt aus dem Kloster Berge vor Magdeburg dahin berufen. **). Um die Einkünfte der Klostergüter zu vermehren, verkaufte 1159 der Abt Arnold die beiden

---

*) S. Lentz l. c. und Abels Landchronik von Halberstadt p. 199.
**) S. Joh. Lindner d. Mönch in seiner Anhalt. Geschichte pag. 442 Anm.

Wendischen Dörfchen Nauzedele und Nimiz am rechten Muldeufer bei Dessau, an die betriebsamern Flamländer *) und 1167 Markgr. Albrecht als Voigt mit Arnolds Zustimmung das Dorf Pozelewe, auch jenseit der Mulde, gegen andere Güter in Suetlingen. **) Wann das Stift diese Dörfer erworben, wissen wir nicht. So erwarb das Kloster auch noch Güter bei Ballenstedt 1290, in Zelinge 1296, in Groß Radisleben 1293 und durch Schenkung von Fürst Otto I. das Dorf Eneckerode 1300. Im 14. Jahrhundert muß es aber (wodurch? ist unbekannt) sehr in Verfall gerathen sein, weil Spangenberg (pag. 351) und Andere erzählen, daß damals (adelige?) Straßenräuber in dem Schlosse gewohnt und gar übel gehaust hätten, bis solches endlich 1397 von den Markgrafen Wilhelm und Friedrich von Meißen belagert und zerstört wäre ***). Daher mag es denn auch wohl gekommen sein, daß die Besitzungen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts so zusammengeschmolzen und das Kloster überhaupt so herunter gekommen war, daß Georg II. der Starke es 1485 ganz wieder herstellte, reformirte und mit neuen Beneficien versah.

In dem 15. Jahrhundert soll es zur Bursfeldischen Union mit gehört haben, und hat ein Conventual dieses Orts, Nicolaus Hepner, in seiner Chronica Monachorum näher Nachricht darüber ertheilt. (S. Leuckfeld vom Bursfeldischen Kloster pag. 60.) Auch soll Ballenstedt ein Mal, wenn sonst die Angabe richtig und Stadt Ballenstedt nicht damit gemeint ist, den Grafen von Hohnstein gehört haben. Müller in d. Annal. Saxoniae sagt nämlich pag. 11: Daß Graf Heinrich von Hohenstein eine Schrift ausgestellt und darin bekannt habe, daß Friedrich der Streitbare, Wilhelm der Reiche und Friedrich der Jüngere Brüder und Vettern und Landgrafen in Thüringen, ihm für die Städte und Schlösser Heldrungen und Wiehe unter andern Oertern auch dieses Ballenstedt erblich mit abgetreten hätten. Er sagt aber nicht, wie jene Landgrafen zuvor in den Besitz Ballenstedts gekommen seien, um tauschen zu können.

Im Bauernkriege 1525 fand das Kloster mit vielen andern Klöstern seine Endschaft. Kurz nach Ostern hatten nämlich die Bauern mit ihrer Zerstörungswuth auch dieses Kloster überfallen. Abt und Convent, die vor ihnen geflüchtet, waren aber darnach theils nicht im Stande, die ruinirten Klostergebäude wieder aufzubauen, theils glaubten sie nicht länger mit gutem Gewissen im

---

*) S. Spaziergänge durch Anhalt, pag. 155 rc. u. Lindner Geographie von Anhalt pag. 483.

**) Hr. v. Rohr in seinen Merkwürdigkeiten des Unterharzes, pag. 398, sagt: „gegen 8 Hufen Landes zu Schartleben."

***) Da weiter unten noch einer Burg gedacht werden wird, so kann möglichen Falls auch diese darunter verstanden sein, weil sowohl 1393 als gleich darnach zweier Aebte des Klosters gedacht ist. (S. Spaziergänge durch Anhalt pag. 184.)

Kloster bleiben zu können, indem die evangelische Religion sich immer mehr ausbreitete und sie meinten, daß das Klosterleben ihnen zur Erlangung der Seligkeit mehr hinderlich als beförderlich sei, weshalb sie es dem Fürsten Wolfgang als ihrem Landesfürsten und Schutzherrn, unter ihrem Abte Mathias Ribike 1525, gegen einige zum fernern Unterhalt und Fortkommen bedungene Summen vermöge eines förmlichen Reverses übergaben.

Die uns bekannten Aebte dieses Klosters sind der Reihe nach folgende gewesen:

„1) Johann lebte ums Jahr 1148. — 2) Arnold 1159. — 3) Johann 1292 und 1299. — 4) Eckart 1393. — 5) Heinrich Beer. Dieser war Mönch im Kloster Huysburg bei Halberstadt, nachher Prior im Kloster Ilsenburg und Mönche=Nienburg, endlich Abt in Ballenstedt. Nach neun Jahren resignirte er aber wieder auf diese Stelle und ging nach Huysburg zurück, wo er auch 1419 starb. — 6) Wilke Bisterfeld, war auch erst in Huysburg, dann in Eilenstedt, dann in Ballenstedt 1468. — 7) Johann Henne, auch in Huysburg Anfangs, dann in Ballenstedt, resignirte auch und wurde Abt in Ilsenburg. — 8) Johann 1501. — 9) Heinrich 1508. — 10) Mathias Ripke oder Ribike 1516 u. 1525."

Johann Lindner und Andere erzählen noch, daß, weil die Mönche sich zu Luther hin geneigt hätten, so habe der letzte Prior, Heinrich Bosse, nachdem er zuvor 100 Gulden jährlichen Unterhaltes sich ausbedungen, sich verheirathet und sei über einen Theil des Harzes Voigt geworden. *)

Die Stiftskirche hieß nach dem Schutzheiligen des Klosters zu St. Pancratii, und führte diesen Heiligen auch im Stiftssiegel. Im Anfange des 17. Jahrhunderts, zu Beckmanns Zeiten, war sie noch ziemlich wohl erhalten. Sie stand auf 12 Pfeilern (10 runden und 2 eckigen) und waren etliche derselben von ganzen Steinen aus den benachbarten Steinbrüchen, was die vielen Adern darin bezeugten. Der Thurm, westlich von der Kirche, war von allerhand großen und kleinen Quadersteinen aufgeführt und hatte ehemals zwei volle Spitzen gehabt, an deren Stelle ein Dach mit drei Frontispicen getreten war. Gegen Osten war noch ein Thurm über der Kirche, da sich der Chor anfing. Unter dem Chor der Kirche war eine Kapelle (Krypta), zu St. Nicolai genannt, so damals ein Gewölbe, früher aber den fürstl. Begräbnissen gewidmet gewesen, „wie denn auch unterschiedene sogenannte Särge, in dem Boden des Felsens in dem Eisenstein eingehauen, sich allda befinden, so aber jetzo mit einem Pflaster bedeckt sind und nicht gesehen werden können. Man hat auch vor der Kapelle in dem Kreuzgange einen dergleichen in Eisenstein eingehauenen Sarg oder vielmehr eine Höhlung anstatt des Sarges gefunden, in welchem annoch ein ganz Gerippe und an der Mitte desselben eine messingene

*) Mencken, Script. rer. Germ. II. 1612, 13.

Schaale angetroffen worden, ist aber jetzt ebenfalls zugepflastert und sind solches die eisernen Särge, davon die Geschichtschreiber zuweilen Meldung thun, in der That aber nichts anders als diese in dem aus Eisenstein bestehenden Felsen gehauene und nach der Größe eines menschlichen Körpers bereitete, auch mit dergleichen Deckeln versehene Höhlungen, die auch F. Joachim Ernst 1572, als er von diesen Begräbnissen gewisse Nachricht haben wollen und sie deswegen öffnen lassen, nicht anders befunden.*) Indessen ist's andem, daß diese Kapelle insonderheit daher berühmt geworden, daß man beständig dafür gehalten, daß die Stifter derselben wie auch die ersten Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg aus dem Hause Anhalt, ingleichen der erste Ahnherr des Hauses Anhalt, Fürst Heinrich I. und andere Personen desselben Hauses darin beigesetzt worden." Es liegen somit im Oratorium des ehemaligen Klosters, unter den Chören der sonstigen Kirche und in den Kreuzgängen vor derselben, wo jetzt die Küche ist, folgende hohe Personen, 15 an der Zahl, begraben:

„1) Esikus IV., der Stifter des Collegiatstiftes. — 2) Seine Gemahlin Mechthildis. — 3) Sein Bruder Theoderich, der erste Probst im Stifte. — 4) Graf Otto der Reiche, letzter Graf von Ballenstedt und Stifter des Klosters, starb am 9. Novbr. 1123 und liegt in der Krypta. — 5) Seine Gemahlin Helicha, Markgräfin zu Salzwedel, starb 1140. — 6) Albrecht der Bär, starb am 18. Novbr. 1171 zu Ballenstedt (oder 1170). — 7) Seine Gemahlin. — 8) Albrecht des Bären Sohn, Bernhard, Graf zu Aschersleben oder auch zu Anhalt, nachheriger Herzog zu Sachsen, der nähere Stammvater der Fürsten von Anhalt, starb 1212 zu Bernburg. — 9) Seine erste Gemahlin, Jutta, König Kanuths von Dänemark Tochter. — 10) Seine zweite Gemahlin, Sophie, eine Tochter des Landgrafen Ludwig des Eisernen von Thüringen. — 11) Heinrich I., der erste Fürst zu Anhalt.**) — 12) Georg II. der Starke, von der Waldemar-Cöthenschen Linie, starb am 25. April 1509. Er liebte Ballenstedt von jeher sehr, daher er sich

---

*) S. Leuckfeld Antiquit. Halberstad. pag. 186, u. v. Rohr pag. 399.

**) Hier giebt es bei den Genealogisten verschiedene Angaben: „Die älteren nennen Heinrich I. Gemahlin Mechtildis und Tochter Otto I. Herzogs von Braunschweig, und lassen sie auch in Ballenstedt begraben sein. Stenzel nennt sie Irmgard und Tochter des Landgrafen Herrmann von Thüringen. Entweder hatte Heinrich I. († 1252) nun zwei Gemahlinnen, oder die eine, vielleicht Mechtildis, war die Gemahlin Heinrich II. († 1268). Auch dieser Heinrich II. soll in Ballenstedt begraben liegen, wenn es nicht eine Verwechselung mit Heinrich I. ist. Ferner soll dort beigesetzt sein F. Otto von Ascanien, der von ältern Chronisten Heinrichs Sohn, von Stenzel aber auch Heinrichs Enkel oder gar Großenkel genannt wird und mit welchem Aschersleben ausstarb. Auch dessen erste Gemahlin soll dort ruhen. Wie fern dieß Alles wahr ist, läßt sich nicht mehr ermitteln; Beckmann giebt aber nur 15 fürstl. Personen an. S. Anh. Chronik pag. 155.

auch längst vor seinem Tode diesen Begräbnißort ausersehen hatte. Als man seine Grabstätte machen wollte, stieß man auf das Grab Heinrich I., er wurde daher neben diesen gelegt. — 13) Seine Gemahlin Agnes. — 14) Herzog Leopold zu Oesterreich, welcher bei einem Besuche beim Herzog Bernhard hier starb und noch vor seinem Tode der Kirche 100 Pfund Silber schenkte." —

Wahrscheinlich wurde das Kloster nach seiner Zerstörung nun bald zu einem Jagdschlosse oder fürstlichen Hause eingerichtet, wie es darnach auch genannt wurde.

Weil nach dem Aufhören des romantischen Ritterthumes die Anhaltischen Fürsten ihre Wohnsitze aber nach den Städten Bernburg, Köthen, Dessau und Zerbst verlegt hatten, doch auch mehr in der Mitte ihrer Länder lebten, so ist Ballenstedt bis Anfang des vorigen Jahrhunderts von ihnen weniger beachtet und besucht gewesen. Nur wenn die Pest oder die heitere Jagdlust sie nach der gesündern Bergluft hinauf trieb, dann weilten sie wol noch kurze Zeit auf ihren Bergschlössern. — Im dreißigjährigen Kriege wurde es am 4. Aug. 1626 von dem Colloredo'schen, de la Tour'schen und Friedländischen Croaten-Regimente rein ausgeplündert, Fürst Christian II. richtete nach seiner Reise durch die Niederlande und Frankreich 1627 seine Hofhaltung hier ein, blieb aber kaum zwei Jahre, weil er nach seines Vaters Tode 1630 seine Residenz in Bernburg nahm. Er verschrieb Ballenstedt aber seiner Gemahlin als Witthum, welche 1675 hier auch gestorben ist. Zur Pestzeit 1682 hielt sich F. Victor Amadeus der gesunden Harzluft wegen gleichfalls mit seinem Hofe vom August 1682 bis 12. Juni 1683 in Ballenstedt auf.*) F. Victor Friedrich endlich war namentlich der Parforcejagd wegen häufig in Ballenstedt.**) Dadurch erlangte das Schloß, das, wie Herr v. Rohr erzählt, vorher etwas unregelmäßig gebaut, allmählig seine Wiedergeburt zu seiner jetzigen freundlichen Gestalt. So bauete 1704 F. Victor Amadeus den nördlichen Flügel zur Hälfte, den andern Theil setzte F. Carl Friedrich 1719 und 1720 hinzu, der überhaupt in diesem Jahre das Innere des ganzen Schlosses vortheilhaft veränderte und es zum Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie einrichtete. Fürst Victor Friedrich, welcher dieß Schloß seiner Gemahlin auch zum Wittwensitze bestimmt hatte, bauete 1733 am Fuße des Schloßberges zum Zeug- und Jagdhause den jetzigen großen Gasthof. F. Friedrich Albrecht war es endlich, der 1765 für immer wieder seine Residenz hierher verlegte, worauf er bis jetzt Wohnsitz der

---

*) Die Sage berichtet, daß er unter einer Eiche, jetzt die Beteiche genannt, unfern des Gatters sehr oft zu Gott um Abwendung der Pest gebetet habe. Nicht weit davon befindet sich jetzt auch das Grab eines Fräuleins von Buttlar, die jedoch viel später dahin begraben ist.

**) Die Parforcejagd hat vom 26. Aug 1728 bis 3. Novbr. 1752 gedauert und sind in Summa 783 Hirsche erlegt.

Fürsten geblieben ist. Dieser vollendete auch die jetzige Gestalt. Der mittägliche Flügel, dessen Mauern noch aus den Klosterzeiten herstammen, und in welchem F. Victor Amadeus aber nur schlechte Wohnungen hatte einrichten lassen, wurde nämlich von ihm 1766 und 1773 gänzlich umgewandelt, so daß namentlich aus den Ställen des untern Stockes Zimmer gemacht und der Flügel selbst am westlichen Ende um zwei Fenster Breite verlängert wurde. Auch wandelte er 1765 das Zeughaus ganz wieder um und gab ihm seine jetzige Bestimmung, so wie er 1787 ein Reithaus und 1788 auch ein Schauspielhaus bauete. Herzog Alexius fügte aber 1810 noch das Marstallgebäude hinzu, das in Folge des Einsturzes eines Gewölbes im nördlichen Flügel des Schlosses, des frühern Marstalles, neu und schön am Fuße des Schloßberges aufgeführt wurde. Durch diese verschönernden neuern Bauten, wodurch das jetzige Schloß ein wahrhaft fürstliches Ansehen nicht durch architektonischen Prunk, sondern durch seine edele mit Geschmack gepaarte Einfachheit bekommen hat, ist von den frühern Klostergebäuden aber nicht viel mehr übrig geblieben. Nur das Corps de logis, wo jetzt die Küche und darüber noch einige andere Zimmer sind, nebst dem Thurme sind noch die einzigen wenig veränderten Reste der ehemaligen Klostergebäude, denen man an ihrer Hinterseite auch noch ihr ehrwürdiges Alter ansieht. So soll der jetzige Küchengang der ehemalige Kreuzgang gewesen sein. Die zwei hohen Spitzen, welche der Thurm sonst noch gehabt hatte, waren ihm Alters halber früher schon abgenommen. Die alte Stiftskirche ließ F. Victor Friedrich, weil das Innere größtentheils zerstört und eine Reparatur schwer ausführbar war, 1748 niederreißen und erbauete an der Stelle ein großes Gebäude, worin auch eine Schloßkirche, die noch jetzt daselbst befindliche, eingerichtet war. *) Der Fürst mit seiner Gemahlin und dem Erbprinzen Friedrich Albrecht legten selbst den 23. April 1748 den Grundstein. Die jetzige Schloßkirche nimmt aber nur einen Theil der ehemaligen Stiftskirche ein; denn diese erstreckte sich von der Stelle, wo jetzt die Orgel steht, bis an die Thurmmauer, faßte also die jetzigen sogenannten Kirchzimmer noch in sich. Die Stelle, wo die Gebeine des großen Markgrafen Albrecht des Bären eingesenkt wurden, kennt man durch die frühern großen Veränderungen leider schon lange nicht mehr. Da die fürstlichen Grüfte nach den Städten verlegt waren, so birgt das Schloß die Gebeine späterer Anhaltischer Fürsten nicht, und hat somit, durchweg frisches Leben athmend, jetzt nur einen heitern Charakter. Es schließt in sich zwei Säle, (den Speisesaal und den weißen ehemals braunen Saal) und 81 heizbare Zimmer.

---

*) Hr. von Rohr berichtet: Ihm sei vom damaligen Kastellan erzählt, daß diese Kirche jährlich von Franziskaner-Mönchen aus Halberstadt noch besucht würde, welche ihre Andacht in selbiger halten.

Da in einem frühern Artikel über Ballenstedt (Bd. I. pag. 203) seiner Kunstschätze, seiner reizenden Lage und seines Parkes schon Erwähnung geschah, so dürfen wir füglich dieses hier unberücksichtigt lassen. *) Bemerkt muß nur noch werden, daß der Schloßberg ehedem ein kahler, nackter Berg war und seit 1765 erst durch ausländische Bäume und Sträucher seinen jetzigen Schmuck erhalten hat.

Erlaubt sei es aber, noch einen flüchtigen Blick auf die Umgebungen von Schloß Ballenstedt zu thun. Zuerst fällt unser Auge auf die unterm Schlosse liegende Stadt Ballenstedt, die in 509 Häusern etwa 4000 Einwohner zählt. Schon im 9. Jahrhundert soll dieser Ort gestanden haben, blieb aber bis 1515 ein Dorf, wo es von Fürst Wolfgang Mauern und Stadtgerechtsame erhielt. Nicht lange zuvor 1498 war fast der ganze Ort durch Feuer in Asche gelegt. Beckmann erwähnt einen unweit dem Markt ostwärts gelegenen Ort, welchen man die alte Burg nannte, und der schon damals ganz verödet war. Die Herren von Stammer waren seit vielen Jahren damit belehnt gewesen. „Es mag," fährt er fort, „vor diesem ein ansehnliches Werk gewesen sein, indem es mit einem tiefen Wassergraben umgeben, auch noch Mauern von Sandstein daselbst zu sehen, worunter ein Keller vorhanden, jetzt aber wird der umgebene Platz zu einem Küchengarten gebraucht, den Graben aber hat der Herr v. Stammer ausräumen und zur Fischerei zubereiten lassen." Außer diesem von Stammerschen Gut gab es auch ein von Kislebensches Rittergut noch darin. Die Stammer mit denen von Heiden zusammen baueten 1500 die jetzige St. Nicolaikirche wieder auf, die 1498 niedergebrannt war. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Ballenstedt (1555) auch der Geburtsort des Johann Arendt gewesen ist, dessen Paradiesgärtlein einst so großen Beifall errang. An Umfang hat Ballenstedt besonders seit 1765 gewonnen, wo die vom Schlosse nach der Stadt führende 1712 angelegte Lindenallee mit Häusern angebauet wurde. 1803 ist sie in eine Kastanienallee umgewandelt. Auch 1790 wurde noch eine Straße, die neue Straße, in gleicher Richtung angelegt.

Unfern Ballenstedt bei Opperode war ehedem seit 1572 und früher ein Steinkohlenbergwerk, das aber eingegangen ist, worin die herrlichsten Abdrücke von Schilf und Farrenkräutern vorkamen. Die ganze Umgebung von Ballenstedt und auch die dazu gehörigen Dörfer zeichnen sich jetzt besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts durch die reichsten Obstpflanzungen aus. **)

Wie zwei muntere dienende Freundinnen der hohen Fürstentochter, so stehen ehrerbietigst in einiger Entfernung vom hell strah-

---

*) S. Lindners Geschichte v. Anhalt pag. 485 und Niemanns Handbuch für Harzreisende.

**) Vorzügliche Obstjahre sind gewesen: 1745, 1802, 1834 ꝛc.

lenden Fürstenschlosse auf zwei Bergkuppen auch zwei Jagdschlösser, der Röhrkopf, ein Jagdhaus a la Meute, und der Ziegenberg, der geselligen Belustigung gewidmet. Ersteres, das dem Schlosse durch Röhren sein Wasser zuführt, ward 1770, letzteres der schönen Aussicht nach Magdeburg wegen 1767 erbauet. Unweit davon auf dem kleinen Ziegenberge ward 1688 durch Verbrennung einer Frau das gräßliche Schauspiel eines Hexenprozesses gegeben.

Einer reizenden Aussicht wegen auf ein waldumkränztes Thal darf hier auch nicht ungenannt bleiben auf dem Hubertusplatze über dem Siebensteinsteiche der Hubertusthurm vom Herzog Alexius aus Holz erbauet. Auch der Zehling, eine 1789 angelegte Fasanerie, verdient noch Erwähnung. Der Name wurde nämlich einem dabei liegenden Hölzchen entlehnt, und der Sage zufolge soll in diesem Wäldchen einst eine heidnische Gottheit von unsern Vorfahren verehrt worden sein. Wo die Stätte eines sonst daneben stehenden und 1345 noch vorhandenen Dorfes gleiches Namens gewesen ist, läßt sich jetzt nicht mehr mit Gewißheit angeben. Eine andere nicht weit davon liegende Dorfstätte ist Asmusstedt, welches Dorf im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Es soll von einem Asmus von Stammer erbauet gewesen sein. Durch Nachgrabungen wurden 1821 hier nicht bloß zerbrochene Todten-Urnen in Menge gefunden, sondern auch eine Masse von Knochen, welche in unregelmäßiger Lage auf- und durcheinander geworfen waren. Nahe dabei war man auch schon früher auf Grundmauern eines großen Gebäudes gestoßen, das vielleicht die Kirche des frühern Dorfes Asmusstedt war, und vermuthlich war jene Stelle mit den Knochen der Kirchhof gewesen. Indessen müssen es entweder an der Pest Gestorbene oder im Kriege Erschlagene gewesen sein, denen man hier ein großes gemeinschaftliches Grab bereitete. Sonst läßt sich dieß Beisammen- und Durcheinanderliegen so vieler Gebeine nicht erklären. Auch fand man mehrere Kinderskelette in zwei über einander gelegten Firstziegeln. Nicht weit davon ist von denen von Stammer wieder ein Vorwerk dieses Namens aufgebauet und von Herzog Alexius, dem spätern Besitzer, verschönert worden. Ferner sind noch als wüste Dorfstätten zu erwähnen: Klein Radisleben, unfern des jetzigen Dorfes (Groß-) Radisleben, an dem Flüßchen Getel; Pücklingen, ehedem ein Dorf zwischen Badeborn und Gattersleben; die Ruinen der alten Laurentiuskirche bei Badeborn, bei welchen der Todtenacker dieser Gemeinde sich befindet; und die Rudolfsburg zwischen Ballenstedt und Rieder. Da genauere Nachrichten vom Untergange dieser Orte mangeln, so erhält sich ihr Andenken nur noch durch die Namen der Feldmarken, doch wird ihrer auch in alten Urkunden gedacht. Zwei durch Form und sonstige Eigenthümlichkeiten seltsame Felsen bei dem Zehlinge sind die beiden Gegensteine, welche die letzten aus dem Innern der Erde bis gegen 40 Fuß zur Oberfläche herausgeschobenen Steinmassen der bei Blankenburg und Timmenrode streichenden soge-

nannten Teufelsmauer sind. Weil der eine auf seiner Mittagsseite ein ausgezeichnet schönes über zehn Sylben wiederholendes Echo giebt, hat man ihn den hellen, den andern aber, dem es fehlt, den stummen genannt.*) Letzterer entschädigt jedoch als der höhere durch seine ungemein schöne Rundsicht in die Umgegend, weshalb man 1817 eine Treppe nach seiner Spitze angebracht hat. Ein Fräulein v. Ompteda, einst Gesellschaftsdame der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark, hatte hier in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine kleine Einsiedelei angelegt, welche sie mit einer Aufwärterin kurze Zeit bewohnte; des stummen Nachbars jedoch bald müde, trat sie wieder in das muntere Leben zurück. Weil es nun ein Mal in der romantischen Neigung des Volkes liegt, bei allen außergewöhnlichen Naturbildungen auch eine außergewöhnliche ins Wunderbare streifende Ursach aufzusuchen, was seine Poesie ist, so hat das Volk auch an diese Felsen mehrere Sagen geknüpft, welche bereits in dem ersten Bande dieses Werkes von pag. 120 angeführt sind.

Wenn Du, lieber Leser, zum Schluß mich nun noch fragst, was der auf dem Steinberge bei Ballenstedt von Herzog Alexius errichtete große hölzerne Bogen mit der Jahrzahl 1813 für eine Beziehung habe, so kann ich Dir nichts Anderes antworten, als daß in diesem Jahre ein großes französisches Lager, befehligt vom Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, hier war, das dem Herzoge etwas kostbar und auch lästig wurde.

W. Schönichen.

---

*) Der stumme Gegenstein ist 757 Fuß über dem Meere. Da der menschliche Scharfsinn jetzt immer besser der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken versteht, so hat man durch Wegnahme von Gesträuch und Abtragung eines kleinen Hügels auch den stummen nun zum Reden gebracht.

Ichtershausen.

Ichtershausen (ehemals Hurchtricheshus, Uechtricheshusen, Oechtricheshusen, Uchtericheshusen, Ichtrishusen, Ychtrishusen, Igtrigishusen, Ustrichshusen, Ichtrischusen, Vchterichzhusen, Ychtirshusen ꝛc.) in ältern Zeiten ein Dorf (villa), jetzt ein Städtchen in dem Herzogthume Sachsen-Gotha, drei Stunden von Erfurt und eine Stunde von Arnstadt, wird zuerst nebst Angelhausen, Angelroda, Thorey ꝛc., bei dem Tausche, welchen König Otto I., am 27. März 947 mit Hersfeld traf, erwähnt, von welchem er für diese und andere diesem Stifte überlassene Orte in Thüringen, Ost- und Westfranken das Dorf Wormsleben empfing, um es dem Erzbisthum Magdeburg zu schenken. Das Stillschweigen, welches nun die Zeitbücher und Urkunden über Ichtershausen beobachten, wird erst nach dem langen Zeitraume von zweihundert Jahren auf eine überraschende Weise unterbrochen und es öffnet sich ein weites Feld zu Befriedigung unserer Wißbegierde über die Schicksale dieses Orts.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (nach Angabe der Chroniken entweder 1141 oder 1142) wurde hier durch Frideruna und ihren Sohn Marcward von Grumbach ein der Jungfrau Maria und dem h. Georg geweihtes Cistercienser-Nonnenkloster errichtet, und im Jahre 1147 sowohl von dem Kaiser Konrad III., als dem Erzbischof Heinrich zu Mainz bestätigt. Beide sagen in den darüber ausgestellten Briefen: „daß dieses Kloster in der Provinz Thüringen, im Erzbisthume Mainz, dem Gau Langewiz (Langwihi), der Grafschaft des Grafen Sizzo und an dem Flusse Gera liege, daß die edle und fromme Frau Friderina mit ihrem Sohne die vor Alters hier erbaute (1133 zuerst erwähnte) und ebenfalls dem heiligen Georg gewidmete Kirche mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an Hufen, Zinsen, Höfen und Leibeigenen, dazu überlassen, der Aebtissin die Freiheit, mit den Brüdern

und Schwestern sich einen Kanonikus zum Propste, und den Klosterfrauen, auf den Todesfall der ersten, eine andere Vorsteherin, entweder aus ihrer Mitte, oder woher es ihnen sonst gut dünkte, zu wählen, bewilligt hätten rc." Die Schirmvoigtei behielten Friderun und Marcward ihrer Familie und zwar immer dem ältesten ihrer Söhne, Enkel und rechtmäßigen Nachkommen vor, und ertheilten die Zusage, keinen Untervoigt (subadvocatus) einzusetzen.

Friderun stammte aus einem edelen Thüringschen Geschlechte (matrona ex Thuringoram, provincia nobilissimis natalibus orta,) wie sich eine Urkunde des zweiten Propstes Wolfram vom J. 1190 ausdrückt, durch welche wir zugleich erfahren, daß sie sich schon 1133 im Besitz Ichtershausens befand.) Dieser Name ist in dem Billungischen Geschlechte nicht ungewöhnlich, und es könnte sein, daß Marcwards Mutter ebenfalls daraus entsprossen war, zumal da die Gräfin Geba (Heva, Eva) Tochter Wichmanns VI. Grafen von Seeburg und seiner Gemahlin Bertha (st. 1152) und Schwester Geres, sowie der Aebtissin Hedwigis zu Gernrode, in Ichtershausen vor dem Marienaltar bestattet wurde, woraus sich schließen läßt, daß sie daselbst im Hause ihrer Verwandten, oder in dem neu errichteten Kloster Zuflucht gesucht hatte. Der Erzbischof Wichmann zu Magdeburg, welcher ebenfalls in fast ununterbrochener Verbindung mit Ichtershausen stand und diesem Kloster mannigfaltige Beweise seines Wohlwollens gab, nennt sie in einer Urk. vom J. 1166 seine Tante (amita) oder Vaters Schwester. Geba's Sohn hieß Dietrich (Theodericus) und wird durch einen lächerlichen Irrthum Schaukegls (in Spicil. dipl. Billung. p. 200 vergl. p. 327 sq. N. XIII. Probation) zu einem Grafen oder Herrn von Halle gestempelt, da doch in der Urkunde vom 14. Febr. 1152, dem einzigen Zeugnisse für sein Dasein, von der Stadt Halle, dem Orte der Zusammenkunft der Erben Berthas, die Rede ist. Ueber Friderunas Ursprung würde weniger Ungewißheit herrschen, wenn wir von den Familien, woraus ihre Blutsfreunde, der Erzbischof Heinrich zu Mainz, und Bernhard, Bischof zu Hildesheim, den ihrigen herleiteten, vollkommen unterrichtet wären. Der erste nennt sie bei Bestätigung des Klosters in den Jahren 1147 und 1148 „linea nobis sanguinis (consanguinitatis) propinqua" und der zweite heißt in einer Aufzeichung von 1133 „ex linea sanguinis ei propinquus." Daß Friderun's Ableben um 1157 erfolgte, sieht man aus dem in diesem Jahre ihrem Namen beigefügten Zusatze: felicis memoriae. Ihr Sohn Marcward (Marcwardus Marquardus) war von väterlicher Seite dem Geschlechte der Herren (oder Grafen?) von Grumbach (Grumbach, Grunebach, Gruenbach, Gruonbach, Grouombach, Grunpach vielleicht auch Greunbach, Grünenbach, Crombach, Crumpach rc.) entsprossen, dessen Stammsitz Einige in Franken oder Baiern, Andere in Thüringen, unweit Langensalza und Thomasbrücken, entdeckt zu haben glauben. Marcward erscheint von 1138 bis 1170 nicht nur bei öffentlichen Ver-

handlungen der Bischöfe zu Würzburg, sondern auch als unzertrennlicher Begleiter der Kaiser Konrad III. und Friedrich I. an ihren damals öfters wechselnden Hoflagern und bei Reichsversammlungen. Die stete Treue und Anhänglichkeit, die er jenem Monarchen bewies, verschaffte ihm die besondere Gunst desselben, so daß der Erzbischof Heinrich, ihm den ehrenvollen Lobspruch ertheilen konnte: „Marcwardus — a domino nostro Romanorum rege Cunrado ob deuotum et fidele obsequium specialites dilectus et honoratus.“ — Er behauptet unter den Freien und Edeln (libri et nobiles) einen hohen Rang und wurde nicht selten sogar den angesehensten Grafen, z. B. 1147 Friedrich von Beichlingen, 1151 Albert von Truhendingen, 1157 Erwin und Ernst von Gleichen, 1158 Gerhard von Berthheim, 1165 dem Burggrafen Konrad von Nürnberg, in Urkunden vorangesetzt. Daher erhebt sich die von einem neuern Forscher geäußerte Vermuthung, daß er zu den vornehmsten Reichsministerialen gerechnet werden müsse und die Stelle eines Salmanns (Salamanni) oder Obersthofmeisters der noch minderjährigen Söhne Konrads, Heinrichs des jüngern und Friedrichs, bekleidet habe, zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit.

Von seinen übrigen Verhältnissen bemerken wir noch, daß er auch als Fuldaischer Lehnsmann und als Schirmvoigt der Klöster zu Kizingen (1151, 1165, 1175?) und Neustadt am Main vorkommt. Das letzte Amt hatte sich von seinen Ahnherren auf ihn fortgepflanzt. Denn schon 1100 beschwerte sich der Abt Adelger über die unerhörten Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich Marcward der ältere gegen diese geistliche Stiftung erlaubt hatte, bei dem Bischof Emehard, der jenem deswegen das bisher genossene Vorrecht entzog, in dessen Besitze wir aber die Grumbachische Familie aufs Neue, fast ein volles Jahrhundert antreffen, ungeachtet sich ähnliche Unbilden 1150 wiederholten.

Wir reihen nun die in sichern Quellen aufgefundenen Glieder dieses Geschlechts an einander:

Marcward I. 1100.

Marcward II. von Grumbach 1138 — 1170 (1175?)	Otto von Wigershusen (Wigereshusin, Ichtershausen?) 1137, 1144.

Marcward III. 1157, 1158, 1160.

Albert (Adelbertus, Adilbertus.) 1167 — 1184.	Otto, 1167, 1168, 1169 Schirmvoigt d. Klosters Kizingen.	Heinrich wurde d. 9. Febr. 1176 zu Ichtershausen begraben.

Außerdem hatte Marcward II. noch zwei Töchter, welche ausdrücklich leibliche Schwestern (germanae) Alberts genannt werden.

Kunigundis, Aebtissin zu Ichtershausen 1184, 1190.	Agnes, Priorin daselbst 1179.

Albert, der nicht minder in großem Ansehen stand, (der Erzbischof Konrad zu Mainz erwähnt ihn als vir illustris et nobilis) lies sich 1188 mit dem Kreuze bezeichnen, um dem von Kaiser Friedrich beabsichtigten Zuge gegen die Sarazenen beizuwohnen. Mit ihm soll der Grumbachische Stamm oder wenigstens dieser Zweig desselben verblüht sein. Da seiner jedoch im J. 1189 unter den fünf zur Uebergabe des von dem Grafen Gerhard zu Reineck der Kirche des h. Kilian zu Würzburg abgetretenen Dorfes Mopen Bevollmächtigten gedacht wird, so scheint er entweder dem Heere sich später angeschlossen oder jene Handlung früher, vor Ausfertigung der Urkunde, Statt gefunden zu haben. Endlich erscheinen noch 1206 Marquard und Heinrich von Grumbach und dieser wieder 1225 in einem Dokumente des Bischofs Hermann von Würzburg unter den Edeln (nobiles), unmittelbar nach dem Grafen Boppo von Henneberg.

Die Schutzgerechtigkeit unseres Klosters befand sich 1176 in den Händen Alberts von Grumbach, welcher den 9. Februar in Beziehung auf die einige Jahre vorher von seinem eben verstorbenen Bruder Heinrich geschenkten Güter zu Thorey erklärte, daß er für sich und seine Erben, wenn sie ihm in diesem Verhältnisse nachfolgten, mit einer Abgabe von einem Paar Schuhen zufrieden sein wolle.

Die Meinung, welche die Landgrafen von Thüringen unmittelbar nach Erlöschen der Familie des Stifters als Schutzherren dieses Klosters auftreten läßt, und auch dem Stadtrathe zu Erfurt später eine solche Befugniß zugesteht, welche man auf Urkunden von 1341 und 1362 gründen möchte, verdient genauer geprüft zu werden. Sollten nicht auch die Kevernburgischen Grafen, als Herren dieses Orts und Bezirks, Ansprüche darauf gemacht haben?

Die ersten achtzehn Bewohnerinnen des Klosters waren aus Wechterswinkel (Wachtereswinkele) an der Sale, bei Mellerstadt, hierherversetzt und zu Beobachtung der dort geltenden Regeln, Gewohnheiten und Gebräuche verpflichtet worden.

Wir liefern nun das durch den Verlust vieler ehemals vorhandener Urkunden sehr lückenhafte Verzeichniß der Aebtissinnen:

1) Hochburg (Hochburga) wurde den 15. Juni 1147 von dem Erzbischof Heinrich zu Mainz zu diesem Amte feierlich eingeweiht, und als eine durch Alter und würdiges Benehmen achtenswerthe Matrone (aetate et morum gravitate venerabilem) gepriesen. — 2) Kunigunde (Cunigundis), leibliche Schwester Alberts von Grumbach, 1170, 1173 Priorin; 1184, 1190 Aebtissin. — 3) Hedwig (Hedwigis), 1246. — 4) Gertraud, 1291. — 5) Bertradis, 1300. — 6) Irmengard, 1310. — 7) Margaretha, 1348. — 8) Lutrud, 1359, 1361. — 9) Johanna, 1365. — 10) Lucia von Gleichen, Tochter des Grafen Hermann IV., scheint mit Else von Gleichen in das Kloster gekommen zu sein, 1383. — 11) Jutta 1387. — 12) Katha-

rina Mullern (Müllerin) 1402. — 13) Katharina v. Enzenberg, 1423, 1426. — 14) Margarethe Winderbergen, 1482, 1488. — 15) Elisabeth Suringes (Sevringes), 1491. In einer bei Mencken scriptor. rer Germ. Th. I. p. 575 sqq. abgedruckten Urkunde von 1499 heißt sie irrig Elis. Büringen. — 16) Katharina Frencklen (Frencklin, Frenckelin, Frengkelin) war 1491, 1499 Sängerin, und kommt 1514 d. 27. April, 1418 d. 3. Okt., 1520 und bis zu Aufhebung des Klosters als Aebtissin vor.

Unter den Priorissinnen möchte die zu der Familie des Stiftes gehörige, Agnes 1179, die merkwürdigste sein.

Außerdem werden noch in den im Namen des ganzen Convents ausgestellten Urkunden Unterpriorissinnen (subpriorissae), Küsterinnen, Sängerinnen und Kellnerinnen bisweilen ausdrücklich erwähnt.

Im J. 1393 hatte sich die Zahl der hier lebenden Klosterjungfrauen bis auf 85 vermehrt.

Pröpste (Vorsteher, Vorstände, Vormünde, praepositi, administratores, procuratores) sind ebenfalls nicht in fortlaufender Reihe aufzuweisen, sondern nur einige derselben bekannt:

1) Ludiger (Ludigerus, Luthigerus) 1147, 1148, 1157, 1166, 1170, 1176, 1179. — 2) Wolfram (Wolframus, Wulfframus) nennt sich noch 1173 und 1178 sacerdos — et uehtrichishusensis ecclesiae canonicus, aber 1184, 1185, 1190, 1195, 1196, 1197 den zweiten Propst daselbst. Er wußte sich eine Menge Reliquien der Heiligen an verschiedenen Orten und durch Begünstigung angesehener Geistlichen, besonders des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, zu verschaffen, die er entweder seinem Kloster oder benachbarten religiösen Anstalten widmete. Seine Meisterschaft im Schönschreiben lernt man aus etlichen von seiner Hand herrührenden Dokumenten kennen, die man noch jetzt mit Recht als Prachtstücke des reichhaltigen Archivs zu Gotha bewundert. Vielleicht war auch das „Psalterium hebraicum, romanum et gallicanum," welches er dem Peterskloster in Erfurt verehrte, eigenhändig von ihm geschrieben. — 3) Gottschalk (Gotschalcus, Godchalcus), 1246, 1251, 1253, 1257. — 4) Konrad, 1266. — 5) Johann, erscheint als ehemaliger Propst (quondam praepositus) in einer Urkunde von 1300. — 6) Heinrich 1291, 1296, 1297, 1299, 1300, 1301. — 7) Mechtfried (Mechtfridus), 1332. — 8) Emmicho, 1340 „quondam praepositus in Icht. presbiter." — 9) Hermann, 1359, mit dem Beisatze; von Almenhausen; 1302 kommt vor „Her Herman Treyscherre probist waz czu Ychtirshusen," woraus man auf das Dasein von zwei Pröpsten mit Namen Hermann zu schließen befugt wäre. — 10) Dietrich von Apolda, 1365. — 11) Heinrich Henneberger, 1378. — 12) Albrecht Schade, 1387. — 13) Nicolaus von Tannenrode, 1402. — 14) Nicolaus Schuler. (Vormund und zugleich Vikar des Altars Johannes

des Evangelisten), 1422, 1426, 1428. — 15) Nikolaus Schyban oder Schryban, 1451, 1462. — 16) Matthias Riche (heißt bald Propst, bald Vorstender und procurator), 1482, 1490, 1491, 1492, 1495, 1499. — 17) Simon Erhardt, 1504, 1511 1513, 1514, 1518 d. 5. Mai. In dem nämlichen Jahre wird er als bereits verstorbener Vikar bei der Pfarrkirche zu Eischleben angeführt. — 18) Heinrich Spiznas, 1520 (Vorstender). — 19) Georg von Volgstedt, Propst, welchem 1526 der Ackerbau und die Viehzucht des Klosters gegen eine gewisse Vergütung eingeräumt wurde. —

Wenn man Ichtershausen auch nicht für ein wirkliches Doppelkloster, worin Mönche und Nonnen zusammen lebten, ansehen darf, so finden sich doch bald nach seiner Gründung Spuren, daß neben den Schwestern sich auch Brüder (fratres) hier aufhielten, z. B. 1157, 1179 und 1221. Solche männliche Personen waren zu Besorgung des Gottesdienstes in dem Kloster und den davon abhängigen Kirchen und Kapellen des Hauswesens und Feldbaues und manchen andern Verrichtungen unentbehrlich. Zu den ersten gehörte 1382 Herr Herman von Wymar, Frühmesser zu Ichtershausen, und 1383 Bruder Herman Bothener (Rothener?) Hofmeister, Bruder Dietrich Kremer, Schultheiß daselbst, Bruder Hans von Frimar, Hofmeister zu Kirchheim, Bruder Heinrich von Gotha, Kellner zu Eischleben, Peter von Merseburg, Schreiber, Heinrich Nayl, Schuler (Schüler) und 1402 die Brüder: Heinrich von Gotha, Bagmeister (Backmeister), auch 1405, Heinrich Jon, Hofmeister zu Ichtershausen, Heinrich Meyginkrantz, Hofmeister zu Eischleben, Heinrich Schuchmeister, Konrad Damirung, Hannes Hoykinhayn, Pfründner; der vorletzte war 1405 Weinmeister.

Zu Bestellung der bedeutenden Feldgüter, welche das Kloster nach und nach erworben hatte, und die, wie Nikol von Syphen bemerkt, aus dreihundert fünf und sechzig artbaren Hufen bestanden, waren zwölf Ackerpflüge in Thätigkeit. — Daß dieses Kloster nicht ohne Einfluß auf den Anbau der umliegenden Gegend gewesen sei, hat man, unter andern, aus einer Urkunde des Erzbischofs Konrad zu Mainz v. 1196, welche des „novale monasterii Ichtershausen Rude vocatum“ gedenkt, schließen wollen.

Das Conventsiegel des Klosters zeigt den heiligen Georg stehend, in voller Rüstung, die Rechte mit der Lanze bewaffnet, die Linke auf einen ihm zur Seite am Boden lehnenden Schild stützend, darüber einen Stern und die Umschrift: S. ECCLESJE SCJ-MONJALJUM. J. VCHTERJSHVSEN †. Es hat sich an mehrern Dokumenten (z. B. v. 1190, 1266, 1360) erhalten und ist einem Abdrucke von 1499 in Mencken Script. rer. Germ. T. III. p 577 nachgebildet. —

Das Siegel des Propstes enthält eine stehende, in der Rechten ein Buch, in der Linken den Palmzweig (als Merkmal der Ge-

richtsbarkeit desselben über die dem Kloster angehörigen Vasallen, Ministerialen und Leibeigenen oder über die sogenannte Familie des Stiftsheiligen rc.) haltende Figur, über dem Buche einen Stern, zu beiden Seiten ein Kreuz. S. Menken a. a. O. Davon weicht das Siegel des Propstes Wolfram v. 1184 u. 1190 mit dem Brustbilde eines Geistlichen, der beide Hände zum Beten oder Segnen erhebt, und der Umschrift: WOLFRAM⁹. etwas ab.

Unversehrte Siegel der Aebtissinnen sind uns bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Dem Kloster zu Ichtershausen war nach und nach das Patronatrecht über folgende Kirchen und Kapellen verliehen worden.

1) Die Kirche Johannes des Täufers zu Egenstete, welche Frideruna und Marcward an diesen ihnen gehörigen Orte erbaut und mit Einkünften versehen hatten. Sie wurde von ihnen 1148 dem Kloster gewidmet und der Propst bevollmächtigt, jeden dabei anzustellenden Geistlichen in sein Amt einzusetzen.

2) Die Kapelle des Apostels Petrus auf dem Berge bei Ichtershausen, in deren erblichen Besitz Marcward durch den Tod „des edeln und sehr reichen Mannes" Sifrid von Wasungen und des dasigen Geistlichen Christian gelangt war und die er nun 1157 dem Propste Ludiger zu Anordnung und Verrichtung des Gottesdienstes in derselben übergab.

3) — Johannes des Täufers zu Crispeleben (Crispeleibe, Kerspleben.) Im Jahre 1184 eignete Hartung, Sohn Hartungs von Sunnebrunnen, diese von seiner Mutter Berthradis ganz neu erbaute und durch den Bischof Buggo von Worms eingeweihte Kapelle mit Bewilligung des Abtes Konrad zu Fulda unserem Kloster zu. Später brannte dieses Gebäude ab, wurde aber wieder hergestellt, von dem Bischof Helmbert zu Havelberg d. 27. Julius (VI. Kal. Aug.) 1196 eingeweiht und der Tag der Kirchweihe in Zukunft auf den 25. Juli (VIII. Kal. Aug.), das Fest des Apostels Jakobus, bestimmt.

4) Die Kirche zu Dachwich (Dachbeche, Dachebich) 1308.

5) — des heil. Nikolaus und h. Gangelf zu Rechstedt (Rechstet, Rochstet) 1514, 1518.

6) — des h. Matthäus zu Eischleben, 1317, 1326, 1482, 1518.

7) — zu Thorey, daß dieselbe ebenfalls von der Aebtissin und dem Propst zu Lehn ging, erhellt aus Brückners Beschr. des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogth. Gotha III. Th. 7. St. S. 21., doch sagt Würdtwein (in Archidiaconat. B. Mariae Virg. Erford., etc. p. 77.), daß dem Propst und der Priorin des Neuwerkklosters zu Erfurt das Recht zugestanden habe, den dasigen Pfarrer zu präsentiren.

Im Kloster selbst befanden sich die Vikarien: 1) Johannes des Evangelisten; 2) des Altars Johannes des Täufers; — 3) eben-

desselben im Chore des Klosters. — Der zur Verrichtung der Frühmesse (primissaria) bestimmte Geistliche wurde von der Aebtissin, Priorin und der Sammnung vorgestellt.

Um die überhand genommenen Mißbräuche abzuschaffen war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die Reformation des Klosters mehrmals versucht worden, aber immer wieder an der Widerspänstigkeit einiger Nonnen adeliger Herkunft gescheitert. Erst 1496 konnte ernstlich und mit Erfolg dazu geschritten werden. Bei Wegführung derjenigen, welche sich darein nicht fügen und Kirche und Altar nicht freiwillig verlassen wollten, sah sich Konrad Ottonis, ihr Beichtiger, genöthigt, einen Panzer unter dem Priesterrocke anzulegen. Zwei dieser Nonnen brachte man nach Gotha, zwei nach Eisenach und ebensoviel in das Brühlerkloster zu Erfurt, und versetzte dafür drei Schwestern aus dem Martinskloster der letztgenannten Stadt in das Ichtershäusische. Als sich diese einige Zeit daselbst aufgehalten hatten, wurden sie durch ihre Freunde, selbst wider Willen des Abtes des Petersklosters, zurückberufen. Die Reformation kam endlich, trotz der ihr im Wege stehenden Hindernisse auf Geheiß des Landesfürsten und durch kräftige Mitwirkung des erwähnten Bruders Conrad zu Stande.

Die Lutherische Kirchenverbesserung und der Bauernkrieg bereiteten dem Kloster den Untergang. Folgendes Schreiben der damaligen Aebtissin Katharina Frenckten vom 9. Mai (Dienstags nach Jubilate) 1525 an den Grafen Günther zu Schwarzburg macht uns mit den hier vorgefallenen Ereignissen bekannt:

„Edeler wolgeborner Graue Gnediger Herre.

Ich gebe E. G. demüttiglichen zu erkennen, Nochdem es itzundt weyt breydt und lantleufftigk ist, das in dieser itziger auffrur, Mönche und Closter Jungfrauen awß den Clöstern vorjagt, vortryben, und zcvstört werden, wie dan mir und andern neinen Conuents Jumpfern zu Ichterßhusen gescheen ist, so müßen wir nuhe in der Irre umb zyhen und wißen nicht wo hynn und an nymands keynen trost haben, so ist der halben an E. g. mein demüttige und fleyssige Bethe, e. g. wollen solches enelende, meiner und meiner Mitconuents Jumpfern genedigklich beherzcigen, und uns in Gnaden vergönnen, in e. g. Stadt Arnstadtt ungeuerlich selb vierde, zw wonen, und die Herberge dar innen zu haben, wollen wir uns neren Spynnens, nehens adir wirckens, wie andere arme Lewthe 2c. des wollen wir uns gegen e. g. halden, als frommen gehorsamen Jungkfrawen und Schwestern zcusteht."

Nach Stillung jener Unruhen wurden die Güter des Klosters von dem Kurfürsten zu Sachsen eingezogen, die bisherigen Bewohnerinnen desselben nach Erfurt gebracht, und einer jeden zwei Erfurtischen Malter Korn und 5 fl. Geld zum Unterhalte angewiesen. Ichtershausen erhielt nun einen evangelischen Pfarrer. Heinrich

Gnesius, dessen den Visitationsakten einverleibter Bericht, uns zugleich einige erwünschte Blicke in die früher hier bestehende kirchliche Verfassung thun läßt z. B., daß außer dem Propst noch zwei Kaplane und ein Beichtvater, Predigerordens von Erfurt, zu Besorgung des Gottesdienstes gehalten wurden, wobei sie die Pfarrer zu Eischleben, Thorey und Rehstedt auf Erfordern der Aebtissin unterstützen mußten; daß zwei Kirchendiener, der eine unter dem Namen eines Chorschülers, angestellt waren, daß die Kirche zehn Altäre hatte ꝛc.

Die ersten Besitzungen des Klosters rührten von der in dieser Gegend ansehnlich begüterten Familie der Stifter her. Nach und nach erwarb dasselbe, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf: Gärten, Weinberge, Aecker, Wiesen, Teiche, Waldungen, Höfe, Vorwerke, Gerichte, Zinsen, Leibeigene ꝛc. an näheren und entfernteren Oertern z. B. in den Städten Erfurt und Arnstadt, insbesondere gelangte es allmählig in den Besitz des ganzen Ortes Ichtershausen, der, wie es scheint, durch den Ankauf der dasigen Kevernburgischen Güter, die in der Theilung dieses gräflichen Hauses an diejenige Linie gekommen waren, welche 1302 erlosch, vollendet wurde. Sie gingen nun auf die beiden Erbtöchter des letzten Grafen und durch diese an ihre Ehemänner, die Grafen von Hohnstein und Orlamünde, über, welche sie mit allen dazu gehörigen Rechten, 1304 u. 1305 an unser Kloster verkauften.

Bei beträchtlichen Einkünften scheint das Kloster im 14. Jahrhundert, durch unordentlichen Haushalt, dessen Spuren sich in verschiedenen Frauenklöstern nachweisen lassen, dennoch sehr in Verfall gerathen und von einer großen Schuldenlast gedrückt worden zu sein, da man im J. 1393 das offene Geständniß ablegte, daß man sich seit längerer Zeit in solchen Verlegenheiten befunden habe und noch jetzt befinde. Doch verbesserte sich der Zustand am Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts wieder auf erfreuliche Weise. Das Kloster besaß damals Ichtershausen, Eischleben, Thorey und Rehstedt ganz und an mehreren andern Orten zerstreute Güter. Aus jenen wurde nachher ein besonderes Amt gebildet und das Klostergebäude zur Wohnung der von Zeit zu Zeit hier anwesenden fürstlichen Personen und später zum Sitze des Amtes benutzt. — Auch die Kirche erfuhr wesentliche Veränderungen und bei ihrer Baufälligkeit und dem Anwachs der Einwohner von 1721 — 1723 eine umfassende Erweiterung, bei welcher die ursprüngliche Einrichtung nur wenig berücksichtigt werden konnte und noch vorhandene Inschriften, Gemälde und andere Denkmale aus früherer Zeit fast sämmtlich bis auf geringe Reste verloren gegangen sind.

Die beiden Thürme, welche auf der Abendseite der Kirche, der eine gegen Mittag, der andere gegen Mitternacht, stehen, scheinen sich noch von der ersten Anlage dieses Gotteshauses herzuschreiben.

Den Bau des (neuen) Schlosses begann Herzog Bernhard, dritter Sohn Ernst I., im J. 1675, weil er Willens war, daselbst

seine Wohnung zu nehmen; diesen Vorsatz änderte er jedoch, als ihm in der nachmaligen Landestheilung Meiningen zufiel. Es zeigt von dem geläuterten Geschmacke seines Urhebers. Prächtige lange Galerien, schöne, helle Zimmer in ununterbrochener Folge nach einander. Alles athmet Freundlichkeit, Größe, Anmuth und ächten Kunstsinn. Steigt man die Treppe hinauf und tritt in den Saal, welcher das Gebäude mitten durchschneidet, und die doppelte Aussicht auf den Hof und Garten gewährt, so fesselt ein vollkommen gelungenes Schlachtgemälde des in diesem Fache so ausgezeichneten Georg Philipp Rugendas die Aufmerksamkeit und erregt sogleich bei dem ersten Anblicke einen überraschenden und fürchterlichen Eindruck. Es stellt den Entsatz von Wien von den Türken vor und bedeckt ziemlich die ganze Wandfläche. Die außerordentliche Menge der Figuren, die mannigfaltigen Gruppen, der immer verschiedene Ausdruck des Schreckens und des Todes auf den Gesichtern, seine fürchterlichen Verheerungen, das Meisterhafte in der Anlage des Ganzen, nach dem Entsetzungsplane gearbeitet, geht über alle Beschreibung. Hier ist nicht durch eine Menge Köpfe oder Dampfwolken das Getummel der Schlacht dargestellt, vielmehr führt der Künstler den Beschauer, nachdem er ihm den Plan auf den ersten Ueberblick gewiesen, selbst in das Gedränge. Die Anführer Prinz Sobieski, der Herzog von Baiern, der Vezier, sind Portraits. Jedes einzelne Gesicht ist Charakter, Ausdruck, Sprache. Jede der darauf befindlichen Legionen macht sich durch ihr Nationalgesicht vor der andern kenntlich, und Schmerz, Freude, Furcht, Verzweiflung malt sich auf jedem in den verschiedensten Abwechselungen. Nirgends ist Leere, allenthalben Lärmen, Fülle, Gedränge, Wuth, Geschrei. Die Menge neuer, vorher noch nie gesehener Gegenstände läßt keinen ruhigen Punkt fassen, und den Seher nicht zu Athem kommen. Diese stete Veränderung, dieser schöpferische Aufwand von den mannigfaltigsten, immer in dem Plan des Ganzen verwebten Gruppen, diese unübersehbare Menge ausdrucksvoller Gesichter, handelnder und leidender Wesen, betäuben und verwirren die Sinne. Es wird einem bange, man fühlt sich umringt von den würgenden Schaaren und der Fuß bewegt sich mechanisch vorwärts um ihrer Wuth zu entrinnen. Den empörendsten Eindruck macht ein Türke, der auf dem Bauche liegt, und dessen Rücken von Pferden zertreten wird. Er reckt den Kopf in die Höhe, und brüllt vor Schmerz. Der kahle Scheitel mit einer Säbelwunde über der Stirn gespalten, der weit geöffnete Mund, die gräßlich herausgetriebenen Augen, wahnsinnige Verzweiflung blitzend, machen die zweckmäßigst schauerliche Einleitung zu dem, was sich über dem Rücken des Unglücklichen erheben wird. Nahe bei ihm, etwas höher, will ein Türke im Fliehen einem Kaiserlichen den Kopf spalten. Er stürzt auf ihn ein, die Hand schwingt den Säbel, aber schon fliegt sein eigner Kopf, von einem Dritten abgemäht, herab, und der Rumpf scheint taumelnd im Stürzen den gedrohten Hieb zu

führen. Jetzt treten die Gruppen enger an einanter. Sobieski, einen schönen Polacken reitend, ertheilt Befehle. Nicht fern von ihm lehnt ein Reiter, verscheidend, umsinkend am Pferde. — Schädel sammt der Schulter sind der Länge nach gespalten und hängen schrecklich zerfetzt herab, die andere Hälfte zeigt Blut, zersprengte Adern, zerrissene Nerven und zuckendes Gehirn. Der Anblick erfüllt mit Jammer und Mitleid. Da sinkt einer von dem Rosse in die Arme seines Kriegsgefährten, Todtenblässe tüncht sein Gesicht, der Leib ist ihm geschlitzt, die Eingeweide sichtbar. Links weiter oben, dringen die baierschen Kürassiere in den rechten Flügel der roth gekleideten Türken. Von den Seiten spielen Geschütze. Man empfindet den gewaltigen Druck der Kanonenkugeln, deren Wirkung Rugendas mit Gefahr seines Lebens auf den Wällen von Augsburg studierte.

Ganze Glieder fallen wie Heu vor der Sense. Im türkischen Heere herrscht überall Angst, Verwirrung, Verzweiflung. Die Fahne Mahomets ist in Gefahr. Die Fliehenden stürzen mit schrecklichem Geschrei über einander. Die braunen asiatischen Gesichter, mit den rothen Gewändern, die schrecklich umherstarrenden Augen und die weit geöffneten Mäuler, aus welchen man, wie mit einem Athem ihr betäubendes furchtbares Allah! Illah! zu vernehmen wähnt, die aufgehobenen Hände, die nicht mehr vertheidigen, sich nur an den Himmel anhalten möchten, von dem sie Rettung herabbringen wollen — unter der Menge vorzüglich der Groswessir, — theilen dem Zuschauer ihre ängstliche Verwirrung mit.

Rechts von dem Stande des Bildes, auf einer Batterie zwischen Kanonen und Schanzkörben erblickt man zwei Kapuziner, welche dem christlichen Heere Muth einsprechen, und das Crucifix vorhalten. Eifer, Fanatismus für die gerechte Sache, hohes Interesse für den noch nicht entschiedenen Ausgang, charakterisirt ihre Gesichter. In einiger Entfernung springt eine Mine! Tausende fliegen in die Luft! zerrissene Körper, zuckende Glieder. Im Hintergrund erscheint der Prospekt von Wien. *)

Der Graf Gotter, Erbauer des Lustschlosses zu Molsdorf, soll dieses herrliche Gemälde auf seiner Reise durch Ungarn in einem elenden Wirthshause als Tapete angetroffen und um einen geringen Preis erhandelt haben. Er machte dem Herzoge von Gotha ein

---

*) Wir haben diese, wie es uns wenigstens nach flüchtiger Betrachtung des allerdings ausgezeichneten Bildes vorkommt, nicht ganz unparteiische Schilderung größtentheils aus einem längst vergessenen anziehenden Buche Dr. Kaietan Arnolds: Malerische Wanderung am Arme meiner Karoline durch die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thale der Liebe. I. Bd. (Erfurt 1804. 8.) S. 89 bis 99 entlehnt.

Geschenk damit, der es auffrischen, und die Stellen, wo es gelitten hatte, ergänzen ließ. Ein diesem ähnliches Bild soll die Düsseldorfer Gallerie besessen haben, das aber in den von uns zu Rathe gezogenen Verzeichnissen dieser Sammlung fehlt.

In diesem Schlosse befand sich im Winter 1813 — 1814, während der Belagerung von Erfurt, ein preußisches Militairlazareth. Den 700 darin verstorbenen Kriegern wurde nachher auf Veranstaltung der Gemeine, ein einfaches aber geschmackvolles Denkmal errichtet, und am 18. Oktober 1819 eingeweiht.

L. F. Hesse.

Die Heinrichsburg und die Erichsburg im Unterharze.

Wenn irgend zwei Burgen nach ihrer Lage den Zweck ihrer Erbauung und ihr Gewerbe einstens an der Stirn trugen, so waren es die Heinrichsburg und die Erichsburg, die in ihren Ruinen jetzt noch aus dem Versteck waldiger Höhen wie düstere Wahrzeichen einer noch düstereren Zeit in das Thal herabblicken. Wir betrachten zuerst

die Heinrichsburg.

Da, wo die vom Mägdesprunge nach Ballenstedt führende Landstraße aus dem Selkethale zum Dagmarisfelde (S. Th. I. pag. 161) emporsteigt, erhebt sich links am Wege, wo eine Straße nach Gernrode abbiegt, ein mäßig hoher aber steiler Berg, der einst auf der äußersten Spitze seines schmalen Rückens auf einem Grünsteinfelsen die Heinrichsburg trug. Jetzt sind von Brommbeeren und Gesträuch überwachsene Schutthaufen, aus deren Mitte ein halb verfallener viereckiger Thurm hervorragt, fast die einzigen Ueberreste der Burg, zu denen man auf geebneten Pfaden bequem auf dem Bergrücken hin gelangen kann. Ob der Thurm einst sehr hoch gewesen, läßt sich aus seinem geringen Durchmesser kaum vermuthen. Mit seiner vollen Höhe hat er aber gewiß nie die dreifache der jetzigen überstiegen, und würde eine bedeutende Höhe hier in der Mitte hoher Berge auch gar nichts genutzt haben. Reste der äußern aus großen Bruchsteinen gebaueten Ringmauer und Wallgräben lassen auch den Umfang der Burg noch beurtheilen. J. v. Rohr *) erzählt, er habe nicht bloß noch erkannt, wie

---

*) S. dessen Denkwürdigkeiten des Unterharzes.

die Burg einst mit doppelten Mauern umgeben gewesen sein müsse, sondern habe auch einige theils ziemlich verfallene, theils noch stehende Gewölbe, wie auch gewölbte Eingänge und Thüren, welche vermuthlich Keller gewesen, noch gesehen. Weil der Berg aber wenig Raum darbot, so kann die Burg nur klein gewesen sein. Desto leichter war sie jedoch zu vertheidigen und desto schwieriger wurde ihre Einnahme, zumal von drei Seiten durch den steilen Berg geschützt, die vierte nach dem schmalen Bergrücken hin, wo der Eingang war, durch Thurm und Gräben leicht vertheidigt werden konnte. Jetzt überblickt das Auge von diesen Höhen herab nur heitere von Wald umschlossene und von Quellen durchrieselte Wiesengründe und die genannten Landstraßen, und früherhin kann der spähende Blick auch nur eine von Krämern mit Gütern befahrene Straße bewacht und über noch dunklere Wälder hinübergestreift haben. Allein so düsteres Geheimniß diese Ruinen auch verbergen mögen, so bieten sie da, wo man auf der oben erwähnten Landstraße noch wenige Schritte vom Dagmarisfelde entfernt ist, in einer Biegung zur Linken bei einem Rückblicke doch einen sehr malerischen Anblick. Wann und von wem diese Burg einst aufgerichtet wurde, darüber fehlen alle Nachrichten, doch mag ihre Erbauung nach unserer Andeutung im allgemeinen Ueberblicke vom Harze (Th. I. pag. XLV.) wenn nicht früher spätestens in das 10. Jahrhundert fallen; ob sie aber von Vorfahren des anhaltischen Fürstenhauses zuerst erbauet sei, kann, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, doch nicht erwiesen werden. Vielleicht waren die in diesen Gegenden begüterten Markgrafen der Lausitz, Gero I., Stifter von Gernrode, und dessen Neffe und Erbe Ditmar I., Gründer von Dagmarisfeld, die Erbauer oder wenigstens eine Zeit lang die Besitzer der Burg, zumal Ditmar auch Schutzvoigt von Dagmarisfeld gewesen ist. Auch über das spätere Kloster Hagenrode übten die Grafen von Ballenstedt 993 die Schutzvoigteirechte aus. (S. Th. I. p. 163.) Beckmann erzählt, die Anhaltischen Fürsten hätten die Burg den Grafen von Stolberg übergeben, um ein wachsames Auge auf die herumliegenden Anhalt. Besitzungen zu haben; dieß wäre aber verjährt und die Grafen hätten die Burg darnach von den Fürsten zu Lehen genommen. Gewiß ist, daß sie zu manchen Zeiten eine gefürchtete Raubburg gewesen ist und daß sie den hier über den Harz führenden Paß sehr unsicher gemacht hat. Dieß bestätigt wenigstens Rivandrus *) und auch Spangenberg in seiner Mannsfeldischen Chronik, indem beide erzählen, daß die Burg im Jahre 1344 durch die Grafen Dietrich und Heinrich zu Hohenstein zugleich mit deren Söhnen Bernhard und Heinrich belagert und eingenommen sei, und daß die Straßenräuber, die man darauf gefunden, gerichtet worden wären. Sie

*) S. Rivandrus Thüring. Chronik p. 406 und Beckmanns Anh. Chronik. p. 166.

muß aber bald darauf wieder aufgebauet und Anhaltisches Eigenthum geworden oder geblieben sein, weil Fürst Otto sie mit Zubehör 1377 den Grafen zu Stolberg zu Lehen gab. Wahrscheinlich hatten diese aber früherhin schon, wie oben bemerkt, sowohl die Heinrichsburg als auch die Erichsburg zu Lehen inne gehabt und waren einzelne von ihnen zu wilden Raubrittern nur ausgeartet; wenigstens beweist das nicht bloß die Geschichte der Erichsburg, sondern es spricht dafür auch, daß bei Zerstörung der Erichsburg der Vernichtung der Heinrichsburg oft mit gedacht wird, ja daß einige Historiker, wie Hr. v. Rohr, die ganze Zerstörungsgeschichte der Erichsburg auf die Heinrichsburg übertragen, und daß beide Burgen so oft zusammen genannt werden. So entstand 1381 wegen der Holzungen der Erichsburg und der Heinrichsburg zwischen Fürst Otto von Anhalt und dem Grafen Heinrich von Stolberg ein Streit, der durch die erwählten Schiedsrichter, Graf Gebhardt von Mannsfeld *) und Busso von Schraplau nach den Aussprüchen der ältesten Leute dasiger Gegend aber gütlich beigelegt wurde. Es mag aber die Heinrichsburg, weil viele der Stolberger zu den raubsüchtigen Harzgrafen gehörten, vielleicht späterhin doch noch ein Mal eine Zerstörung erfahren haben, wenigstens sieht man auf dem gegenüber liegenden Berge noch eine Schanze und die Sage berichtet, daß von da aus das Raubschloß bei seiner letzten Einnahme und Zerstörung mit angegriffen worden sei. Im Jahre 1576 verpfändeten die Grafen von Stolberg, die wir also immer noch im Besitze antreffen, diese Burg nebst Zubehör auf 6 Jahre an den Cämmerer Christoph von Hoym auf Schloß Steckelnberg, (nicht aber an die Heimburger Grafen, wie Andere berichten). Das Pfand kam jedoch von diesen bald wieder in Anhaltische Hände und blieb nun auch darin. Der Stolberger Lehnbrief nennt damals das Schloß ein Amthaus und giebt als dazu gehörige Besitzungen, außer den in Anhalt gelegenen Waldungen an das Dorf Breitenstein, die wüste Dorfstedte zum Amt bei dem Schwende, das Feld zu Liegesbach bei Güntersberg, die Gehölze bei dem Gräfinteiche, den Ameckenberg mit allen umliegenden Hölzern von der Selke nach Stolberg hin bis an das Kirchenholz, das Dorf Dankerode mit allen Regalien, Holzungen, Bergen und Bergwerken zur gleichen Hälfte, darzu die Dörfer Bernrode **), Billingerode und Bolckendorff mit Vorbehalt des zur Hälfte Anhalt zufallenden Gold und Silberzehnds, Kupfer, Blei und Zinn jedoch allein, ferner das Dorf Düttichenrode mit den Regalien und im Dorfe Bennungen fünftehalben Höfe und 2 Markscheffel Korn, auch eine große Wiese, die Caspar von Berlepsch in Afterlehn hat, und end-

*) Wahrscheinlich derselbe, der eine Zeitlang Geheimerath des Kaisers Carl IV. war.

**) Das jetzige Dorf Bernrode ist, da es vorher eine wüste Dorfstätte gewesen, 1585 wieder aufgebauet. S. Güntersberge.

lich die Wüstung Bitzenrode bei Güntersberg, welche die Grafen 1536 erst erkauft haben. Es wird aber nicht ausdrücklich bemerkt, ob damals noch Gebäude gestanden haben und ob sie auch bewohnt gewesen sind oder ob man nur die mit der Burg verbundenen Gerechtsame darunter verstanden hat. Da in dem alten Harzgeröder Flurbuche von 1608 keiner Gebäude gedacht wird, so ist letzteres das wahrscheinlichste. Nach einem 1708 abgeschlossenen Rezesse ist 1709 die eine Hälfte dieser Besitzungen von Anhalt aber an Stolberg und zwar ohne Erlegung des Wiederkaufschillings, wie man sagt als Pathengeschenk, wieder zurückgegeben, und auch die andere Hälfte soll unter gewissen Bedingungen beim Erlöschen der Anhalt. Bernb. Linie an Stolberg wieder zurückfallen können.

Weil die Burg eine Raubburg gewesen, so wähnte der Volksglaube hier lange Zeit große Schätze verborgen, und Schatzgräber haben oft, namentlich im Thurme, wiewohl vergeblich diese Schätze gesucht, haben aber einst in einem ausgegrabenen Felsengewölbe ein großes Menschengerippe mit einem Messer in der Brust gefunden.

Der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg ließ 1784 auf diesen Ruinen ein kleines Jagdhaus, von einem Gärtchen umgeben, aufbauen, und brachte, weil er dieß Plätzchen sehr liebte, hier manche Stunde seines Lebens zu. Da hierbei ein Theil der Trümmer aufgeräumt wurde, so entdeckte man, wie auch bei Anlegung der Chaussee am Fuße des Berges, nicht bloß Sporen, Fußangeln, große steinerne Kugeln, Spieße und andere Waffenstücke, sondern an einer Stelle viele kleine Hufeisen, Menschenknochen und auch Spuren einer Zerstörung durch Feuer. Dieß Jagdhaus ist mit dem Tode des Fürsten aber auch wieder zerfallen und späterhin ganz weggenommen. *)

Den breiten Ramberg übersteigend und so immerwährend etwa anderthalb Stunden im Walde fortwandelnd, begeben wir uns zu den einsamen Trümmern

der Erichsburg.

Keinem so kleinen eingeschränkten Raume des Harzplateau haben Tod und Vernichtung ihre Spuren wol so tief und bleibend

*) Mit dieser Burg ist ein uralter Zoll verbunden, der aber jetzt auf Mägdesprung erhoben wird. Zur Geschichte dieser Zölle, wie es deren mehrere auf dem Harze z. B. bei Güntersberge, bei der Kluß 2c. giebt, diene Folgendes: „Nachdem die ersten Erbauer der Harzburgen, mit oder ohne des Kaisers Befehl auch die ersten Pässe über den Harz angelegt haben mogten, erhoben sie von Allen, welche sich der Straßen bedienten, Abgaben in den Gegenständen, welche jene mit sich führten. Da diese oftmals nicht freiwillig und nicht in dem Maaße, wie sie begehrt, gegeben wurden, so nahm man sie mit Gewalt und weil diese Selbsthilfe zu lockend war und es strafende Richter damals nicht gab, so entstanden die Raubburgen. Später in legalern Zeiten wurde diese Abgabe in Zoll- und Geleitsgeld verwandelt, und jetzt ist daraus ein billiges Chaussee- und Wegegeld gemacht.

eingedrückt, als der Gegend, wo einst die gefürchtete Erichsburg und so manche andere menschliche Ansiedelung gestanden, und wo die Kaiser aus sächsischem Geschlecht oft durch heitere Jagdlust der schweren Regierungssorgen sich mögen entschlagen haben. Südwestlich vom Ramberge nämlich, auf einem von Mitternacht nach Mittag laufenden hohen waldigen Bergzuge, von zwei tiefen Thälern eingeklemmt stand einst die trotzige Erichsburg. Obwohl ihr die steile Bergwand nur auf zwei Seiten Schutz verlieh, so gab ein tiefer Graben auf den beiden andern Seiten, der gegen Mitternacht sich selbst verdreifachte, verbunden mit einem Thurme, ihr doch große Festigkeit. Weil nun die Burg auch klein und der Thurm so gebauet war, daß er sowohl den vordern ersten als auch den innern Eingang zur Burg leicht deckte, so konnte sie deshalb von weniger Mannschaft gut vertheidigt werden. Auch die Umsicht von dem Thurme kann gegen Abend hin nicht unbedeutend gewesen sein, indem man wahrscheinlich einen Theil der alten Nordhäuser Straße und mehrere Ortschaften wie Güntersberge mit der Güntersburg, Vitzenrode, Bernrode ꝛc. hat überblicken können; gegen Mittag hat aber das Auge Harzgerode und die Ebene nach Hayn theilweise noch erreicht. Die Ritter der Erichsburg mit denen von der Güntersburg mogten daher wol diesen Theil des Harzplateau beherrschen. Die Burg, die ganz in Trümmern liegt und jetzt nur einen Schutthaufen noch bildet, war von Granit erbauet und die Quadern waren mit Kalk so fest verbunden, daß der runde Thurm, als er bei Zerstörung der Burg durch irgend eine Gewalt herabgestürzt wurde, beim Niederfall nur zerborst und so zerborsten aber mit völliger Rundung als letzter Rest der Veste im westlichen Graben noch sichtbar ist. Er ist nicht umfangreich gewesen. Auch Quadern, worin eiserne Klammern und Anker eingefügt lagen, so wie Hohlziegeln mit den Haken nach alter Weise in der Mitte, kann man noch auffinden. Von den Wurzeln hoher Buchen, die ehedem diese Trümmer überschatteten, ist aber das wenige Gemäuer so zerrissen, daß kaum noch die Stellen, wo es gestanden, erkennbar geblieben sind. Aber auch im Jahre 1608 schon war nicht mehr davon als jetzt zu sehen, wenigstens giebt das schon erwähnte alte Flurbuch dieselbe Schilderung der Burg, wie wir sie jetzt erblicken. Auch von einem Brunnen ist nichts zu entdecken. Wer die Burg einst bauete, ob Vorfahren des Anhaltischen Fürstenhauses, wie Beckmann meint, liegt ebenso wie bei der Heinrichsburg im tiefsten Dunkel begraben. Die früheste Kunde, die man von ihr hat, ist *), daß die reichen und mächtigen Ritter von Heimburg im 13. Jahrhundert die Burg besessen hätten. Einer derselben, Anno, habe aber seinen Lehnsherrn, einen Grafen von Reinstein, erstochen. Deshalb habe er das Land räumen müs-

*) S. Schwanberger in seiner Anhalt. Historie lib. 6. cap. 9. und Zeitfuchs Stolberg. Chronik p. 27.

sen, und die Grafen von Stolberg hätten die Burg nun eingenommen und von Neuem wieder aufgebauet und befestigt. Niemann in seinem Handbuche für Harzreisende sagt, die Heimburger hätten sie an die Grafen von Stolberg verkauft, giebt jedoch seine Quellen, aus denen er geschöpft, nicht an. Wie die Ritter von Heimburg die Wegelagerung schon betrieben haben mogten, nicht besser machten es die Grafen von Stolberg, denn im 14. Jahrhundert wurde die Erichsburg als eine die ganze Umgegend unsicher machende Raubburg gefürchtet. Graf Herrmann von Stolberg nämlich, der in ihr hauste, fügte aus diesem Schlupfwinkel den benachbarten Herren und Städten, namentlich den Grafen von Schwarzburg und den Bürgern von Nordhausen und Quedlinburg, bei ihrem Verkehr mit einander über den Harz großen Schaden zu. Melissantes in seinem erneuerten Alterthume und Andere erzählen deshalb*), der Graf sei, die Burg abzubrechen, gebeten, habe aber arge Drohungen als Antwort gegeben. Darauf hätten sie sämmtlich hierüber bei Friedrich dem Streitbaren**), Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen, und bei der Stadt Erfurt Klage geführt, welche mit Hilfe der Mühlhäuser und Nordhäuser nun 1346 am Tage Mariä Magdalena vor die Erichsburg gerückt waren. Dagegen berichtet Fritsch in seiner Geschichte von Quedlinburg, auf eine Nachricht in der Historie von der Reichsstadt Nordhausen sich stützend, daß der Graf Herrmann V. von Hohenstein im Jahre 1347 mit den Schaaren der vereinigten Städte vor die Erichsburg gezogen sei und Niemann erzählt, Graf Heinrich von Hohenstein habe als kaiserlicher Landvoigt jene Schaaren angeführt. Uebereinstimmend erzählen aber Alle und gewiß ist es daher, daß die Burg, nachdem sie hartnäckigen Widerstand geleistet, erobert und zerstört ward. Graf Herrmann von Stolberg und Ritter Heinrich von Werther wurden gefangen genommen und gleich enthauptet, neunzehn Spießgesellen aber, woraus die ganze Besatzung bestanden hatte, wurden an den Bäumen um das Schloß herum aufgeknüpft. Auffallend ist es, daß sich die beraubten Städte bei dem Landgrafen Friedrich und nicht bei den muthmaßlichen Lehnsherrn, den Fürsten von Anhalt, beklagten; desgleichen, daß Peccenstein in seinem theatrum Sax. T. III. pag. 198 die Burg den Grafen von Hohenstein zuständig nennt. Vielleicht ließe sich dieß daraus erläutern, daß, weil die Anhaltischen Fürsten Harzgerode und vielleicht auch Güntersberge im 14. Jahrhundert wie späterhin noch einige Male an die Landgrafen von Thüringen und durch diese wieder an die Grafen von Hohnstein verpfändet hatten, auch diese Besitzungen an selbige als Pfand vielleicht überge-

*) S. Rivandrus Thüring. Chronik pag. 407 u. Spangenberg in seiner Mannsfeld. Chronik p. 334 b.

**) Da Friedrich der Streitbare 1326 gestorben sein soll, so muß, wenn das Todesjahr richtig ist, es sein Sohn Friedrich gewesen sein.

ben sein mogten.*) Nach dieser Zerstörung ist die Burg nie wieder aufgebauet, was auch daraus erhellt, daß, obwohl der Burgplatz nebst den dazu gehörigen Forsten in Stolbergischen Händen bleibt und den Heinrichsburgischen Besitzungen zugezählt wird, der Erichsburg als einer erneuerten Veste bei den zu der Heinrichsburg gehörigen Gütern 1576 nicht gedacht wird. Auch kann überhaupt in Betreff dessen, was Historiker über die Burg noch aufgezeichnet haben, auf die Heinrichsburg verwiesen werden, wo es bereits erwähnt ist. Daß Niemann erzählt, der Grund und Boden sei 1581 dem Hause Anhalt als Lehn und nachmals erst als Pfand gegeben, über die Richtigkeit dieser Angaben wäre aber ein Nachweis sehr wünschenswerth. Vor etwa hundert Jahren und darüber (1725—1740) wurde in dem alten Burgberge und darunter der Bergbau auf Kupfer begonnen. Weil aber die Ausbeute die Erwartungen nicht befriedigte, blieb er wieder liegen und noch jetzt sieht man einige schauerlich tiefe offene Schachte aus jener Zeit. Nicht weniger ist auch eine Mühle, die sonst dicht unter der Burg im Thale stand, verschwunden und nur die Stelle, wo sie gestanden, das sogenannte Mühlloch, sieht man noch. Wodurch der Pfad, der zur Burg führt, von den Jägern in alter Zeit der Kirchsteig [Andere schreiben: der Kirschsteig **)] geheißen und weshalb die jenseits des Thales nach dem Ramberge hin jetzt mit Eichen bedeckte Hochebene das Bischoffsröder Feld genannt worden ist, darüber fehlen alle Nachrichten. Als Beweis früherer Cultur kann aber dienen, daß dieß Feld frei von Granitblöcken ist, während solche außerdem zahlreich hier umher liegen. Auch wird es so wie ein „neuer Hoff" im Flurbuche von 1608 schon erwähnt und nur bemerkt, es möge wol ein zu Kloster Hagenrode ehedem gehöriger Jagdhagen gewesen sein, dessen Holz von den Grafen von Stolberg aber, während der Verpfändung dieser Güter an selbige, wo sie damit schlecht wirthschafteten, abgetrieben sei.

Auch die Burgruine hat sich in neuesten Zeiten ihres schönen Laubgewölbes entkleiden müssen, indem Tannenpflanzungen den Buchenwald hier verdrängt haben. Bei dem Cultiviren des Bodens fand man vor der Burg unter dem Rasen von der Zerstörung her noch Speere, Pfeile, Streitäxte und Sporen. Weil nur wenig befahrene Wege von Güntersberge nach Ballenstedt und von Gernrode nach Stolberg sich hier kreuzen, so hat die Natur diese sonst vom Rufe wilder Krieger und vom Jammergeschrei der Unglücklichen durchrauschten Berge und Thäler jetzt mit der heiligen Stille des Friedhofes überdeckt.

---

*) S. Lindners Geogr. u. Geschichte von Anhalt p. 506. Durch die häufigen Verpfändungen sowohl als auch durch die Lehnsverhältnisse damaliger Zeit ist viel Wirrwarr in die damalige Geschichte gekommen, aus dem man sich schwer und oft gar nicht herausfinden kann. S. v. Rohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes p. 432 u. Müllers Annal. Sax. p. 11 u. 19.

**) Wahrscheinlicher ist Pirschsteig.

Wir wenden uns jetzt noch nach dem westlichen Abhange des Bergrückens und wandern am Mönchsholze hinunter durch das Haneckrod nach den Mönchshöfen. Auch das Haneckrod mit dem sich daran schließenden Hanthale deuten auf frühere Cultur von den hier einst reich begüterten Hanen und Heisen. Die Mönchenhöfe, die von dem Mönchenberge oder Mönchenholze durch einen von dem Ulenbache durchflossenen Thalgrund getrennt werden, sind auch nichts weiter als eine jetzt theils noch als Anger, theils als Ackerland benutzte kahle Fläche auf einer kleinen Anhöhe, auf der man nichts weiter als die Füllmunde von drei bis vier großen einen freien Platz umschließenden Gebäuden sieht, die sämmtlich von einer noch in den Grundlagen sichtbaren Mauer umzogen waren. Wegen der Benutzung der Fläche, und weil die hier seltenen Bausteine schon früher zum Aufbau des Dorfes Siptenfelde verwendet sein sollen, kann man auf der von allem Schutt gereinigten Fläche durch verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, auch durch die Richtung der Gebäude und durch gefundene Dachschiefern den Zweck derselben, auch den Brunnen wol vermuthen, allein mit Gewißheit, ob hier ein Kloster oder bloß ein zu einem Kloster gehöriger Ackerhof gestanden, läßt sich hierüber nichts bestimmen. Im Saalbuche von 1608 heißt es: „Die Altsassen von Güntersberge berichten, es solle ein altes Kloster zum Hause Erichsburg gehörig gewesen sein. Wie und welchergestalt es zerstört, sei ihnen aber unbewußt." *) Auf ein Kloster deutet auch das gegenüber liegende Mönchenholz, allein die einzigen hierüber einiges Licht gebenden Stellen finden sich nur in Leuckfelds Antiq. Michaelstein pag. 55, und in Zeitfuchs Stolberg. Chronik pag. 27, wo es von Graf Botho **VI.** von Stolberg heißt: „Man hat auch schöne Concessionen von ihm, wie er denn 1416 das völlige Recht über das streitige Klosterholz am Erichsberge an den Abt Nicolaus zu Michelstein bei Blankenburg cedirt und dafür nur verlangt hat, daß ihm und seinen Angehörigen Mittwochs oder Donnerstags nach Quasimodogeniti jährlich Seelenmessen gelesen würden. Es geht also hieraus hervor, daß damals die Grafen von Stolberg, wenn gleich die Erichsburg in Trümmern lag, doch die Besitzer dieser Gegenden gewesen sein und daß sie über dieses Klostergut die Rechte eines Schutzvoigtes ausgeübt haben mögen. Vielleicht waren die Mönchenhöfe damals auch schon eingegangen und hatten mit Zerstörung der Burg ihre Endschaft erreicht. Bei Michaelstein muß das Mönchenholz aber verblieben und nach dessen Aufhebung an Braunschweig übergegangen sein, weil 1603 durch einen Vergleich Anhalt für das Dorf Allrode, von Braunschweig den Eilenstein **) (Ulenstein) oder das

---

*) Auch jetzt bezeichnet die Volkssage sie noch als das zur Erichsburg gehörige ehemalige Vorwerk.

**) Der wirkliche Eilenstein oder Ulenstein ist ein, theilweise jetzt zum Chausseebau weggesprengter, in einem Wiesengrunde isolirt stehender großer Fel-

Mönchenholz und Laubthal rc. erhielt. — Ueber die unweit der Mönchenhöfe liegenden kleinen Holzflecke, das große und kleine Osterhäufchen, läßt sich nichts weiter sagen, als daß der Name auf Verehrung der alten heidnischen Gottheit Ostra deutet. Vielleicht hießen die Flecke früherhin Osterhainchen.

Anderer wüster Ortschaften, wie Vitzgerode *) und Billingerode, nicht zu gedenken, die bei Güntersberge erwähnt werden, wollen wir diesen großen Todtenacker der Wohnungen früherer Geschlechter jetzt noch beschließen mit dem Sippenvelth, dem Silicanfelth und einigen andern Ortschaften. Sowohl Sippenvelth als auch Silicanfelth waren Jagdschlösser Kaiser Heinrich I., die er seiner Gemahlin zum Hochzeitsgeschenk verehrte und von denen Silicanfelth in der Gegend der jetzigen Silberhütte im Selkethale, Sippenvelth aber im Ulenbachsthale jenseits des Kronsberges an einem kleinen Bergabhange unfern des jetzigen Siptenfelde gelegen hat. Schon 937 wird beider Orte gedacht und 961 schenkte die Kaiserin Mathilde beide Oerter dem von ihrem Gemahl gegründeten Stifte Quedlinburg, dem sie bis tief in das 15. Jahrhundert hinein auch verblieben sind. Da mehrere Urkunden von hier aus datirt sind **) und Otto I. 937 dem Stifte den Zehnd von der ganzen dasigen Jagd schenkte, auch seiner Weiterreise von hier aus nach Wallhausen gedacht wird, so müssen beide Oerter der Jagd wegen beliebte Aufenthaltspuncte der Kaiser gewesen sein. Das Stift gab sie zu Lehen an die Grafen von Reinstein und diese zu Afterlehn wieder an die Herren von Röder, und so mögen die Verhältnisse wol geblieben sein bis kurz vor der Reformation, wenigstens erhellt dieß aus einem Verzeichniß der Güter des Grafen Ulrich von Reinstein von 1483, die er von dem Stifte Quedlinburg zu Lehen empfan-

---

sen, nach welchem die darum liegenden Holzungen benannt sind. Bei seiner Zerstörung fand man in einem Felsenspalt einige sehr alte Geldstücke.

*) Vitzenrode Vicerolh wird 1218 von Arnold von Röder, welcher Familie Eigenthum es damals schon lange gewesen war, mit Zustimmung von dessen Sohne Hugold an das Kloster Marienthal bei Helmstedt verkauft s. Beckmann Tom. VII. p. 261. St. Stolb. Lehnsbrief von 1576 ist es 1536 aber von den Grafen von Stolberg erkauft und den Heinrichsburgischen Besitzungen beigefügt. Da es im Flurbuche von 1608 jedoch heißt, es sei früherhin eine Besitzung des Klosters auf dem Altenberge bei Güntersberge gewesen, und es habe das aus dem zerstörten Kloster gebildete und 1608 schon längst bestehende Oeconomiegut deshalb jährlich noch 2 Thlr. an das Kloster Marienthal zu entrichten, so ist hier ein schwer zu enthüllendes Dunkel, in wessen Besitz es von Marienthal zuerst übergegangen ist. Jetzt sieht man bloß noch die Stelle, wo ein Thurm gestanden hat. Einer Vitzenröder Warthe wird aber 1608 noch gedacht, die zwischen dem Bischofsröder Felde und dem breiten Berge im alten Jagdhagen nach Hagenrode hin gestanden haben soll.

**) Kaiser Otto I. unterzeichnete zu Sippanfelth unterm 17. April 961 eine Urkunde, in welcher er dem Markgrafen Gero die von ihm gegründete Abtei zu Gernrode bestätigte und dem dortigen Convente die Erlaubniß ertheilte, sich nach Absterben der Aebtissin Haihui eine Aebtissin und auch einen Schutzvoigt frei zu erwählen. S. Gernrode Th. V. p. 83.

gen hatte, desgleichen aus alten Lehnbriefen der noch blühenden Familie von Röder. Weil aber das alte Flurbuch von 1608 sagt, die Fürsten von Anhalt hätten die Grafen von Reinstein beliehen, und weil bei dem Aussterben der Reinsteinischen Grafen das Stift auch keine Ansprüche auf Rückfall des Lehns macht, so muß die Oberlehnsherrlichkeit vom Stifte bald nach 1483 an Anhalt abgetreten sein. *) Silikenvelde wird im 13. Jahrhundert noch als ein bewohntes Dorf erwähnt, später findet sich nichts darüber. Wahrscheinlich sind beide Oerter 1524 von den aufrührerischen Bauern zerstört und darnach wüste geblieben; 1608 kaufte Fürst Christian von Anhalt Sippanfelth von Wolf Didrich von Röder für 15045 Meißner Gulden. Es war damals im Wiesengrunde des Ulenbaches noch ein alter zerfallener Kirchthurm zu sehen; 1663 fing aber Fürst Wilhelm von Harzgerode das jetzige Dorf Siptenfelde jedoch auf einer andern entfernter liegenden Stelle zu bauen an. Nach den noch sichtbaren Füllmunden zu urtheilen, muß das alte Dorf ein ziemlich großes Dorf gewesen sein; die Stelle des Thurmes erkennt man nur im Sommer noch durch das darauf verbrannte Gras.

Auch das Conenrod zwischen dem Hähnchen und dem Alexisbade waren Ansiedelungen, die dem Sturme der Zeit erlegen haben. Das Conenrod war ein zum Kloster Hagenrode gehöriges Dorf (s. Th. I. p. 162) und ist jetzt Ackerland, ohne daß Spuren seines frühern Daseins, den Namen der Feldmark ausgenommen, noch zu bemerken sind. Von dem Hähnchen, den Grafen von Stolberg zugehörig, stand 1608 noch ein alter zerfallener Kirchthurm, doch wurde 1754 auf dieser Stelle von Fürst Victor Friedrich ein Oeconomiegut mit mehreren Tagelöhnerhäusern wieder aufgebauet. Früher und später hat man bei Bauten und Erdabtragungen daher Gegenstände des Alterthums, namentlich auch Bracteaten, hier wol vorgefunden, und im Forstorte der Winde, dem jetzigen Gute gegenüber, bemerkt man jetzt noch viele Hausstellen, die wahrscheinlich diesem verwüsteten Orte angehört haben. Wann diese Verwüstungsperiode für beide Oerter aber gewesen sein mag, ist vom Schleier des Geheimnisses umhüllt. So schafft und zerstört die ewig wandelnde Zeit, weil es der Genius der Menschheit für gut erkennt und auch unsern Schöpfungen wird es nicht anders ergehen.

*) Zu diesen Lehen gehörten auch noch Besitzungen in Stangerode und eine Dorfstette Keindorf nebst dem Zehnd zu Schneblingen.

W. Schönichen.

Schlußbemerkung.

Das Erscheinen gegenwärtigen Suplement=Bandes hat sich leider durch zu spärliches Eingehen der zugesagten Beiträge so bedeutend verzögert, daß die Verlagshandlung und Redaction sich nicht allein veranlaßt fühlen, bei den geehrten Interessenten des Werkes deshalb um freundliche Entschuldigung zu bitten, sondern auch zu erklären, daß sie einen noch längeren Verzug durchaus nicht verantworten zu können glauben und daher das Werk Thüringen und der Harz hiermit für geschlossen erkennen.

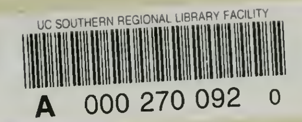
Wenn es auch in dem Suplement=Band nicht möglich war, allen in Thüringen und dem Harz bemerkenswerthen Stoff vollkommen zu erschöpfen, so liegt dies theils in der zu ausgedehnten Haltung mehrerer Beiträge, durch welche dieser Suplement=Band ohnedies voluminöser geworden ist, als er werden sollte, theils aber auch an dem gänzlichen Außenbleiben mehrerer zugesicherten Beiträge und in dem Mangel an geschichtlichen und anderen Notizen über manche Punkte, deren Erwähnung erwünscht gewesen wäre. Außerdem bezieht sich der Unterzeichnete wegen Auslassung der von manchem Leser vielleicht ungern vermißten Punkte, auf das, was er in dem Vorwort zu diesem Bande darüber aussprach und fügt nur noch die Bemerkung hinzu, daß eine noch größere Ausdehnung den Preis des Werkes dermaßen gesteigert haben würde, daß viele der geehrten Interessenten dadurch abgeschreckt worden wären.

Wir legen übrigens auch diesen Suplement=Band mit dem Bewußtsein in die Hände des Publikums, nichts verabsäumt zu haben, was bei einem mit so vielen Schwierigkeiten und Mühwaltungen verbundenen Unternehmen zu ermöglichen war und empfehlen unser Werk nochmals der Aufmerksamkeit und freundlichen Theilnahme aller Freunde der beiden so merkwürdigen als anziehenden Gegenden unseres deutschen Vaterlandes.

Friedrich von Sydow,
als Redacteur.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß
dieses 8. Bandes.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 270 092 0

